FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
IV
1031
BIBLIOTECA
VITT. EM III
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio XXII
Palchetto
Num.° d' ordine 5

B. Rhe
IV
1031

G 14491

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Zweite Ausgabe.

Mit Zugrundelegung der Bearbeitung von Dr. G. L. Kriegk

besorgt von

Dr. Oscar Jäger und Prof. Dr. Th. Creizenach.

Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart.

Vierter Band.

Oberhausen und Leipzig.

Ad. Spaarmann'sche Verlagshandlung.

1872.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Druck von Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Aus der Vorrede des Verfassers.

Es war überflüssig, dem dritten und vierten Theile dieser neuen Ausgabe der Weltgeschichte eine Vorrede vorzusetzen, da Hr. Kriegk mit großer Geschicklichkeit mehrentheils den eigenen Vortrag des Verfassers genau beibehalten hat, und über jede einzelne berichtigende Abweichung ihm Rechenschaft ablegte, die dann von Letzterem noch einmal geprüft ward. Man erhielt also den eigentlichen Text des Verfassers, berichtigt durch die ungemein genaue und gewissenhafte Prüfung des Herausgebers, und die von diesem gemachten Aenderungen, welche zum Theil auch auf später bekannt gewordenen Arbeiten beruhen, wurden von dem Verfasser einer neuen Prüfung unterworfen, so daß sie also die volle Bürgschaft desselben für sich haben. Aus dieser Ursache will der Verfasser über die vorhergehenden Bände nur ein paar Bemerkungen machen, und dagegen in Rücksicht der nächstfolgenden einige Winke und das Versprechen einer sehr thätigen Theilnahme an der Redaction geben.

Es muß nämlich künftig mit großer Geschicklichkeit durch Uebersetzung ganzer Stellen, die in den Noten mitgetheilt sind, durch Benutzung der in den Noten gegebenen Winke, durch Einschieben der an andern Stellen des Textes gemachten Bemerkungen dasjenige ergänzt werden, was in den ersten Theilen schon im Texte des Verfassers enthalten war. Wie schwierig und wie verdienstlich dies ist, wird nur der richtig beurtheilen können, welcher bedenkt, daß der Verfasser genau darüber wacht, daß die Leser blos das erhalten, was er wirklich gesagt hat, und dann nachsieht, mit welcher Mühe dies oft zusammengeordnet werden mußte. Dies gilt ganz besonders vom zweiten Theil der Weltgeschichte des Verfassers, der sehr viel Gelehrsamkeit enthält, aber höchst unvollkommen redigirt ist. Beim dritten Bande ist es schon leichter, dort brauchen nur die eingeschachtelten Sätze entschachtelt, und lange, verwickelte Perioden verkürzt und in deutlichere umgewandelt zu werden.

Was nun zunächst den (bisherigen) vierten Theil angeht, so hat der Verfasser schon bemerkt, daß mehrentheils sowohl Inhalt als Form wörtlich und bis aufs Kleinste genau aus dem universalhistorischen Abriß entlehnt sind; er darf also nur hinzufügen, daß auch in diesem Theile sein Mitarbeiter den Dank des Publikums dadurch verdient hat, daß er ihn bewog, Manches zu ändern, was er übersehen, und Manches zu berichtigen, was er versehen hatte. Wie das Letztere zu verstehen sei, will der Verfasser zuerst an einem Punkt der römischen Litteraturgeschichte deutlich machen; dann will er seiner Behandlung der Geschichte des Christenthums besonders aus der Ursache gedenken, weil darüber in unsern Tagen so verschiedene Ansichten

herrſchen, und weil im Mittelalter Alles davon abhängt, ob man blos für Kritik oder auch für die Poeſie des geiſtlichen Weſens Sinn hat.

Auf welche Art dem Verfaſſer die Bemerkungen des Hrn. Kriegk an vielen Stellen nützlich geweſen ſind, wird man unter Andern in der erſten Lieferung des vierten Bandes bemerken, wo von der römiſchen Memoiren-Litteratur die Rede iſt. Dort machte Hr. Kriegk mit Recht darauf aufmerkſam, daß diejenigen Gelehrten, deren Autorität in unſern Tagen am größten iſt, nichts davon wiſſen wollten, daß Sulla's Denkwürdigkeiten griechiſch verfaßt geweſen ſeien. Der Verfaſſer iſt indeſſen bei ſeiner Meinung geblieben, weil ihm Hr. Kriegk ſagte, daß auch Heeren dieſer Meinung geweſen ſei. Neuere Gelehrten nämlich behaupten, Sulla habe ſeine Denkwürdigkeiten lateiniſch geſchrieben, und der Verfaſſer glaubt gern, daß ſie ſehr gute Gründe anführen; da aber auch er Zeugniſſe aus dem Alterthum und die Meinung einiger neueren Gelehrten für ſich hat und zum gelehrten Streit hier nicht der Ort ſein kann, ſo iſt er dabei geblieben, daß das Original griechiſch war. Er geſteht übrigens, daß er hauptſächlich darum dieſe Thatſache feſthielt, weil ſie mit ſeiner Anſicht von der Bildung jener Zeit und der ihr analogen des achtzehnten Jahrhunderts ſo gut übereinſtimmt.

Anders verhält es ſich mit Lucull's Denkwürdigkeiten, in Betreff deren ihm Hr. Kriegk, der ſich dabei auf Drumann's Forſchungen ſtützte, einen Wink gab, daß ſeine Annahme unhaltbar ſei; er hat daher, um die Leſer nicht irre zu leiten, den Satz des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes aufgegeben, der dem Lucullus Denkwürdigkeiten zuſchreibt. Die Geſchichte des Bundesgenoſſenkriegs wird dagegen allgemein für eine Arbeit des Lucullus gehalten, er hat ihrer daher auch als ſolcher erwähnt.

Es wäre leicht, noch mehrere andere Stellen anzugeben, wo der Verfaſſer dem Rathe des Herrn Kriegk gefolgt iſt; er will aber lieber zuerſt noch kurz erwähnen, von welchem Geſichtspunkt aus er das Chriſtenthum aufgefaßt hat und noch künftig auffaſſen wird, und dann noch Einiges anführen, wodurch er ſelbſt der neuen Ausgabe der Weltgeſchichte und dem Zwecke, den er damit verbindet, nützlich zu werden hofft.

Der Verfaſſer, der aus Scholaſtik, Myſtik und Poeſie des Mittelalters einmal ein beſonderes Studium gemacht und Dante mehr als dreißig Mal geleſen und mehr als zwanzig Mal interpretirt hat, glaubt trotz ſeiner in Rückſicht der Leute, die das Chriſtenthum zu ihren Zwecken mißbrauchen wollen, oft geäußerten freien Meinungen kühn auftreten zu können. Er ſelbſt verdankt ſeine ſeligſten Stunden der Contemplation; wie ſollte er nicht einer Lehre günſtig ſein, die uns auf Seligkeit des inneren Lebens und auf einen göttlichen Geiſt führt, der uns mitten im irdiſchen Treiben zum göttlichen Schauen fortreißt? Was die Abſchnitte über das Chriſtenthum angeht, ſo wird man ſehen, daß er ſich gleich von Anfang an Mühe gegeben hat, das Chriſtenthum rein hiſtoriſch als Sache der ganzen Menſchheit aufzufaſſen. Dies war um ſo nöthiger, als alle folgenden Geſchichten am Faden desſelben fortlaufen. Für competent wird ihn hoffentlich jeder halten, welcher weiß, daß er ſchon um 1811 auf Daub's Betrieb, wegen eines Buches über einen Scholaſtiker und einen Ketzer des Mittelalters und wegen eines andern über zwei Reformatoren, als Profeſſor der Theologie nach Heidelberg berufen war und den Ruf ablehnte.

Der Verfaſſer hat, ungeachtet er von Hauſe aus Theolog war und immer noch eifrig Theologie ſtudirt, gleichwohl die Geſchichte der chriſtlichen Lehre als ſolche durchaus nicht behandeln zu dürfen geglaubt, weil das Urtheil über Dogmen nicht in die Weltgeſchichte gehört. Was das Weſen des Chriſtenthums, Liebe, Barmherzigkeit und Aufopferung, angeht, ſo hat er die beſeligenden Wirkungen des chriſtlichen Glaubens

in einem langen Leben so sehr erfahren, und tröstet sich, von den mit der Muttermilch eingesogenen biblischen Vorstellungen und Begriffen erfüllt, so vollkommen im höchsten Alter mit den Wahrheiten desselben über die Kürze des Lebens und die Nichtigkeit jedes Ruhms bei den Menschen und aller irdischen Bestrebungen, daß er unmöglich vom Christenthum unvortheilhaft urtheilen kann und wird. Auch ist er der Ueberzeugung, daß überall, wo auf christliche Anstalten und Einrichtungen ein Tadel fällt, dieser immer nur gewisse Personen und Zeiten trifft, niemals aber die an sich heiligen Dinge. Es ist überall in der Weltgeschichte nur von Erscheinungen bestimmter Zeiten die Rede, deren Ursachen stets in andern Erscheinungen oder in den Zeiten und besonderen Umständen, nie in gewissen Lehren oder allgemeinen Sätzen zu suchen sind. Auch die Spötter und Zweifler werden außerdem zugeben müssen, daß die jüdischen und christlichen Traditionen (um nicht einmal bei der reinen apostolischen Lehre stehen zu bleiben) den entarteten Generationen der späteren Griechen und Römer, deren Religion und Philosophie alle moralische Wirkung verloren hatte, einen neuen populären Glauben brachten, der ihre Seelen stählte. Dieselben Traditionen und Legenden, welche die alte Mythologie ersetzten, derselbe Glaube, der die Unterdrückten tröstete, entsprachen auch dem Bedürfniß der rohen und barbarischen Unterdrücker, und brachten in die blutige und räuberische Feudalzeit Liebe, Barmherzigkeit, Aufopferung für geistige Güter und himmlischen Trost. Das ist schon bedeutender Ersatz dafür, daß Heuchler und Scheinheilige die fromme Einfalt oft schändlich betrogen haben.

Von diesem Gesichtspunkt aus glaubt der Verfasser in Zeiten, wo im Kampfe zwischen Ungläubigen und Abergläubigen der wahre Glaube, der sich im Leben bewährt, sehr in Gefahr ist, ruhig seinen Weg gehen und den Streitflüchtigen ausweichen zu können. Er hat, um jeden Anstoß zu meiden, sogar das, was in dem universalhistorischen Abriß, welcher diesem Buche zu Grunde liegt, etwa kühner ausgesprochen war, bei der Durchsicht der Handschrift so modificirt, daß selbst der Furchtsamste es nicht scheuen darf. Dies geschah nicht aus Menschenfurcht oder um es mit Keinem zu verderben, das wird gerade ihm nicht leicht Jemand Schuld geben, sondern weil er in diesem Werke nicht wie in dem größeren sich auf einen exegetischen, theologischen oder gelehrten Standpunkt stellen darf. Er möchte Religion und Moral, welche in unserer Zeit bedroht sind, weil man sie schändlich mißbraucht, auf jede Weise und in jeder Form in Schutz nehmen und alles, was je heilig und wohlthätig war, dem gewöhnlichen Leser, der kein Forscher oder Kritiker und Philosoph ist oder sein will, von der besten Seite darstellen. Mit den Leuten, die ihre Sache zu Gottes Sache machen und jeden verdammen, der nicht ganz buchstäblich ihres Glaubens ist, hat der Verfasser hier nicht zu streiten; er kann nur berichten, und vertraut demüthig auch im Zweifel weit mehr auf Gottes Barmherzigkeit, als alle Zänker unserer Zeit zu thun scheinen. Diese Bemerkungen schienen dem Verfasser nöthig, nicht blos in Beziehung auf das, was im universalhistorischen Abriß sehr ausführlich und sehr genau, im vierten Theile dieser Ausgabe aber kurz und gedrängt vorgetragen ist, sondern ganz besonders in Beziehung auf die zunächst folgenden Theile.

Was die letzten Theile des universalhistorischen Abrisses angeht, so legt der Verfasser auf diese für sich selbst den höchsten Werth unter allem dem, was er je geschrieben hat, und er bemerkt dies bei der Gelegenheit gerade hier, weil er nur sehr wenig davon in dieses für das größere Publikum bestimmte Werk aufgenommen hat. Er wünscht nämlich denen, welche eine ernste Anstrengung nicht zurückschreckt, in dieser Vorrede das Studium der beiden letzten Bände des universalhistorischen Abrisses als Vorstudien des Mittelalters und aller seiner Erscheinungen zu empfehlen, da ihm bei der Aus-

arbeitung derſelben das Mittelalter ſtets vor Augen ſchwebte, und er jeden Zug, den er aufnahm, weniger in Beziehung auf das ſinkende Alterthum, als in Beziehung auf das entſtehende Mittelalter betrachtete. Er glaubt daher auch als Einleitung zu der mit dieſem Hefte beginnenden Geſchichte des Mittelalters nichts Kürzeres und Paſſenderes vorausſchicken zu können, als eine Erklärung über die Gründe, die ihn bewogen, einen größeren Fleiß auf Inhalt und Form der letzten Bände des Abriſſes zu wenden, als er je erwartete oder erwarten durfte anerkannt zu ſehen. Dies konnte ihn nicht abhalten, weil er zu ſeinem eigenen Vergnügen arbeitete. Er dachte nämlich, da er ein Theolog und mit der ſcholaſtiſchen Litteratur des Mittelalters befreundet ſei, ſo nähme er mehr Antheil an der Litteratur des ſinkenden Reichs, als Gibbon und Sismondi auf der einen, Tillemont und Lebeau auf der anderen Seite thun konnten. Es war ihm eine innere Angelegenheit. Die beiden erſteren Schriftſteller für die große Welt ſuchten den Ruhm, geiſtreich, die beiden anderen den Ruhm, gelehrt, loyal und orthodox zu ſein. Der Verfaſſer dagegen ſuchte in dem wüſten Chaos der Kirchenſchriftſteller die Elemente des künftigen Fortſchreitens und im Tode ein neues Leben. Nur wo Fortſchritt iſt, kann Geſchichte gedacht werden; an der chineſiſchen, türkiſchen, byzantiniſchen wird auch ein Thucydides zu Schanden. Beim ängſtlichen Zuſammenſuchen der Atome des neuen Lebens, das erſt im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte ſich entwickelte, ging der Verfaſſer von dem Gedanken aus, daß die Vorſehung ſtets in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt aus dem Tode neues Leben, aus der Verweſung eine neue Blüthe hervorruft. Er wandte daher ſehr viel Zeit und ſehr viel Arbeit darauf, nicht etwa um gleich ſeinen Vorgängern blos mit Hülfe Tillemont's und anderer Sammlungen der Zeit Ludwig's XIV., ſondern aus der ganzen dürren und abſchreckenden Litteratur ſelbſt unmittelbar alle Atome des werdenden neuen Lebens und der Litteratur des Mittelalters hervorzuſuchen und anzudeuten. Er bemühte ſich außerdem, Leben und Bewegung zu ſchaffen, wo keine zu ſein ſchien, und widmete den größten Fleiß gerade dem Theile, der keinen Geſchichtſchreiber gehabt hatte und kaum Chroniken hat. Dieſe ganze Mühe war nach außen hin größtentheils verloren, wahrſcheinlich weil der Theil des Publikums, der des Verfaſſers Bücher lieſet, die Zeiten nach Conſtantin für ſo troſtlos hielt, daß es ihm nicht der Mühe werth ſchien, dem Verfaſſer Schritt vor Schritt zu folgen und mit ihm die Spuren des werdenden kräftigen und contemplativen Mittelalters unter dem Graus und den Trümmern der entarteten und entnervten Kaiſerzeit hervorzuſuchen. Er hat ſich daher ſchon im vierten Bande beſtrebt und wird ſich auch ferner beſonders beſtreben, ſeine Idee und ſeine Abſicht in dieſem kürzern Werk dem größern Publikum handgreiflich zu machen und durch eine leichte, klare und kurze Zuſammenſtellung der Hauptſachen auch dem Dilettanten einen Begriff von ſeiner Anſicht der beſſern Seite des Mittelalters zu geben. Daraus wird man ſich erklären, warum er, der weder Teutone, noch abſoluter Freund des Mittelalters, noch Romantiker iſt, und dem ſeine Leſer für eine ſo große Bemühung um die traurigſten Zeiten der Menſchheit wenig dankten, dennoch eine größere und herzlichere Freude an den mit unſäglicher Mühe und nach jahrelangen Studien gearbeiteten letzten Bänden des univerſalhiſtoriſchen Abriſſes hatte, als je an irgend einer anderen Arbeit.

Dies gilt vorzugsweiſe auch von der Litteratur. In dieſer Beziehung muß hier bemerkt werden, daß in der politiſchen Geſchichte die Wanderungen der Gothen, Vandalen und Hunnen für den Untergang der alten Civiliſation, die Geſchichte Odoaker's und Theodorich's für die Amalgamirung des Alten mit dem fremden Element, welches die Germanen aus ihren Urſitzen mitbrachten, vorzugsweiſe bedeutend ſind. Was die

Geſchichte des Chriſtenthums und der Litteratur angeht, ſo legt der Verfaſſer beſonders auf den Satz Bedeutung, daß Hierarchie und ein Glaube ohne Wiſſen Bedürfniß und Wohlthat für eine Zeit waren, wo alles Wiſſen und alle weltliche Ordnung in Blut und Mord untergingen. Daraus wird Niemand beweiſen können oder wollen, daß ſie auch zu jeder anderen Zeit eine Wohlthat ſeien. Man bedenke nur, daß die Elemente des Mittelalters, die Einrichtung der Schulen und Studien desſelben, die Anfänge des neuen geiſtigen Lebens, welches Karl der Große aus Italien und Britannien (Alkuin) zu den Franken brachte, gerade in der ſonderbaren Litteratur enthalten ſind, welche ſich in der oſtgothiſchen Zeit bildete.

Hier könnte der Verfaſſer dieſe Vorrede ſchließen, da er dem ſiebenten Bande eine neue vorzuſetzen Willens iſt; allein er hat vorher verſprochen, noch eine ausführliche Erklärung über dasjenige hinzuſetzen, was er ſchon von dieſem fünften Bande an für die Geſchichte des Mittelalters zu thun gedenkt, und will jetzt ſein Verſprechen erfüllen. Er hofft durch die folgenden Erklärungen allen Leſern zu beweiſen, daß es ihm vielleicht hie und da an Glück und Talent fehlen kann, daß es ihm aber an Eifer und Fleiß und an der Aufopferung, die des Lehrers Pflicht iſt, nie mangeln wird. Wenn er nämlich das begonnene Werk blos als Speculation auf Ruhm oder Vortheil betrachtete, ſo dürfte er die Sache nur ſich ſelbſt überlaſſen, ſie iſt ſo gut im Gange, daß ſie von ſelbſt geht; er glaubt aber, daß gerade durch die große Verbreitung des Buchs ihm eine größere und heiligere Verpflichtung auferlegt iſt. Er will daher alles, was ihm die Jahre an Kraft übrig laſſen, die ganze Muße, die ihm ſein ſehr eingezogenes Leben verſchafft, dazu anwenden, um ſeinen Landsleuten zu beweiſen, daß er wenigſtens im Cabinet die Pflichten eines ſein Vaterland über Alles liebenden Bürgers erfüllen will, wenn er ſie auch im Lichte des Lebens und im praktiſchen Geſchäft nicht leiſten kann.

Zunächſt bemerkt er in dieſer Beziehung, daß er Sorge tragen wird, dem Abriſſe orientaliſcher Geſchichten, ſoweit dieſe in ein für das große Publikum beſtimmtes Werk aufgenommen werden dürfen, die größte Richtigkeit zu verſchaffen. Je kürzer und allgemeiner man eine Materie behandelt, deſto größer muß nach unſerer Meinung die Genauigkeit in den einzelnen Punkten ſein, die man hervorhebt. Die orientaliſchen Geſchichten erhalten gerade dadurch für das Mittelalter Bedeutung, daß ſie ein mächtiges Fortſchreiten im Oſten und Weſten ans Licht bringen, während im Norden und Süden von Europa Alles ſtarr iſt. Der Verfaſſer glaubt daher, daß zwar die ſpecielle Geſchichte Arabiens vor Mohammed und der Zeiten des ſpätern Khalifats dieſem allgemeinen Werke nicht angehören, daß dagegen die Zeiten von Mohammed bis ins vierzehnte Jahrhundert für die Offenbarung der Gottheit in der Zeitfolge menſchlicher Geſchichten höchſt merkwürdig ſind. Der Gottheit Weſen erſcheint nach der Idee des Verfaſſers dem Geiſte des Sterblichen auf dieſelbe Weiſe in der moraliſchen Welt im Kreislauf der Civiliſation, wie ſie ſich ihm in der phyſiſchen in den Ellipſen der Planetenbahnen und in deren Wirkungen offenbart. Dieſen Gedanken hat er nirgends geltend zu machen geſucht, weil er fürchtete, er möchte eine Grille ſein; er hat ſich aber bei ſeinen mühſeligen Studien des Orients eben ſo ſehr daran erfreut, als wenn er erwieſene Wahrheit wäre. Der Verfaſſer ging von der Idee aus, welche Dante aufs Kaiſerthum anwendet, wenn er von ihm oder, was einerlei iſt, vom Reichsadler ſagt, daß er zuerſt ſeinen Sitz im Orient hatte, dann mit Aeneas nach Alba Longa und von dort nach Rom flog, unter Conſtantin in den Orient zurückkehrte und unter Karl dem Großen den Occident wieder zu ſeiner Wohnung erkor. Alle menſchliche Civiliſation, Religion, die höchſte Höhe einer ganz eigenthümlichen Bildung, Künſte

und Wiſſenſchaften waren Jahrtauſende hindurch allein dem Orient vorbehalten. Dieſe Blüthe des Orients verwelkte ſeit Cyrus' Zeit. Von der Zeit an blühte Griechenland auf. Unter Alexander und unter ſeinen Nachfolgern erleuchtete dann das Licht des Occidents auch den Orient wieder, und es erblühte dort eine griechiſch-orientaliſche Bildung. Dieſe Civiliſation blieb die des römiſchen Reichs. Als das römiſche Reich unterging, ward die Cultur des Menſchengeſchlechts im Orient wiedergeboren, während der Occident in Barbarei verſank. Die Geſchichte der Blüthe des von Mohammed aufgeregten Orients muß daher der früheren Geſchichte der neuen chriſtlichen Reiche und der römiſchen Hierarchie vorangehen; dadurch wird dann das Weſen des Ritterthums, wie es ſich abgeſehen von normänniſcher Feudalität geſtaltete, und die Bedeutung der Kreuzzüge ohne alle Weitläufigkeit oder gelehrte Demonſtration dem geſunden Verſtande durch Geſchichte und Thatſachen anſchaulich werden. Das Ritterthum war Heroismus, Poeſie und Begeiſterung, ſo lange Chriſtenthum und Islam kämpften, die Kreuzzüge riefen alſo eine neue Civiliſation hervor; ſpäter machte der Stolz des Feudaladels aus Rittern rohe Räuber. Man verdankte damals dem Chriſtenthum eine neue Bildung. Die Wohlthaten des Chriſtenthums und die Poeſie, Künſte, Civiliſation des Mittelalters wurden allerdings von der europäiſchen Menſchheit während und durch die Kreuzzüge theuer erkauft; denn der eine Theil der Menſchheit ward aufgerieben, der andere gleich Thieren zum Werkzeuge des Adels und der Pfaffen gemacht; aber wann war das je anders? Wir Menſchen würden den Weg nicht wählen dürfen, den die Vorſehung wählte; wir ſeufzen; aber wir erkennen in Demuth, was auch gegenwärtig den Polen, Spanier und Italiener tröſtet, daß des Menſchen Wege nicht Gottes Wege ſind, oder mit anderen Worten, daß die Wege des Herrn wunderbar und ſeine Rathſchlüſſe unerforſchlich ſind. Dies hindert aber nicht, daß ſie nicht jeder, der Lebenserfahrung hat, um ſo mehr im Glauben verehrt, je weiſer er iſt.

Die orientaliſchen Geſchichten hatte der Verfaſſer, als er die Weltgeſchichte mit großer Genauigkeit arbeitete, aus den ihm zugänglichen Quellen, den wörtlichen Ueberſetzungen und den Arbeiten der größten Orientaliſten, beſonders de Sacy's und ſeiner Schüler geſchöpft: er hat aber jetzt Herrn Kriegk gebeten, für den populären Zweck, der nur wenig Einzelnes zuläßt, zwei ganz neue Quellen zu Rathe zu ziehen, ehe er dem Verfaſſer die Arbeit zur Durchſicht vorlegte. Dieſer hat dann das Seinige gethan. Dieſe Bücher ſind das Leben Mohammed's von Herrn Dr. Weil, Profeſſor und Bibliothekar an unſerer Univerſität, und die von demſelben Gelehrten aus bisher unbekannten oder ſchlecht benutzten und überſetzten Quellen gezogene Geſchichte des Khalifats, von welcher leider nur der erſte Theil, der die Geſchichte der Ommejaden enthält, hat benutzt werden können; es wird aber die Geſchichte der Abbaſiden unmittelbar folgen. Von dieſem, aus den uns Occidentalen nicht zugänglichen Quellen geſchöpften Werke hatte Herr Prof. Weil dem Verfaſſer die Aushängebogen gütigſt mitgetheilt. Herr Weil iſt als einer der beſten Kenner der orientaliſchen Sprachen in Frankreich und Deutſchland bekannt, er hat aus Handſchriften ganz neue Dinge ans Licht gebracht, ſein Buch iſt als Quelle zu betrachten. Die Namen, die Daten, die Orte, die Thatſachen, welche Hr. Weil aus ſeinen Quellen oder nach ſeiner genauen Sprachkenntniß anders beſtimmt hat, als der Verfaſſer mit mangelhafter Sprachkenntniß gethan hatte, ſind daher in dieſem Hefte ohne Bedenken geändert worden. In der Auffaſſung des Allgemeinen iſt Hr. Kriegk mit Recht ihm allein gefolgt.

Eine andere Verbeſſerung, welche dieſem Werke zugedacht iſt, verdient eine ausführlichere Erörterung. Der Verfaſſer will nämlich aus ſeinen Heften über Bildung und Litteratur des Mittelalters dieſer populären Geſchichte eine Anzahl Paragraphen

neu beifügen, die ſich in dem ihr zu Grunde liegenden gelehrten Werke nicht finden. Würde er dies nicht thun, ſo würden die Bände über das Mittelalter den Theilen über die Geſchichte bis zum Untergange des oſtgothiſchen Reichs ungleich werden. Dieſe Ungleichheit würde um ſo auffallender ſein, als der Verfaſſer in den Bänden, die er noch künftig als Ergänzung der Weltgeſchichte zu liefern hat, dieſelbe Methode befolgen wird, die er im univerſalhiſtoriſchen Abriß befolgt hat. Es würden alſo die erſten und die letzten Bände dieſes neuen Werkes eine andere Form gehabt haben, als die mittleren. Der Verfaſſer hat für dieſe Arbeit in den Heften und Sammlungen für ſeine viele Jahre hindurch gehaltenen Vorleſungen Material genug, da er ſeines vorgerückten Alters wegen nicht mehr daran denkt, dieſe Materialien vollſtändig zu einem eigenen Werke zu benutzen. Das Letztere hatte er früher im Sinn, deshalb ſchrieb er ſich die ausführlichen Hefte über die Culturgeſchichte der mittleren und neueren Zeit. Aus dieſen Heften will er den Stoff für die Paragraphen entlehnen, welche der Litteratur gewidmet ſein ſollen; denn für Leben und Staat findet Hr. Kriegk Stoff genug, entweder im Text oder doch in den Noten. Der Verfaſſer hofft um ſo mehr die Paragraphen aus ſeinen Heften ziehen zu können, da das gegenwärtige Werk eben ſo wenig als früher die Vorleſungen für Gelehrte von Fach beſtimmt iſt, die mit Recht größere Anſprüche machen, als hier befriedigt werden können. Dieſes Werk kann die Litteratur nur in allgemeinen Zügen bezeichnen, um den Gang der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, welcher zugleich eine Offenbarung des göttlichen Geiſtes iſt, darzulegen. Am Studium des Einzelnen hat es der Verfaſſer nicht fehlen laſſen, es darf aber davon nur ſehr wenig in einem Werke Platz finden, welches dem großen Publikum beſtimmt iſt.

Der Verfaſſer hat für den Zweck, den er in dieſen Paragraphen verfolgen wird, mehr trockene Bücher geleſen, als nöthig geweſen wäre. Wenn es blos auf Litteratur ankäme, hätten ihm Handbücher und Lehrbücher wahrſcheinlich beſſer gedient; ihm waren jedoch die Schriftſteller und ihre Bücher nur der Faden, an dem er der allmählichen Entwickelung der Intelligenz in einer dunklen Zeit folgen konnte. Es kam nicht auf den Reichthum litterariſcher Notizen an, wie ſie der Gelehrte ſucht, ſondern auf die einzelnen hellen Punkte, welche in einer dunklen Nacht Leitſterne ſein können. Er hat daher in jeder Periode gewiſſe einzelne Schriftſteller vorzugsweiſe ins Auge gefaßt, welche ihm für ihre Zeit beſonders merkwürdig ſchienen, um aus ihnen die Beſchaffenheit des inneren Lebens jedes Zeitraums mit dem äußeren zu vergleichen. Viele Namen, viele Bücher in dieſem populären Buche zu nennen, würde nur verwirren, wenn es auch nicht die Beſtimmung des Buchs für das größere Publikum durchaus verböte; es iſt daher Material genug in des Verfaſſers Heften. — Was die Vertheilung dieſer Paragraphen über Litteratur angeht, ſo wird der Verfaſſer darüber erſt ſeinen Mitarbeiter hören, an dem er ſtets in Bezug auf Plan, Vertheilung und Verhältniß der einzelnen Abſchnitte unter einander einen ſehr verſtändigen Rathgeber gefunden hat. Drei Punkte wird er übrigens überall bei den erwähnten, an den mit dem Redactor des Werks zu verabredenden Stellen einzuſchiebenden Paragraphen beſonders berückſichtigen, um die langſamen Schritte der werdenden neuen Cultur bis dahin zu verfolgen, wo der Verfaſſer ſelbſt zur Fortſetzung der Weltgeſchichte die Feder wieder ergreifen muß. Dieſe drei Punkte ſind: Zuerſt der Einfluß der arabiſchen, mauriſchen und indiſch-perſiſchen Bildung. Zweitens der Einfluß der Urbildung der Germanen und Skandinavier, die nicht Barbaren waren, ſondern es in ihren Kriegen erſt wurden, auf die ihrem ſchwärmenden Gemüthe ganz und durchaus entſprechende chriſtliche Lehre, die ihnen mehrentheils in den Geſchichten und Poeſieen des alten

Teſtaments, ſeltener im neuen Teſtament oder doch nur in den darin enthaltenen Wundergeſchichten nachgewieſen wurde. Drittens muß das Wiederaufleben der alten Litteratur in den ſehr ſchwachen Spuren, die ſich ſeit Alkuin's Zeit hie und da in den Schulen zeigen, durch die kirchliche Litteratur und die Chroniken verfolgt werden. Ganz beſonders muß aber angedeutet werden, wie die Gelehrſamkeit der Profeſſoren und die Herrſchaft des Klerus das deutſche Recht verdrängte und die Oeffentlichkeit der Juſtiz vernichtete. Die berüchtigten Gloſſatoren zu Bologna, ihre Barbarei und Gemeinheit auf der einen, die Heimlichkeit der Glaubensgerichte und ihr ganzes gerichtliches Verfahren, wie die Redaction des geiſtlichen Codex auf der anderen Seite waren dem, was man Wiſſenſchaft nennt, eben ſo vortheilhaft, als ſie dem Leben verderblich waren. Dies mag genug ſein, um anzudeuten, warum auch in einem populären Buch die gelehrte Bildung berührt werden muß.

Neben der theologiſchen Litteratur und der gelehrten Bildung verdient freilich noch eine andere Erwähnung, welche in der eigenthümlichen Volkslitteratur enthalten iſt. Dieſe ward ſpäter von der aus der erneuerten Bekanntſchaft mit den Alten hervorgegangenen verdrängt. Ueber dieſe Volkslitteratur muß ſich der Verfaſſer in den wenigen Paragraphen, die er der Litteratur widmen darf, allerdings ſehr kurz faſſen. Der Verfaſſer darf ſich in einem dem Volke im edlen Sinne dieſes Worts beſtimmten Werke auf Uranfänge, auf Analyſe und Kritik der, trotz aller Vortrefflichkeit, verſchollenen und nur von Gelehrten oder Dilettanten ſtudirten Dramen, Gedichte, Erzählungen u. ſ. w. des Mittelalters, auf die von Liebhabern ſehr geſuchten Reſte der Urpoeſie nicht einlaſſen; er wird ihrer nur dann erwähnen, wenn er Elemente der neuen Litteratur, ehe ſie noch Geſtalt gewonnen haben, darin nachweiſen kann. Die Volkslitteratur des Mittelalters iſt wie die Volksſprache eine todte geworden, ſie gehört daher unter allen europäiſchen Nationen, etwa die Italiener ausgenommen, einzelnen Forſchern und Liebhabern an, auf deren Feld ſich der Verfaſſer nicht wagen würde, ſelbſt wenn er für ein anderes Publikum ſchriebe, als das iſt, welches er ſich dieſes Mal gewählt hat. Er folgt daher in dem, was er darüber nothwendig ſagen muß, auf eigenes Studium verzichtend, gern den Winken der Männer, die ein beſonderes Studium aus den Dichtern und Legenden des Mittelalters gemacht haben, wie er über orientaliſche Litteratur durch Vergleichung eines Reiske, Hammer-Purgſtall, de Sacy ſeine eigene und ſeiner Leſer Belehrung ſuchen muß.

Man darf ſich übrigens nicht verwundern, wenn der Verfaſſer, in Beziehung auf die nach und nach ſich geſtaltende Bildung des neuen Lebens und der neuen bürgerlichen Geſellſchaft und ihrer Gewerbe, für die früheren Zeiten des Mittelalters vorzugsweiſe nur Italien ins Auge faßt. Es kommt ihm blos darauf an, den ſucceſſiven Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit recht augenſcheinlich zu machen, das konnte auf dieſe Weiſe am beſten geſchehen. Auf Gründlichkeit oder Vollſtändigkeit kommt dabei weniger an, als darauf, daß das allmähliche Fortſchreiten vom Ungeordneten und Mangelnden des Mittelalters zur Regel der neuen Zeit in den verſchiedenſten Gattungen der Litteratur gezeigt werde. Der Gang, den der Verfaſſer in Beziehung auf ſucceſſives Fortſchreiten des Mittelalters von den feudaliſtiſchen und hierarchiſchen Formen des Staatslebens und der mit dieſen verbundenen Erſcheinungen des geſelligen und litterariſchen Verkehrs zum Monarchiſchen und Geregelten der neuen Zeit beobachten wird, iſt im Allgemeinen folgender.

Es werden ſich vom fünften Theile an die Bemerkungen über Bildung und Litteratur auf dieſelbe Weiſe, wie in den vier erſten Theilen, unmittelbar an die

Paragraphen reihen, in welchen Hr. Kriegk, wie in der vorigen Abtheilung geſchehen war, politiſche Geſchichte und die Geſchichte des Staats- und Privatlebens verbunden hat. Es werden daher gleich vorn Bemerkungen über die Verdienſte der Araber um das neuere Leben und die neuere Bildung dem Ueberblick der Thaten der Nachfolger des arabiſchen Propheten folgen. Dies wird eine Einleitung zu dem bilden, was nachher die Italiener angeht, welche mit den Arabern in unmittelbarer Berührung ſtanden. Der Rückblick auf die germaniſche, bei der Einwanderung ins römiſche Reich untergegangene Bildung und der Hinblick auf Karl's des Großen und ſeiner Nachfolger Bemühungen, eine halb barbariſche, halb römiſche Litteratur im neuen halb römiſchen, halb deutſchen Reiche hervorzurufen, finden am beſten ihren Platz zunächſt vor und nach den Geſchichten vom Emporblühen und Erlöſchen der Karolinger. Dem Abſchnitte, welcher ganz kurz die merkwürdige Geſchichte der Siege der Skandinavier und der Länder und Provinzen, deren ſie ſich bemächtigten und zu denen die Normandie, Neapel und England gehören, behandelt, muß ein Paragraph über die ihnen eigene hiſtoriſche Poeſie und über ihre Spitzfindigkeit in den Formen und den Klopffechtereien der Theologen angehängt werden. Auf dieſelbe Weiſe wird den ſpaniſchen Geſchichten die kurze Notiz über mauriſche und cataloniſche Geiſtesbeſtrebungen ſchon wegen des Zuſammenhangs mit der provenzaliſchen und mit der franzöſiſchen überhaupt unmittelbar folgen müſſen. Die altfranzöſiſche Litteratur in den zahlreichen Dialekten des Nordens und Südens, welche für Ritterthum, Tourniere und frohes und freies Leben neben Mönchthum und finſterer Aſcetik ebenſo wichtig iſt, als für die deutſche Poeſie der ſchwäbiſchen Zeit und für die italieniſche überhaupt, wird am beſten gleich nach den Zeiten Ludwig's des Heiligen erwähnt.

Die Erwähnung des Theils der Litteratur, welcher ſich auf die Entſtehung einer neuen freien Wiſſenſchaft und eines freien bürgerlichen Lebens bezieht, die Bemerkungen über die von einer großen Stadt zur andern wandernden griechiſchen und italieniſchen Lehrer mathematiſcher und phyſikaliſcher Wiſſenſchaft und freier Kunſt gehören ganz nothwendig zur Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten des Mittelalters. Was die contemplative und philoſophirende, mehrentheils mit Poeſie oder Religion innig verbundene Bildung des Mittelalters angeht, ſo darf der Verfaſſer, ſo werth ihm perſönlich dieſe Seite iſt, ſo viel und ſo gern er mit den beſſern Scholaſtikern geſchwärmt hat, ihrer in einem Buche, das nicht für Schwärmer und contemplative Seelen, ſondern fürs Leben beſtimmt iſt, nur ſehr kurz gedenken. Er hat übrigens in den drei Abhandlungen, die als erſter Theil einer von ihm herausgegebenen Ueberſetzung des Lehrbuchs für königliche Prinzen, welches Vincenz von Beauvais im dreizehnten Jahrhundert ſchrieb, vorausgeſchickt ſind, den Gang dieſer Art Bildung vollſtändig angegeben. Für den eigentlichen Zweck der zu gebenden Notizen über Litteratur oder mit anderen Worten für das Zuſammenhalten der litterariſchen und bürgerlichen Beſtrebungen der Zeit würde, wenn das Buch für Gelehrte beſtimmt wäre, die Geſchichte des Ariſtoteles im Mittelalter, die Art und Weiſe ihn zu erklären oder zu gebrauchen am beſten dienen können; für ein gemiſchtes Publikum ſcheint es paſſender, einen anderen Weg zu wählen. Durch Ariſtoteles und ſeine Erklärer angeregt, verſuchte das Mittelalter, das ſich in der Tiefe gefiel, wie die neuere Zeit ſich in der Breite gefällt, alles Wiſſen zuſammenzudrängen, wie die neuere Zeit dagegen die Fächer theilt und theilen muß, wegen der großen Erweiterung, welche alle Zweige des Wiſſens erhalten haben. Jetzt wäre es thöricht, nach einem encyclopädiſchen Wiſſen zu ſtreben oder das geſammte

Gebiet der Wiſſenſchaften durch einen Mann in einem Buche bearbeiten zu laſſen; im Mittelalter war dies ſehr gut möglich und bei den Alten ebenfalls. Dadurch wurden gewiſſe Werke von ungeheurem Umfange hervorgebracht, welche ein Bild ihrer Zeit ſind. Sie ſind praktiſch und wiederum contemplativ, verſuchen Alles auf ein einziges Princip zurückzuführen, und verlieren ſich wieder in Einzelheiten ohne Maaß, zeigen ſehr vielen Menſchenverſtand und Erfahrung, und berichten dabei die abgeſchmackteſten Geſchichten, Märchen und Wunder. Ein paar ſolcher Encyclopädieen des Mittelalters zu erwähnen, wird alſo hinreichend ſein, um die Beſtrebungen der verſchiedenen Zeiten, denen ſie angehören, zu bezeichnen.

Heidelberg, den 30. April 1846.

F. C. Schloſſer.

Anmerkung des Bearbeiters.

Im vorliegenden Bande hat sich eine beträchtliche Anzahl von Zusätzen, Aenderungen und Einfügungen als nothwendig erwiesen. Wenn auch der Verfasser selbst sich das Eingehen auf die Anfänge der Völkergeschichte keineswegs zur Lieblingsaufgabe gestellt hat: so hat er doch hier, wo neue Stämme semitischen, germanischen und finnischen Ursprungs eintreten, Ansätze zur Behandlung der Urzeiten theils selbst gemacht, theils seinem für das Ethnographische trefflich ausgerüsteten Mitarbeiter gestattet. Diese Ansätze genügen nicht mehr, da seitdem ein Vierteljahrhundert vorübergegangen, in welchem die eifrigste Forschung sich mit jenen früheren Zuständen so erfolgreich beschäftigt hat, daß die Ergebnisse für die richtige Auffassung der späteren Zeiten und der eigentlichen Staatengeschichte nicht mehr zu entbehren sind.

Ferner mußte in den Abschnitten, die von den deutschen Stämmen handeln, die Bezugnahme auf Gesetzgebung und Staatseinrichtungen erweitert werden, da nach den Leistungen eines Waitz und Anderer, sowohl seiner Anhänger wie seiner Gegner, auch in einer wesentlich erzählenden Darstellung diese entscheidenden Culturmomente nicht als Nebensache behandelt werden können.

Was endlich die litterarischen Ausführungen angeht, so war hier der bisherige Grundton nicht nur, sondern eine große Zahl der Einzelschilderungen unbedingt beizubehalten, da die warme Liebe zur Sache und der wohlthuende Eindruck der persönlichen Kenntnißnahme gerade in diesen Abschnitten mit am schönsten hervortreten. Es mußte jedoch auch hier die Fülle des neu Gewonnenen in bescheidenem Maaße herangezogen werden; so namentlich wo von den angelsächsischen Schriftwerken und von der in manchem Betracht für den deutschen Leser beziehungsreichen persischen Dichtung die Rede ist. Auch die Berücksichtigung der bildenden Künste in ihren historisch wichtigsten Anfängen war nicht abzuweisen.

Ueberhaupt ſtellt ſich die Frage, ob des berühmten Verfaſſers perſönliche Stimmung und Verſtimmung für den ſpäteren Bearbeiter kategoriſch maaßgebend ſein darf, mitunter als eine ſchwer zu löſende heraus. Ich habe das Subjective möglichſt zu ſchonen geſucht und ſo z. B. die heutzutage wohl unnöthige Anſpielung auf eine im Jahre 1846 wichtige „Theatergöttin" nach einigem Bedenken beibehalten. Wenn aber Schloſſer ſeine zur Mißbilligung geneigte Ausdrucksweiſe, die ſich mit allem Recht beſonders gern gegen das Conventionelle und Hofmäßige wendet, in Bezug auf Juſtinian und ſeine Regierung rückhaltlos walten läßt: ſo ſchien es mir nicht überflüſſig, auf das Großartige, das dieſe Regierung in den Augen der Mitwelt und der ſpäteren Jahrhunderte gewann, in einem Zuſatz aufmerkſam zu machen und dabei des Prokop wenigſtens in einigen Zeilen zu gedenken. Schloſſer hat manche Erſcheinung, auch im Gebiete der Litteratur, einzig aus dem Grunde mit mürriſcher Kürze behandelt, weil ſie zufällig in den Jahren, da er ſchrieb, ein belletriſtiſches Intereſſe erregte, an deſſen breitem Weſen er vielleicht Ueberdruß empfand; ſo iſt es im vorliegenden Bande dem Firduſi, ſo im dreizehnten dem Shakſpeare ergangen. Wir aber, die ſpäteren Bearbeiter, dürfen uns derartige Stimmungen nicht geſtatten, ſondern haben zu bedenken, daß das Buch in mancher bildungsluſtigen Familie, bei manchem unſtudirten Leſer die Stelle eines geſchichtlichen Hausſchatzes zu vertreten hat.

Wenn wir es uns gleichwohl zum erſten Geſetz gemacht haben, dem Leſer vor Allem eine im Ganzen und in den meiſten Einzelheiten immer noch Schloſſer'ſche Weltgeſchichte zu liefern: ſo werden in den folgenden Bänden, ja ſchon in dieſem von dem Abſchnitt über die Karolinger an, die nothwendigen Aenderungen noch leiſer und ſchonender ſein können.

Frankfurt a. M., Februar 1871.

Th. C.

Geſchichte des Mittelalters.

I. Die erſten Zeiten des Mittelalters

vom Untergang des weſtrömiſchen Kaiſerthums bis zur Trennung des fränkiſchen Reiches unter den Karolingern.

I. Geschichte der Völker und Staaten des Ostens.

1. Das byzantinische und das neupersische Reich bis zum Untergange des Letzteren.

Die Herrschaft der östlichen Hälfte des römischen Reiches war nach der traurigen Regierung des Arkadius und seines Sohnes Theodosius II. in die Hände eines kräftigen Mannes, des Thraciers Marcianus, gekommen (450), und ein ebenso kräftiger Mann, welcher gleichfalls von barbarischer Abkunft war, Leo I., folgte diesem (457) auf dem Throne nach. Nach dem Tode des Letzteren bemächtigte sich sein Schwiegersohn, Zeno, der Regierung, und behauptete sie durch List, Verrath und Gewalt bis zu seinem Ende (491); mit seiner Bewilligung hatte Theodorich den Zug gegen Odoaker unternommen. Durch die Hand seiner Wittwe ward dann Anastasius I., ein alter Hofbeamter, Herr des Reiches. Dieser hatte als Feind der Rechtgläubigen beständig mit inneren Empörungen zu schaffen, während zugleich Kriege mit dem rohen Bergvolk der Isaurier, mit den Persern und mit den Bulgaren die Kräfte des Staates in Anspruch nahmen. Als Anastasius starb (518), schwang sich ein alter General slawischen Ursprungs, Justinus I., der einst als bulgarischer Bauernsohn in die kaiserliche Leibwache eingetreten war, hinterlistiger Weise auf den Thron. Er verwandte nämlich die Summen, die ihm anvertraut worden waren, um die Leibwache für einen Andern zu gewinnen, für sich selbst, und ließ nachher diejenigen, die ihn als Werkzeug hatten gebrauchen wollen, aus dem Wege räumen. Justinus war, als er Kaiser ward, zwar schon 68 Jahre alt und dabei ein so roher und unwissender Mann, daß er nicht einmal die Bildung des gemeinen Bürgers besaß; wie sein Zeitgenosse Theodorich vollzog er seine Namensunterschrift nur durch eine Schablone. Dessen ungeachtet erwarb er sich große Verdienste um das Reich und erleichterte seinem Nachfolger die glänzenden Unternehmungen, welche derselbe machte, durch verständige und nützliche Maaßregeln. Er war haushälterisch und streng sittlich, brachte das Heer und die Finanzen wieder in Ordnung, lin-

derte die Noth der Unterthanen und erwarb sich die Achtung der benachbarten Fürsten.

Sein Neffe und Nachfolger, Justinianus I., welcher schon längst im Kabinet gearbeitet hatte, zeichnete sich während einer achtunddreißigjährigen Regierung (527—565) vorzugsweise durch unermüdliche Thätigkeit und große Mäßigkeit aus. Er stellte das kaiserliche Ansehen wieder her und hob dadurch das Reich selbst. Hierin ward er von seiner Gemahlin Theodora, einem sonst verabscheuungswerthen Weibe, kräftig unterstützt. Die Liebe zu dieser Frau und der große Einfluß, welchen dieselbe in allen Staatsangelegenheiten hatte, ist der Hauptvorwurf, der dem Kaiser Justinian gemacht werden kann. Theodora war ursprünglich eine Schauspielerin, welche während einer Reihe von Jahren als mimische Künstlerin in Constantinopel aufgetreten war und sich ebensowohl durch ihre ins Unglaubliche gehende Schamlosigkeit, als durch ihre ausgezeichnete Schönheit die Gunst des Publikums erworben hatte. Sie verließ nachher diese Laufbahn, um mit einem kaiserlichen Statthalter als dessen Geliebte nach Afrika zu ziehen, ward von diesem bald wieder verstoßen, gerieth dadurch in Noth und Elend, und wandte sich dann der entgegengesetzten Lebensweise zu. Sie kehrte nach Constantinopel zurück, lebte in größter Zurückgezogenheit von dem Fleiß ihrer Hände und spielte ebenso geschickt die Sittsame und Fromme, wie sie früher die Rolle einer sittenlosen Buhldirne gespielt hatte. In dieser Lage ward sie mit dem jungen Justinian bekannt. Sie wußte denselben so sehr in ihre Netze zu verstricken, daß er ihr Sklave wurde und blieb, und daß er sie schon gleich bei der ersten Bekanntschaft geheirathet haben würde, wenn nicht seine Tante, die Kaiserin Euphemia, ihren Gemahl abgehalten hätte, seine Einwilligung dazu zu ertheilen. Kaum war aber Euphemia gestorben, als Justinian seinen Oheim bewog, durch ein besonderes Gesetz eine alte Verordnung aufzuheben, nach welcher die Ehe eines vornehmen Römers mit einer Schauspielerin verboten war, worauf dann Theodora nicht allein mit Justinian vermählt ward, sondern auch alle Ehren einer Kaiserin empfing. Obgleich sie sehr herrschsüchtig war und sich in alle Reichsangelegenheiten mischte, so wäre doch zu wünschen, daß die Theatergöttinnen, welche Einfluß auf Regierungen erhielten, nie schlechter als sie gewesen wären. Theodora verband mit der größten Herrschsucht, Frömmelei und Ueppigkeit die größte Klugheit und Festigkeit und erwarb sich durch diese Eigenschaften ausgezeichnete Verdienste um Justinian und um das Reich. Bei dem sogenannten Nika-Aufstande (532) rettete sie ihrem Gemahl Thron und Leben.

Bei diesem Aufstande zeigte sich recht deutlich, was in Constantinopel aus den Rechtsnachfolgern des alten römischen Volkes gewor-

den war. Es war nämlich bei den öffentlichen Wettfahrten schon seit Jahrhunderten gebräuchlich gewesen, daß die Zuschauer Parteien bildeten, welche nach den Farben der Kleidung der Wagenführer benannt wurden. Die Eifersucht und Zwietracht dieser Parteien ward im Laufe der Zeit immer größer und die öffentlichen Wettkämpfe in dem Circus beschäftigten zuletzt das Volk mehr, als die wichtigsten Reichsangelegenheiten. Oft geriethen die Parteien in blutige Kämpfe mit einander, und ihre gegenseitige Verfolgung wurde sogar auf die Verhältnisse des alltäglichen Lebens übertragen. Schon unter Anastasius I. verloren einst bei einem Kampfe in Constantinopel, der zwischen den beiden Parteien der Grünen und Blauen ausbrach, nicht weniger als 3000 der Letzteren das Leben. Unter Justinian, welcher den Blauen gewogen war, wütheten beide Parteien fünf Jahre lang gegen einander. Als endlich der Kaiser dem Uebel Einhalt thun wollte, kam es zu einem förmlichen innern Kriege, und die entschiedenen Maßregeln, welche die Regierung zur Unterdrückung des Kampfes ergriff, hatten keinen andern Erfolg, als daß beide Parteien sich mit einander gegen die Behörden verbanden. Constantinopel war in Folge davon fünf Tage lang eine Stätte des Mordes und Brandes; selbst die von Constantin dem Großen erbaute prachtvolle Kirche der Sophia, das Hauptgebäude der Stadt, wurde damals ein Raub der Flammen, ebenso der Senatspalast und die Hospitäler sammt den Kranken, die darin beherbergt wurden. Große Feuersbrünste waren von jeher bezeichnend für die Aufstände, die in Constantinopel stattfanden. Die Regierung verlor bei diesem Aufruhr, welcher nach dem Kampfworte des Pöbels den Namen Nika (siege!) erhielt, alles Ansehen. Vergebens suchte Justinian zuletzt durch Nachgiebigkeit und angebotene Verzeihung die wüthende Menge zu beschwichtigen; das Volk rief endlich einen Mann von altrömischem Stamme, den Hypatius, zum Kaiser aus; derselbe war ein Neffe des Kaisers Anastasius und führte seinen Ursprung auf Pompejus den Großen zurück. Jetzt verlor Justinian den Muth. Er beschloß zu entfliehen, und würde diesen Entschluß auch ausgeführt haben, wenn nicht Theodora durch ihre unerschütterliche Festigkeit ihn wieder ermuthigt hätte. Procopius, der Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, legt ihr das stolze Wort in den Mund: wer einmal den Purpur getragen, der dürfe die Herrscherwürde nur zugleich mit dem Leben aufgeben. In der Person des Feldherrn Belisarius erkannte sie den Mann, der im Stande war, die furchtbare Empörung zu unterdrücken. Er hatte sich früher im Perser-Kriege ausgezeichnet, und seine sehr kluge Gemahlin Antonina, die durch gleiche Sitten mit Theodora enge verbunden war, verschaffte ihm an Justinian's Hofe einen großen Einfluß, den er nachher allen Neidern

zum Trotze lange Zeit zu behaupten wußte. Theodora forderte ihn zur Rettung des Kaisers auf; er stellte sich in Verbindung mit einem anderen Anführer, Mundus, an die Spitze von 3000 Veteranen, und durch seine Gewandtheit und Entschlossenheit wurden die Empörer schnell zu Paaren getrieben. Wie gefährlich der Aufstand war und welch großes Verdienst sich Belisar durch die Unterdrückung desselben erwarb, kann man daraus ermessen, daß dabei nach der geringsten Angabe 30,000 Menschen ums Leben gekommen sein sollen.

Bald nachher ward Belisar auf Theodora's Betreiben mit der Führung des vandalischen Krieges beauftragt. Er beendigte denselben in kurzer Zeit, und unterwarf seinem Kaiser die Provinz Afrika. Der traurige Zustand dieses Landes ward durch die griechische Eroberung keineswegs verbessert. Die Griechen geriethen bald mit den wilden mauriſchen Nomaden in blutige Händel, die Letzteren machten daher häufige Raubzüge im Lande, und auch die Reste der Vandalen streiften verheerend umher. Aus Constantinopel wurden Schaaren von Finanzbeamten geschickt, die das ganze Wohl des Staates in die Formen der Verwaltung und in das Rechnungswesen setzten; diese Leute suchten die Erhebungen wieder nach den alten Steuerregistern einzurichten, in welchen die Abgaben der Zeit vor dem Einfall der Vandalen, als das Land noch im blühendsten Wohlstande war, aufgezeichnet waren, und da diese zur Zeit der Vandalen vernichtet worden waren, so herrschte die ärgste Willkür bei der Steuererhebung. Ferner wurde von den Griechen der arianische Gottesdienst strenge verboten, wodurch man nicht nur einen großen Theil der Einwohner, sondern auch viele Soldaten unter den griechischen Besatzungstruppen aufs tiefste kränkte. Endlich ließ Justinian auch noch alle Güter der Vandalen zum Besten des Schatzes einziehen, und erbitterte dadurch diejenigen Soldaten und Officiere seines Heeres, welche sich mit Wittwen oder Töchtern der Vandalen verheirathet hatten und einen Theil dieser Güter als erbliches Eigenthum in Anspruch nahmen. Diese Mißgriffe riefen eine Empörung nach der andern hervor, und die Ruhe ward nicht eher wieder hergestellt, als bis das Land verödet war.

Auch Italien, welches durch Belisar und Narses den Ostgothen entrissen und dann durch den Letzteren als Statthalter von Ravenna aus beherrscht ward, erfreute sich nur so lange eines ruhigen Zustandes, als Narses die Verwaltung der Halbinsel leitete. Dieser trat in Odoaker's und Theodorich's Fußstapfen; er suchte die alte Verfassung und die alten Gesetze aufrecht zu erhalten, hütete sich aber sorgfältig, sie in den Gegenden in Anwendung zu bringen, deren Bevölkerung und Sprache sich geändert hatten. Ganz besonders war er darauf

bedacht, die Verbindung der im Lande angesiedelten Barbaren mit den an der Grenze lauernden Völkerschaften zu verhindern. In den geistlichen Angelegenheiten beobachtete Narses die nämliche Vorsicht. Es waren damals die griechischen und lateinischen Geistlichen, die Bischöfe von Rom und von Constantinopel, die Arianer und die Rechtgläubigen in unaufhörliche Streitigkeiten über Dogmen verwickelt. Dies machte die Lage eines Laien, wie Narses, der von den verschiedenen Parteien angerufen ward, doppelt schwierig. Er wurde bald von Constantinopel aus aufgefordert, sich in die geistlichen Händel zu mischen, bald reizte ihn die Heftigkeit der Verfolgten durch Widerspruch oder offene Widersetzlichkeit; er wußte aber immer eine kluge Mitte zu beobachten, ließ sich zu keinen harten Maaßregeln verleiten, verachtete ohnmächtiges Geschrei und hielt die Streitenden in Schranken. Der Hauptgegenstand des theologischen Streites jener Zeit waren die verschiedenen Naturen in Christo. Schon im vorhergehenden Jahrhundert war der Orient dadurch aufs heftigste erschüttert worden. Nestorius, Patriarch von Constantinopel, hatte um das Jahr 430 die Lehre von der Verschiedenheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo gepredigt, und gegen ihn war der Patriarch von Alexandria, Cyrillus, mit der Behauptung aufgetreten, daß man sich beide Naturen nicht von einander getrennt denken dürfe. Die morgenländische Kirche zerfiel darüber in zwei feindselige Parteien, welche die Namen Nestorianer und Monophysiten (d. h. die an die Einheit der Naturen Christi Glaubenden) erhielten. Beide verfolgten einander mit großer Heftigkeit, und die deshalb veranstalteten Kirchenversammlungen hatten wie gewöhnlich nur den Erfolg, daß die Wuth der Parteien sich steigerte. Justinian, der die unglückliche Gewohnheit hatte, Alles selbst zu lenken und zu ordnen, mischte sich auch in diesen Zwist und suchte die hadernden Geistlichen mit einander auszusöhnen; er verwickelte sich aber nur in ein Labyrinth von Kämpfen und Kabalen. Er ließ sich bewegen, drei Artikel eines früheren Concilbeschlusses zu verwerfen, weil er hoffte, daß man dadurch die eine Partei gewinnen könne, ohne die andere zu kränken. Es erfolgte jedoch gerade das Gegentheil. Justinian hielt deshalb 553 eine große Kirchenversammlung in Constantinopel, und brachte auch den römischen Papst Vigilius durch Gewalt dazu, die Beschlüsse derselben anzuerkennen, obgleich die ganze abendländische Geistlichkeit sie verwarf. Alles dies half nichts; denn die verschiedenen Secten behaupteten sich trotz der kaiserlichen Decrete und Verfolgungen, und als bald nachher bei Vigilius Tode ein Mann, der jene Beschlüsse freiwillig annahm, zum Papste ernannt ward, konnte man nicht einmal drei Bischöfe zusammenbringen, um ihn einsegnen zu lassen.

Die geistlichen Zwiste, welche den Staat in seinem Inneren zerrissen, waren nicht das einzige Uebel unter Justinian's Regierung; das Reich hatte im Norden und Osten auch durch auswärtige Feinde zu leiden. Die Longobarden, welche in die ehemaligen Wohnsitze der Ostgothen eingerückt waren, die Gepiden, die Bulgaren, verschiedene slawischen Stämme und andere Völkerschaften des Nordens machten oft verheerende Raubzüge in die Grenzprovinzen und drangen einige Male bis an die Thore von Constantinopel vor. Einmal (559) würde sogar die Hauptstadt des Reiches wahrscheinlich in die Hände einer bulgarischen Schaar gefallen sein, wenn nicht der greise Belisar sich an die Spitze der zagenden Einwohner gestellt und durch seine Entschlossenheit von neuem den Kaiser und seine Residenz gerettet hätte.

Auch die Perser, gegen welche Belisar früher seine ersten Lorbeeren erfochten hatte, bedrängten das griechische Reich mehrere Male auf eine sehr bedenkliche Weise. Sie wurden seit dem Jahre 531 von einem der berühmtesten Sassaniden, Chosroës I., beherrscht, dem der Orient den Beinamen Nuschirwan, d. i. der Gerechte, ertheilt hat, obgleich er mit Grausamkeit und Tyrannei regierte, und nur da, wo die Rücksicht auf seine eigene Macht nicht ins Spiel kam, den Forderungen der Gerechtigkeit Gehör schenkte. Im Uebrigen legte dieser Fürst einen großen Werth darauf, seiner Regierung durch Förderung der Litteratur und derjenigen Wissenschaften, für welche das Morgenland von jeher Sinn hatte, einen besonderen Glanz zu verleihen. Er gründete eine medicinische Akademie; er ließ die Geschichten und Sagen des persischen Reiches in Annalen zusammenstellen, welche später dem großen Firdusi zur Quelle dienten; unter ihm wurde die alte indische Fabelsammlung „Pantschatantra" durch Barsuye, den Leibarzt des Chosroës, in das Pehlewi, die Volkssprache des westlichen Persiens, übersetzt. *) Diese Bestrebungen wurden um so wichtiger, als das Sassanidenreich nach Chosroës Tod kaum noch einen Bestand von sechzig Jahren haben sollte. —

Chosroës Nuschirwan that im Jahre 540 einen verwüstenden Einfall in das griechische Reich und erreichte seinen auf Zerstörung und Raub gerichteten Zweck um so leichter, als die griechischen Anführer theils wegen ihrer eigenen Unfähigkeit, theils wegen der zu großen Schwäche der ihnen anvertrauten Kriegsmacht ihm durchaus nicht gewachsen waren. Ganz Syrien ward verheert und die Hauptstadt Antiochia fast dem Boden gleich gemacht. Gegen das Versprechen

*) Diese, in Pehlewi abgefaßte Bearbeitung ist längst verloren gegangen; doch diente sie unter dem Namen „Kalila und Dimna" zur Grundlage einer arabischen Uebersetzung, aus welcher nicht nur die Moslemen, sondern auch das christliche Abendland einen reichen Schatz von Spruchweisheit und allegorischer Sittenlehre schöpften.

eines jährlichen Tributs verstand sich Chosroës endlich zum Abzug. Dessen ungeachtet verwüstete er gleich nachher die Gegenden, durch welche er nach Persien zurückkehrte. Justinian schickte daher noch zweimal nach einander Belisar gegen ihn. Dieser stellte die Ehre der griechischen Waffen wieder her und trieb den Perser-König zurück; er ward aber gerade zu der Zeit, als eine glückliche Beendigung des Krieges nahe schien, wieder abgerufen. Da Justinian auch allen anderen tüchtigen Officieren nicht traute, so wurde das Heer, das sich ohnehin in einem elenden Zustande befand, nachher von den Persern mit leichter Mühe überwältigt, und der Kaiser mußte zuletzt, nachdem seine Truppen eine schimpfliche Niederlage erlitten hatten, froh sein, mit Geld einen Waffenstillstand erkaufen zu können (544). Als dieser zu Ende gelaufen war, schämte sich Justinian nach wiederholtem Kampfe nicht, einen neuen fünfjährigen Friedensvertrag einzugehen, vermöge dessen er aus den streitigen Gegenden des lazischen oder kolchischen Berglandes wich und sich zu einem Tribut unter der milderen Bezeichnung eines Jahresgeschenkes verstand. Freilich war er damals auch von den Barbaren an der Donau schwer bedrängt.

In allen Kriegen Justinian's hing der Gang der Dinge nicht sowohl von dem Geiste des Heeres, als von den Verhältnissen des byzantinischen Hofes ab. Theodora beherrschte den Kaiser, sie und ihre Günstlinge entschieden über die Anführung der Truppen und über die größere oder geringere Macht, welche den Feldherren gegeben wurde; selbst Belisar, der sein Feldherrntalent allenthalben bewährte und beim Heere das größte Vertrauen besaß, behauptete sich nur durch den Einfluß seiner Gattin Antonina. Diese Frau fröhnte mit der größten Rücksichtslosigkeit ihren Lüsten und Belisar war schwach genug, ihr Alles zu verzeihen und der Liebe zu einem unwürdigen Weibe seine Ehre aufzuopfern. Obgleich übrigens dem ausgezeichneten Feldherrn die Rücksichten und Künste des Hofmannes über Alles gingen, so erlag er doch zuletzt dem Mißtrauen des Kaisers. Er wurde, nachdem er noch wenige Jahre vorher die Hauptstadt des Reichs vor den wilden Bulgaren gerettet hatte, der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtig und auf Justinian's Befehl eine Zeit lang in standesmäßiger Haft gehalten (562). Er erhielt zwar seine Freiheit und seine Ehrenstellen wieder, als er aber einige Monate nachher starb, ließ Justinian unter dem Vorwande, daß Belisar keine Erben habe, seine Güter einziehen. Man hat später die Geschichte von Belisar's Ungnade durch Erdichtungen sehr entstellt, welche keiner Widerlegung bedürfen, da die Schriftsteller aus dieser und der nächsten Zeit nichts davon anführen. Belisar soll nach diesen Erzählungen auf Befehl des erzürnten Kaisers geblendet und aller seiner Habe

beraubt worden sein; und um die Erzählung noch rührender zu machen, hat man sogar hinzugesetzt, daß der greise Feldherr von einem Sklaven geführt in den Straßen von Constantinopel sein Brod erbettelt habe. *)

Justinian's rastlose Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Kriege im Osten und Westen des Reiches und auf die Angelegenheiten der Kirche; er bestrebte sich auch durch andere Unternehmungen der verschiedensten Art, seinen Namen zu verherrlichen. Er suchte den indischen Handel zu beleben und die Seidenzucht, welche damals auf China beschränkt war, in seinem Reiche emporzubringen; er setzte zu diesem Zwecke zwei christliche Mönche, welche von dort zurückkamen, durch reichliche Unterstützung in den Stand, eine zweite Wanderung vorzunehmen, von welcher sie einen Vorrath von Eiern der Seidenraupe, deren Ausfuhr aus China streng verboten war, in ihren ausgehöhlten Reisestäben heimbrachten. Seit Justinian's Zeit ward daher zuerst im Orient, dann in Sicilien, Italien und dem südlichen Frankreich die Seidenraupe gezogen. Außerdem ließ der Kaiser in allen Gegenden des Reiches, ohne Rücksicht auf den Zustand der Finanzen, Festungen, Brücken, Wasserleitungen, Kirchen und andere Bauwerke errichten; vor Allem Palästina wurde durch ihn mit Gotteshäusern und Pilgerherbergen versehen. Auch die bei dem Nika-Aufstande abgebrannte Sophienkirche, eigentlich der göttlichen Weisheit (Hagia Sophia) geweiht, zu Constantinopel, ward von ihm mit ungeheuren Kosten wieder aufgebaut und später, als das Dach durch ein Erdbeben eingestürzt war, mit einem neuen höchst merkwürdigen Kuppelbau überwölbt; sie macht im Inneren, abgesehen von der einst so prunkvollen Ausschmückung, den großartigsten Eindruck. Nach ihrer Vollendung soll der Kaiser ausgerufen haben: „Salomo, ich habe dich besiegt!“ Durch seine rastlose und vielseitige Bauthätigkeit kam Justinian dem Ideal des Herrscherthums nahe, wie es sich besonders in kaiserlichen Despotieen ausgebildet hat.

In noch höherem Grade geschah dies durch sein Gesetzbuch oder vielmehr durch die von ihm veranstaltete Sammlung der vorhandenen römischen Gesetze, welche weit vollständiger und besser eingerichtet war, als die früher unter Theodosius dem Jüngeren gemachte. Justinian faßte den Plan dazu gleich nach seinem Regierungsantritt und übertrug die Leitung des Ganzen dem Juristen Tribonianus, welcher dasselbe im Jahr 529 zu Ende brachte. Dieses Werk wurde

*) Tzetzes, der zuerst berichtet, daß Belisar aus dem Gefängniß einen Beutel herabgelassen und um einen Obolus gebettelt habe, gehört dem zwölften Jahrhundert an.

unter dem Namen des Justinianeischen Gesetzbuches (Codex Justinianeus) officiell bekannt gemacht, und die Gerichte im Reiche erhielten den Befehl, nach dem Inhalte desselben ihre Entscheidungen zu geben. Vier Jahre später ward unter dem Namen Pandekten oder Digesten noch eine Sammlung von Auslegungen und Erklärungen der ausgezeichnetsten früheren Rechtsgelehrten hinzugefügt, sowie die aus einem Lehrbuch des Rechtes bestehenden sogenannten Institutionen. Endlich ließ Justinian dieses Gesetzgebungswerk noch durch die Novellen, d. h. durch die Sammlung der von ihm neu erlassenen Gesetze, vervollständigen. Die Juristen trugen dabei Sorge, daß, wo es nur immer möglich war, die Grundsätze der Freiheit der alten Römer getilgt und nur dasjenige übrig gelassen wurde, was mit ihrem neuen Fürstenrechte übereinstimmte, so daß nachher die Einführung des römischen Rechtes unter den Germanen wissenschaftlich eine Wohlthat, politisch ein Verderben war. Der Einfluß, den in den fortschreitenden Jahrhunderten das Christenthum gewonnen, zeigt sich vorzugsweise in den Abschnitten über die Ehe und in einzelnen strafrechtlichen Bestimmungen. Dem ganzen Werke hat man später den Namen Corpus juris ertheilt, und die Geistlichkeit, die Fürsten und ihre sklavischen Diener und irre geleiteten Gelehrten haben dafür gesorgt, daß das römische Recht in der ihm unter Justinian gegebenen Form von allen christlichen Staaten des Mittelalters angenommen ward; in England allein wurde es auf geistliche Gerichtshöfe beschränkt und gilt in den übrigen nur als Aushülfe und als Vernunftrecht. Die Wissenschaft des Rechtes war die erste, die nach einer strengen, dem Wesen der Sache selbst entsprossenen Methode durchgearbeitet erschien.

So glänzend auch Justinian's Regierung war, so sehr er selbst sich durch Thätigkeit, Fleiß und Mäßigkeit auszeichnete, so litt doch das Reich unter ihm an allen den Nachtheilen, welche allzuglänzende Regierungen und die allzugroße Geschäftigkeit der Herrscher herbeizuführen pflegen. Man kann von diesem Kaiser in mehrfacher Hinsicht das Nämliche sagen, was von dem französischen Könige Ludwig XIV. gilt, mit welchem Justinian schon öfters verglichen worden ist. Beide bewiesen dieselbe unermüdliche Thätigkeit und Geschäftigkeit, Beide waren von derselben Bigotterie beseelt, auf Beiden lastete Weiberherrschaft, und in Beider Staaten brachte die Begierde nach Kriegsruhm und eine auf großen Steuerndruck gegründete übermäßige Prachtliebe dieselben Erscheinungen hervor. Auch erging es dem griechischen Kaiser ebenso, wie dem französischen Könige. Justinian sah sich bei dem besten Willen und trotz seiner rastlosen Thätigkeit in die größten Verlegenheiten verwickelt. Er schadete durch seine Gesetzsammlung und durch

sein Bemühen, das Studium des Rechtes zu erleichtern, der Ausübung des Rechtes mehr, als alle seitherigen Unklarheiten und Schwierigkeiten geschadet hatten. Er wollte ferner die Religionsstreitigkeiten beilegen, und machte sie nur noch ärger, er suchte die Geistlichen zu versöhnen, und entzweite sie durch seine Bemühungen erst recht. Er zog Männer von Ruf zu Rathe, und ward nicht nur das Spielwerk derselben, sondern ließ sich auch zu Widersprüchen verleiten. Er eroberte die Provinz Afrika, und richtete sie zu Grunde; er entriß Italien seinen fremden Gebietern, wußte es aber nicht gegen eine neue, bald nach seinem Tode eintretende Barbaren-Herrschaft sicher zu stellen. Im Greisenalter verfiel Justinian in blinden Eigensinn, er behielt aber bis zu seinem im 83sten Lebensjahre erfolgten Tode seine alte Thätigkeit. Theodora war schon 17 Jahre früher gestorben.

Bei den späteren Geschlechtern erschien Justinian als derjenige, der die volle Kraft des römischen Imperiums auf dem Thron von Byzanz verwirklichte, während seine Nachfolger meist nur den Schein und Anspruch aufrecht hielten. Er hatte den alten Sitz der Herrschaft, Rom, wieder unter seine Befehle gebeugt; er hatte die größte Leistung Roms, seine Gesetzgebung, in eine endgültige Form gebracht; er unterwarf nebst Karthago die Inseln des mittelländischen Meeres bis zu den Balearen hin und übte eine Zeit lang die oberste Gewalt über diesen Schauplatz der alten Geschichte. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat noch Dante, der im Uebrigen die Verlegung des Herrschersitzes nach dem Bosporus als ein Vergehen gegen die Fügung Gottes betrachtet, den Justinian in das Paradies versetzt. Freilich in dem Reiche, das nunmehr das römische hieß, waren Freiheitsliebe, Bürgersinn und Menschenwürde völlig unverstandene Begriffe. Dabei verschwanden gerade in Justinian's Zeit einige ehrwürdige Namen und Einrichtungen der alten Welt aus der Geschichte. Das Consulat, welches unter dem getheilten Kaiserthum zum bloßen Schatten herabgesunken war, wurde 541 förmlich aufgehoben; die senatorischen Familien Italiens erlitten unter den Gräueln des Ostgothenkrieges solche Verluste, daß Narses nach Beendigung desselben keinen Senat mehr vorfand; erst nach Jahrhunderten wurde er als römische Stadtbehörde wiederhergestellt. Ferner schloß Justinian in christlichem Eifer die letzte Philosophenschule zu Athen, womit nun auch der erlauchte Name der platonischen Akademie erlosch. Sieben Lehrer, die noch übrig waren, wanderten nach Persien zu Chosroë Nuschirwan, unter dessen Schutze sie eine Zeit lang lebten; der bedeutendste unter ihnen war Simplicius. Man hat sie in thörichter Vorliebe für Parallelen mit jenen sieben Weisen verglichen, welche als die ersten Urheber der griechischen Philosophie gelten.

Zu dem Glanze der Regierung Justinian's gehört ferner der Umstand, daß die Thaten und Ereignisse seiner Zeit an Prokopius von Cäsarea einen Geschichtschreiber gefunden haben, der freilich an Tiefe, Freimuth und schlichter Würde mit den großen Alten nicht entfernt zusammenzustellen ist, doch aber sehr achtbare Eigenschaften besitzt und an Geschäftskenntniß, Gründlichkeit und selbst an Darstellungskunst die Chronisten jener Jahrhunderte weit überragt. Er begleitete den Belisar auf seinen Feldzügen als Geheimschreiber und beschrieb in seinem Hauptwerke die Kriege desselben, wobei er jedoch bis auf das Ende des vierten Jahrhunderts zurückgeht. Es ist bezeichnend, daß ein zweites Werk desselben Mannes, eine umfangreiche Lobschrift auf Justinian unter dem Titel „Ktismata" sich fast nur mit den Bauwerken beschäftigt, welche der Kaiser errichten oder wiederherstellen ließ; und nicht minder, daß in einem dritten Buch „Anekdota", das ihm allgemein zugeschrieben wurde, einzig die Kehrseite zum Vorschein kommt, da in demselben Justinian und Theodora sammt allem was sie gethan, wie in einer Skandalchronik, nur von der ungünstigsten Seite geschildert werden.

Da Justinian keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Neffe Justin II. (565), ein kränklicher und schwachsinniger Mann, dessen Gemahlin Sophia die ganze Regierung leitete. Unter diesem Kaiser ward einerseits der größte Theil von Italien den Griechen wieder entrissen, und anderseits begann das tatarische oder türkische Volk der Awaren, das sich im Norden der Donau niedergelassen hatte, seine verheerenden Einfälle in das Reich. Italien ward ein Raub der Longobarden, welche seither in Ungarn gewohnt und sich dort nicht nur die Heruler unterworfen, sondern auch in Verbindung mit den Awaren das Volk der Gepiden vernichtet hatten.

An der Spitze der Longobarden stand damals ein ausgezeichneter Führer, Alboin. Dieser berühmte König, dessen glückliche Unternehmungen später durch viele Heldenlieder verherrlicht wurden, warf, wie früher der Ostgothe Theodorich, sein Auge auf Italien, und beschloß im Jahr 568 mit seinem Volke dahin zu ziehen. Die Longobarden kannten Italien; denn sie waren einst von Narses zu Hülfe gerufen worden, und hatten den ostgothischen König Totilas besiegen helfen. Narses hatte sie damals gleich nach dem Siege wieder entlassen, weil sie aller Mannszucht ermangelten und empörende Frevel übten; sie streiften aber seitdem häufig über die Alpen bis tief in das Venetianische hinein, und sehnten sich nach besseren Wohnsitzen, als die Sümpfe von Ungarn ihnen gewährten. Ihr Eroberungszug nach Italien würde sich also schon daraus auf eine ganz einfache und natürliche Weise erklären; es kam aber noch der besondere Umstand hin-

zu, daß Alboin einer der unternehmendsten Männer jener Zeit war, der in mehr als einer Beziehung mit Chlodwig, dem Eroberer von Gallien, und mit Theodorich, dem Eroberer von Italien, Aehnlichkeit hatte. Wir brauchen daher auch nicht einer ohnehin unwahrscheinlich klingenden Sage Gehör zu schenken, nach welcher die Longobarden bei ihrem Zuge nur der Rachgier des Narses gedient hätten. Dieser griechische Statthalter ward nämlich um dieselbe Zeit (568) von seiner 14jährigen Verwaltung Italiens abgerufen, und zwar, wie es heißt, auf Betreiben der Kaiserin Sophia, deren Gunst er verscherzt hatte. Sophia soll bei der Gelegenheit mit Bezug auf die Art, wie Narses sich früher hinaufgearbeitet hatte, höhnend gesagt haben: Narses möge wieder zu dem ihm geziemenden Posten in der Spinnstube der Weiber zurückkehren. Diese empfindliche Beleidigung soll den griechischen Statthalter bewogen haben, aus Rache die Longobarden nach Italien zu rufen, und man legt ihm dabei das drohende Wort in den Mund: er wolle der Kaiserin einen Faden spinnen, den sie ihre Lebtage nicht mehr werde entwirren können. Die Longobarden, an welche sich 20,000 Sachsen mit ihren Familien anschlossen, brachen im Frühling des Jahres 568 in die später nach ihnen benannte Lombardei ein. Schon im September waren sie Herren des ganzen oberen Italiens bis auf die Seeplätze und die Stadt Pavia. Die letztere hielt eine dreijährige Belagerung aus und erbitterte durch ihre Hartnäckigkeit den Longobarden-König so sehr, daß er schwur, die Stadt zu vertilgen und alle ihre Bewohner zu tödten. Als jedoch Pavia endlich gefallen war (572), wurde es durch einen Mann aus Alboin's Gefolge vor der furchtbaren Strafe bewahrt; dieser deutete nämlich den Umstand, daß das Pferd Alboin's beim Einzuge in die Stadt strauchelte, als ein Zeichen des göttlichen Zornes, und bewog dadurch den König, seinen Schwur unerfüllt zu lassen.

Alboin genoß die Früchte seines Sieges nicht lange; denn er starb schon 573 eines gewaltsamen Todes. Da die Schriftsteller, welche uns diese Begebenheiten überliefert haben, vor allen Paul Warnefried, ihre Berichte aus longobardischen Heldenliedern entlehnten, so hat die Geschichte von Alboin's Tod eine sehr romanhafte Färbung erhalten. Alboin hatte noch vor dem Zuge nach Italien Rosamunde, die Tochter des erschlagenen Gepiden-Königs, gezwungen, sich mit ihm zu vermählen. In höhnendem Uebermuth zwang er dieselbe einst, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, dessen er sich nach der Sitte mancher wilden Völker bei festlichen Gelegenheiten als Becher zu bedienen pflegte. Um sich für diese barbarische Mißhandlung zu rächen, bewog Rosamunde einen jungen Waffenträger des Königs, Helmichis, zur Ermordung seines Herrn, indem sie ihm

ihre Hand versprach und ihm Hoffnung machte, daß der Besitz derselben ihm auch die Krone verschaffen werde. Durch ihn und durch einen riesenstarken longobardischen Kriegsmann, welchen Rosamunde auf ähnliche Weise zu gewinnen gewußt hatte, ward Alboin eines Tages in seinem Schlafzimmer überrascht und nach fruchtloser Gegenwehr getödtet. Die Longobarden waren über den Mord ihres Königs sehr erbittert und Rosamunde entging nebst ihren Gehülfen nur durch schnelle Flucht der Strafe. Sie begab sich nach Ravenna zu dem griechischen Exarchen oder Statthalter Longinus. Dieser warb um ihre Hand und bewog sie, ihren Günstling Helmichis zu vergiften. Kaum hatte aber der Letztere den Giftbecher zur Hälfte getrunken, als er die Sache merkte. Er zwang daher Rosamunde mit gezogenem Schwerte, die andere Hälfte des Bechers zu leeren. Beide starben, Longinus bemächtigte sich der Schätze Alboin's, welche die Königin bei ihrer Flucht geraubt hatte, und schickte sie nebst der hinterlassenen Tochter Rosamunda's nach Constantinopel. Die Longobarden wählten sich aus der Zahl ihrer Anführer einen neuen König, Kleph. Dieser ward seiner Grausamkeit wegen schon nach achtzehn Monaten (574) ermordet, das Volk blieb hierauf zehn Jahre ohne König und das Reich zerfiel in eine Anzahl kleiner Districte, welche von ebenso vielen Edeln beherrscht wurden. Nichts desto weniger behaupteten die Longobarden das eroberte Land gegen die Waffen der Griechen. Dies ist um so befremdender, da sich den Griechen damals außer der Zersplitterung der longobardischen Macht noch andere Vortheile darboten. Sie besaßen alle Seestädte, so wie viele Orte in den Gebirgen des Inneren, und die Longobarden, welche Arianer und halbwilde Barbaren waren, behandelten nicht nur die unglücklichen Bewohner von Italien auf schreckliche Weise, sondern sie geriethen auch aus Habgier mit ihren sächsischen Bundesgenossen in einen so heftigen Zwist, daß die letzteren insgesammt in ihre frühere Heimath zurückzogen. Allein alle diese Vortheile wurden durch die persönliche Unfähigkeit des griechischen Kaisers, durch den Zustand seines Hofes und durch den neu ausgebrochenen Perser-Krieg mehr als aufgewogen. Die Griechen wurden daher nach und nach immer mehr aus ihren Besitzungen verdrängt, und die Longobarden waren bald die Herren von Ober- und Mittelitalien.

Kaiser des byzantinischen Reiches ward nach Justin's Tode (578) zuerst der Thracier Tiberius, den jener schon vier Jahre vorher (574) zum Regenten eingesetzt, und dann dessen Schwiegersohn, der Römer Mauritius (582—602), der sich als Feldherr ausgezeichnet hatte. Beide hatten nicht allein mit den Persern zu kämpfen, sondern auch mit den Awaren, welche sogar bis an die Mauern von

Constantinopel drangen und den griechischen Kaisern einen Tribut abnöthigten. Unglücklicher Weise war Mauritius auch in Betreff der inneren Angelegenheiten nicht klug und umsichtig genug, er reizte vielmehr durch sein Verfahren die Geistlichkeit, trieb seine Soldaten zur Unzufriedenheit und brachte sich dadurch in eine schlimme Lage. Auf diese Weise beraubte er sich selbst der Möglichkeit, aus den Verwirrungen Vortheil zu ziehen, welche zu seiner Zeit im persischen Reiche ausgebrochen waren.

Ueber die Perser, deren Reich sich bis nach Arabien hinein ausgebreitet hatte, herrschte seit 579 Hormuz oder Hormisdas IV., der Sohn Chosroë Nuschirwan's. Hormisdas hatte von Anfang an eine schlimme Stellung, weil seine Mutter die Tochter eines türkischen Fürsten gewesen war und die Anhänger der Lichtreligion von jeher die Türken und alle anderen im Norden von Persien wohnenden Nomaden-Völker als unreine und gottlose Barbaren haßten. Ja im Einklang mit jenem Dualismus, der alle ihre religiösen Vorstellungen durchzog, sahen sie in den turanischen Stämmen das böse Prineip thätig, während der Kampf um das gute die Pflicht des Iraniers war. Zu seinem Unglück ward Hormuz überdies noch durch auswärtige Feinde ins Gedränge gebracht. Die griechischen Heere setzten über den Euphrat, um die von Justinian abgetretenen Striche wieder zu erobern; die arabischen Häuptlinge, welche seither Tribut gezahlt hatten, erhoben die Waffen, und von Norden her drangen jene wilden Nomaden-Stämme in das Reich ein. Hormisdas half sich zuerst durch Nachgeben und schickte dann seinen Feldherrn Bahram mit einer auserlesenen Macht nach dem Norden. Bahram schlug die Türken völlig, der König kränkte aber den Sieger durch Mißtrauen, und als dieser gleich nachher im Kampf mit den Griechen eine Niederlage erlitt, beleidigte ihn Hormisdas durch öffentlichen Hohn. Bahram wurde dadurch zur Empörung getrieben und da der König als Sprößling des unreinen Blutes der Türken allgemein verhaßt war, so verbreitete sich der Aufstand bald über die meisten Provinzen. Hormisdas wurde abgesetzt, geblendet und kurze Zeit nachher getödtet. Sein Sohn Chosroës II. Parwiz, welcher anfangs als König anerkannt worden war, sah sich bald genöthigt, vor Bahram zu entfliehen, und wandte sich zu den Griechen. Mauritius nahm sich seiner an, vertrieb Bahram und setzte Parwiz wieder als Herrscher von Persien ein (591). Dieser blieb, so lange Mauritius herrschte, in gutem Einvernehmen mit den Griechen; erst später benutzte er die in ihrem Reiche ausbrechende Zwietracht, um sich seiner Verbindlichkeit gegen sie mit einigem Scheine des Rechts zu entledigen. Mauritius hatte nämlich die im griechischen Heere eingerissene Zügellosigkeit durch

gewisse Reformen zu bannen gesucht, und verfiel, als er seinen Zweck nicht erreichen konnte, auf die grausame List, einen Theil der unbändigen Truppen im Krieg mit den Awaren absichtlich der Gefahr auszusetzen. Dies trieb die Soldaten zum offenen Aufstand. Sie erhoben einen Hauptmann von gemeiner Herkunft und von schändlichen Sitten, Phokas, zu ihrem Führer, und marschirten unter seiner Leitung in die Nähe von Constantinopel, wo gleich nach ihrer Ankunft ebenfalls eine Empörung ausbrach. Mauritius entfloh über den Bosporus nach Bithynien und Phokas wurde zu seinem Nachfolger ernannt (602).

Phokas begann seine Regierung mit der Hinrichtung des Mauritius und seiner Söhne, und ließ einige Jahre später auch dessen Gemahlin und Töchter umbringen (605). Wilde Grausamkeit bildete in Verbindung mit zügelloser Ausschweifung den Haupt-Charakterzug seiner Regierung. Der traurige Zustand, in welchen dadurch das griechische Reich gerieth, ward nun von dem Perserkönig zu neuen verheerenden Einfällen benutzt. Während Chosroës II. Parwiz, angeblich um seinen Freund und Beschützer Mauritius zu rächen, mit seinen Schaaren in den asiatischen Ländern hauste, waren die übrigen Provinzen des griechischen Reichs acht Jahre lang den Mißhandlungen eines Herrschers preisgegeben, der an grausamen Qualen sein Wohlgefallen fand und die Schätze des Reichs für rohe Genüsse vergeudete. Endlich rief Heraklius, der Sohn des Statthalters von Afrika, seine Landsleute zur Empörung gegen den barbarischen Tyrannen auf, und da dieser allgemein verhaßt war, so wurde er fast ohne Schwertstreich gestürzt (610).*) Heraklius ließ ihn hinrichten und bestieg dann selbst den Thron.

Der neue griechische Kaiser hatte wegen des Uebergewichts der persischen Waffen von Anfang an eine schwierige Stellung. Gerade im Augenblick seines Regierungsantrittes vollendete Chosroës durch die Einnahme von Antiochia die Eroberung von Syrien. Auch der größte Theil von Arabien huldigte ihm, weil er dieses Land von einem harten fremden Druck befreite. In Arabien hatte nämlich zu einer unbekannten Zeit das Judenthum Wurzel gefaßt, und es waren in der Gegend von Medina und im Hedschas einige kleinen jüdischen Staaten entstanden. Gegen das Jahr 300 war auch ein angesehener Herrscher von Yemen zum jüdischen Glauben übergetreten. Dieser hatte den Christen, welche in geringer Zahl im Lande Yemen lebten, Dul-

*) Den Namen des Phokas trägt noch die Prachtsäule, die um das Jahr 608 ihm zu Ehren auf dem römischen Forum errichtet oder vielmehr aus älteren Bruchstücken zusammengesetzt wurde (Colonna di Foca).

dung gewährt; seine Nachfolger aber, unter denen sich die Juden ungemein ausbreiteten, handelten nach entgegengesetzten Grundsätzen und zogen dadurch eine große Gefahr in ihre Nähe. Die Abyssinier oder Aethiopen, welche jenseits der Straße Bab el-Mandeb ein christliches Reich gegründet hatten, nahmen sich ihrer Glaubensgenossen an, setzten nach Arabien über, und unterwarfen sich den Süden des Landes (gegen 530). Sie hielten aber das eroberte Land unter hartem Drucke, und obgleich die benachbarten arabischen Stämme einen langen und fast ununterbrochenen Kampf gegen sie führten, so erlagen sie doch nicht ganz und es gelang erst dem Perserkönig, sie wieder aus Arabien zu vertreiben (611). Der Letztere erhielt dadurch in diesem Lande ein Ansehen, wie es keiner seiner Vorgänger besessen hatte; er verstand aber seine Macht nicht zu gebrauchen, sondern schwächte sie vielmehr selbst durch Unterdrückung der Christen und durch Wiederbelebung der Streitigkeiten zwischen ihnen und den arabischen Juden. Er bahnte dadurch dem gerade damals auftretenden Propheten der Araber den Weg. Chosroës Parwiz wußte überhaupt zwar zu erobern, verstand aber nicht das Eroberte zu behaupten, und zeigte sich in allen seinen Unternehmungen als einen kurzsichtigen und unbesonnenen Herrscher. Er machte sich den neu unterworfenen Völkern des Reiches durch Raubsucht und Gewaltthätigkeit, den Bewohnern der alten Provinzen durch Willkür, durch Grausamkeit und durch thörichtes Ueberspannen aller Nerven des Staates verhaßt, und büßte auf diese Weise nicht allein die eroberten Länder wieder ein, sondern bereitete auch selbst seinen eigenen Sturz vor. Im ersten Jahrzehent der Regierung des Heraklius schien allerdings der Siegeslauf des Chosroës unaufhaltsam; die Religion der Magier erhielt noch einmal durch seine Thaten einen erhöhten Glanz, während schon der Stifter des Islam seine ersten Anhänger um sich sammelte. Bald nach der Eroberung von Syrien brach der Perserkönig in Palästina ein; die Kirchen und heiligen Stätten, die man von der Pilgerfahrt der heiligen Helena bis auf Justinian errichtet hatte, wurden beraubt und zur Demüthigung aller Christen das sogenannte wahre Kreuz Christi nach Persien gebracht (614). Hierauf zogen die persischen Krieger über den Bach Aegyptens gegen Pelusium am östlichsten Nilarm, das von uralter Zeit her stets den ersten Andrang der aus Asien kommenden Stämme auszuhalten hatte. Hier, wo einst Kambyses, des Cyrus Sohn, den Aegyptern die Entscheidungsschlacht geliefert, entschied sich abermals das Schicksal des Landes; die Stadt wurde erstürmt (616), und bald gehorchte das Land bis nach Assuan und nach Barka hin den Geboten, die von der persischen Hauptstadt ausgingen.

Inzwischen wartete der griechische Kaiser Heraklius günstigere Zei-

ten ab; wohl nicht, wie Einige berichten, aus träger Säumniß, sondern in richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, die ihn allwärts umgaben. Von Persern und Awaren in seiner Hauptstadt, von Hungersnoth und Pest in allen Theilen des Reiches bedrängt (617), verzagte er doch nicht. Anstatt, wie einige aus Sectenhaß gegen ihn feindlich gesinnten Geschichtschreiber behaupten, auf Flucht nach Afrika zu denken, ersann er das einzige, obwohl nur langsam wirkende Mittel zur Rettung seines Reiches: er verstand sich zu einem nachtheiligen Frieden mit den Persern und Awaren, um Zeit zum Sammeln seiner Kräfte zu erhalten, und begann sodann den Krieg mit Chosroës II. von neuem (622). Wenige Monate bevor Mohammed von Mekka nach Medina floh, setzte der Kaiser über den Hellespont, suchte aber, ehe er weiter vordrang, erst in Kleinasien zwei Jahre lang seine Truppen zu üben. Nachher verband er sich mit den am kaspischen Meer umherziehenden Nomaden, den erbittertsten Feinden der Perser, und drang nach sehr glücklichen Feldzügen bis zur Residenz des persischen Königs vor, in welcher er unermeßliche Beute machte. Später erfocht er in der Nähe des alten Ninive einen gewaltigen Sieg über die angeblich achtmal stärkere persische Truppenmacht. Sein Glück und Parwiz Härte veranlaßten unter den Persern einen Aufstand, der Letztere ward entthront und sein Sohn Siroës oder Schiruyeh, welcher an der Verschwörung gegen ihn Theil genommen hatte, auf den Thron erhoben (628). Siroës, der seine Regierung mit der Ermordung seines Vaters und fast aller seiner Brüder begann, schloß sogleich einen Frieden mit Heraklius und gab alle gemachten Eroberungen zurück. Er starb schon im siebenten Monat seiner Regierung. Nach seinem Tode fiel das persische Reich in einen Zustand völliger Auflösung, so daß während der neun Jahre, die es noch bestand, nicht weniger als neun Könige nacheinander auftraten. Es ward zuletzt eine Beute der Araber, welche durch Mohammed zu Fanatismus und Eroberungssucht entflammt worden waren, und sich daher ohne große Schwierigkeit das gesunkene persische Volk unterwarfen.

Heraklius war nach dem Tode Chosroës II. triumphirend in Constantinopel eingezogen. Das wieder gewonnene Kreuz wurde im folgenden Jahre (629) zu Jerusalem auf der Schädelstätte unter großen Feierlichkeiten wieder aufgerichtet; ein Festtag, welchen die katholische Kirche noch alljährlich am 14. September unter dem Namen der Kreuzerhöhung begeht. Später mischte sich der Kaiser unglücklicher Weise in die Streitigkeiten, welche unter den Geistlichen von Syrien und Palästina ausgebrochen waren, und veranlaßte dadurch neue Zwiste in Gegenden, in deren Nähe bereits Mohammed's Lehre mit allem Schmuck orientalischer Poesie und mit aller Begeisterung fana-

tischer Schwärmer gepredigt wurde. Er selbst mußte es noch erleben, daß diese Lehre nicht allein in das griechische Reich eindrang, sondern daß auch ihre Bekenner einen Theil desselben eroberten. Er starb 641.

2. Geschichte der Araber vor Mohammed's Zeit.

Das Land Arabien, welches viermal so groß als Deutschland ist, gehört seinem Klima nach fast ganz der heißen Zone an. Es ist in seinem Inneren ein größtentheils ebenes Hochland, welches im Norden mit der syrischen Wüste zusammenhängt, im Westen, Süden und Osten aber durch felsige Bergketten und eine vorliegende schmale Küstenebene vom Meere getrennt wird. Da alle Flüsse dieses weithin ausgebreiteten Landes nur Regenbäche sind, welche in gewissen Jahreszeiten ganz versiegen, und da es in manchen Strichen nur während einiger Monate, in anderen dagegen oft Jahre lang nicht regnet, so besteht der größte Theil des Bodens aus Wüsten oder nackten Felsenhöhen und nur einige wenigen Gegenden haben eine bleibende Vegetation. Zu diesen begünstigten Strichen gehört das Land Yemen, welches ebendeshalb von Alters her den Namen des glücklichen Arabiens führt. Es liegt im äußersten Südwesten der Halbinsel landeinwärts von der Straße Bab el-Mandeb, welche aus dem rothen Meer in den Golf von Aden führt, und bildet denjenigen Theil von Arabien, welcher von jeher der am meisten bevölkerte war. Weiter nordwärts besteht die Küste des rothen Meeres aus einer schmalen, überaus heißen und meist wüsten Ebene und aus einem öden Gebirge, in welchem nur ein Theil der Thäler mit Pflanzen bewachsen und culturfähig ist; sie wird das Hedschas oder das wüste Arabien genannt, und in ihr liegen die zwei berühmtesten arabischen Städte Mekka und Medina. Das nördliche Ende des Hedschas wird von dem peträischen, d. h. nach der Stadt Petra benannten oder, wie man sich minder gut ausdrückt, von dem steinigen Arabien begrenzt, einem wüsten Berglande, dessen Höhenzüge mit dem Sinai im Süden beginnen und sich im Norden mit dem Libanon-Gebirge verbinden. Arabien ist also seinem Klima und seiner Bodenbeschaffenheit nach ein zum Wohnsitze nomadischer Stämme geschaffenes Land; nur einzelne Gegenden eignen sich zu festen Ansiedelungen und zur Entwickelung einer auf Ackerbau, Industrie und Handel beruhenden Cultur. Deshalb dreht sich auch die arabische Geschichte blos um die Bewohner dieser Gegenden; denn Nomaden haben als solche keine Geschichte, weil sie, so lange sie ihre ererbte Lebensweise beibehalten, keinen Wechsel in ihren Zuständen erleiden.

Die Araber gehören ihrer Sprache nach zu dem semitischen Völkerstamme (s. Th. I. S. 89). Ihre Volkssagen bringen diese Abstammung

auf eine doppelte Weise mit der ältesten jüdischen Geschichte in Verbindung. Diejenigen Araber, welche im Hedschas, im Inneren der Halbinsel und in allen von Aegypten an bis zum Euphrat sich erstreckenden Wüsten wohnen, leiten ihren Ursprung von Abraham's verstoßenem Sohn Ismaël ab; die Bewohner von Yemen dagegen, sowie die der ganzen südlichen Küste bis zum persischen Meerbusen gehen noch weiter zurück, und halten Joktan, einen der nächsten Nachkommen von Noah's Sohne Sem, für ihren Stammvater. Beide Theile, die Ismaëliten und die Joktaniden, haben von jeher einen lebhaften Stammhaß gegen einander genährt. Die Ersteren sind fast insgesammt Nomaden geblieben, die Letzteren aber haben sich schon in früher Zeit großentheils angesiedelt und bilden deshalb allein den Gegenstand der älteren arabischen Geschichte. Diese Geschichte beginnt mit einer an sich unbedeutenden Begebenheit. Ein Theil der Joktaniden hatte bei Saba oder Mareb im Lande Yemen mehrere Bäche in ein großes und tiefes Thal geleitet, dieses durch Mauern und Dämme geschlossen und mit dem gesammelten Wasser durch Kanäle und Rinnen weit und breit die Felder getränkt. Auf diese Weise war ein längst wiederum wüstes Land in eine fruchtbare, als ein Paradies geschilderte Gegend verwandelt worden. Die Mauern und Dämme wurden aber einst plötzlich durch die Gewalt des Wassers durchbrochen, und das ganze Land verheert (um 170 bis 150 v. Chr.). Dieses Unglück bewog die Joktaniden zur Auswanderung. Sie trennten sich und gründeten verschiedene Colonieen, von welchen drei besonders merkwürdig sind: das am Euphrat gelegene, später unter persischer Hoheit stehende Königreich Hira, das im Süden von Damaskus gestiftete, zuerst den Römern und dann den Byzantinern untergebene Reich der Gassaniden und die unter Amru ben Lohai bei Mekka gegründete Colonie, deren Beherrscher, die Khuzaïten, später in den Besitz dieser Stadt kamen und dadurch eine weltgeschichtliche Bedeutung erhielten.

In Mekka ward seit uralter Zeit ein schwarzer Stein als heilig verehrt, den die Sage bis auf Adam zurückführt.*) Er lag in einem mit vier Mauern eingefaßten Raume, und wurde, wie dieser Raum selbst, die Kaaba genannt. Ein Stamm der Ismaëliten hatte lange Zeit die Aufsicht über die Kaaba und damit zugleich die Herrschaft in Mekka gehabt, war aber durch die Dschoramiden, einen Zweig der Joktaniden, von Beidem verdrängt worden. Als nun die Khuzaïten sich in der Nähe von Mekka niederließen, schloß sich jener ismaëlitische

*) Dieser Stein, gegenwärtig durch zahllose Berührungen und Küsse geglättet, hat die Gestalt eines unregelmäßig abgerundeten Rechtecks von etwa sieben Zoll Länge; die Oberfläche ist wellenförmig. Nach zuverlässigen Forschungen ist er, der Sage entsprechend, die ihn „vom Himmel gefallen sein" läßt, für einen Meteorstein zu erachten.

Stamm an dieselben an und verjagte in Verbindung mit ihnen die Dschoramiden. Doch erlangte er die Aufsicht über die Kaaba und die Herrschaft von Mekka nicht wieder, denn Beides rissen die Khuzaïten an sich; nur erhielt er das freilich nicht unwichtige Recht, einen der vier heiligen Monate oder derjenigen Zeiten des Jahres, während deren zwischen Arabern kein Krieg geführt werden durfte, nach seinem Gutdünken auf eine andere Zeit zu verlegen. Erst um das Jahr 464 n. Chr. gelang es einem ismaëlitischen Stamme, den Kureïschiten, die Khuzaïten zu verdrängen und sich in den Besitz der Kaaba und der Herrschaft zu setzen. Der Stamm der Kureïschiten zerfiel nachher in mehrere Zweige, deren einer der der Haschimiten war und dadurch vorzugsweise wichtig ist, daß ihm der Religionsstifter Mohammed angehörte.

Die Religion der Verehrer der Kaaba war früher im Ganzen genommen der Glaube Abraham's gewesen; mindestens war bei einem Naturdienste, der sich vorzugsweise auf die Himmelskörper bezog (Sabäismus), die Ahnung eines geistig höchsten Wesens, Allah, nie völlig zurückgedrängt worden. Die bedeutendste Abweichung von dieser reineren Religion hatte darin bestanden, daß Colonieen, welche von Mekka auszogen, Steine von den Mauern der Kaaba mitnahmen und ihnen in der neuen Heimath eine Art von Verehrung bezeugten. Unter den Khuzaïten artete die alte Religion entschieden in Vielgötterei aus, und es wurden in der Kaaba so viele Götzenbilder aufgestellt, daß man zuletzt deren 300 zählte. Uebrigens war und blieb die Kaaba allen Arabern, welche nicht Juden oder Christen waren, heilig. Aus allen Gegenden des Landes pilgerte man dahin und jenes alte Herkommen, nach welchem vier Monate im Jahr der Krieg eingestellt war, schützte nicht allein diese Wallfahrten, sondern trug auch viel dazu bei, daß die einzelnen Stämme einander nicht zu sehr entfremdet wurden. Die gemeinsame Verehrung der Kaaba bildete auch in anderer Hinsicht ein Mittel der Vereinigung. Die Kureïschiten beschäftigten sich nämlich mit Handel und Poesie, und eine große Messe, welche in Okaz, einer nahe bei Mekka liegenden Stadt, gehalten wurde, führte jedes Jahr eine Menge Araber zusammen, welche neben dem Umtausch der Waaren auch noch ein Dichterfest feierten. Die Dichter besangen vor der versammelten Menge wetteifernd ihre eigenen Thaten und die Vorzüge ihres Stammes, und wer von ihnen den Preis davon trug, erhielt das höchste Ansehen in Arabien und den größten Einfluß bei seinen Stammgenossen. Die Preisgedichte wurden auf Seide gestickt und in der Kaaba aufgehängt, wovon sie den Namen Moallakat, d. i. die Aufgehangenen, trugen; von ihnen sind uns noch sieben erhalten. Noch vielseitiger schließt sich uns das Dichten und Trachten der frühe-

ren Araber in der Liedersammlung auf, die Abu Tammam, freilich erst um das Jahr 840, zusammenstellte. Ein rauhes Heldenthum voll Trotz, Rachgier und Leidenschaftlichkeit tritt uns hier entgegen, doch gemildert durch Treue gegen Stammesbrüder und Mitkämpfer, durch sinnreiche Spruchweisheit und durch den zarten und kräftigen Ausdruck der Liebe; unerschöpflich sind die meisten Dichter im Lob des Rosses, der Waffen, aber auch der Schönheit und Schamhaftigkeit der Frauen; an Spott und Neckerei fehlt es nicht. In morgenländischer Weise ist die ganze Sammlung nach dem Hauptinhalte des ersten Abschnittes Hamâsa, d. i. Tapferkeit, benannt.*) Man darf jedoch wegen der Bedeutung, welche die Poesie der Araber schon in früher Zeit hatte, nicht glauben, daß dieselben so frühe schon einen einigermaaßen hohen Grad von Cultur besessen oder irgend einen Zweig der Erkenntniß ausgebildet hätten; denn die arabische Schrift ward erst kurz vor Mohammed erfunden, und die Materialien, deren man sich zum Schreiben bediente, und auf welche sogar noch die einzelnen Stücke des Koran's geschrieben wurden, waren Palmblätter, Steine, Felle und andere Stoffe der Art, welche keine größeren Werke aufnehmen konnten.

Das arabische Volk selbst war, auch abgesehen von den in seiner Mitte lebenden Juden und Christen, sehr zersplittert; die Stämme geriethen, ungeachtet ihres gemeinschaftlichen religiösen Glaubens, unter einander häufig in blutige Zwiste, und da bei den Arabern die Blutrache ihrer ganzen Strenge nach eingeführt war, so fehlte es nie an Anlaß zu neuen Kriegen. Auch was wir von den moralischen Begriffen und von den auf dem Volksglauben beruhenden Sitten der Araber erfahren, verräth einen gewissen Grad von Rohheit, obgleich freilich daneben auch einige besseren Züge, wie die Gastfreundschaft, die Freigebigkeit, die gewissenhafte Erfüllung des gegebenen Wortes, Achtung vor der Tapferkeit und selbst Großmuth gegen die Besiegten ziemlich allgemein herrschend waren. Das arabische Volk bedurfte jedenfalls nicht allein einer religiösen Verbesserung, sondern auch eines sittlichen Aufschwunges und eines neuen Anhaltpunktes zur politischen Vereinigung.

*) Ein beschaulicher Zug gibt sich z. B. in der Betrachtung kund, die nach Rückert's mustergiltiger Uebersetzung lautet:

Der Mensch was ist er anders, als was er Frommes denkt?
Und was sein Gut, als etwas auf Widerruf geschenkt?

Damit vergleiche man die folgende Ermunterung zur Rache:

Dem Manne, welcher dir Demüthigung gethan:
Thu ihm Demüthigung, und wär's dein Blutsfreund, an. — —
Erlausche den Moment, wo unbewacht er blieb,
Und dann versetze ihm, so scharf du kannst, den Hieb.

3. Mohammed.

Mohammed ward nach der gewöhnlichen, doch nicht unbestrittenen Angabe im Jahre 571 zu Mekka geboren, und war der Urenkel Haschim's, des Stammvaters der Haschimiten. Er war also ein Kureschite, allein gerade derjenige Zweig dieses Stammes, welchem er angehörte, war nach und nach aus dem größten Theile der Rechte, die mit der Aufsicht über die Kaaba verbunden waren, verdrängt worden. Von diesen Rechten waren nämlich die Aufsicht über das Heiligthum, der Vorsitz in der Rathsversammlung zu Mekka und das Feldherrnamt auf andere Zweige der Kureïschiten übergegangen, und die Haschimiten hatten nur das Recht, die Pilger zu bewirthen, behalten.*) Ja, sogar dieses Recht kam Mohammed nicht zu Statten; denn es verblieb zwar den Haschimiten, ward aber nicht dem Vater Mohammed's, Abdallah, sondern seinem Oheim Abbas zugetheilt. Abdallah war ein Handelsmann, er besaß aber blos ein geringes Vermögen und Ansehen und hinterließ seinem Sohne, dessen Geburt er nur kurze Zeit überlebte, nichts als ein Haus, eine Sklavin, fünf Kameele und einige Schafe. Mohammed verlor schon im sechsten Lebensjahre auch seine Mutter und ward dann von seinem väterlichen Großvater und nachher von dem Bruder seines Vaters, Abu Talib, erzogen. Er machte schon in früher Jugend mit seinen Verwandten mehrere Handelsreisen nach Syrien und Südarabien. Auf einer derselben ward er mit dem christlichen Mönche Georgius oder Sergius bekannt, welcher nach der mohammedanischen Legende zuerst Mohammed als einen künftigen Propheten erkannt und nach einer gänzlich unerwiesenen Sage ihn im Christenthum unterrichtet haben soll. Als Mohammed etwa zwanzig Jahre alt geworden war, ernährte

*) Zur Kenntniß der Abstammungsverhältnisse der Khalifenhäuser stellen wir hier das Wesentlichste zusammen. Seit 464 besaßen die Kureïschiten die oberste Waltung über das Heiligthum von Mekka. Der Stifter ihrer Vorstandschaft hatte zwei Enkel, die Zwillinge waren: Haschim der Brodvertheiler und Ibn Abd Schem (d. i. Diener des göttlichen Namens). Haschim's Sohn war Abdul Muttaleb, der zwölf oder dreizehn Söhne hatte, so daß der Stamm der Haschimiten sich zunächst sehr auszudehnen schien. Die wichtigsten unter diesen Söhnen sind: der schöne Abdallah, der Vater des Propheten, und unter den Oheimen des Letzteren Abu Taleb, Hamza und Abbas, der zweitjüngste; dieser ging nach der Schlacht bei Bedr (624) erst insgeheim, dann öffentlich zu Mohammed über; von ihm stammen die Abbasiden ab, die demnach einen Zweig der Haschimiten bilden. Ein Sohn Abu Taleb's, also ebenfalls Haschimit und Vetter des Propheten, war der hochgepriesene Ali. Haschim's Zwillingsbruder Abd Schem ist Stammvater der Ommejaden, desjenigen Zweiges der Kureïschiten, der sich gegen Mohammed am feindseligsten erwies und, nachdem er sich der Annahme des Islam nicht länger entziehen wollte und konnte, doch in einem starken, nur zeitweise verhehlten Widerstand gegen die Haschimiten verharrte.

er sich eine Zeit lang dadurch, daß er als Hirte die Schafe der Mekkaner auf die Weide führte, obgleich die Kureïschiten schon längst keine Nomaden mehr waren. Er trieb nachher theils für sich, theils für Andere Handelsgeschäfte und trat im 25sten Lebensjahre als Geschäftsführer in die Dienste einer reichen Kaufmannswittwe, Chadidscha. Nachdem er für diese mehrere Handelsreisen nach Südarabien und Syrien gemacht hatte, verheirathete er sich mit ihr. Von nun an blieb er in Mekka und fuhr fort, Handel zu treiben; er verlor zwar allmählich sein erheirathetes Vermögen, stieg aber nach und nach so sehr im Ansehen seiner Mitbürger, daß er nicht nur bei Streitigkeiten oft zum Schiedsrichter ernannt ward, sondern auch beim Wiederaufbau des durch Brand zerstörten Tempels der Kaaba die Entscheidung über ein streitiges Ehrenrecht gab und den heiligen Stein selbst einmauerte.

In der nächsten Zeit ergab sich Mohammed frommen Uebungen und Betrachtungen und zog sich zu diesem Zweck immer häufiger in die Einsamkeit zurück. Er brachte oft mehrere Nächte nach einander, zuweilen sogar den ganzen Monat Ramadhan in einer Höhle zu. Der Götzendienst, zu welchem Abraham's Religion in Arabien ausgeartet war, und die bei mehreren Stämmen seiner Landsleute eingeführte Verehrung der Sterne waren seinem Sinne sehr zuwider; er kam daher bei seinen einsamen Betrachtungen allmählich auf den Gedanken einer Wiederherstellung des alten Glaubens an Einen Gott. Wegen seines angeborenen schwärmerischen und poetischen Wesens konnte er sich dabei leicht zu eingebildeten Visionen verirren, zumal da er auch eine sehr erregbare körperliche Natur besaß und seit seiner frühesten Jugend an krampfhaften Zufällen litt. Wenigstens würde es nicht zu begründen sein, wenn man sein Auftreten als Prophet für das Werk eines bewußten und absichtlichen Betruges halten wollte; im Gegentheil, die innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er selbst von seiner göttlichen Sendung und von einer unmittelbaren Eingebung der Gottheit überzeugt war. Die Lehren des Judenthums und der christlichen Religion blieben nicht ohne Einfluß auf seine Ansicht von den göttlichen Dingen; aber der Grad seiner Kenntniß derselben und die Art und Weise, wie er mit ihnen bekannt wurde, werden uns nicht mit Bestimmtheit angegeben. Offenbar jedoch näherte er sich bei seinem ersten Auftreten den Ansichten der sogenannten Hanife, welche sich die Lehren des Judenthums als gottgläubige Freidenker auslegten. Wahrscheinlich war er auf seinen Reisen mit Juden und Christen in vielfachen Verkehr gekommen und außerdem mochte er wohl Vieles dem Vetter seiner Gattin, Waraka, verdanken, welcher aus Abneigung gegen den arabischen Götzendienst zum Judenthum und dann zum

Christenthum übergetreten war, das alte und neue Testament gelesen und von dem Letzteren sogar Einiges in's Arabische übersetzt hatte. Mohammed konnte bei seinem Streben nach einem besseren Glauben sich durch beide Religionen nicht befriedigt fühlen, weil sie, der vielfachen Entstellungen ihrer ursprünglichen Lehren wegen, ihm nur als Ausartungen der einfachen und reinen Gottesverehrung erschienen. Obgleich er daher beide Religionen für göttliche Offenbarungen und die Stifter derselben, Moses und Christus, für wirkliche Propheten hielt, so erklärte er doch, daß eine neue und vollkommenere Offenbarung nöthig geworden, und daß er selbst von Gott zur Ueberbringung derselben auserkoren sei. Das Warten der Juden auf einen Messias und vieler Christen auf einen Paraklet oder Beistand scheint hierbei nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein. Erwägt man das, was oben über den religiösen Zustand des arabischen Volkes gesagt worden ist, so wird man es natürlich finden, daß die von Mohammed unternommene Reformation dem Wesentlichen nach nur in der Rückkehr zum einfachen patriarchalischen Glauben und Gottesdienst Abraham's bestehen konnte.

Nach den Sagen der Mohammedaner war der neue Religionsstifter vierzig Jahre alt, als ihm Gott durch den Engel Gabriel die erste Offenbarung ertheilen ließ. Seine ersten Anhänger waren Chadidscha und der so eben erwähnte Waraka. In den nächsten drei Jahren nahmen außerdem noch sein Vetter Ali, den er als Kind zu sich genommen hatte und als seinen Sohn ansah, sein Sklave Zeïd, sein nachheriger Schwiegervater Abu Bekr, der spätere Kalif Othman und mehrere anderen Verwandte und Freunde seine Lehre an. Sie waren fast insgesammt arm und unangesehen, und ihre Zahl betrug am Ende des dritten Jahres nicht mehr als vierzig. Nur diese wenigen Menschen erkannten in Mohammed den von Gott gesandten Wiederhersteller der Religion Abraham's, welche ihre Urväter rein geübt hatten. Alle Anderen, die seinen Behauptungen einige Rücksicht schenkten, hielten ihn blos für einen ausgezeichneten Dichter, welcher der Sprache einen noch nie gehörten Reiz zu verleihen wisse, die Weisheit der christlichen, das orientalisch Einfache der jüdischen und das phantastisch Wunderbare der alten arabischen Dichtungen mit seinen eigenen Erfindungen zu mischen verstehe, und mit Eifer den Unsinn eines dem ächt arabischen Wesen widerstreitenden Götzendienstes angreife. Im vierten Jahre trat Mohammed zum ersten Male öffentlich als Dichter auf, und zwar predigte er zuerst seinen Stammgenossen, den Kureïschiten, den neuen Glauben. Seine Worte fanden keinen Beifall, er ward im Gegentheil verspottet, und als er sich erlaubte, die Spötter Irrende und Ungläubige zu schelten, fing man sogar an, ihn zu

verfolgen und mit dem Tode zu bedrohen. Doch nahm ihn sein Oheim Abu Talib unter seine Obhut und gewährte ihm als Haschimit genügenden Schutz gegen die übrigen Kureïschiten, deren Zorn gegen den Unruhestifter von Tag zu Tage zunahm. Dagegen konnten diejenigen Anhänger Mohammed's, welche keiner mächtigen Familie angehörten, sich gegen die Verfolgungen der Feinde nicht behaupten; sie verließen daher auf Mohammed's Rath Arabien und flohen zu dem christlichen König von Abyssinien, der sie wegen ihres rühmlichen Zeugnisses von Christo aufnahm. Mohammed selbst entging nur mit genauer Noth mehreren Mordanschlägen, welche die Kureïschiten gegen ihn machten. Diese sagten sogar seiner ganzen Familie, den Haschimiten, eidlich jede Handels- und Heirathsverbindung auf, legten die Tafel ihres Schwures in die Kaaba nieder und hoben ihren Bann erst dann wieder auf, als jene Tafel, wie es hieß, durch Würmer zernagt ward und also Gott selbst ihren Schwur vernichtete. Im zehnten Jahr seiner Sendung erlitt Mohammed das Unglück, rasch nach einander seinen Schützer Abu Talib und seine Gattin Chadidscha durch den Tod zu verlieren (620). Vergebens suchte er hierauf bei den ihm verwandten Bewohnern eines benachbarten Städtchens Schutz; er ward mit Steinen zurückgejagt und konnte, verfolgt und wehrlos, erst dann wieder in seine Vaterstadt heimkehren, als ihm daselbst ein angesehener Mann Aufnahme versprach. In diese bedrängte Zeit, wo er rettungslos verloren zu sein schien und nur in dem Vertrauen auf die Gottheit Trost und Hoffnung fand, fällt auf ganz natürliche Weise die berühmteste von den Wundererscheinungen, die er gehabt zu haben glaubte. Aus diesem Ereigniß machte später die heilige Legende eine auf geflügeltem Rosse unternommene Fahrt nach dem Tempel von Jerusalem und von dort durch die verschiedenen Himmel hindurch zum Throne Gottes, wo er von den früheren Propheten und von den Engeln als der geliebteste Prophet begrüßt und von Gott selbst für den edelsten aller Erschaffenen erklärt ward. Von Mohammed selbst haben wir darüber nur einen Vers, worin er Allah preist, der ihn in einem Traumgesicht nach dem Tempel von Jerusalem geführt und ihm seine Wunder gezeigt habe.

Bald nachher gewann Mohammed einige Männer aus Medina, welche auf einer Wallfahrt nach Mekka mit ihm in Berührung gekommen waren, für seine Lehre; diese breiteten zu Hause den neuen Glauben weiter aus, und die Bürger von Medina, welche auf Mekka's Wohlstand eifersüchtig waren, ergriffen gern das ihnen von Mohammed dargebotene Mittel, den Mekkanern zu schaden. Nach zwei Jahren war die Zahl der bekehrten Medinesen bereits so stark, daß dieselben nicht nur ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Mohammed

schließen, sondern auch ihn und alle seine Mekkanischen Anhänger zur Uebersiedlung nach Medina einladen konnten. Der Haß der Kureïschiten war durch den Beifall, welchen Mohammed's Lehre in Medina gefunden hatte, natürlich noch gesteigert worden; die Mohammedaner in Mekka nahmen daher jene Einladung an und retteten sich nach Medina. Nur einige wenigen Gläubigen und Mohammed selbst blieben in Mekka zurück. Der Prophet gerieth hier bald in die größte Lebensgefahr. Die Kureïschiten verschworen sich nämlich, je ein Mann aus jeder Familie, zu seiner Ermordung, und umzingelten in einer Nacht seine Wohnung; nur durch eine wohl erdachte List entkam Mohammed aus dem Hause. Er verließ fliehend die Stadt, ward aber von den nachsetzenden Feinden verfolgt; drei Tage verweilte er in einer Höhle des Berges Thawar und rettete sich sodann unter großen Schwierigkeiten nach Medina. Diese Hedschra oder Flucht Mohammed's (am 13. September 622) mußte den Mohammedanern als eines der wichtigsten Ereignisse in dem Leben ihres Propheten erscheinen, weil sie nicht nur den Anschein eines Wunders hatte, sondern auch, wie sich nachher zeigen wird, die Veranlassung zur Befestigung und Ausbreitung der neuen Lehre ward. Mit Recht hat man sie deshalb zum Anfangspunkt der mohammedanischen Zeitrechnung gemacht. Diese beginnt übrigens nicht mit dem Datum der Flucht Mohammed's aus Mekka, sondern mit dem ersten Tage des Jahres, in welchem dieselbe Statt fand, d. h. mit dem 15ten oder 16ten Juli 622 n. Chr. Die mohammedanische Zeitrechnung ist von der christlichen außer ihrem Anfangspunkt noch dadurch verschieden, daß sie auf Mondenjahren von je 354 oder 355 Tagen beruht, wodurch die Zurückführung mohammedanischer Zeitangaben auf christliche Jahre sehr erschwert wird. Mohammed's Flucht von Mekka nach Yatrib oder Jathrippa, das erst ihm zu Ehren den Namen Medinat el Nabi (Prophetenstadt) oder Medina erhielt, ist durch die Sage mit mancherlei Wunder-Erzählungen ausgeschmückt worden. Die bemerkenswertheste dieser Legenden ist die Geschichte von der Rettung des Propheten in jener Höhle, weil sich ein berühmter Trostspruch Mohammed's daran knüpft. Mohammed hielt sich nämlich mit Abu Bekr drei Tage lang in derselben verborgen, und ward gegen die Kureïschiten, welche seine Spur verfolgten, nur dadurch geschützt, daß eine Spinne ihr Gewebe vor den Eingang zog und Tauben ein Nest an denselben bauten, daß also die Feinde die Höhle als einen schon lange unbetretenen Ort nicht untersuchten. Als Abu Bekr zagend an der Rettung verzweifelte, ermuthigte ihn Mohammed durch das schöne Wort: „Du glaubst, daß wir Beide allein hier seien; aber wisse, es ist noch ein Dritter bei uns, Gott, der uns gegen die Feinde schützt."

In Medina stiftete Mohammed eine heilige Verbrüderung zwischen einer Anzahl von Mekkanischen Flüchtlingen (es werden bald 54, bald 75 genannt) und ebenso vielen gläubigen Medinesen, um den Ersteren die aufgegebene Familienverbindung durch eine neue zu ersetzen. Dieser Bund war so innig, daß jedes verbrüderte Paar sogar mit Hintansetzung der Blutsverwandten sich beerbte. Einige Zeit nachher, als die neue Lehre sich weiter ausgebreitet und befestigt hatte, ward derselbe wieder aufgehoben und die alt-arabische Familienanhänglichkeit wieder in ihre Rechte eingesetzt. Auch ließ Mohammed in Medina die erste Moschee von sehr einfacher Art erbauen; eine Mauer umschloß im länglichen Viereck einen Palmengang und an der einen Schmalseite befand sich die Gebethalle; östlich davon waren zwei Lehmhütten errichtet für Mohammed, seine Frau Sawda und die damals noch im Kindesalter stehende Aïscha, Abu Bekr's Tochter, die er nach dem Tode Chadidscha's zu seiner Braut bestimmt hatte. Sein Hauptstreben war in den beiden ersten Jahren nach der Flucht darauf gerichtet, die vielen in Arabien wohnenden Juden dem neuen Glauben zu gewinnen. Er bestimmte ihnen zu Gefallen die Stadt Jerusalem zur Kibla, d. h. zu demjenigen Punkte, nach welchem man beim Gebete das Gesicht wenden müsse; er gestattete die Beibehaltung mancher mosaischen Vorschriften und beobachtete sogar selbst den jüdischen Fasttag. Durch Alles dies zog er aber nur wenige Juden an und verließ deshalb auch bald wieder den kaum erst betretenen Weg: die Kibla ward nach Mekka gerichtet und statt des jüdischen Fasttages ward der den Arabern heilige Monat Ramadhan zur Fastenzeit bestimmt, indem jeder Gläubige verpflichtet wurde, sich während desselben vom Aufgang der Sonne an bis zu ihrem Untergange jedes sinnlichen Genusses zu enthalten. Auch in der damals angeordneten Art, wie die Stunden des Gebets anzukündigen seien, entfernte sich Mohammed absichtlich von den jüdischen und christlichen Sitten. Er führte nämlich statt der Glocken und Trompeten den Gebrauch ein, die Gläubigen vom Minaret herab durch eine Menschenstimme zu den vorgeschriebenen fünf täglichen Gebeten aufzufordern. Die von dem Rufer zu sprechenden Worte sind folgende: „Gott ist der Höchste! Ich bekenne, daß es nur einen einzigen Gott gibt, und daß Mohammed Gottes Gesandter ist. Kommt zum Gebete! Erscheinet zum Heil! Gott ist der Höchste! Es gibt nur einen einzigen Gott!"

Bis dahin erscheint Mohammed als Verfolgter, demüthig, tief begeistert, einzig seinem Gottesgedanken hingegeben. Von Medina aus nehmen seine Maßregeln schon einen weltlicheren Charakter an, obwohl sie noch immer nur der Verbreitung der reinen Lehre dienen sollen. Auch seine Reden und Aeußerungen werden zu Erlassen, in

welchen neben der frei inspirirten Dichtung auch die Berechnung hervortritt. Mitunter zu kluger Zögerung und Nachgiebigkeit bereit, wendet er doch entschieden gewaltsame Mittel an. Er begann nach arabischer Sitte eine Stammfehde gegen die Kureïschiten, und erließ aus Anlaß derselben das Gebot des Krieges gegen alle Ungläubigen. An der Spitze seiner Anhänger in Medina unternahm er öfters Angriffe auf die Mekkaner; diese Züge konnten aber seiner verhältnißmäßig geringen Macht wegen nicht sowohl eigentliche Kriegszüge, als vielmehr nur Raubanfälle auf die Handelskarawanen der Feinde sein. Die Kureïschiten mußten dabei im Nachtheile bleiben; denn die schwindende Sicherheit schadete ihrem Handel und sie konnten bei diesen Fehden auch im glücklichsten Falle nie etwas gewinnen, während die armen, keinen Handel treibenden Medinesen, welche Mohammed gegen sie führte, unterliegend und sterbend das Paradies gewannen, als Sieger aber sich bereicherten. Daher vermehrte sich auch mit diesen Zügen, welche den Theilnehmern reiche Beute brachten, die Zahl der Anhänger Mohammed's. Ein anderer günstiger Erfolg dieser Raubfehden war die Bundesgenossenschaft einiger Stämme, zu welcher Mohammed dadurch gelangte. Der erste bedeutende Sieg Mohammed's über die Kureïschiten ward (624) bei Bedr erfochten, wo 314 Gläubige eine Karawane von 950 Mann in die Flucht schlugen und reiche Beute machten, obgleich die Feinde nicht nur an Zahl überlegen waren, sondern auch 100 Pferde und 700 Kameele bei sich führten, während die Mohammedaner, was unter Arabern ein Beweis von großer Armuth ist, nur zwei bis drei Pferde und siebenzig Kameele hatten. Dieser Sieg, durch welchen die Feinde siebzig Familienhäupter verloren, erhöhte den Muth und das Vertrauen der Gläubigen und verschaffte außerdem dem Propheten großes Ansehen bei den arabischen Stämmen. Mohammed konnte nach demselben schon einen förmlichen, mit Belagerung fester Schlösser verbundenen Kriegszug gegen einen in der Nähe von Medina angesiedelten jüdischen Stamm wagen; es gelang ihm, die Angegriffenen völlig zu besiegen, ihnen alle ihre Habe zu rauben und sie selbst nach Syrien zu verjagen. Bei einem Treffen, welches er bald nachher in der Nähe von Medina gegen die Kureïschiten zu bestehen hatte, führte er schon 1000 Mann in's Feld. Doch konnte er in diesem Treffen, das nach dem Berge Ohod benannt wird, gegen die um's Dreifache überlegene und besser gerüstete Macht der Feinde nicht Stand halten; er ward in die Flucht geschlagen und selbst verwundet; unter den Gefallenen befand sich Hamza, sein Oheim und Anhänger. Noch lange blieb den Mohammedanern die blutgierige Henda, Abu Soffians Weib, im Gedächtniß, die vor dem Treffen die Kureïschiten angefeuert hatte und nach dem Siege der Leiche Hamza's

die Leber ausriß und zerkaute. Auch einige anderen Unternehmungen, welche die Mohammedaner gleich nachher machten, mißlangen. Indessen schadeten diese Verluste dem Propheten nicht, weil seine Gegner der Einrichtung arabischer Stämme gemäß an eine Verfolgung des Sieges nicht dachten. Ueberdies stellte er bald darauf durch die Besiegung und Vertreibung eines jüdischen Stammes sein Ansehen wieder her. Dieser Kriegszug ist noch dadurch merkwürdig, daß Mohammed während der Belagerung einer Festung das bei einem so leidenschaftlichen Volke, wie die Araber sind, sehr zweckmäßige Verbot des Weintrinkens und des Glückspieles erließ. Zu Mohammed's Vortheil endete auch ein Kriegszug, welchen die Kureïschiten in Verbindung mit mehreren anderen Stämmen, 10,000 Mann stark, im Jahre 627 gegen Medina unternahmen. Mohammed, der nicht wagen durfte, sich mit ihnen auf offenem Felde zu messen, ließ noch vor ihrer Ankunft einen breiten Graben um die Stadt errichten und vertheidigte sich hinter demselben mit 3000 Mann. Es gelang ihm, trotz der feindlichen Uebermacht eine dreiwöchentliche Belagerung auszuhalten und durch listige Maaßregeln Uneinigkeit unter seinen Gegnern zu erregen; als daher plötzlich eine sehr kalte und stürmische Witterung eintrat, sahen sich diese genöthigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Mohammed brach gleich nach ihrer Entfernung auf, um einen jüdischen Stamm zu züchtigen, welcher mit den Kureïschiten gegen Medina gezogen war. Die Juden, die „Inhaber der Schrift", wie der Koran sie bei dieser Veranlassung bezeichnet, wurden besiegt, insgesammt gefangen genommen und alle Männer, 700 an der Zahl, getödtet, ihre Frauen und Kinder aber zu Sklaven gemacht.

Nach einigen anderen kleineren Unternehmungen faßte der Prophet den Entschluß, sein Ansehen bei den Arabern und die moralische Kraft seiner Anhänger dadurch zu erhöhen, daß er an der Spitze der Letzteren während eines heiligen Monats eine Wallfahrt nach Mekka machte. Nur von 700 Mann begleitet zog er dahin. Die Kureïschiten, wohl einsehend, daß dieser Schritt Mohammed's Ansehen bei den Arabern heben müsse, beschlossen, sich zwar in der heiligen Zeit keinen Krieg zu erlauben, aber doch auch den gehaßten Gegner nicht in ihre Stadt und zur Kaaba zuzulassen. Sie verlegten ihm daher die Straße nach Mekka, und als er auf einem anderen Wege bis in die Nähe der Stadt gekommen war, suchten sie ihn durch Drohungen und kriegerische Rüstungen zu schrecken und zur Rückkehr zu bewegen. Sie erreichten ihren Zweck nicht und verstanden sich nach mehreren gegenseitigen Gesandtschaften zu einem Vertrage, vermöge dessen die Feindseligkeiten zehn Jahre lang eingestellt bleiben sollten. Mohammed mußte diesem Vertrage gemäß zwar sogleich umkehren, ohne die Stadt Mekka

betreten zu haben, dagegen erhielt er aber die Erlaubniß, im nächsten Jahre (629) mit den Seinigen drei Tage dort zuzubringen und den feierlichen Umgang um die Kaaba zu machen. Freilich mußte Mohammed dabei zugleich auch feierlich versprechen, jeden, der von den Kureïschiten zu ihm übertreten würde, auf Verlangen zurückzuschicken, während die Letzteren nicht verpflichtet sein sollten, die mohammedanischen Ueberläufer auszuliefern; allein auch dieser Punkt wurde bald nachher dem Grundsatz der Gleichheit gemäß abgeändert, und der Friedensschluß gewährte der ganzen Beschaffenheit der Verhältnisse nach dem Propheten größere Vortheile, als seinen Gegnern. Er ward dadurch seine mächtigsten und erbittertsten Feinde los und konnte seine Macht ungehindert nach anderen Seiten hin ausbreiten; ja, er durfte nun sogar mit den Kureïschiten in Verkehr treten und also auch hoffen, einen Theil von ihnen seiner Lehre zu gewinnen.

Mohammed hatte sich inzwischen wieder gegen einen Judenstaat gewandt. Acht Castelle, welche Cheibar, die Hauptfestung der Juden, umgaben, wurden bald erobert, Cheibar selbst aber trotzte lange. Abu Bekr und der schon längst zu Mohammed übergetretene Kureïschite Omar führten, da der Prophet selbst krank war, die Gläubigen zwei Tage nach einander vergebens zum Sturm; am dritten gab der Prophet das Feldherrn-Banner dem Ali, dieser erschlug Marhab, den Helden der Juden, und Cheibar fiel, wiewohl erst durch Unterhandlung. Die Juden behielten Haus und Hof, mußten aber fortan jährlich die Hälfte ihres Einkommens als Tribut entrichten und sich außerdem anheischig machen, sobald es verlangt werde, aus Arabien auszuwandern. In Cheibar nahm übrigens Mohammed zwei schöne jüdische Frauen unter seine Gemahlinnen auf. Die eine derselben dachte ihre Stammgenossen zu rächen, indem sie dem Propheten ein mit Gift bereitetes geröstetes Lamm vorsetzte. Da er jedoch beim ersten Bissen das Gift merkte, bekannte sie ihm fußfällig, daß sie ihn nunmehr für einen Gottgesandten halte.

Jetzt war Mohammed als Eroberer furchtbar und besaß so viel Macht und Ansehen, daß ein Theil der nach Abyssinien geflüchteten Gläubigen zu ihm zurückkehrte und daß er selbst fremde Herrscher zur Annahme seiner Lehre aufzufordern wagte. Er sandte Bekehrungsschreiben an Chosroës Parwiz von Persien, an den Kaiser Heraklius, an den griechischen Statthalter von Aegypten, an den Gassaniden Amru, einen Vasallen des byzantinischen Kaisers, an den König von Abyssinien und an einige kleineren Fürsten. Alle zeigten Besorgniß und entließen die Gesandten mit höflicher Antwort; nur Parwiz zerriß das Schreiben des Propheten und Amru wies nicht blos die Botschaft zurück, sondern ließ auch einen mohammedanischen Missionär

hinrichten. Der Erstere ward dafür von Mohammed verflucht; gegen Letzteren aber schickte der Prophet 3000 Mann unter dem Befehle seines ehemaligen Sklaven Zeïd ab. Diese erlitten durch die Uebermacht des Feindes eine Niederlage, bei welcher auch Zeïd und zwei andere Führer fielen; doch wurden die Gläubigen nicht sowohl geschlagen, als vielmehr nur geschwächt, und Khalid, dem der Prophet wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit den Beinamen „Schwert Gottes" ertheilte, führte sie glücklich wieder heim (629).

Die Mohammedaner waren längst über den zehnjährigen Frieden mit den Kureïschiten ungeduldig; es war ihnen daher sehr willkommen, daß diese, vielleicht durch den Ausgang des Feldzuges gegen Amru übermüthig gemacht, sich Gewaltthätigkeiten gegen Mohammed's Bundesgenossen erlaubten und ihm so einen erwünschten Vorwand zur Erneuerung der Feindseligkeiten gaben. Mohammed überraschte die Mekkaner durch einen unerwarteten Zug gegen ihre Stadt, vor welcher er plötzlich mit 10,000 Mann erschien. Widerstand war unmöglich, und Mekka fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände Mohammed's (630). Die Gegner wurden mit Schonung behandelt; sie erkannten Mohammed als Herrscher und Propheten an, und dieser ließ nur vier von ihnen mit dem Tode bestrafen. Er erklärte die eroberte Stadt wieder für eine heilige, durch keine Gewaltthätigkeiten zu entweihende Stätte, umritt siebenmal die Kaaba und zertrümmerte alle dort aufgestellten Götzenbilder. Mohammed's Glück machte alle heidnischen Stämme des Hedschas auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam; sie verbanden sich daher zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen ihn, und lieferten ihm drei Stunden von Mekka eine Schlacht, die für ihn um so gefährlicher war, da er sich auf die 2000 Mekkaner in seinem Heere nicht verlassen konnte. Erst nach einem heißen Kampfe, bei dem die Gläubigen anfangs die Flucht ergriffen hatten, errang er durch die Entschlossenheit seines Oheims Abbas den Sieg; doch mußte er von der Festung Taïf, wohin sich ein Theil der Geschlagenen flüchtete, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen. Jetzt huldigten viele arabischen Stämme freiwillig dem Propheten, welcher seit der Eroberung von Mekka Allen furchtbar war; Andere wurden gewaltsam unterworfen, und bald erkannte ihn fast das ganze Arabien als Oberhaupt an. Mohammed suchte hierauf auch die früher von Amru erlittene Niederlage durch einen Feldzug gegen die Byzantiner zu rächen, aber nur ungern und in verhältnißmäßig geringer Zahl folgten ihm seine Anhänger. Er gab daher den Krieg gleich beim Beginne wieder auf, und begnügte sich mit der Unterwerfung einiger unbedeutenden byzantinischen Vasallen an der Grenze.

Dieser Zug war Mohammed's letzte Kriegsunternehmung. Bald

nachher, im zehnten Jahre der Hedschra, veranstaltete er eine große Pilgerfahrt nach Mekka, an welcher nach der einen Angabe 40,000, nach der andern sogar 114,000 Gläubige Theil nahmen. Bei dieser Gelegenheit erließ er viele neuen Vorschriften; die wichtigste derselben war, daß die Blutrache für immer aufgehoben und in Zukunft jede Schuld nicht durch die Betheiligten, sondern durch gesetzliche Richter bestraft werden solle. Von Mekka kehrte er wieder nach Medina zurück, und hier verfiel er in eine tödtliche Krankheit, die er selbst für eine Wirkung des Giftes von Cheibar erklärt haben soll. Er ließ sich während seiner Krankheit öfters in die Moschee bringen, redete dort zu dem versammelten Volke, ermahnte es zur Eintracht und zur Ausdauer im Glauben und erklärte sich gegen jeden, den er auf irgend eine Weise gekränkt habe, zur Genugthuung bereit, indem er sagte, es sei besser, in dieser, als in der zukünftigen Welt zu erröthen. Vor seinem Tode ernannte er Zeïd's Sohn Usama zum Anführer der Truppen, mit welchen er selbst einen neuen Kriegszug nach der byzantinischen Grenze hatte machen wollen, und empfahl den Gläubigen seinen Schwiegervater Abu Bekr als seinen besten Freund, sowie er schon auf seiner letzten Reise von Mekka nach Medina seinen Schwiegersohn Ali ihnen empfohlen hatte. Einen Nachfolger in der Herrschaft ernannte er nicht. Noch am letzten Tage seines Lebens ließ er sich in die Moschee bringen, um, auf Ali gestützt, sein Gebet zu verrichten. Kurz vor seinem Ende schenkte er seinen Sklaven die Freiheit und ließ das wenige baare Geld, das er besaß, unter die Armen vertheilen. Seine letzten Worte waren: „Zu dem höchsten Gefährten im Paradies." Er starb im Juni 632. Sein Tod erregte die äußerste Bestürzung; doch erklärte Abu Bekr und bald auch Omar ausdrücklich, mit Berufung auf einige Aussprüche Mohammed's, derselbe sei zwar ein Gottgesandter, aber ein sterblicher Mensch gewesen. Von seinen Kindern überlebte ihn nur seine Tochter von der Chadidscha, Fatima, welche mit Ali vermählt war. Ueber die Bestattung seiner Leiche erhob sich ein heftiger Streit: die Mekkaner verlangten, daß dieselbe in ihre Stadt gebracht werde, die Medinesen aber wollten sie bei sich behalten. Endlich vereinigte man sich mit der Rücksicht auf eine angebliche Erklärung von Mohammed selbst dahin, daß der Prophet da, wo er gestorben sei, beerdigt werde. Die Leiche wurde also an der Stelle, wo Mohammed's Krankenlager gewesen war, bestattet, und da sein Haus an die von ihm gestiftete Moschee angebaut war und einige Zeit später zu dem vergrößerten Gotteshause hinzugezogen wurde, so befindet sich Mohammed's Grab in der Moschee selbst.

Mohammed war zwar zuletzt Beherrscher von fast ganz Arabien geworden, blieb aber ebenso, wie seine nächsten Nachfolger, den Sitten

und der einfachen Lebensweise seines Volkes getreu. Er bereitete sich sogar oft seine Speisen selbst zu, flickte sich seine Kleider, reinigte sein Zimmer mit eigenen Händen und melkte seine Ziegen selbst. Seine gewöhnlichen Nahrungsmittel waren Gerstenbrod, Datteln und Wasser, und oft wurde einen ganzen Monat hindurch kein Feuer in seinem Hause angezündet. Ebenso einfach war seine Kleidung. Auch nahm er als Prophet und als Herrscher für sich keine besonderen Ehrenbezeugungen in Anspruch; er erlaubte seinen Gefährten nicht einmal, vor ihm aufzustehen, wenn er zu ihnen kam. „Ich bin", sagte er mehrmals zu ihnen, „ein Diener Gottes wie ihr; ich esse und trinke wie ihr und setze mich wie jeder andere Mensch." Man darf sich überhaupt Mohammed nur als Stamm-Häuptling eines noch in patriarchalischer Weise und nach halb nomadischen Sitten lebenden Volkes denken, bei welchem es keinen merkbaren Unterschied der Verhältnisse und des individuellen Wesens gab. Daher waren auch die Tugenden wie die Fehler Mohammed's nichts Anderes als nationale Charakterzüge, nur ihrem Grade nach von denen der übrigen Araber verschieden. Man rühmt besonders seine große Freigebigkeit und seinen wohlthätigen Sinn; aber dieser Vorzug war, wie bei seinen nächsten Nachfolgern, denen dasselbe Lob ertheilt wird, mehr in der nationalen Sitte und in den Umständen, als in dem persönlichen Charakter begründet; er brauchte für sich selbst nur wenig, und ein einfaches, kriegerisches Volk wird durch Gewinn und Beute, durch Kraft und persönliches Uebergewicht, nicht durch Glanz und Pracht an seinen Führer gefesselt. Nicht mit Unrecht machen die Bekenner des mohammedanischen Glaubens ihrem Propheten ein Verdienst daraus, daß er sich selbst zu beherrschen vermochte; denn obgleich von Natur reizbar und leidenschaftlich, wußte er doch gewöhnlich seines Zornes Meister zu werden und übereilte Handlungen suchte er stets wieder gut zu machen. Wenn auf diese Weise Mohammed's Charakter schöne und achtungswerthe Seiten darbietet, so war er doch andererseits auch nicht, wie die Mohammedaner behaupten, fleckenlos und in jeder Hinsicht musterhaft. Das ihm von seinen Anhängern ertheilte Lob der Tapferkeit bewährte sich keineswegs bei allen Gelegenheiten, er zeigte sich sogar mehrere Male verzagt und furchtsam. Ebenso verhält es sich mit der gepriesenen Wahrhaftigkeit seiner Worte; es finden sich in seinen Aussagen Unwahrheiten, welche nicht als Ergebnisse der Selbsttäuschung angesehen werden können, sondern offenbar mit Bewußtsein und Absichtlichkeit gesprochen wurden. Obgleich er höchst wahrscheinlich anfangs von seiner göttlichen Sendung selbst überzeugt war, so sind doch viele seiner späteren Lehren und Handlungen ohne Zweifel aus Herrschsucht und Schlauheit hervorgegangen. Auch war er ungeachtet seiner großen

moralischen Kraft und Entschiedenheit nicht frei von Schwächen und Widersprüchen. Obgleich er z. B. für jeden Gläubigen die Zahl der Gattinen auf vier beschränkte, so nahm er selbst doch nicht weniger als elf Frauen, indem er versicherte, von Gott in dieser Hinsicht die ausgedehnteste Freiheit erhalten zu haben.

Dessen ungeachtet hat sich Mohammed durch sein Auftreten als Religionsstifter große Verdienste um sein Volk und um die Welt erworben. Er hat nicht nur zuerst die in unzählige Stämme zertheilten Araber in ein Volk zu vereinigen gewußt und zur Herrschaft des Ostens geleitet, sondern er hat auch in einem Lande, dessen Bewohner dem gröbsten Götzendienste huldigten, den Glauben an einen einzigen Gott, an ein Leben nach dem Tode und an eine moralische Bestimmung des Menschen für alle Zeiten festgestellt und diese reineren Lehren durch seine Anhänger über viele Nationen ausgebreitet. Er hat ferner die Araber aus dem Zustande der Willkür, der Selbsthülfe und der Blutrache zur Anerkennung eines bindenden allgemeinen Gesetzes emporgehoben. Ebenso hat er auch durch seine Sittenlehre in den Arabern und in vielen anderen Völkern zuerst bessere und edlere Grundsätze des Handelns erweckt. Seine Landsleute waren, als er auftrat, trotz ihrer freigebigen Gastfreundschaft, ihrer Worttreue und ihrer ritterlichen Tapferkeit ein wirkliches Raubvolk; das Weib hatte unter ihnen keinen Schutz gegen Willkür und Mißhandlung, und es war nichts Seltenes, daß Eltern ihre Töchter tödteten oder verschmachten ließen, um sie vor Armuth zu bewahren. Mohammed hat durch seine Gebote manchen Sittenlosigkeiten seiner Landsleute Einhalt gethan, dem Weibe eine gesetzlich bestimmte Stellung verschafft, die Armen gegen Noth gesichert und alle Menschen als gleichberechtigte Brüder einander näher zu stellen gesucht.

Mohammed's Religion führt den Namen Islam, d. i. Hingebung, und die Bekenner desselben heißen Moslemin, d. i. Gott-Ergebene. Diese Religion ist dem Wesentlichen nach die poetisch vorgetragene und als ein neues Gesetz verkündete echte Nationalsitte der Araber, welche von Mohammed auf den ursprünglichen Glauben an Einen Gott und auf eine reinere Moral gegründet worden ist. Die Haupt-Dogmen sind: der Glaube an einen einzigen und unsichtbaren Gott, an die Offenbarungen desselben durch Mohammed und durch die ihm vorangegangenen Propheten, und an ein auf die Auferstehung der Todten folgendes Weltgericht, in welchem die Guten und Frommen belohnt, die Bösen und Ungläubigen bestraft werden. Obgleich Mohammed für den vollkommensten aller Propheten gilt, für den Vollender der Offenbarungen, die vor ihm Adam, Noah, Abraham, Mose und Jesus erhalten: so wird er doch von seinen Anhängern nicht für einen Mittler

oder Versöhner zwischen Gott und der Menschheit, sondern gewissermaaßen blos als das Werkzeug angesehen, dessen sich Gott zur Kundmachung seiner letzten und höchsten Offenbarung bediente; ja Mohammed's Leben gilt den Moslemin nicht einmal für ein reines und vollkommenes Vorbild der Tugend. Außer den eigentlichen Glaubenssätzen trug Mohammed die beste und reinste Moral vor, welche außer dem Christenthum jemals dem Orient gepredigt worden ist. Damit verband er nicht nur eine Reihe anderer Vorschriften, welche, wie die Fasten, das fünfmalige tägliche Gebet und die wenigstens einmal im Leben zu machende Wallfahrt nach Mekka, gottesdienstlicher oder ceremonieller Art waren, sondern er gab auch noch förmliche Staatsgesetze, welche die Abgaben, das Verhältniß der Bürger zu einander, die Criminal- und Civil-Justiz bestimmten. Daher ist auch der Koran oder das heilige Buch, welches Mohammed's Lehren enthält, in Verbindung mit den Aussprüchen und Beschlüssen der ersten Nachfolger des Propheten bei allen mohammedanischen Völkern zugleich das bürgerliche Gesetzbuch und gewissermaaßen die Verfassungsurkunde des Staats. Hierin liegt offenbar einer der Hauptmängel der mohammedanischen Religion, weil durch die Vermischung des politischen und religiösen Lebens das erstere in seiner Entwickelung gehemmt und das letztere leicht mißbraucht und in den Hintergrund gedrängt wird. Eine der schlimmsten Seiten des Islam ist ferner die den Moslemin befohlene gewaltsame Ausbreitung des Glaubens oder das förmliche Gebot des Krieges gegen die Ungläubigen. Außer Juden und Christen soll sogar kein Andersgläubiger im mohammedanischen Gebiete geduldet werden, jene aber nur dann, wenn sie sich demüthigen und Tribut bezahlen. Der Islam ist auf diese Weise nicht allein zu einer völlig ausschließenden Religion gemacht worden, sondern er weckt und erhält auch in den ihn bekennenden Völkern kriegerische Rohheit und Eroberungssucht und entfremdet sie also der übrigen Menschheit. Aus diesen und anderen Gründen hat auch der Despotismus im Staat sich von Anfang an bei allen mohammedanischen Völkern festgesetzt, obgleich Mohammed selbst durch besondere Vorschriften das Leben und Vermögen der Gläubigen gegen Willkür und Tyrannei sicher zu stellen suchte. Ebenso regt seine Lehre durch die gestattete Vielweiberei und durch die rein sinnlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode die Phantasie und Sinnlichkeit zu sehr auf. Uebrigens pflegt man in Europa dem arabischen Propheten mit Unrecht die Erniedrigung Schuld zu geben, welche bei den mohammedanischen Völkern das Weib zu erdulden hat, und ebenso fälschlich wird in vielen christlichen Geschichtsbüchern behauptet, er habe den Frauen sogar die Seele abgesprochen und sie vom Paradiese ausgeschlossen. Das letztere wird durch

beſtimmte Ausſprüche Mohammed's geradezu widerlegt, und das erſtere hat ſeinen Grund nicht in den Lehren Mohammed's, ſondern in der Polygamie, welche ſchon vor ihm bei den Arabern herrſchend war; von ihm ward vielmehr die Zahl der Weiber, die dem Manne erlaubt iſt, beſchränkt. Immerhin hängt jene Stellung der Frauen wegen der rohen kriegeriſchen Richtung, welche Mohammed ſeinen Bekennern gab und wegen des grob ſinnlichen Charakters mancher Vorſtellungen, die einen Theil ſeiner Lehren bilden, mit dieſen mittelbar zuſammen. Auch die unter den Mohammedanern herrſchende Lehre vom Fatalismus oder der Glaube an eine unabänderlich vorausbeſtimmte und durch nichts, alſo auch nicht durch die menſchliche Willensfreiheit bedingte Nothwendigkeit aller menſchlichen Handlungen und Schickſale hatte nachtheilige Wirkungen. Sie iſt zwar nicht von Mohammed ſelbſt gepredigt worden, entwickelte ſich aber auf ganz natürliche Weiſe aus ſeinem alle anderen Rückſichten hintanſetzenden Streben, ſeinen Anhängern das feſteſte Vertrauen in den Willen Gottes einzuprägen und ihren aufopfernden Muth bei der Verbreitung des Glaubens unerſchütterlich zu machen. Den verderblichſten Einfluß übte Mohammed dadurch aus, daß er ſeine Lehre als den vollkommenſten, unabänderlichen Inbegriff aller geiſtigen Entwickelung und Bildung darſtellte und, um jeder Verirrung zur Vielgötterei und zum Götzendienſte vorzubeugen, den Gläubigen verbot, irgend ein lebendes Weſen im Bilde darzuſtellen. Er hat dadurch die freie Entwickelung des Geiſtes erſchwert, der philoſophiſchen Bildung eine Schranke geſetzt, die Kunſt in die engſten Grenzen gebannt, und auf dieſe Weiſe nicht nur eine Hauptquelle der Veredlung verſtopft, ſondern auch die Erhebung zur geiſtigen Freiheit und Selbſtſtändigkeit faſt unmöglich gemacht. Faßt man alle dieſe Nachtheile zuſammen, ſo wird man einſehen, daß Mohammed's Lehre, trotz ihrer reineren ſittlichen Tendenz und trotz ihrer Begründung eines Glaubens an Einen Gott, unter den Völkern des Oſtens den alten orientaliſchen Charakter des Lebens mit allen ſeinen Mängeln neu beleben mußte.

Mohammed's Lehren ſind in einer erſt nach ſeinem Tode gemachten Sammlung ſeiner Offenbarungen niedergelegt, welche den Namen Koran führt. Der Prophet ſelbſt hat wahrſcheinlich nie leſen und ſchreiben gelernt, er ließ aber ſchon während ſeiner Lebzeiten die meiſten ſeiner Offenbarungen, welche er auf übernatürliche Weiſe von Gott erhalten zu haben behauptete, wörtlich niederſchreiben; die andern wurden durch das Gedächtniß ſeiner begeiſterten Anhänger erhalten. Alle dieſe Schriften, welche theils auf Pergament, theils auf Leder, theils ſogar auf Palmblätter, Knochen und Steine aufgezeichnet waren und ſich bei Mohammed's Tode in verſchiedenen Händen befanden, ſammelte Moham-

med's erster Nachfolger in der Herrschaft, Abu Bekr, und vereinigte sie mit den mündlich überlieferten Stücken zu einem einzigen Buche. Da sich bald nachher Verschiedenheit in den Abschriften dieses Werkes zeigte und darüber Streit entstand, so ließ der dritte Khalif oder Beherrscher der Mohammedaner, Othman, eine neue Ausgabe desselben veranstalten und alle davon abweichenden Copieen aufsuchen und verbrennen. Daß unter diesen Umständen Mohammed's Aussprüche von Entstellungen und Zusätzen nicht frei bleiben konnten, versteht sich von selbst; doch waren die Veränderungen, die der Koran dadurch erlitt, wohl nicht bedeutend, indem Abu-Bekr's und Othman's Arbeiten bald nach Mohammed's Tode, also zu einer Zeit gemacht wurden, wo noch viele Gefährten des Propheten selbst lebten, die seine Aussprüche im Gedächtnisse trugen. Jedenfalls gilt der Koran den Mohammedanern selbst als das wirkliche Wort Gottes, wie es der Welt durch den Propheten offenbart worden sei. Doch finden sich nicht wenige Widersprüche in dem Buche, indem manche Gebote oder Verbote durch andere geradezu wieder aufgehoben werden, und an einer Stelle spricht sogar Mohammed selbst aus, er habe manchen Vers des Koran's widerrufen, um ihn durch einen besseren zu ersetzen. Offenbar rühren diese Widersprüche weniger von der zweimaligen Redaction des Buches her, obgleich vermuthlich weder Abu Bekr noch Othman es an Auslassungen und Zusätzen fehlen ließen, als vielmehr daher, daß Mohammed kein Bedenken trug, seine Lehren den veränderten Umständen anzupassen. So hat er z. B., wie bereits oben angegeben wurde, zu der Zeit, als er die Juden Arabiens für sich zu gewinnen suchte, Jerusalem für die Kibla erklärt, später aber, nachdem er seinen Plan geändert hatte, die Kaaba zu Mekka.

Uebrigens enthält der Koran, welcher in 114 Suren oder Kapitel eingetheilt ist, nicht allein unzählige Wiederholungen, sondern er leidet auch an einer großen Unordnung in der Zusammenstellung der verschiedenen Offenbarungen, indem diese weder nach der Zeitfolge noch nach ihrem inneren Zusammenhange neben einander gesetzt sind, so daß es geradezu scheint, als hätte man bei der Abfassung des Buches die Materialien zusammengefügt, wie sie eben den mit der Redaction beauftragten Männern unter die Hände kamen. Es gibt sogar einzelne Suren, von welchen der eine Theil erwiesener Maßen einer viel früheren oder späteren Zeit angehört, als der andere.

4. Geschichte der Araber unter den vier ersten Khalifen.

So fest gegründet auch Mohammed's Lehre schien, so fiel doch bei seinem Tode ein großer Theil der Araber von dem neuen Glauben ab. Theils erhoben sich hier und dort falsche Propheten, um Mohammed's

Rolle zu ſpielen, theils war man der unter den Bekennern des Islam eingeführten Armenſteuer überdrüſſig, theils und hauptſächlich regte ſich die alte Eiferſucht, vermöge deren die einzelnen Stämme nur einem Häuptlinge ihres eigenen Geſchlechtes gehorchen wollten. Sogar die meiſten Mekkaner waren zum Abfall geneigt und unter den treu gebliebenen Anhängern Mohammed's drohte eine bedenkliche Zwietracht über die Nachfolge in der Herrſchaft auszubrechen. Die nächſten Anverwandten des Propheten waren Abu Bekr, der Vater von Mohammed's Gattin Aïſcha, und Ali, Abu Taleb's Sohn, welcher von Mohammed an Kindesſtatt angenommen worden war und außerdem als Vetter und Schwiegerſohn desſelben die meiſten Anſprüche hatte. Beide gehörten dem Geſchlechte der Kureïſchiten an, und hatten deshalb die Stimme der Mekkaner für ſich. Die Medineſen dagegen, welche ſich mit Stolz als die älteſten Anhänger des Propheten rühmten und als deſſen „Anſſar" oder Hülfsgenoſſen bezeichnet wurden, wollten anfangs einen Mann ihres Stammes zum Herrſcher eingeſetzt haben; ſie waren aber über die Wahl desſelben unter ſich uneinig und erreichten daher ihren Zweck nicht. Von den beiden genannten Männern war Ali nicht allein mehr, als Abu Bekr, zur Herrſchaft berechtigt, ſondern ihm würde dieſelbe auch, wenn es dabei auf den Vorzug des Herzens und der Geſinnung angekommen wäre, vor allen anderen Mohammedanern gebührt haben. Ali war ein wahrhaft edler Mann, beſaß echte Frömmigkeit und zeichnete ſich durch große Milde und Menſchenfreundlichkeit aus. Er galt Vielen als der einzige unter den Moslemin, den der Geiſt der Gottheit anwehte. Mohammed ſelbſt ſoll ihn ſeinen Aaron, ſeinen Bruder in dieſer und jener Welt und die Pforte der Stadt der Wiſſenſchaft genannt haben. Ali bewährte ſein edles Weſen nicht nur durch die Grundſätze und Lebensanſichten, welche er in einer auf unſere Zeiten gekommenen, freilich nicht ganz zuverläſſig von ihm herrührenden Sammlung von Sprüchen niedergelegt hat, ſondern noch mehr durch ſeinen Wandel. Zudem hatte er als Haupt der Haſchimiten einen erblichen Anſpruch, über das Heiligthum in Mekka zu walten. Allein alle dieſe Vorzüge konnten bei der Wahl eines Nachfolgers Mohammed's nicht den Ausſchlag geben, da es dabei weit mehr auf Kraft und Gewandtheit ankam. Alles, was den Glauben und die Sittenlehre anging, war durch Mohammed ein für alle Mal feſtgeſtellt und abgeſchloſſen worden; das Reich dagegen, welches in Folge ſeines Auftretens als Prophet entſtanden war, mußte erſt befeſtigt und gewiſſermaaßen neu geſchaffen werden. Dazu war der edle, begeiſterte und ſanfte Ali weniger tüchtig, als der alte, beſonnene und kluge Abu Bekr. Dieſer wurde daher gleich anfangs von faſt allen älteren Moslemin als Khalif d. i. als Nachfolger des Propheten anerkannt, und

es hielt ihm in Verbindung mit denselben nicht schwer, den schwachen Widerstand der unter sich uneinigen Medinesen zu überwältigen, namentlich da seine Tochter Aïscha gegen Ali wirkte. Dazu begünstigte ihn der Umstand, daß Mohammed während seiner letzten Krankheit ihn beauftragt hatte, an seiner Stelle das Gebet zu sprechen. Auch Ali fügte sich, obgleich es ihm nicht an entschiedenen Anhängern gefehlt haben würde und einer der ältesten Gefährten des Propheten sogar das Schwert für ihn zog. Er ging, als gleich nach geschehener Wahl Omar zur Bestürmung von Ali's Haus abgeschickt wurde, diesem ruhig entgegen, und erkannte Abu Bekr als Herrscher an.

Abu Bekr's erste Regierungshandlung war, daß er den unter Usama's Führung versammelten Truppen befahl, den Feldzug nach der syrischen Grenze zu beginnen, welchen noch Mohammed beschlossen gehabt hatte; er empfahl ihnen dabei, Saatfelder und Fruchtbäume zu schonen, Frauen, Kinder und einsam in Klausen lebende Männer nicht zu schädigen. Während dieses Zuges, welchen Usama in kurzer Zeit glücklich beendigte, bekriegte der Khalif selbst einige empörten Stämme in der Nähe von Medina; andere wußte er dadurch zu begütigen, daß er ihnen zeitweise die Almosensteuer erließ, welche ihnen im Sinne des Koran auferlegt war und an welche sie sich nicht gewöhnen mochten. Als nun Usama zurückgekehrt war, schickte er alle marschfertigen Truppen unter elf Anführern ab, um auch die entfernteren Stämme, welche abtrünnig geworden waren, zu unterwerfen. Unter heftigen Kämpfen wurden die Empörten nach und nach unterworfen und zum Theil mit großer Härte bestraft. Besonders entehrte Khalid, der angesehenste von den elf Anführern, seine Siege durch Grausamkeiten.

Nach der Unterwerfung von Arabien begann Abu Bekr sogleich die Ausbreitung des Islam außerhalb seines Vaterlandes. Er schickte Khalid gegen die nächste Provinz des persischen Reiches. Dieser eröffnete den Krieg mit der siegreichen Schlacht bei Hafir, welche die Kettenschlacht genannt ward, weil ein Theil der persischen Truppen, welchem ihr Anführer entweder nicht recht traute oder dem er die Flucht vor dem Kampfe unmöglich machen wollte, bis zur Eröffnung desselben mit Ketten aneinander gefesselt war. Durch einige andere Siege bahnte sich Khalid hierauf den Weg zu der persischen Provinz Irak am Euphrat. Von dort wandte er sich gegen die in der Nähe des alten Babylon gelegene Stadt Hira, den Mittelpunkt eines christlich-arabischen Staates, dessen Beherrscher unter persischer Hoheit stand. Stadt und Land wurden unterworfen, und auch einige anderen persischen Vasallen huldigten hierauf dem siegreichen Feldherrn. Dieser erfocht bald noch mehrere Siege über die Perser und über ihre arabischen Hülfstruppen und dehnte die Herrschaft des Khalifen bis an

den unteren Euphrat aus, ward aber mitten im Laufe seiner Siege von Abu Bekr zurückgerufen. Der Khalif hatte nämlich auch die byzantinische Provinz Syrien durch ein Heer angreifen lassen, dieses ward aber durch den griechischen General Sergius am Vordringen gehindert. Er hielt daher für gut, die Eroberungen im Osten einstweilen nicht weiter zu verfolgen und seine ganze Macht gegen Syrien zu richten. Khalid's Erscheinung hatte auch wirklich Erfolg; dies fand jedoch erst unter Abu Bekr's Nachfolger Statt.

Der alte Abu Bekr starb schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt (634). Obwohl seine Persönlichkeit nicht den heroischen Glanz Omar's und nicht den idealen Schwung Ali's hat, kam er ihnen doch an Treue, Charakterstärke und Frömmigkeit gleich; wenn er auch Schlauheit nicht verschmähte, waren doch seine Ziele immer großartig. Die rasche Förderung des Islam rührte großentheils von dem Wirken dieser drei bedeutenden und gewaltigen Männer her. Abu Bekr hatte die Führung der von ihm veranstalteten Kriege jüngeren Männern überlassen und dagegen sich selbst ein anderes wichtiges Verdienst erworben. Er ließ nämlich die theils einzeln niedergeschriebenen, theils im Gedächtnisse aufbewahrten Offenbarungen des Propheten sammeln und in ein Ganzes vereinigen. Er gab also der Religion Mohammed's eine geschriebene Grundlage und damit zugleich dem neuen Reiche ein Gesetzbuch, oder mit anderen Worten, er setzte der wuchernden Ueberlieferung eine Schranke und befestigte den neuen arabischen Staat durch gesetzliche Bestimmungen, welche als Aussprüche des Propheten unumstößlich waren und daher die Verbindung der Gläubigen eine Zeitlang vor zerstörenden Erschütterungen bewahrte. Auch dadurch, daß er noch vor seinem Tode einen Nachfolger ernannte, machte er sich um den jungen mohammedanischen Staat verdient; denn dieser wäre sonst vielleicht durch einen Bürgerkrieg zerrissen worden, der um so gefährlicher hätte werden können, als man sich damals mit zwei Reichen zugleich im Kriegszustande befand: mit dem byzantinischen, wo Heraklius fünf Jahre vorher so großen Kriegsruhm erworben, und dem persischen, wo ein Enkel des Chosroës (II.) Parwiz herrschte. Die Wahl des Nachfolgers gab sich übrigens ganz von selbst; denn Omar, durch dessen Unterstützung Abu Bekr hauptsächlich das Khalifat erhalten hatte, war ungeachtet seiner Feindschaft mit Khalid nicht zu umgehen, weil er nicht nur von Abu Bekr schon während seiner Krankheit zum Imam oder Vorbeter und geistlichen Oberhaupte ernannt worden war, sondern auch von Anfang an den größten Einfluß auf die Regierung geübt hatte. Ali wurde also zum zweiten Male zurückgesetzt; dies konnte aber jetzt noch leichter als früher geschehen, da man das geistliche Amt als eine wesentliche Eigenschaft des Beherrschers

der Gläubigen ansah und daher dem Omar als Imam den Vorzug geben mußte. Uebrigens ist es für den Charakter des neuen arabischen Reiches und seiner ersten Herrscher bezeichnend, daß Abu Bekr, ungeachtet der von seinen Feldherren eingesandten reichen Beute, sein ganzes Leben hindurch nach Hirtenweise schlicht und einfach lebte und daß unter ihm noch nicht die geringste Spur von dem zu finden war, was nach orientalischen Begriffen zur äußeren Darstellung der Herrscherwürde gehört. Er fuhr sogar als Khalif eine Zeit lang fort, Handel zu treiben und seine Heerde auf die Weide zu führen; er hinterließ bei seinem Tode ein Kleid und fünf Goldstücke.

Der Khalif Omar I., der schon unter Abu Bekr die Regierung zum Theil geführt hatte, besaß alle nöthigen Eigenschaften, um das mohammedanische Reich fest zu gründen und weiter auszubreiten, und leistete demselben in den zehn Jahren seiner Regierung (634—644) die besten Dienste. Eine seiner ersten Maaßregeln war, daß er Khalid vom Oberbefehl des syrischen Heeres entfernte; er that dieses aber nicht wegen der schrecklichen Grausamkeiten, die sich Khalid auch in Irak und Syrien erlaubt hatte, sondern aus Privatfeindschaft. In Syrien hatte Khalid's Erscheinung den Unternehmungen der Mohammedaner kurz vor Omar's Regierungsantritt erst recht den Weg gebahnt, zumal da es ihm gleich anfangs gelungen war, die unter den Anführern ausgebrochene Uneinigkeit und Eifersucht zu dämpfen. Von Constantinopel aus waren außerordentliche Anstrengungen gemacht worden, um Damaskus und mit dieser hochwichtigen Stadt die Provinz Syrien zu halten. Bald nach Khalid's Erscheinen kam es beim Flusse Jarmuk oder Schariat Mandur im Süden des Tiberias-Sees zu einer entscheidenden Schlacht. Ein etwa 80,000 Mann starkes griechisches Heer focht in derselben gegen 36,000 Mohammedaner und ward völlig geschlagen, wiewohl weniger durch die Tapferkeit der Letzteren, als vielmehr in Folge der Verrätherei des griechischen Generals Sergius, welcher mitten im Kampfe zum Feinde überging und dadurch große Verwirrung unter seinen Landsleuten hervorbrachte. Ein bedeutender Theil der Griechen, aber auch 3000 Mohammedaner verloren das Leben. Mit dieser Schlacht, welche schon unter Omar's Khalifat geliefert wurde, scheint sich der Fall von Damaskus entschieden zu haben. Die Bewohner hielten zwar eine lange Belagerung aus, mußten aber zuletzt, als alle Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, capituuren. Während sie noch mit den Arabern unterhandelten, drang der blutdürstige Khalid durch ein schlecht bewachtes Thor ein und vergoß in den Straßen der Stadt Ströme von Blut. Unmittelbar nach der Einnahme von Damaskus ward der Oberbefehl ihm abgenommen und dem sanften Abu Ubeida übergeben; doch diente Khalid auch

unter diesem gern, da er ebenso eifrig für die Verbreitung des Glaubens, als grausam war.

Allmählich ward es den Eroberern leichter, in Syrien vorzudringen, weil die dortigen Christen, einem trägen, sinnlichen Leben ergeben, durch Sectengeist zerrissen und des Sinnes für Vaterland und Ehre ermangelnd, den Ungläubigen gern die Kopfsteuer entrichteten, wenn sie nur Ruhe hatten und nicht zum Kriegsdienst genöthigt wurden. Die Städte Hims (Emesa), und Baalbek fielen zunächst in die Gewalt der Mohammedaner; Jerusalem leistete einen längeren Widerstand. Die Stadt wollte sich nur dem Khalifen selbst ergeben und da sie ein auch den Moslemin heiliger Ort war, so ging Abu Ubeida aus Furcht, sie möchte durch die Wuth der Seinigen entweiht werden, auf dieses Begehren ein, und bewog Omar, nach Syrien zu kommen, um die Schlüssel der Stadt in Empfang zu nehmen (637). Omar erschien und schloß eine Capitulation, welche gewissenhaft eingehalten wurde, und nach der die Einwohner zwar am Leben und Gut nicht beschädigt wurden und ihren christlichen Glauben auch fernerhin öffentlich ausüben konnten, aber eine jährliche Kopfsteuer entrichten, jeden reisenden Moslem drei Tage lang bewirthen, die Kreuze von ihren Kirchen abnehmen, das Glockengeläute abschaffen, sich durch ihre Kleidung von den Mohammedanern unterscheiden und jeden derselben in die Kirchen zulassen mußten. Diese Capitulation diente später allen Verträgen, welche die Moslemen mit unterworfenen Christen abschlossen, zum Muster. Auch sonst ist Omar's Reise nach Jerusalem und seine Erscheinung in dieser Stadt in doppelter Hinsicht merkwürdig, theils weil dadurch die Heiligkeit der Stadt in den Augen der Mohammedaner gehoben wurde, theils und vorzüglich weil die große Einfachheit seines Aufzugs so sehr gegen die Pracht und den Glanz der späteren Khalifen absticht. Er führte seinen Wasserschlauch und die zu seiner Nahrung bestimmten Säcke mit Korn und Datteln auf demselben Kameele, welches ihn selbst trug, bei sich, aß unterwegs mit allen seinen Reisegenossen aus Einer Schüssel, und züchtigte jeden Strafbaren, den er irgendwo antraf, mit eigener Hand. In Jerusalem ließ Omar an der Stelle, wo einst der Tempel Salomonis gestanden haben soll, eine Moschee erbauen, welche von seinen Nachfolgern vollendet ward und noch jetzt für eines der größten Heiligthümer der mohammedanischen Welt gilt. Bald ergab sich auch Aleppo (Halab); der Fürst dieser Stadt war einer der ersten christlichen Großen, die förmlich zum Islam übergingen. Aus Antiochien entwich der Kaiser Heraklius selbst, aus Cäsarea sein Sohn Constantin, der dort den Oberbefehl führte. Die Eroberung Syriens war vollendet; in diesem Lande, das einst für die Ausbreitung des Christenthums so bedeutend gewesen, fand die Bevölkerung es bald

bequem, sich allen äußeren Beschränkungen durch Annahme des Koran zu entziehen.

Kurze Zeit später, als Syrien den Griechen für immer entrissen ward (639), kam auch die wichtige Provinz Aegypten in die Gewalt der Mohammedaner. Die Bewohner dieses Landes waren in zwei gegen einander sehr erbitterte Parteien zerfallen. Die Kopten oder die aus Nachkommen der alten Aegypter, aus eingewanderten Nubiern, Abyssiniern, Negern und Juden bestehenden eigentlichen Landeseingebornen, welche die Klassen der Bauern, Handwerker, Kaufleute und Unterbeamten bildeten und an 6,000,000 Seelen betragen haben sollen, huldigten der Lehre der Monophysiten; die in Aegypten angesiedelten Römer und Griechen dagegen, sowie ein Theil der kaiserlichen Truppen und die Oberbeamten, welche zum großen Verdruß der Eingebornen immer aus anderen Provinzen des Reiches geschickt wurden, gehörten zu der vom Hofe begünstigten Secte der Nestorianer; ihre Anzahl belief sich aber blos auf höchstens 300,000. Beide Parteien haßten einander nicht nur als feindselige Secten, sondern auch als Nationen. Die Kopten standen dabei aber trotz ihrer weit stärkeren Zahl im größten Nachtheil; denn ihre Gegner oder, wie man sie zu nennen pflegte, die Melkiten (d. i. Royalisten) waren im Besitz der Gewalt und gebrauchten dieselbe zur Unterdrückung der Kopten. Die griechischen Bischöfe nahmen alle Einkünfte der Kirche für sich in Anspruch, die Geistlichen der Kopten aber wurden von ihnen verfolgt; ja ihr Patriarch Benjamin war mehrere Jahre vorher geächtet worden, so daß er sich wie ein Verbrecher versteckt halten mußte. Die Bevölkerung von Aegypten war also beim Einbruche der Mohammedaner durch die heftigste Zwietracht zerrissen und die bei weitem überwiegende Mehrzahl derselben besaß nicht allein keine Anhänglichkeit an die Reichsregierung, sondern sie sah vielmehr den heranziehenden Feind als willkommenen Retter von Druck und Verfolgung an. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die Araber, obgleich sie kein einziges Schiff besaßen, ohne große Schwierigkeit ein Land besetzten, welches durch eine bloße Landmacht sonst nicht zu erobern und zu behaupten ist.

Omar schickte gleich nach der Eroberung von Syrien (639) den tüchtigen Feldherrn Amru zur Eroberung von Aegypten, obgleich dessen Heer nur aus 4000 Mann bestand. Bald nachher schien es indessen ihm selbst wieder bedenklich, ein stark bevölkertes Land mit einer so geringen Macht angreifen zu lassen. Er rief deshalb Amru wieder zurück; dieser war aber, als er den Befehl des Khalifen erhielt, entweder schon in Aegypten eingerückt, oder sah die Leichtigkeit der Eroberung eines so wichtigen Landes zu deutlich ein, als daß er hätte

gehorchen sollen. Einige Zeit nachher, als Amru bereits Pelusium erobert und die griechischen Truppen in mehreren Treffen geschlagen hatte, sandte ihm Omar eine Verstärkung von 12,000 Mann unter Zubeir, einem der Gefährten Mohammed's. Nun fielen alle Kopten von der verhaßten byzantinischen Regierung ab. Ihr geächteter Patriarch oder, nach einer anderen Angabe, einer ihrer weltlichen Großen, Mukaukas, welcher früher kaiserlicher Statthalter gewesen war und als solcher Mohammed's Aufforderung zur Annahme des Islam durch kostbare Ehrengeschenke erwidert hatte, schloß einen förmlichen Unterwerfungsvertrag mit Amru. Nach diesem Vertrage mußten die Kopten sich zwar zu der allen Nicht-Mohammedanern auferlegten Kopfsteuer und außerdem sogar noch zu einer Grundsteuer verstehen; beide Abgaben wurden aber äußerst mäßig gegriffen und die Kopten erfreuten sich unter der arabischen Herrschaft einer viel größeren Freiheit und Duldung, als sie unter den Griechen gehabt hatten: sie hatten in allen Angelegenheiten des Glaubens und in ihren kirchlichen Einrichtungen völlige Unabhängigkeit, behielten ihre Güter und Besitzungen, waren in Betreff ihrer Personen gegen Gewaltthätigkeiten sicher gestellt und durften sogar die Kreuze auf ihren Kirchen stehen lassen. Amru war auch nachher schlau genug, sich gegen die Kopten und ihren Patriarchen sehr freundlich und sogar schmeichelnd zu benehmen, weil er darin ein Hauptmittel erkannte, den Besitz des Landes zu behaupten. Wirklich unterstützten ihn auch die Kopten in seinen Unternehmungen auf's eifrigste. Die griechischen Truppen wurden noch einige Male geschlagen; sie gaben zuletzt das ganze Land preis, und zogen sich nach Alexandria zurück. Diese Stadt ward von Amru lange Zeit vergebens belagert; denn da sie von der See her mit Lebensmitteln versorgt werden konnte, so half den Arabern alle ihre Kühnheit und Tapferkeit nichts. Auch bot Heraklius Alles auf, um von Constantinopel aus die Belagerten zu unterstützen und durch den Besitz von Alexandria festen Fuß in dem sonst ganz verlorenen Lande zu behalten. Erst als er (im Frühjahr 641) gestorben war und heftige Thronstreitigkeiten ausbrachen, über welche man in Constantinopel das bedrängte Alexandria ganz vergaß, ward den Moslemin die Eroberung der Stadt möglich. Im December 641 hielt Amru seinen Einzug in die Weltstadt, die einst der Mittelpunkt des späteren Hellenismus gewesen, die zwar aus jener Zeit wenig Reste, doch aber eine überreiche Zahl von Theatern, Bädern, Palästen und Luxusanstalten jeder Art besaß, dazu noch immer bedeutenden Handel trieb und ein Hauptsitz theologischer Gelehrsamkeit war. Unter ihrer genußliebenden und verwöhnten Bevölkerung zählte man 40,000 Juden. Nunmehr nahm der Weltverkehr eine andere Richtung und Alexandria

verfiel in demſelben Maaße wie Baſſora, Bagdad und Kairo emporkamen.

Nach der Angabe einiger viel ſpäter lebenden arabiſchen Geſchichtſchreiber wäre in Folge der Eroberung dieſer Stadt auch die berühmte alexandriniſche Bibliothek untergegangen. Amru ſoll nämlich, als er die Stadt eingenommen hatte, über dieſe Bibliothek beim Khalifen angefragt und von ihm die Antwort erhalten haben: „Stimmen die Bücher der Bibliothek mit dem Koran überein, ſo ſind ſie unnütz und brauchen nicht aufbewahrt zu werden; im entgegengeſetzten Falle aber ſind ſie ſchädlich und müſſen vernichtet werden.“ Amru befahl daher, wie man erzählt, die Verbrennung der ganzen Bibliothek; die Bücher wurden zur Heizung der Bäder von Alexandria verwendet und ihre Zahl ſoll ſo groß geweſen ſein, daß man mit ihnen nicht weniger als ſechs Monate lang in allen Bädern der Stadt das nöthige Feuer unterhalten habe. Die ganze Erzählung iſt ein Mährchen, das freilich ſeine Dauerkraft bewährt, wie die meiſten derartigen Anekdoten, die einen charakteriſtiſchen Grundgedanken faßlich einkleiden. Die berühmte Bibliothek der Ptolemäer war bereits in Cäſar's aegyptiſchem Feldzuge größtentheils ein Raub der Flammen geworden und auch der geringe Ueberreſt derſelben war lange vor der mohammedaniſchen Eroberung untergegangen; ja, man muß ſogar nach dem ganzen Zuſtande der damaligen griechiſchen Bildung für gewiß annehmen, daß die Bewohner von Alexandria ſchon längſt keine oder doch nur ſehr wenige heidniſchen Schriften beſaßen.

Amru hatte beim Beginn des Krieges in der Nähe des alten Memphis bei der befeſtigten Stadt Babylon ein Haupt-Standquartier errichtet, welches Foſtat d. i. das Zelt genannt wurde und ſich nach und nach in eine große Stadt umwandelte, namentlich als es mit dem einige Jahrhunderte ſpäter gegründeten Kairo (eigentlich Masr el Kahira, d. i. aegyptiſche Siegesſtadt) vereinigt wurde. Das eroberte Nil-Land ward für die Mohammedaner nicht nur die erſte Stufe zur Unterwerfung von ganz Nord-Afrika, ſondern auch eine Nahrungsquelle und Kornkammer für das meiſt unfruchtbare Arabien, wie es einſt für das römiſche Reich geweſen war. Daher ließ Omar vom Nil nach dem rothen Meere einen Kanal graben, bei deſſen Erbauung wohl die in Verfall gerathenen älteren Kanäle von Necho, Darius Hyſtaspis und anderen Beherrſchern Aegyptens benutzt wurden. Uebrigens dehnte Amru, der als Statthalter in Aegypten blieb, ſeine Eroberungen noch über das Land Barka und bis nach Tripoli hin aus.

Während der Fortſchritt der mohammedaniſchen Waffen im Oſten und Weſten die einzelnen Krieger durch Beute bereicherte und ganze Stämme von Arabern zu den Fahnen des Glaubens herbeizog, mußs

ten die Eroberungen auch auf den neuen arabischen Staat und seine Einrichtungen zurückwirken. Dieser hatte seither ohne irgend ein System der Verwaltung bestanden; ein solcher Zustand konnte aber unmöglich fortdauern und besonders mußte sich das Bedürfniß bestimmter finanzieller Anordnungen fühlbar machen, sobald nicht nur ganze zinspflichtige Länder erobert und an verschiedenen Punkten stehende Lager errichtet wurden, sondern auch Tausende von Gläubigen mehrere Jahre hinter einander mit dem Kriege beschäftigt waren. Mohammed hatte verordnet, daß vier Fünftel der Beute unter die Krieger vertheilt, das übrige Fünftel theils ihm und seinen Verwandten gegeben, theils für Arme, Waisen und Wanderer verwendet werden sollte. Dies war bisher immer geschehen und Mohammed wie Abu Bekr hatte über den ihm zugefallenen Theil nach den Bedürfnissen des Augenblicks verfügt; Omar dagegen, unter welchem nicht nur jenes Fünftel, sondern auch die Armensteuer der Mohammedaner und die Abgaben der Ungläubigen schnell und bedeutend zunahmen, war genöthigt, eine Art von Finanzverwaltung einzurichten. Er ließ ein Register aller Gläubigen und Ungläubigen, sowie ein genaues Verzeichniß der Staatseinnahmen machen und verwandelte also das, was seither nur Almosen und unbestimmter Tribut gewesen war, in eigentliche Steuern und Abgaben. Die Einkünfte des Staats verwendete er zum Theil dazu, Moscheen und Schulen mit Gütern auszustatten; namentlich aber ließ er den Verwandten des Propheten einen jährlichen Gehalt und den Kriegern bestimmte Belohnungen auszahlen. Da nun die Letzteren in Folge davon bei aller Ungewißheit der Beute stets einen sicheren Gewinn vom Kriege hatten, so wuchs dadurch die Zahl der zu den Waffen strömenden Menge noch mehr. Uebrigens gaben diese neuen Einrichtungen Omar's auch die erste Veranlassung zur Einführung der bereits oben erwähnten mohammedanischen Zeitrechnung; denn da man bei den Steuerregistern einer Zählung nach Jahren bedurfte, so ward Mohammed's Flucht aus Mekka zum Anfangspunkte derselben gemacht; man rechnete aber, um die gewohnte Reihenfolge der Monate nicht zu stören, nicht vom Tage der Flucht an, sondern vom herkömmlichen Neujahrstage des Jahres, in welchem sie stattgefunden hatte. Er hat demnach das junge Reich des Islam staatlich organisirt; auch war er der erste, dem der Titel „Emir al Muminin", Fürst der Gläubigen, beigelegt wurde.

Außer den griechischen Provinzen Syrien und Aegypten ward unter Omar's Regierung auch das persische Reich von den Mohammedanern erobert. Sie waren schon ein Jahr nach Mohammed's Tode unter Khalid's Führung in die persische Provinz Irak am unteren Euphrat eingebrochen. Der Krieg in Syrien hatte aber den ersten

Khalifen bewogen, seinen Feldherrn mit einem Theile des Heeres aus Irak abzurufen und die Mohammedaner wurden hierauf aus fast allen bereits eroberten Gegenden zurückgedrängt. Omar wandte gleich nach seinem Regierungsantritt seine ganze Aufmerksamkeit dem persischen Kriege zu. Die Mohammedaner hatten in diesem Kriege den großen Vortheil für sich, daß sie selbst von einer festen Hand geleitet wurden, während ihre Gegner durch öftere Thronstreitigkeiten gelähmt wurden und zuletzt, unter der Regierung von Chosroës Parwiz Schwester Buran, alle Uebel einer ohnmächtigen Weiberherrschaft zu erdulden hatten. Zwar entledigten sie sich endlich der Letzteren, und der zum Herrscher eingesetzte Jezdegerd (Jesdedschird), der Letzte der Sassaniden, ergriff ungeachtet seines jugendlichen Alters sogleich energische Maaßregeln; aber zu derselben Zeit schickte der Khalif dem mohammedanischen Heere bedeutende Verstärkungen, und dieses erhielt in Saad, einem der ältesten Gefährten des Propheten, einen ausgezeichneten Führer. Der persische Feldherr Rustum entwarf den besten Kriegsplan gegen einen Feind, der durch Zahl, Körperkraft, religiöse Begeisterung und angeborenen Muth Achtung einflößte: er hielt sich hinter dem Euphrat, ließ sich mehrere Monate lang in keinen Kampf ein, und erwartete die beste Hülfe von den Verlegenheiten, welche der Hunger den am Rande der syrischen Wüste stehenden Arabern über kurz oder lang bereiten mußte. Allein die Unbesonnenheit des einundzwanzigjährigen Königs Jezdegerd vereitelte den Plan des persischen Feldherrn. Rustum mußte auf Befehl des Königs über den Euphrat ziehen und dem Feinde eine Schlacht anbieten. Diese Schlacht, welche bei Kadesia geliefert wurde, dauerte drei Tage hinter einander, und endigte erst am vierten mit einem vollständigen Siege der Araber. Das persische Heer ward zersprengt, der größte Theil desselben sammt seinem Führer aufgerieben und das reich geschmückte Leopardenfell, welches als Reichspanier diente, von den Arabern erbeutet; doch fanden auch von diesen nicht weniger als 7000 den Tod (636). In Folge der Schlacht bei Kadesia wurde das ganze im Westen des Tigris gelegene Land den Persern entrissen. Die kurze Zeit der Ruhe, welche nach derselben eintrat, ward von den Arabern benutzt, um sich den bleibenden Besitz dieses Landes zu sichern, und aus einem ihrer Standquartiere entstand damals die nachher so berühmt gewordene Stadt Baßra oder Bassora am Schat el Arab.

Beim Wiederbeginn des Krieges setzten die Araber über den Tigris und bemächtigten sich nach vielen Gefechten (637) der am östlichen Ufer dieses Flusses gelegenen Residenz des Perser-Königs, Madain (Doppelstadt, aus der Vereinigung von Seleukia und Ktesiphon entstanden). Hier machten sie eine so reiche Beute, daß bei der Verthei-

lung derselben jeder der 60,000 Moslemin, welche das Heer bildeten, 12,000 Dirhem erhalten haben soll, eine ungeheure Summe, da ein Dirhem nach unserem Gelde zu ungefähr einem halben Gulden oder etwa einem Drittel-Thaler anzuschlagen ist. Die Berichte über die vorgefundenen Schätze und Kunstwerke dieser Stadt beweisen uns, mögen sie auch noch so sehr übertrieben sein, den hohen Grad von Cultur, Reichthum und Blüthe des untergehenden persischen Reiches. Am merkwürdigsten sind die Beschreibungen von der Pracht und dem Glanze der dortigen Königsburg, welche Nuschirwan's Vater erbaut hatte und deren Trümmer sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Man fand in diesem sogenannten weißen Palaste, dessen Farbe an die Lichtreligion erinnert, einen goldenen Thron, die kostbare Reichskrone, viele mit Edelsteinen besetzten Kunstwerke und besonders einen prachtvollen Teppich von 300 Ellen Länge und 60 Ellen Breite, auf welchem ein Paradiesgarten eingewirkt war, dessen Bäume, Blüthen und Früchte aus Edelsteinen bestanden. Unmittelbar nach der Besetzung von Madain, welches seither allmählich verlassen ward, errichtete Saad am unteren Euphrat ein Standquartier, aus dem die bald sehr wichtig gewordene Stadt Kufa entstand.

Nach der Eroberung von Madain setzten die Araber dem fliehenden Perserkönig nach. Dieser ward in mehreren blutigen Treffen geschlagen und mußte sich zuletzt in die nahe bei Teheran gelegene Stadt Rei zurückziehen, wo das älteste heilige Feuer der Perser war. Ganze Provinzen des Reiches fielen hierauf in die Gewalt der Araber; sie wurden ihnen aber zum Theil wieder entrissen und mußten noch einmal erobert werden, weil die Völker des Ostens sich nicht so leicht an ein fremdes Joch gewöhnen, als wir Abendländer. Auch verlor das arabische Heer im Jahr 639 durch Hunger und Pest nicht weniger als 24,000 Mann. Der Krieg zog sich daher noch Jahre lang hin. Die Landschaft Susiana wurde von dem tapferen Statthalter Hormusan längere Zeit hartnäckig vertheidigt, bis endlich Saad ihn überwand und als Gefangenen nach Medina zu Omar sandte. Der an Fürstenpracht gewöhnte Perser sah mit Erstaunen den Khalifen in der Tageshitze vor dem Eingang der Moschee schlafend liegen. Bekannt ist die Erzählung, wie Omar den Besiegten durch Ueberreichung eines Trunkes für seinen Gast erklärte und ihm auch, nachdem Hormusan den Trunk unberührt ausgegossen, in schlicht religiöser Strenge die Treue hielt. Der Satrap trat zum Islam über.

Eine entscheidende Schlacht ward (642) bei Nehawend, einer im Süden von Hamadan gelegenen Stadt, geliefert. Hier kämpften 30,000 Araber mit 150,000 Persern, welche von dem alten und erfahrenen Feldherrn Feiruzan geführt wurden. Durch List wurden

die Letzteren beſiegt, und in Folge davon das perſiſche Reich ſeinem Untergange ſchneller entgegengeführt. Die Araber drangen einerſeits über Ispahan bis an die Grenze von Indien vor und andererſeits über Adſerbeidſchan, Maſanderan und Khoraſan bis zum Kaukaſus und bis an den Oxus- oder Dſchihun-Fluß. Jezdegerd rettete ſich über dieſen Fluß und nahm ſeine Zuflucht zu dem Khakan oder Oberfürſten der Türken. Von dieſem mit Truppen unterſtützt, kehrte er noch einmal zurück, erlag aber der Uebermacht ſeiner Feinde. Er mußte von neuem aus ſeinem Reiche fliehen und ward etwa im ſiebenten Jahre von Othman's Khalifat (650 oder 651) getödtet; wir wiſſen aber nicht, wo und auf welche Weiſe. Sein Sohn lebte eine Zeit lang am Hofe des Kaiſers von China; mit dem Enkel ſtarb das Geſchlecht der Saſſaniden aus, welches im Jahr 226 nach Chriſto ſeine Herrſchaft begründet und dieſelbe über vier Jahrhunderte lang behauptet hatte. Ihr Reich war von den römiſchen Kaiſern des dritten Jahrhunderts und ſpäter von Byzanz aus mit geringem Erfolg bekämpft worden; nur während der letzten Lebensjahre Mohammed's hatte Kaiſer Heraklius es ſchwer gedemüthigt.

Die Araber hatten in den unterworfenen perſiſchen Provinzen noch lange Zeit mit den Einwohnern zu kämpfen; denn obgleich ſie anfangs die von ihnen als Götzendienſt angeſehene Religion der Feueranbeter duldeten, ſo konnten ſich die Anhänger derſelben doch nicht ſo leicht wie die Chriſten Aſiens an die Herrſchaft eines Volkes gewöhnen, deſſen Sitten und Glaubenslehren mit den ihrigen durchaus nichts gemein hatten. Die Saſſaniden hatten ihre Herrſchaft zum Theil auf Wiederbelebung der Religion Zoroaſter's begründet. Allerdings verlor ſich nun dieſe nach der arabiſchen Eroberung allmählich aus dem Lande; eine Glaubensform indeſſen, die ſo tief in den Stammesbegriffen wurzelt und zudem durch ſchriftliche Urkunden geſtützt iſt, geht nicht leicht völlig unter. Einige Bücher des ſogenannten Zend-Aveſta erhielten ſich und wurden von denjenigen Perſern, die nach der Halbinſel Gudſcherate auswanderten, ſorgfältig bewahrt. So erhielten ſich einzelne Gemeinden, jetzt Parſi oder Gebern genannt; wir finden bei ihnen, wenn auch verdunkelt, die Grundbegriffe des alten Dualismus, des Gegenſatzes von Licht und Finſterniß, ſammt der daran geknüpften Dämonologie. In Bombay leben ihrer gegen 20,000; bisher zurückgeblieben und wenig geachtet, zählen ſie neuerdings angeſehene Handelsleute wie auch Gelehrte, die ſich mit den alten Schriftreſten wiſſenſchaftlich beſchäftigen.

Für die Geſchichte weit bedeutender als dieſe vereinzelte Fortpflanzung des Parſismus iſt der Einfluß, den die Perſer im Gebiete des Islam ſelbſt gewannen, als ſie zu ihm übergetreten waren. Sie brach-

ten ihre sehr ausgebildeten Vorstellungen mit in die neue Glaubensform. Jener Dualismus hatte manche Ansichten von theils mystischem, theils pantheistischem Gepräge entwickelt, welche nun zu der schlichteren, mehr verstandesmäßigen Auffassung der arabischen Mohammedaner in Gegensatz traten. Die Perser gestatteten sich früh eine freiere, durch arabische Ueberlieferung nicht beengte Auslegung des Korans; später, als politische Parteiung hinzutrat, entwickelten sich bei ihnen eigenthümliche Begriffe über die Vorstandschaft im Islam, d. h. über das Khalifat und die Art und Weise, wie die Gottheit in der Person des Glaubensfürsten fortwirke. So kündigte sich sehr bald ein Widerstreit an, der noch heutzutage zwischen den Persern und den orthodoxen (sunnitischen) Osmanen fortdauert. Ueberdies litt Persien auch von Anfang sehr durch die Willkürlichkeiten und Erpressungen, welche die arabischen Statthalter sich erlaubten.

Ein gemeiner Perser, Firuz aus Kufa, rächte an dem Khalifen das Unglück seiner Nation. Als Omar eines Tages in Medina zur Moschee ging, ward er von Firuz mit dem Dolche überfallen und tödtlich verwundet. Er starb einige Tage nachher (644). Die Herrschaft des Islam erstreckte sich bei seinem Tode von Tripoli in Afrika bis an die Grenze Indiens und vom indischen Ocean an bis an den Dschihun und Kaukasus. Omar ist deshalb als der eigentliche Schöpfer und Gründer des mohammedanischen Weltreichs anzusehen. Dies und die erste Einrichtung einer geordneten Verwaltung sind die beiden Hauptverdienste Omar's. Außerdem war er aber auch wegen seines persönlichen Charakters der beste Erhalter und Befestiger der neuen Lehre; denn obgleich nicht zu leugnen ist, daß die meisten mohammedanischen Geschichtschreiber zu sehr geneigt waren, die ersten Nachfolger des Propheten in jeder Hinsicht zu erheben, so stehen doch die Hauptzüge des Charakters und der Gesinnungen, welche sie an Omar loben, außer Zweifel. Omar zeichnete sich durch die größte Einfachheit und Mäßigkeit aus. Er setzte den ausgedienten Kriegern und den Verwandten des Propheten große Gehalte aus, erlaubte seinen Statthaltern, sich zu bereichern, und schenkte den oben erwähnten Pracht-Teppich des Sassaniden-Palastes den Gefährten Mohammed's, verachtete aber für seine Person jeden weltlichen Glanz und lebte bis zu seinem Tode ebenso einfach, wie er früher als armer Hirte gelebt hatte. Gerstenbrod, Oliven und Wasser waren seine tägliche Nahrung, ein vielfach geflickter Rock seine Kleidung. Obgleich er zuletzt Beherrscher eines großen Reiches war und die blühendsten Länder seinem Scepter unterworfen hatte, blieben ihm doch Reichthum, Ueppigkeit und Pracht stets völlig gleichgültige Dinge, und über das Verhältniß des Menschen zu dem, was die Welt zu allen Zeiten Glück und Unglück zu

nennen gewohnt war, hatte er bessere Ansichten, als viele der gepriesensten Religionslehrer und Philosophen. „Die irdischen Güter", pflegte er zu sagen, „werden uns von Gott zur Befriedigung unserer nothwendigen Bedürfnisse gegeben, nicht aber zur Belohnung unserer Tugenden; diese gehört einer anderen Welt an." Omar war daher auch stets im höchsten Grade freigebig und übte eine Mildthätigkeit, wie sie nur der Orient kennt und zu üben im Stande ist. Seine Gastfreundschaft ging so weit, daß er einst, als noch spät am Abend eine Karawane in Medina ankam und sich auf dem Marktplatze lagerte, mit seinem Freunde Abd Errahman sich zu derselben begab, um die ganze Nacht hindurch Wache bei den Fremden zu halten. Ebenso bewies er sich trotz mancher Bedrückungen, die er zuließ, und mancher Härten, die er sich erlaubte, im Allgemeinen genommen gerecht und unparteiisch. Endlich war Omar auch ein Muster wahrer Demuth und blieb bei allem Glanze und aller Macht seiner ursprünglichen Sinnesart und Empfindung unwandelbar treu. Als er einst auf einer Reise in ein Thal kam, in welchem er selbst als Jüngling die Heerden gehütet hatte, gedachte er mitten im Gefühle seiner Propheten- und Kaiserwürde der Tage des harten, aber tugendhaften Hirtenlebens, mit denen seine Jugend geprüft worden war. „Gott ist", sagte er zu seinen Reisegefährten, „allmächtig und gibt jedem, was er für gut hält. Einst weidete ich auf den Triften dieses Thales in wollenem Kittel die Kameele meines strengen und harten Vaters, der mich oft, auch wenn ich ganz schuldlos war, mit Fasten und Schlägen strafte; jetzt aber bin ich so hoch emporgestiegen, daß zwischen Gott und mir Niemand steht." Welche Begeisterung mußten solche Gesinnungen und Handlungen bei einem Volke erwecken, das die Wahrheit vermittelst der Phantasie ergreift und zu jener Zeit noch ein unverdorbenes natürliches Gefühl besaß! Wie viel wirksamer mußte das Beispiel eines solchen Oberhauptes und Leiters für die Befestigung und Ausbreitung der neuen Lehre sein, als alle noch so fein ausgedachten theologischen Beweise ihrer Wahrheit hätten sein können! Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß Omar's Geschichte durch die Legende mit übertreibenden Sagen ausgeschmückt worden ist und daß auf diese Weise die Lehre Mohammed's schon früh ihre Wunder und Wunderthäter erhalten hat. So soll z. B. Omar einst bei lang anhaltender Trocknung durch sein Gebet plötzlich Regenwolken herbeigerufen haben und ein ander Mal bei dem Mordanschlage eines Feindes durch zwei aus der Erde hervorsteigende Löwen gerettet worden sein.

Omar hatte vor seinem Ende keinen Nachfolger ernannt, sondern nur die Verfügung getroffen, daß die sechs noch lebenden Gefährten Mohammed's unter sich einen Khalifen wählen sollten. Diese sechs

Männer waren: Abd Errahman, Ali, Othman, Zubeir, Talha und Saad. Der Erstere war früher von seinem Freunde Omar zum Khalifen ausersehen worden, er hatte es aber damals abgelehnt und entsagte auch jetzt schon vor der Wahl den Ansprüchen an die Herrschaft. Dafür hatte er aber auch die ganze Wahl in seiner Gewalt. Er würde sich zu Gunsten Ali's entschieden haben, wenn dieser feurige Mann sich nicht geweigert hätte, dem Propheten Deuter und Berichtiger beiordnen zu lassen. Sowie Ali nämlich schon Abu Bekr's Sammeln der Koran-Stücke getadelt hatte, weil dadurch das lebendige Wort in einen todten Buchstaben umgewandelt ward, so erklärte er jetzt dem Abd Errahman, daß er sich an die Lehren und Grundsätze der beiden ersten Khalifen nur in so fern binden werde, als sie mit seiner Ueberzeugung übereinstimmten, oder mit anderen Worten, daß er neben dem Koran keine andere Autorität anerkennen werde. Diese Protestation widerstritt den Ansichten Abd Errahman's, der nur von einem unbedingten Gehorsam gegen die Khalifen Heil erwartete; er überging daher Ali und ließ Othman zum Nachfolger Omar's ernennen. Diese Wahl war in vieler Hinsicht eine unglückliche. Othman, schon hochbejahrt, begünstigte als Khalife seine Freunde und Verwandten auf Unkosten der verdientesten Männer und verschwendete die Einkünfte des Staates an sie. Er war von Vaterseite ein Ommejade, wenn auch durch seine Mutter ein Verwandter des Propheten. Der frühere Gegensatz wagte sich unter ihm wieder hervor. Er entfremdete sich gleich anfangs Ali, Talha und Zubeir, welche als die ältesten Gefährten des Propheten und als die reichsten Männer Medina's das größte Ansehen besaßen. Außerdem war er sehr stolz und kränkte dadurch, daß er gern den Gebieter fühlen ließ, alle Gläubigen um so mehr, je mehr Demuth Abu Bekr gezeigt und Omar besessen hatte. Es entstanden daher bald überall Widersetzlichkeiten und Unruhen, und da man sich nicht scheute, dem Khalifen öffentlich in der Moschee Vorwürfe zu machen, so ward er dadurch noch mehr zur Gewaltthätigkeit gereizt. Großes Lob erwarb er sich durch die von ihm angeordnete neue Redaction des Koran; er ließ nämlich die einzelnen Abschriften vergleichen, Widersprüche tilgen und eine mehr übersichtliche Eintheilung herstellen; die neue Fassung sollte nun für authentisch gelten und alle von ihr abweichenden Exemplare vernichtet werden. Gerade dies aber legten ihm Viele als Anmaaßung aus, namentlich da die Beauftragten bei ihrer Arbeit nicht ohne Parteirücksicht verfuhren.

Doch hatten diese Mißverhältnisse nicht den Erfolg, daß dadurch die Ausbreitung der arabischen Herrschaft verzögert worden wäre. Abu Soffian's Sohn, Muawia, welcher schon unter Omar Statthalter von Syrien gewesen war und zu den Wenigen gehörte, denen

Othman nicht ihre Stellen nahm, um sie seinen Creaturen zu geben, entriß den Griechen einige kleinasiatischen Städte und erzwang, wenigstens auf kurze Zeit, von der Insel Cypern einen Tribut. Ebenso ward auch in den Gegenden des kaspischen und schwarzen Meeres die Herrschaft und der Glaube der Mohammedaner weiter ausgebreitet. Im nördlichen Afrika dagegen kamen sogar die bereits gemachten Eroberungen durch jene inneren Verhältnisse des Reiches anfangs in große Gefahr; doch wurden sie zuletzt nicht allein behauptet, sondern auch noch weiter ausgedehnt. Omar rief nämlich den Eroberer und Statthalter von Aegypten, Amru, von seiner Stelle ab, und übertrug dieselbe seinem Milchbruder Abdallah Ibn Saad. Als aber bald nachher die Griechen mit einer Flotte vor Alexandria erschienen und diese Stadt in Besitz nahmen, sah sich Othman genöthigt, Amru wieder nach Aegypten zu schicken. Kaum hatte Amru die Griechen vertrieben, als er wieder abgerufen und Abdallah an seine Stelle gesetzt ward. Doch zeigte sich Abdallah seiner Erhebung nicht unwürdig. Er erweiterte (648) die Grenzen des moslemischen Reiches in Nordafrika, welches rechtlich noch dem oströmischen Kaiser unterthan war. Hier hatte sich jedoch ein Byzantiner, Gregorius, fast selbstständige Herrschaft erworben und trat den Arabern mit einem gewaltigen Heer entgegen. Abdallah besiegte ihn in einer heißen Schlacht, welche bei späteren Berichterstattern durch die Schicksale der heldenmüthigen Tochter des Gregorius ausgeschmückt wird; ihr Besitz wurde nämlich erst von ihrem Vater, dann von Abdallah demjenigen als Belohnung zugesagt, der den feindlichen Heerführer erschlagen würde. Zubeir tödtete den Gregorius. Abdallah eroberte hierauf die blühende Stadt Subeitala, südlich von Karthago, und besetzte einen Theil der heutigen Berberei, deren Ureinwohner, die räuberischen Nomaden-Stämme der Berbern, schon früher mit den Mohammedanern in Verbindung getreten waren. Dieses Volk, zu dessen Nachkommen die in unseren Tagen allgemein bekannt gewordenen Kabylen gehören, ist eins und dasselbe mit den in der römischen Geschichte so oft erwähnten Numidiern und Mauretaniern. Die Berbern sind, so weit man darüber urtheilen kann, der Sprache nach mit keinem anderen bekannten Volke verwandt; dagegen waren sie in Lebensart und Sitten den Beduinen-Arabern ähnlich und, wie diese, allen Völkern feind, welche in festen Häusern und in Städten wohnten. Dies erleichterte die Verbindung zwischen ihnen und den Arabern. Schon unter Omar, als Amru auf seinem Zuge nach Barka zuerst mit einigen Berbern-Stämmen in Berührung gekommen war, schickten diese Gesandte an ihn, welche er nach Arabien an den Khalifen selbst geleiten ließ. Omar und seine Leute erkannten sogleich die Bedeutung, welche eine Verbindung mit den

Berbern für die Ausbreitung des Reiches haben müßte. Sie nahmen daher die Gesandten freundlich auf, deuteten einen Ausspruch des Propheten auf sie und gewöhnten dadurch die Araber, die Berbern als längst verheißene Bundesgenossen und gewissermaaßen als Stammverwandte anzusehen. Als nämlich die Gesandten der Berbern auf Omar's Fragen antworteten, daß sie Hirten wären und feste Ansiedelungen haßten, rief er aus: nun verstehe er, was der Prophet habe sagen wollen, als derselbe ihn einst bei seinem Schmerz über den geringen Fortgang des Islams mit dem Zurufe getröstet habe: „Weine nicht, Omar, Gott wird uns Mitkämpfer unter einem Volke Afrikas erwecken, das weder Städte, noch feste Häuser, noch Märkte hat.“ Wahrscheinlich sahen die Araber die Nachkommen der Numidier und Mauretanier für Stammverwandte eines ihnen bereits bekannten, am rothen Meere wohnenden Volkes an, welches einen ähnlichen Namen wie die Berbern hatte, und in seinen Sitten mit diesen vielfach übereinstimmte. Sie übertrugen daher den Namen desselben auf jene. Wenigstens kommt der Name Berbern, der den Urbewohnern der Berberei selbst unbekannt ist, erst seit der Zeit der arabischen Eroberungen in Afrika vor. Die Verbindung mit den Berbern bahnte nachher den Mohammedanern den Weg bis zum atlantischen Ocean.

Die Unzufriedenheit mit Othman nahm während seiner Regierung immer mehr zu, vornehmlich in Aegypten und den neu angelegten Städten Kufa und Baßra; sie brach zuletzt in offene Empörung aus. Die Häupter der Unzufriedenen begaben sich aus den verschiedenen Provinzen nach Medina, um den Khalifen zu einer Aenderung seines Betragens zu zwingen. Dieser ward durch ihre Erscheinung in nicht geringe Verlegenheit gebracht und suchte sie auf jede Weise zu beschwichtigen, es gelang ihm aber erst dann, als Ali die Vermittelung übernahm. Othman bezeugte Reue und versprach alles, was man von ihm forderte. Kaum waren jedoch die Rebellen wieder abgereist, als er die auf ihr Verlangen gegebenen Befehle widerrief. Die Folge davon war, daß jene bald wieder in Medina erschienen, und zwar in Begleitung von wenigstens tausend entschlossenen Leuten. An der Spitze stand Mohammed, ein Sohn Abu Bekr's, früher von Othman zum Statthalter von Aegypten ernannt. Sie drangen in die Stadt ein, fielen in der Moschee über Othman und seine Anhänger her, und mißhandelten ihn selbst so, daß er, von einem Steinwurf betäubt, nach Hause getragen werden mußte. Dann hielten sie ihn mehrere Wochen lang in seiner Wohnung eingeschlossen. Sie scheuten sich lange, sein Blut zu vergießen, bis sie endlich, vielleicht aus Furcht, daß Muawia, der Statthalter von Syrien, zum Schutze des Khalifen mit einem Heere heranrücken werde, sich dazu verstanden. Sie legten

Feuer an Othman's Wohnung, drangen dann durch das anstoßende Haus ein und erschlugen der 82jährigen Greis (656).

Die Rebellen riefen Ali zum Khalifen aus, der zwar an dem grausenhaften Morde nicht Theil genommen, aber auch offenbar nicht genug gethan hatte, um ihn zu verhindern; denn bei dem Ansehen, dessen er genoß, wäre ihm dies während der langen Zeit der Einschließung Othman's, welche mindestens drei Wochen dauerte, doch gewiß möglich gewesen. So war denn endlich derjenige Mann zur Herrschaft gelangt, welcher von allen Khalifen die gegründetsten Ansprüche darauf gehabt hatte und deswegen noch jetzt von einem großen Theile der Mohammedaner oder den sogenannten Schiiten als der erste rechtmäßige Nachfolger Mohammed's anerkannt wird, während der andere Theil oder die Sunniten die drei Vorgänger desselben für ebenso rechtmäßige Khalifen erklären.

Die Schiiten waren, wie oben angedeutet, besonders in Persien zahlreich; auch in Irak oder dem unteren Mesopotamien zählten sie viele Anhänger. Im Laufe der Zeit haben sie ihre Vorstellung von Ali und dessen Nachkommen zu einem schwärmerischen Ideal ausgebildet. Ali sollte aber der erlangten Herrschaft nicht froh werden. Seine Feinde gaben ihm den Mord Othman's schuld, und wenn man bedenkt, daß sich unter den Arabern trotz aller Bemühungen Mohammed's die Anhänglichkeit an die Stammverwandten und die Gewohnheit der Blutrache stets erhalten haben, so wird man leicht einsehen, warum Othman's Vetter Muawia in kurzer Zeit eine starke Partei gegen Ali bilden konnte. War doch eben die alte Stammesgewohnheit der Blutrache von Anfang an ein Beweggrund für die Feindseligkeit der Ommejaden, dem allgemein menschlichen Rechtsprincip gegenüber, das Mohammed einzuführen gedachte. Ali selbst war zu heftig und zu sehr jeder Verstellung abgeneigt, als daß er sich, wie man ihm anfangs rieth, hätte entschließen können, die Statthalter Othman's, welche die Empörung hauptsächlich veranlaßt hatten, in ihren Stellen zu lassen und so den drohenden Sturm zu beschwören. Durch ihre Absetzung trieb er sie zum Aeußersten. Muawia besonders ergriff gleich anfangs alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um den ihm von jeher verhaßten Ali zu stürzen, und da die syrischen Truppen ihrem seitherigen Anführer unbedingt ergeben waren, zu Ali aber, der Alles von sich und seinem Gotte erwartete und ihrer daher nicht bedurfte, natürlich kein Vertrauen fassen konnten, so war es für jenen nicht schwer, den Kampf gegen den neuen Khalifen zu wagen. Muawia war ein Urenkel Ommejah's, ein Sohn jenes Abu Soffian, der mit seinem leidenschaftlichen Weibe Henda in der Schlacht bei Ohod gegen den Propheten und seine Anhänger gewüthet hatte. Muawia gebrauchte Othman's blutiges

Hemd auf die nämliche Weise und mit demselben Erfolge bei seinen Predigten, wie einst Antonius Cäsar's Toga bei seiner Rede an das römische Volk. Auch des Propheten Wittwe, Aïscha, welche bei den Gläubigen sehr viel galt, erklärte sich gegen Ali, wie sie ihm von jeher Feindin gewesen war. Selbst Talha und Zubeir, die angesehensten von allen Moslemen, welche Beide für sich selbst nach dem Khalifat gestrebt hatten, fielen von Ali ab, nachdem sie ihm anfangs nothgedrungen gehuldigt hatten. Dagegen blieben demselben alle diejenigen treu, welche Mohammed nur als Propheten, nicht als Stifter eines weltlichen Reiches verehrten.

Ali wandte sich zuerst nach Irak, wohin Aïscha, Talha und Zubeir sich begeben hatten. Bei Chureiba, einem Städtchen unweit Baßra, traf er mit diesen zusammen, und es kam daselbst zu einer blutigen Schlacht, welche den Namen der Kameelschlacht erhalten hat, weil Aïscha auf einem Kameele mitten unter den Streitern war, um ihre Anhänger zu befeuern (657). Ihre Sänfte, welche von dem Kameel getragen wurde, starrte von abgeschossenen Pfeilen „wie ein Stachelschwein" und wurde mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigt. Nach einem schrecklichen Kampfe jedoch, in welchem der geringsten Angabe zufolge 10,000 Moslemen fielen, errang Ali den Sieg. Auch Talha und Zubeir verloren das Leben, Aïscha aber wurde gefangen. Der edle Ali behandelte sie, obgleich sie seine unversöhnliche Feindin war, mit Achtung und Schonung; sie ward auf seinen Befehl von ihrem Bruder, dem oben genannten Mohammed, nach Baßra und von dort durch Sklavinnen in Männerkleidung nach Medina gebracht. Schon vor und während der Schlacht hatte Ali seinen Truppen verboten, unnöthigerweise Blut zu vergießen; nach derselben begnadigte er viele seiner heftigsten Gegner unter den Gefangenen.

Ali war jetzt Herr von ganz Arabien, Irak und Khorasan, sowie von Aegypten, wo sein Statthalter Kais ihm nach und nach fast überall Anerkennung verschafft hatte. Noch war aber Muawia zu besiegen und dieser war der gefährlichste Gegner, weil er ein ordentliches Heer und regelmäßige Einkünfte besaß, auch an dem zu ihm übergetretenen Amru einen erfahrenen Rathgeber und Feldherrn hatte. Er zog dem heranrückenden Ali mit wenigstens 80,000 Mann entgegen. Bei Rakka am Euphrat in der Ebene Siffin trafen beide Heere, die sich an Zahl fast gleich waren, zusammen. Hier lagen sie viele Monate lang einander gegenüber und lieferten sich so viele kleinere Treffen, daß von Ali's Truppen nach und nach 25,000 und von Seiten Muawia's 45,000 Mann geblieben sein sollen. Betrübt über den Untergang so vieler Gläubigen, bot Ali seinem Gegner einen Zweikampf an, dieser wies aber die Herausforderung zurück, obwohl Amru ihn anzufeuern suchte.

Endlich neigte sich der Vortheil mehr auf Ali's Seite, und nun betrat Muawia, am glücklichen Ausgang des Kampfes verzweifelnd, den Weg schlauer List. Auf Amru's Rath hefteten seine vordersten Krieger Korane auf ihre Lanzenspitzen, um Ali's Anhänger an die Gemeinsamkeit des Glaubens zu erinnern. Die Gegner hielten inne; es kam zu einem Waffenstillstand und zu neuen Unterhandlungen. Endlich machte Muawia seinem Gegner den Vorschlag, durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch entscheiden zu lassen, wer nach den Vorschriften des Koran's Khalif sein solle. Wohl merkte Ali, daß dies nur eine List sei, um eine weitere für Muawia gewiß nachtheilige Entscheidung durch die Waffen abzuwenden und unter des Khalifen Truppen Zwietracht zu erwecken; allein er ward durch einen Theil seines Heeres, welchen Muawia hatte bearbeiten lassen, zur Nachgiebigkeit gezwungen. Ebendieselben Verräther setzten durch, daß Ali's Heer einen Mann zum Schiedsrichter ernannte, der entweder insgeheim gegen Ali verschworen oder leicht zu überlisten war, während von Muawia's Heer der schlaue Amru gewählt wurde. Viele von Ali's Truppen waren mit der getroffenen Wahl oder auch mit der ganzen Sache überhaupt unzufrieden, und es brach auf diese Weise die von Muawia beabsichtigte Zwietracht aus.

Die Schiedsrichter kamen überein, sowohl Ali, als Muawia für abgesetzt zu erklären, und Abu Musa, der von Ali's Seite erwählte Schiedsrichter, machte den beiden versammelten Heeren feierlich bekannt, daß er Ali des Khalifats entsetze. Amru aber, statt dieselbe Erklärung auch in Betreff Muawia's auszusprechen, sagte den Truppen: „Ihr habt gehört, daß selbst Ali's Schiedsrichter ihm das Khalifat genommen hat; auch ich thue dies, und erneune hiermit Muawia als den allein rechtmäßigen Nachfolger des Propheten zum Herrscher.“ Ali erkannte zwar diese Entscheidung nicht an und beschloß, den Betrug, den man ihm gespielt, mit dem Schwerte zu rächen; allein ein Theil seines Heeres fiel von ihm ab; Amru, welchem Muawia zur Belohnung die Provinz Aegypten mit einer Art von Unabhängigkeit verlieh, vertrieb sogleich Ali's neuen Statthalter Mohammed, Sohn Abu Bekr's, von dort; auf der Flucht wurde derselbe getödtet und seine Leiche zu schmählichem Hohn mit dem Wanst eines Esels verbrannt. Bald erhielt Muawia auch in Irak und in Arabien die Oberhand. Eine Schaar Fanatiker unter Ali's Truppen sah jede Art von Schiedsgericht für eine irreligiöse Maßregel an, weil alle Zweifel nur aus dem Koran entschieden werden müßten; diese Fanatiker, denen man den Namen Charidschiten d. i. Ausgetretene oder Empörte gab, trennten sich daher von Ali und erklärten sowohl ihn als Muawia für Ungläubige. Sie wurden zwar von Ali durch Waffengewalt zer-

streut, im Kampfe mit Muawia aber zog er überall den Kürzeren. Dieser gewann Mekka, Medina und ganz Jemen; er fügte dem Kanzelgebet eine Verfluchung Ali's und der Seinigen bei; ein Brauch, den erst der milde Omar II. wieder abschaffte. Endlich verbanden sich drei fanatische Moslemin zur gewaltsamen Beilegung des unter den Gläubigen ausgebrochenen Bürgerkrieges. Sie schworen in der Moschee zu Mekka einander zu, der verderblichen Zwietracht und dem Zustande der Ungewißheit dadurch ein Ende zu machen, daß sie die drei Urheber des Uebels, Ali, Muawia und Amru, in ihren drei Wohnsitzen Kufa, Damaskus und Fostat an einem und demselben Tage und zwar während des Frühgebets ermordeten. Der eine von ihnen, Burak, nahm Muawia über sich; der Andere, ein Aegypter Namens Abd Errahman, Ali; der Dritte endlich, Amru der Sohn Bekr's, den aegyptischen Statthalter Amru. Muawia ward von Burak blos verwundet; Amru entkam dem Tode dadurch, daß sein Mörder aus Irrthum statt seiner einen Andern tödtete; Ali dagegen ward beim Eintritt in die Moschee von Abd Errahman's Dolch getroffen, und starb zwei Tage nachher (661). Seine erste Gattin, Fatima, die Tochter des Propheten, war schon lange vor ihm aus dem Leben geschieden. Die vier ersten Khalifen hatten zusammen 29 Jahre geherrscht. Unter ihnen hatte Medina als Sitz der Herrschaft gegolten; Ali und seine Nachkommen stützten sich zeitweise auf das rasch aufgeblühte Kufa, dessen Einwohner die ganze Erregbarkeit, aber auch den Wankelmuth einer großstädtischen Bevölkerung kundgaben.

5. Geschichte des arabischen Reiches von Ali's Tod bis zur Eroberung von Spanien.

Nach Ali's Tode huldigten seine Anhänger sogleich dem ältesten seiner Söhne, Hasan, und es sammelte sich in Irak um diesen bald ein Heer von 40,000 Mann; auch ein erprobter Feldherr, Kais, der frühere Statthalter von Aegypten, stand ihm zur Seite. Hasan war aber zu schlaff, als daß er gegen den kräftigen und entschiedenen Muawia hätte bestehen können, und zugleich, wie sein Vater, von beschaulichem Wesen und zu sehr vom Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge erfüllt, als daß er, was auch sein Vater nie gekonnt hatte, sich seinen Anhang hätte erhalten können. Er verlor, als ein Theil seiner Truppen beim ersten Zusammenstoß mit Muawia's Heer geschlagen wurde, den Muth völlig, ward dann von seinen eigenen Leuten mißhandelt und ließ sich daher schon nach wenigen Monaten in Unterhandlungen ein. In einem förmlichen Vertrag entsagte er seinen Ansprüchen an das Khalifat und erhielt dafür volle Begnadigung für alle seine Verwandten und Freunde, sowie eine bedeutende Summe

aus dem Staatsschatz und die Zusage eines jährlichen Gehaltes. Er gab aber, als Muawia auf Amru's Rath eine öffentliche Erklärung von ihm verlangte, diese auf eine solche Weise, daß er dadurch seinen und seiner Familie Untergang herbeizog; denn er verkündete in Kufa den versammelten Moslemin, daß er nur aus Ueberdruß der Herrschaft und um weiteres Blutvergießen zu verhindern, abdanke. Muawia erkannte in diesem Ausspruch einen Vorbehalt der Ansprüche von Hasan's Familie an das Khalifat; er erklärte daher, daß dadurch der geschlossene Vertrag gebrochen und somit auch für ihn nicht länger bindend sei. Hasan begab sich nach Medina, wo er sich durch fromme Beschäftigungen und verschwenderische Wohlthätigkeit auszeichnete. Er starb sieben oder acht Jahre später, vielleicht auf Muawia's Veranstaltung vergiftet, gab aber noch in seinen letzten Augenblicken Zeugniß von dem edlen Sinne, der ihn bei der Abdankung geleitet hatte. Er bat nämlich seinen Bruder Husein, seinen Tod nicht zu rächen, indem er sagte: „Das Leben dieser Welt besteht aus Nächten, welche dahinschwinden. Laß meinen Mörder gehen, bis er und ich uns vor Gott treffen." Auch sonst erscheint er in einzelnen Erzählungen, die vorzugsweise bei den Schiiten beliebt waren, als ein Musterbild erbaulicher Sinnesart und frommer Entsagung.

Mit Muawia I., der die Herrschaft in seiner Familie erblich machte, kam das Khalifat an das Haus der Ommejaden (661). Diese Familie, zu welcher auch Othman gehört hatte, von jeher den Nachkommen Haschim's feindselig, stammte von Abd Schems, dem Zwillingsbruder Haschim's, ab und erhielt jenen Namen von Ommeja, dem Sohne Abd Schems. Muawia, der, wie seine Nachkommen, den Sitz seiner Herrschaft in Damaskus aufschlug, hatte das Glück, daß der Tod ihn bald von dem einzigen Mann, der ihm hätte gefährlich werden können, dem Statthalter von Aegypten, Amru, befreite. Dieser große Feldherr sollte die Eroberung Nordafrikas, die seit fünfzehn Jahren ins Stocken gerathen war, wieder aufnehmen; aber er fühlte keine Lust mehr zu neuen Thaten und starb voll bitterer Reue, daß er meist nicht nach dem Willen Gottes gehandelt habe (664). Okba, welchem Muawia einige Zeit nachher die Stelle desselben übertrug, setzte den Kampf gegen das westliche Afrika mit Glück fort; wir werden aber seine Unternehmungen erst später im Zusammenhang mit den Begebenheiten darstellen, welche die Ausbreitung des Islam bis nach Spanien hin zur Folge hatten.

Schon unter dem ersten Ommejaden von Damaskus nahm der dortige Herrschersitz, im Gegensatze zu dem schlichten Auftreten der Khalifen von Medina, das Wesen eines Hoflagers mit äußerem Glanz und geistigem Luxus an; doch wurde der priesterliche Charakter beibehal-

ten und das an jedem Freitag vorzutragende Kanzelgebet blieb eine wesentliche Verrichtung des Fürsten der Gläubigen. Muawia hatte viele Feinde unter den Moslemin, da nicht Wenige der Familie Ali's als den Nachkommen Mohammed's anhingen, und Muawia der Sohn jenes Abu Soffian war, der einstmals dem Propheten den Tod geschworen. Zur Unterdrückung dieser Gegner glaubte Muawia nichts Besseres thun zu können, als daß er Zijad, Ali's Statthalter im östlichen Persien, einen der verschlagensten und grausamsten Menschen seiner Zeit, welcher den neuen Khalifen anfangs nicht anerkannt hatte, nachher aber die Treue gegen seine Grundsätze dem Glücke opferte, nicht allein in seiner Statthalterschaft bestätigte, sondern ihm auch den Westen von Persien noch dazu gab. Um diesem Manne, der als Sohn einer Sklavin verachtet war, größeres Ansehen zu verschaffen, erklärte ihn Muawia durch eine erdichtete Behauptung für einen Nebensohn Abu Soffian's und somit für seinen eigenen Bruder. Zijad machte es sich zur Aufgabe, die Vorliebe für Ali's Familie mit Feuer und Schwert auszurotten; er verfuhr mit der grausamsten Rücksichtslosigkeit und Härte, und führte zuerst unter den Mohammedanern jene despotische Willkür ein, welche von uralter Zeit her in den Reichen des Orients einheimisch war und bis zur gegenwärtigen Stunde auch in den mohammedanischen Staaten herrschend geblieben ist. Er umgab sich mit einer Leibwache, machte aus der Verwaltung und der Rechtspflege eine bloße Polizeithätigkeit und ließ nicht nur alle Verdächtigen, sondern auch stets die Verwandten und Freunde derselben umbringen. Samorah, welcher gewissermaaßen die rechte Hand Zijad's war, zeigte sich noch grausamer als dieser: er ließ, während Zijad ein halbes Jahr von Baßra abwesend war, dort nicht weniger als 8000 Menschen tödten. Auf solche Weise bekämpft man jedoch den Fanatismus umsonst; denn dieser wird durch grausame Verfolgung noch mehr entzündet und erstirbt nur dann, wenn man ihn ruhig an sich selbst nagen läßt. Muawia sah dies vielleicht ein und beschloß deshalb, dem Fanatismus durch auswärtige Kriege einen Ableiter zu geben. Er ließ die Eroberungen nicht nur in Afrika und im fernen Osten fortsetzen, sondern griff auch das byzantinische Reich in seinem Herzen selbst an.

Okba kämpfte, wie sich unten zeigen wird, mit Glück in der Berberei. Im Osten drangen die Mohammedaner erobernd bis nach Buchara und Samarkand und bis zum Indus-Fluß vor. Mit dem byzantinischen Kaiser Constans hatte Muawia früher, um gegen Ali freie Hand zu behalten, einen schimpflichen Waffenstillstand geschlossen. Sobald er aber Alleinherrscher geworden war, brach er diesen, und Kleinasien konnte von ihm damals um so leichter mit Plünderungen

heimgesucht werden, da der Kaiser sich zur Bekriegung der Longobarden nach Italien begeben hatte und die rohen griechischen Miethstruppen in Asien sich mit den Arabern zur Beraubung des Landes verbanden. Diese Raubzüge dauerten unter Constans Sohne, Constantinus Pogonatus, nicht nur fort, sondern die Araber suchten auch die Seeküsten des Reiches heim. Sie fuhren bis nach Sicilien, von wo sie Tausende von Menschen wegschleppten, und setzten sogar sieben Jahre nach einander in der Nähe von Constantinopel Truppen ans Land, um die Hauptstadt des Reiches anzugreifen (668—675). Diese Angriffe, welche man oft fälschlich eine siebenjährige Belagerung von Constantinopel genannt hat, blieben jedoch ohne Erfolg, weil Stürme und Mangel den Arabern großen Schaden zufügten, und die Griechen durch die kurz vorher gemachte Erfindung des sogenannten griechischen Feuers ein unerwartetes Rettungsmittel erhielten. Ein syrischer Grieche, Kallinikos, hatte nämlich eine Mischung entdeckt, welche, auf die feindlichen Schiffe geworfen, sich entzündete, dieselben in Brand steckte und besonders dadurch sehr zerstörend wirkte, daß sie sogar unter dem Wasser fortbrannte.*) Unter den 30,000 Arabern, die nach und nach vor Constantinopel den Tod fanden, ist der berühmteste Ejub, der in der Schlacht bei Bedr mitgefochten hatte. Seinen Namen führt noch heute eine fast nur von Türken bewohnte Vorstadt und an der angeblichen Stelle seines Grabes steht die Moschee, in welcher der Sultan bei seiner Thronbesteigung mit dem Schwert Osman's gegürtet wird.

Da Muawia seinen Sohn und künftigen Thronerben, Jezid, an den Zügen gegen Constantinopel hatte Theil nehmen lassen, so war er erst spät und nach bedeutenden Verlusten zur Aufgebung des erfolglosen Unternehmens zu bewegen. Er schloß im Jahre 677 mit Constantin einen Frieden, von dessen Bedingungen wir aber nur soviel erfahren, daß der Khalif sich auf dreißig Jahre zu einem jährlichen Tribut an den Kaiser verstehen mußte.

Jezid I., welcher einige Jahre nachher beim Tode seines Vaters (680) Khalif wurde, war zwar schon früher zum Thronfolger ernannt worden, viele Gläubigen hatten aber dieses Erbrecht nur gezwungen anerkannt, und besonders waren Ali's Nachkommen und die anderen Haschimiten ihm feind. Wäre Hasan's Bruder Husein, auf welchen der Fatima Erbe übergegangen war, ebenso klug und gewandt gewesen, als er edel, fromm und von großer Herren Art war, so würde

*) Das griechische Feuer, dessen Bereitung fast 400 Jahre lang ein Staatsgeheimniß blieb, wurde seit dem elften Jahrhundert auch den Moslemen bekannt, die es unter Anderen gegen das Heer Ludwig's des Heiligen bei Damiette mit großem Erfolg anwandten.

wohl Jezid, der, wenigstens in jungen Jahren, der Trunkenheit ergeben und nur auf Lust bedacht war, ihm haben weichen müssen; aber Husein vergaß, daß die Dinge der Welt nicht nach den Gesetzen des Himmels verwaltet werden können, weil die Bürger beider Reiche sehr von einander verschieden sind, und unterlag in Folge dieses Irrthums seinem Gegner. Die unruhigen Irakaner luden ihn bald nach Muawia's Tode nach Kufa ein, um ihn zum Khalifen auszurufen. Er folgte ihrer Aufforderung, ehe noch die zuverlässigeren Anhänger seines Hauses sich gesammelt hatten, ungeachtet seine besten Freunde ihn warnend daran erinnerten, daß die nämlichen Irakaner durch ihren Wankelmuth seinen Vater und seinen Bruder ins Verderben gestürzt hatten. Ein von ihm vorausgesandter Freund, Muslim, fand zwar anfangs Unterstützung in Kufa, Ubeid Allah aber, der Sohn des grausamen Zijad, zog durch Künste der Verführung die wankelmüthigen Irakaner bald wieder von ihm ab, nahm Muslim gefangen und ließ ihn hinrichten. Auf die Nachricht davon ward Husein, der bereits nach Kufa unterwegs war, von dem größten Theil seiner Truppen verlassen. Bald nachher wurde er von dem ihm entgegengeschickten Heere Ubeid Allah's so enge eingeschlossen, daß ihm nur die Wahl blieb, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben oder kämpfend zu fallen. Sein Schicksal voraussehend, beschloß er den Tod der Helden zu sterben. Vergebens bat er seine Begleiter ihn zu verlassen und ihr Leben zu retten; sie erklärten sein Loos theilen zu wollen. Er brachte dann die Nacht mit ihnen betend zu und richtete seine verzweifelnde Schwester Zeinab durch den Trost der Religion auf, indem er zu ihr sagte: „Schwester, laß dir nicht durch den bösen Geist den Muth rauben! Traue auf Gott allein und verlaß dich auf den Trost, der von ihm kommt! Wisse, daß alles Volk der Erde sterben muß, und das Heer der Himmel nicht bleibt, daß alle Dinge vergehen; aber die Gegenwart Gottes, der alle Dinge durch seine Allmacht geschaffen hat und sie wieder bringen wird, vergehet nicht. Mein Vater, meine Mutter und mein Bruder waren besser als ich; sie und jeder Moslem haben ein Beispiel an dem Apostel Gottes.“ Am anderen Morgen begannen Husein und seine zweiundsiebzig Gefährten, durch ihre Zelte und durch Gräben gedeckt, den Kampf gegen die Tausende ihrer Feinde. Sie fochten bis zum Mittag; vergebens erinnerte er die Irakaner daran, daß sie selbst ihn, den Enkel Mohammed's, herbeigerufen hatten; Alles was er verlangte, war eine Stunde Rast, um sein Gebet zu verrichten. Hierauf begann der Verzweiflungskampf aufs Neue; sie erlagen der Ermüdung und starben insgesammt den Heldentod (680). Mit Husein, dessen Todestag noch gegenwärtig an seiner Begräbnißstätte durch ein jährliches Trauerfest gefeiert wird,

fielen damals die hochherzigsten und edelsten Männer Arabiens, die Stütze der Religion ward erschüttert und alle wahrhaft Frommen jammerten. Husein's Haupt wurde dem rohen Ubeid Allah überschickt, der sogleich mit einem Stabe gegen den Mund desselben schlug. „Lasse dies!" rief ihm ein dabeistehender alter Mann zu; „denn an diesem Munde habe ich einst die Lippen des Propheten hängen gesehen." Jezid ließ die gefangenen Frauen und Kinder Husein's mit Achtung behandeln und nach Medina bringen, wo sie und ihre Nachkommen ein zurückgezogenes Leben führten. Sie vermehrten sich sehr und erhielten später in allen mohammedanischen Ländern besondere Ehrenrechte; ihre Zahl nahm aber noch mehr durch Betrüger zu, die sich für Nachkommen des Propheten ausgaben, um eine Rolle zu spielen oder um ihren Scepter mit dem Glanze einer gewissermaßen heiligen Herkunft zu umgeben. Einige begeisterte Sekten unter den Schiiten nahmen die Meinung an, es wirke der göttliche Geist selbst in den Stammeshäuptern von Ali's Geschlechte fort und es werde einer derselben als der Mahdi (Almahdi) auftreten; ein Begriff, der an den jüdischen Messias oder an den christlichen Paraklet erinnert. Vor allem wurde später solche Verehrung dem siebenten Nachfolger Ali's, Ismail, von den Ismailiten zu Theil.

Husein's Untergang und die Grausamkeit, mit welcher die Anhänger der Familie des Propheten verfolgt wurden, zog zunächst eine Empörung der Mekkaner nach sich, die sich auch nach Medina verbreitete. Die Rebellen erklärten Jezid für abgesetzt und riefen Zubeir's Sohn, Abdallah, zum Khalifen aus. Jezid schickte, nachdem er zuerst vergebens Unterhandlungen versucht hatte, ein Heer unter Muslim nach Arabien. Dieser eroberte Medina und gab es drei Tage lang der ungezügelten Wuth seiner Truppen preis: die heilige Stadt erlitt alle Gräuel, die sich die rohesten ungläubigen Horden hätten erlauben können. Unmittelbar nachher ward auch Mekka von Jezid's Soldaten belagert und der Tempel der Kaaba durch Brennstoffe und schwere Steine, die sie mit Wurfmaschinen gegen die Stadt schleuderten, zur Hälfte zertrümmert. Auch Mekka würde wohl in ihre Hände gefallen sein, wenn nicht die Nachricht von Jezid's Tode (683) angelangt wäre und die Belagerer zur Rückkehr nach Syrien bewogen hätte. Abdallah wurde hierauf in Arabien und bald nachher auch in Irak und Khorasan als Khalif anerkannt.

Jezid hatte den Thron seinem jungen Sohne, Muawia II., hinterlassen; dieser war aber durch seinen Erzieher, einen geheimen Schiiten, zu der Ueberzeugung gebracht worden, daß die Herrschaft der Ommejaden eine unrechtmäßige sei. Er fand daher die Uebernahme des Khalifats gegen sein Gewissen und erlaubte sich keine einzige geistliche

oder weltliche Handlung, die dem Oberhaupte der Gläubigen zukam. Ueberdies ſtarb er ſchon wenige Monate nach ſeinem Vater. Jetzt ſtellte ſich ein entfernter Anverwandter Muawia's, der Urenkel Ommeja's, Merwan I., welcher unter Jezid Statthalter von Medina geweſen war, an die Spitze des wankenden Herrſcherhauſes. Er ließ ſich als Reichsverweſer für Muawia's II. jungen Bruder, Khaled, deſſen Mutter Merwan bald nachher heirathete, von den Anhängern der Ommejaden huldigen; doch ſtand es mit der Sache ſeines Hauſes ſo ſchlimm, daß er ſelbſt anfangs mit dem Gedanken umging, Abdallah als Khalifen anzuerkennen. Er hatte nicht nur mit dieſem, ſondern auch mit ehrgeizigen Männern ſeiner eigenen Partei zu kämpfen, und ward ſchon zwei Jahre nach Muawia's II. Tode ein Opfer ſeiner eigenen Herrſchſucht. Als er nämlich ſeinen Sohn Abd Almalik auf Koſten Khaled's zu ſeinem Nachfolger erklärte, ſchaffte ihn ſeine eigene Gattin, die Mutter des Letzteren, aus der Welt (685).

Abd Almalik, der ſich ſogleich der Herrſchaft bemächtigte, war weit mehr als ſein Vater geeignet, einen Thron auf Leichen zu gründen, und fand an dem furchtbaren Hadſchadſch ein vollkommenes Werkzeug ſeines Willens. Den Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinem Vater können zwei Anekdoten am beſten deutlich machen. Der Letztere ſoll, als ihm die Beſiegung eines gefährlichen Gegners verkündet und das Haupt desſelben überreicht wurde, ausgerufen haben: „O ich alter Mann, der ich nur noch Gebein ohne Fleiſch bin und bald in Nichts verſinke, muß ich noch ſolche Heere vereinigen, die einander vernichten!“ Vom Sohne dagegen erzählt man, daß er, als ihm die Nachricht von des Vaters Tode überbracht wurde, den Koran, in welchem er gerade geleſen hatte, ſogleich bei Seite legte, indem er ausrief: „Fahre hin, Buch, ich habe nun mit dir nichts mehr zu ſchaffen!“

Das mohammedaniſche Reich ſchien bei Abd Almalik's Regierungsantritt zerfallen zu wollen; denn nicht nur behaupteten zwei Khalifen, er ſelbſt in Syrien, Abdallah in Arabien, die Herrſchaft, ſondern auch in Kufa warf ſich Muchtar, vorgeblich für Ali's jüngeren Sohn Mahdi Mohammed, zum Gebieter auf. Außerdem hatten ſich in Irak auch die Charidſchiten (ſ. oben S. 73) wieder erhoben; ſie wurden zwar durch Abdallah's Feldherrn Muhallab nach einem förmlichen Kriege gleich anfangs zerſtreut, ſammelten ſich aber bald wieder und erregten von neuem Unruhen. In allen Theilen des Reiches herrſchte Verwirrung und Zwietracht, in allen floß das Blut der Gläubigen in Strömen: Abd Almalik übte in Syrien und Aegypten, Abdallah in Arabien, Perſien und anderen ihm unterworfenen Provinzen Grauſamkeiten; Muchtar aber mordete in Irak alles, was auch nur entfernten Antheil an Huſein's Tode gehabt hatte, ſo daß auf

seinen Befehl über 50,000 Menschen durch Henkers Hand gestorben sein sollen. Muchtar hatte gleich anfangs das Glück, daß sein tüchtiger Feldherr Ibrahim am Flusse Zab (dem Lykos der Griechen, der unterhalb des alten Ninive in den Tigris geht) ein Heer, welches Abd Almalik gegen ihn schickte, aufs Haupt schlug. Als ihn aber der andere Khalif, Abdallah, von Baßra aus durch seinen Bruder Mussab und von Persien her durch seinen Feldherrn Muhallab angreifen ließ, ward er völlig besiegt. Er rettete sich in das befestigte Schloß von Kufa, wurde aber sogleich enge eingeschlossen, und blieb bei einem Ausfall. Ein Kampf mit den von neuem sich erhebenden Charidschiten beschäftigte nach Muchtar's Besiegung die Truppen Abdallah's noch dreiviertel Jahre lang in Persien und am Euphrat.

Abd Almalik, welcher unterdessen mit den in Syrien einbrechenden Byzantinern Krieg geführt hatte, schloß, als die Charidschiten durch Muhallab besiegt wurden, schnell Frieden mit dem griechischen Kaiser, und zog dann gegen Abdallah's Truppen nach Irak. Er wußte die wankelmüthigen Bewohner dieses Landes zum Verrath zu verführen, so daß Mussab, als er eine Schlacht gegen ihn wagte, ein Opfer der Treulosigkeit seiner eigenen Leute ward (690). Mussab zog, sobald er Alles verloren sah, den Tod der Schande vor; er stürzte sich in das Gewühl der Schlacht, nachdem er seinen Sohn Isa vergebens beschworen hatte, sich durch die Flucht zu retten. „Die Frauen des Kureïschiten-Stammes", sagte Isa, „sollen mir nicht nachreden, daß ich meinen Vater verlassen habe." Vater und Sohn, beide gleiches Sinnes, fanden dann einen gleichen Tod. Die ganze Provinz Irak fiel an den syrischen Khalifen zurück, zu welchem auch Muhallab mit seinen Truppen überging.

Abd Almalik verweilte vierzig Tage in Kufa und beschloß hierauf, seinen Nebenbuhler Abdallah im Herzen seines Reiches anzugreifen; er schickte ein Heer unter Haddschadsch's Führung gegen Mekka. In diesem Feldherrn, welcher damals seine blutige Rolle zu spielen begann, hatte Abd Almalik einen Mann gefunden, der für ihn dasselbe wurde, was Zijad für Muawia gewesen war. Haddschadsch war tapfer und gerecht, dabei aber so unerhört grausam, daß sein Charakter uns, die wir unter einem anderen Himmel und in einem anderen Volke geboren sind, Schauder erregt und unbegreiflich vorkommt. Sogar Haddschadsch's Landsleute haben zur Bezeichnung seines Wesens die Fabel ersonnen, daß er als Kind Blut statt der Muttermilch getrunken, und darum später keinen Tag ohne Blutvergießen habe zubringen können. Er selbst nannte sich den härtesten und bittersten der Pfeile aus dem Köcher Abd Almalik's. In Arabien, wo bei seiner Ankunft die Stadt Medina bereits durch einen andern Feldherrn der ommeja-

dischen Khalifen erobert war, wandte er sich gerades Wegs gegen Mekka, und schloß dasselbe mit seinem Heere ein. Mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit wüthete er durch seine Wurfmaschinen gegen heilige und unheilige Gebäude, während er den Bewohnern der Stadt jede Zufuhr abschnitt. Verzweifelnd wanderten die Mekkaner schaarenweise aus, und selbst zwei Söhne Abdallah's gingen zum Feinde über. Der 73jährige Khalif sah sich bald rettungslos verloren; angefeuert von seiner beinahe hundert Jahre alten Mutter, die eine Tochter Abu Bekr's war, beschloß er, wenigstens sein Leben recht theuer zu verkaufen. Er machte mit der kleinen Schaar seiner Getreuen einen Ausfall und fiel tapfer kämpfend. Die Stadt ward unmittelbar darauf von Haddschadsch besetzt, und ganz Arabien huldigte dem syrischen Khalifen (692). Wenige Monden nachher wurde auch der Statthalter von Khorasan, welcher allein von allen Beamten Abdallah's den Ueberwinder desselben nicht als Herrscher anerkennen wollte, besiegt, und das ganze mohammedanische Reich huldigte nun dem Ommejaden Abd Almalik.

Haddschadsch, welcher als Statthalter in Arabien blieb und auf Abd Almalik's Befehl den Tempel der Kaaba wieder herstellen ließ, befestigte die Ruhe des Landes durch die härtesten Maaßregeln. Als zwei bis drei Jahre nachher die stets unruhigen Irakaner sich von neuem empörten, ward er gegen sie geschickt, weil Abd Almalik in ihm den rechten Mann für die Unterdrückung der Rebellen erkannt hatte. Haddschadsch schaffte wieder Ruhe, aber eine Ruhe wie Grabesstille, obgleich die Angabe, daß er während seines Aufenthalts in Arabien und Irak 120,000 Männer durchs Schwert, 50,000 im Kerker und nicht weniger als 30,000 Weiber habe sterben lassen, gewiß im höchsten Grade übertrieben ist. Auch die Charidschiten und den rebellischen Statthalter von Madain mußte Haddschadsch in den persischen Ländern bezwingen. Es gelang ihm erst nach einigen Jahren. Kaum schien auf diese Weise die Ruhe hergestellt, als der von Haddschadsch eingesetzte Statthalter von Sedschestan, Abd Errahman, sich empörte. Dieser drang erobernd bis Baßra und Kufa vor, brachte dem sieggewohnten Haddschadsch einige Niederlagen bei und wurde zuletzt nur nach großen Anstrengungen überwältigt. Haddschadsch blieb zwanzig Jahre lang Statthalter von Irak und beherrschte von dort aus den Orient ganz unumschränkt, so daß er Statthalter über die Provinzen bestellte und, ohne den Khalifen zu fragen, Kriegszüge in entfernte Gegenden machen ließ.

Nachdem die östlichen Provinzen endlich dauernd beruhigt waren, konnte Abd Almalik an die Erweiterung des Reiches im Westen denken. Er bekriegte die Byzantiner in zwei von einander weit entlegenen Ge-

genden, in Kleinasien und Armenien einerseits und in Nordafrika andererseits. Die Unternehmungen in den zuerst genannten Ländern können übergangen werden, weil sie mit wechselndem Glücke und ohne ein bleibendes Endergebniß geführt wurden; anders verhält es sich mit dem Kriege in Afrika, wo Abd Almalik die völlige Unterwerfung des Landes und die Ausbreitung des Islam nach Europa vorbereitete. Nachdem Amru schon unter Omar und Othman bis nach Tripoli vorgedrungen und mit den Stämmen der Berbern in Verbindung getreten war, hatte der Krieg in Afrika über fünfzehn Jahre lang wenig Fortgang. Inzwischen hatte der große Feldherr Amru, der wiederum das einst von ihm eroberte Aegypten verwaltete, ein hohes Alter erreicht und war, wie bereits angegeben, durch den Gedanken an die unheiligen Lebensziele, die er verfolgt habe, verdüstert und zerknirscht; ihm war es nicht beschieden, den Zug nach Westen weiter zu führen. Bald nach seinem Tode zog Okba, den Muawia zum Feldherrn ernannt, nach dem Lande Fezzan und plünderte dasselbe aus; er erweiterte sodann die Herrschaft der Araber bis in den heutigen Staat Tunis, wo er, im Süden des gleichnamigen Hauptortes, die Bewohner der von einem seiner Vorgänger weiter östlich angelegten Stadt Kairawan ansiedelte und so diese arabische Hauptstadt von Nordwest-Afrika neu gründete. Er hatte Lage und Gegend so gut gewählt, daß Kairawan, welches noch jetzt nach Tunis die wichtigste Stadt des Landes ist und als ein heiliger Ort angesehen wird, den ganzen Karawanenhandel des Innern an sich zog, und eine der größten Städte des arabischen Reiches ward. Okba war später sogar noch bis an die Ostgrenze von Marokko vorgedrungen. Ja, wenn wir einer nicht ganz erwiesenen Angabe Glauben schenken dürften, so wäre er (um 680) zuerst von den Mohammedanern, in der Nähe des Vorgebirges Ger, bis an die Küste des atlantischen Oceans gelangt. Hier angekommen, ritt er, wie es heißt, in das Meer hinein, bis das Wasser seinem Pferde an den Hals reichte, worauf er mit dem Ausruf umkehrte: „Gott, du bist mein Zeuge, daß ich nicht weiter kann; wenn das Meer mir nicht eine Grenze setzte, so würde ich nicht rasten, bis ich alle Völker der Erde deinen Geboten unterworfen hätte."

Okba beging den großen Fehler, daß er gegenüber den Berbern Amru's Politik aufgab. Er machte sich nämlich die Beschützung der ansässigen Einwohner des Landes zur Hauptaufgabe und reizte dadurch die Berbern gegen sich. Diese verbanden sich darauf mit den Griechen, Okba ward mit seinen Truppen erschlagen, und Kairawan ging nebst allen im Westen von Barka gemachten Eroberungen wieder verloren (682). Diese Niederlage wurde zwar im Jahre 684 durch einen Sieg über denselben Berbern-Stamm, welcher Okba's Heer vernichtet hatte,

blutig gerächt; allein erſt elf Jahre ſpäter konnte Abd Almalik an die Wiedereroberung der verlorenen afrikaniſchen Länder denken. Er ſchickte Haſan mit einem großen Heere nach Afrika und dieſer richtete ſeine Waffen nicht, wie ſein Vorgänger, zuerſt gegen die Berbern, ſondern gegen die griechiſchen Küſtenſtädte. Er drang erobernd vor, nahm die griechiſchen Städte der Provinz Afrika ein und wandte ſich dann erſt gegen die Berbern, weil dieſelben ſich von neuem mit den Griechen verbunden hatten. Die Berbern wurden damals von einem kriegeriſchen Weibe, Kahina oder Damia, beherrſcht, die ſich das Anſehen einer Prophetin gegeben und viele Stämme ihrer Nation in ein Ganzes zu vereinigen gewußt hatte. Dieſe ſchlug in Verbindung mit den Griechen Haſan aufs Haupt, ſo daß derſelbe ſich bis nach Barka zurückziehen mußte. Sie fiel aber dann mit ihren Horden verwüſtend über alle Städte und Pflanzungen her, um das Land als eine Einöde unzugänglich zu machen, gerieth darüber mit den Griechen in Feindſchaft und ward, als Haſan wieder erſchien, von dieſem beſiegt und getödtet. Haſan beſetzte von neuem alle früher eroberten Gegenden, diesmal auch die Hauptſtadt Karthago; als er jedoch 697 vom Khalifen abgerufen wurde, vertrieb der von Conſtantinopel geſandte General Johannes die Araber noch einmal. Das Glück der Griechen hatte indeſſen nur kurzen Beſtand. Schon im nächſten Jahre (698) ſchickte der aegyptiſche Statthalter ein neues Heer unter der Anführung eines Mannes, dem es endlich gelang, das ganze griechiſche Afrika für immer der mohammedaniſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Dieſer Mann war Muſa. Er wüthete mit Feuer und Schwert gegen alles, was ſich ihm widerſetzte, rottete einige Stämme der Berbern ganz aus, verjagte andere in die Wildniß und ſchleppte ſo viele Menſchen in die Sklaverei, daß die arabiſchen Geſchichtſchreiber die Zahl derſelben bis auf 300,000 übertreiben konnten. Karthago wurde (799) wiederum erobert und durch Feuer vernichtet; in der Nähe des alten Tunes, jetzt Tunis, errichtete Muſa ein Standlager, und hier erwuchs ſpäter die neue Hauptſtadt. Alle Berbern, die ſich nicht in unzugängliche Gegenden zurückgezogen hatten, nahmen entweder ſogleich oder doch nicht lange nachher den Glauben der Araber an und fügten ſich damit zugleich auch in die Oberherrſchaft derſelben, die ihnen weit erträglicher war, als die der Griechen, da ſie durch die Araber in ihrem gewohnten Treiben nicht beeinträchtigt wurden. Ueberdies waren von allen Völkern, die in die Berberei eingedrungen waren, die Araber allein dasjenige, welches durch ſeine Sitten und ſeine Cultur keinen Gegenſatz gegen die Berbern bildete, ſondern ihnen ſogar in mancher Hinſicht ähnlich war. Einige Berbern-Stämme nahmen ſpäter ſelbſt die arabiſche Sprache an. Noch unter

Abd Almalik's Regierung ward Nordafrika bis an die Grenze von Marokko unterworfen und der Zugang zu diesem letzten Reste der griechischen Provinz Afrika geöffnet. Unter Welid I. aber, welcher im Jahre 705 seinem Vater in der Regierung nachfolgte, eroberte Musa alles Land bis an die Küste des atlantischen Oceans. Die Städter und der ackerbautreibende Theil der Einwohner von Afrika oder die Nachkommen der alten Punier und der dort angesiedelten Römer und Griechen gaben im Laufe der Zeit das Christenthum auf und verschmolzen durch ihren Uebertritt zum Islam mit den eingewanderten Arabern. Auf diese Weise entstand diejenige Menschenklasse der Berberei, auf welche man später in Europa den eigentlich einem Berberstamme zukommenden Namen Mauren übertragen hat, um sie sowohl von den Berbern, als auch von den Beduinen oder den nicht angesiedelten, sondern nomadisch lebenden Arabern des Landes zu unterscheiden. Bald nach der Eroberung der Berberei setzten die Mohammedaner auch nach Spanien über und breiteten die Herrschaft des Islams auf europäischem Boden aus. Wir müssen daher, ehe wir den weiteren Verlauf der arabischen Geschichte verfolgen, unseren Blick auf die Veränderungen richten, welche seit dem Untergange des weströmischen Reiches in Spanien eingetreten waren.

6. Geschichte der Westgothen in Frankreich und Spanien.

Die Westgothen hatten, wie bereits früher angegeben worden ist, unter ihrem Könige Wallia in Südfrankreich festen Fuß gefaßt und dort im Einverständniß mit Kaiser Honorius ein Reich gegründet, welches nach seiner Hauptstadt Tolosa oder Toulouse das Tolosanische Reich genannt wird. Wallia's Sohn und Nachfolger war Theodorich I. (419—451); unter seiner langjährigen Regierung gewöhnten sich die Westgothen mehr als andere deutsche Stämme an Ackerbau und Gewerbe und befreundeten sich mit den Resten der römischen Bildung und Staatsordnung, die sie im Süden Galliens vorfanden. Da Theodorich in der großen Hunnenschlacht (451) fiel, wurde sein Sohn Thorismund noch während des Kampfes als König auf den Schild gehoben; er gewann hohen Ruhm durch seinen Antheil am Sieg über Attila. Zwei Jahre später folgte ihm sein Bruder Theodorich II. Unter diesen beiden Fürsten war von irgend einer Abhängigkeit vom römischen Reich nicht mehr die Rede; ja Theodorich II. verhalf durch sein Ansehen dem auf einer Villa im Arvernerland ansässigen Avitus zum römischen Kaiserthron. Derselbe König, welcher von 453—466 regierte, befestigte nicht allein die westgothische Macht in Frankreich, indem er die altrömische Provinzhauptstadt Narbo (Narbonne) mit ihrem Gebiet seinem Reich beifügte, sondern eroberte auch einige Ge-

genden von Spanien. In letzterem Lande unterwarf er sich namentlich die Sueven, welche seit dem Abzuge der Vandalen daselbst das herrschende Volk geworden waren. Nur einzelne suevische Stämme behaupteten dadurch, daß sie sich in die Gebirge des Nordens zurückzogen, eine Art von Unabhängigkeit. Theodorich's Bruder und Nachfolger, Eurich (466—484), breitete das westgothische Reich noch weiter aus: er besetzte in Frankreich die Provence und alles Land bis an die Loire, und eroberte jenseits der Pyrenäen die ganze Halbinsel bis auf den nordwestlichen Theil derselben, welcher den Sueven verblieb. Unter ihm war das Westgothenreich in Spanien und Gallien, das er von seinen Residenzen Bordeaux, Toulouse und Arles aus beherrschte, das mächtigste und bestgeordnete unter allen, die von Deutschen gegründet waren. Eurich ließ das westgothische Gewohnheitsrecht, wie es sich volksthümlich entwickelt hatte, unter der Leitung eines römisch gebildeten Rechtsgelehrten, Leo von Narbonne, doch unvermischt mit römischen Satzungen aufzeichnen.

Unter seinem Sohne, Alarich II. (485—507), der mit einer Tochter des ostgothischen Königs Theodorich des Großen vermählt war, kam das westgothische Reich durch den Franken-König Chlodwig sehr ins Gedränge. Alarich ward von den Franken besiegt und verlor in der entscheidenden Schlacht bei Vouglé oder Vouillé (in der Nähe von Poitiers) das Leben. Zu Chlodwig's Erfolgen hatte die Stimmung der Katholiken im westgothischen Reiche, die dem Frankenkönig geneigt waren, wesentlich beigetragen.

Das Uebel wurde noch größer, als nach Alarich's Tode die Westgothen in zwei Parteien zerfielen, von welchen die eine den minderjährigen Thronerben Amalarich, die andere dessen erwachsenen Halbbruder Gesalich als König erkannte. Hätte nicht Theodorich der Große sich seines Enkels Amalarich mit Nachdruck angenommen, so würden die Westgothen damals wohl von den Franken völlig unterworfen worden sein. Durch Theodorich's Truppen wurde jedoch das westgothische Reich diesen großentheils wieder entrissen und zugleich Gesalich unterdrückt. Theodorich schlug Spanien und einen Theil von Frankreich zu seinem eigenen Reiche, die übrigen westgothischen Besitzungen ließ er durch eine vormundschaftliche Regierung im Namen seines Enkels verwalten. Aquitanien von der Loire bis gegen die Pyrenäengrenze kam auf die Dauer zum Reiche Chlodwig's und seiner Nachkommen. Amalarich, der dem Arianismus eifrig zugethan blieb, erlag, als er nach seines Großvaters Tode die Regierung übernommen und auch den spanischen Theil des Reiches wieder an sich gezogen hatte, bald (531) den Angriffen der Franken. Diese besetzten den größten Theil des westgothischen Reiches diesseit der Pyrenäen,

und der Ostgothe Theudes, welcher früher die vormundschaftliche Regierung geleitet hatte und nach Amalarich's Tode sich zum König der Westgothen aufwarf, wurde dadurch genöthigt, den Sitz der Regierung nach Spanien zu verlegen (531).

Von dieser Zeit an beschränkte sich die Herrschaft der Westgothen mit Ausnahme eines kleinen Landstriches in Frankreich auf die pyrenäische Halbinsel. Das von ihnen dort eingerichtete Reich ist dadurch sehr wichtig, weil es das erste von den Germanen gegründete Reich war, in welchem die hinsterbende alte Cultur wieder feste Wurzeln schlug. Die Westgothen hatten sich von jeher vor den übrigen germanischen Völkern nicht nur durch größere Neigung zu festen Ansiedelungen ausgezeichnet, sondern auch am frühesten der römischen Bildung Zugang gewährt, so daß ihr Wesen sich schon während des Bestehens ihres Tolosanischen Reiches sehr auffallend von der Rohheit ihrer fränkischen Nachbarn unterschied. Nicht wenig war ihnen dabei der Umstand zu Statten gekommen, daß sie gerade denjenigen Theil von Frankreich besetzt hatten, in welchem die alte Litteratur und die lateinischen Schulanstalten am meisten blühten und sich am längsten erhielten. Alarich II. hatte ein Jahr vor seinem Sturz für seine Unterthanen römischer Abstammung ein lateinisches Gesetzbuch abfassen lassen, durch das er für sie in derselben Weise sorgte, wie vor ihm Eurich für die Westgothen. Dieses Gesetzbuch, Breviarium Alaricianum genannt, wurde aus den vorhandenen römischen Rechtsquellen zusammengestellt und bearbeitet, ein Vierteljahrhundert bevor Justinian seine Sammlungen anordnete. Sogar unter den beständigen Unglücksfällen, welche auf Alarich's Tod folgten, behielten die Westgothen Sinn für höhere Geistesbildung und schützten jene Schulen. Die Härte, mit welcher sie als eifrige Arianer ihre athanasianischen oder katholischen Unterthanen in Frankreich und Spanien verfolgten, darf nicht ihrem Charakter, sondern muß dem allgemeinen Geiste jener Zeiten zugeschrieben werden.

Theudes schlug, als er sich nach Spanien zurückzog, seine Residenz in Barcelona auf. Von hier ward sie etwa zwanzig Jahre später nach Toledo verlegt, welches nachher die Hauptstadt des westgothischen Reiches geblieben ist. Theudes suchte die spanisch-westgothische Macht durch Milde und Toleranz gegen die dem katholischen Glauben ergebenen alten Einwohner des Landes zu befestigen; er stellte daher nicht nur die seitherigen Verfolgungen ein, sondern ließ auch den Katholiken unbeschränkte Freiheit in ihren kirchlichen Angelegenheiten und erlaubte ihren Bischöfen sogar regelmäßige jährliche Kirchenversammlungen. Auch nach außen zeigte sich Theudes als tüchtigen Regenten; denn er wußte die Besitzungen in Frankreich gegen die Angriffe der Franken

zu vertheidigen. Gegen innere Feinde hatte er sich dadurch zu schützen gesucht, daß er gleich anfangs die weltlichen und geistlichen Großen zusammenrief, und sich von ihnen die königliche Würde förmlich übertragen ließ. Von dieser Zeit an nahmen die Großen das Wahlrecht in Anspruch; alle Versuche späterer Könige, den Thron erblich zu machen, waren vergeblich, und der westgothische Staat blieb zu seinem Unglück ein Wahlreich. Theudes starb durch Meuchelmord (548), und auch sein Nachfolger Theodisclus, der durch Wahl der Großen König wurde, hatte schon nach nicht ganz anderthalb Jahren (550) dasselbe Schicksal. Bei der Wahl seines Nachfolgers zeigte sich recht deutlich, daß durch das eingeführte Wahlrecht das Reich dem Ehrgeize und Verrathe preisgegeben sei. Gegen den von der Mehrzahl der Großen ernannten Agila erhob sich sogleich der kleinere Theil, und erwählte Athanagild zum König. Der Letztere, zu schwach, seinen Gegner zu besiegen, rief die Griechen zu Hülfe, welche damals unter Justinian's Regierung die Provinz Afrika und fast alle Inseln des mittelländischen Meeres inne hatten und diese Gelegenheit gern ergriffen, um auch in Spanien einige Seestädte zu gewinnen. Agila ward durch Athanagild's griechische Hülfstruppen geschlagen, und sobald seine Anhänger erkannten, daß der Letztere ihm überlegen sei und daß die Griechen aus der Uneinigkeit der Gothen Nutzen zu ziehen suchten, verriethen sie ihren König und erkauften durch seine Ermordung Athanagild's Wohlwollen (554). Der Letztere wandte sich sogleich gegen seine bisherigen Bundesgenossen, die Griechen; er vermochte ihnen aber nur einen Theil der besetzten Seestädte zu entreißen, und erst achtzig Jahre später wurden sie von seinen Nachfolgern wieder gänzlich aus Spanien vertrieben. Athanagild's Töchter wurden unter glänzenden Festlichkeiten mit zwei fränkischen Königen vermählt, zuerst die jüngere, Brunhilde, mit Siegbert, und später Galswintha, die ältere, mit dessen Bruder Chilperich; beide Prinzessinnen nahmen den katholischen Glauben an. Nach Athanagild's Tode (567) war, wie gewöhnlich in Wahlreichen, die Nachfolge schon wieder streitig. Fünf Monate lang konnten die Großen nicht einig werden, endlich erwählte man diesseits der Pyrenäen den dortigen Statthalter Liuva I., in Spanien aber den Bruder desselben, Leovigild. Der Erstere trat, um die Besitzungen in Frankreich behaupten zu können, 569 seinem Bruder das Land Spanien vertragsweise ab, und da er schon wenige Jahre nachher (572) starb, so vereinigte Leovigild bald das ganze westgothische Reich unter seinen Scepter.

Dieser König hob das Reich wieder aus der Ohnmacht empor, in die es durch die Zwietracht und Eifersucht der Großen gesunken war. Er focht siegreich gegen die Griechen und gegen die Ureinwohner der

nördlichen Gebirge, die Basken, welche ihn nicht als Oberherrn hatten anerkennen wollen. Dann stellte er durch kräftige und verständige Maaßregeln das verlorene Ansehen der Regierung wieder her. Die Großen hatten dadurch, daß sie die fast zu einem bloßen Namen gewordene Königswürde vergaben, einen verderblichen Einfluß auf die Gesetzgebung erhalten, und das ruhige, fleißige und nicht ungebildete spanisch-westgothische Volk war in Folge davon nach und nach unter den harten Druck einer kleinen Zahl übermüthiger Vornehmen gekommen. Leovigild wußte durch energische Mittel diesem Uebel abzuhelfen. Er gab den bestehenden Gesetzen ihre Kraft wieder, ergänzte sie durch neue Verordnungen, und hob dagegen alle diejenigen Verfügungen auf, welche aus Nachgiebigkeit gegen die Großen erlassen worden waren. Auch durch äußeren Glanz suchte er den König über den Haufen der Großen zu heben, unter welchen sich dieser bisher gleichsam verloren hatte. Um endlich auch die Erblichkeit des Thrones unter den Westgothen einzuführen, ernannte er seine beiden Söhne erster Ehe, Hermenegild und Reccared, lange vor seinem Tode zu Mitregenten, und ließ ihnen als solchen huldigen (772). Dies veranlaßte aber eine Reihe von Unruhen, die um so gefährlicher zu werden drohten, da Leovigild nicht nur die Großen gegen sich aufgebracht hatte, sondern sich auch von seinem Eifer für den arianischen Glauben zu weit fortreißen ließ. Seine Söhne waren durch ihre Mutter Theodosia, eine katholische Griechin, insgeheim für den athanasischen Glauben gewonnen worden, welchem alle Einwohner von römischer und spanischer Abkunft oder mit andern Worten der größere und gebildetere Theil des Reiches anhingen. Leovigild, welcher dessen ungeachtet eine Zeit lang mit seinen Söhnen in gutem Vernehmen blieb und überhaupt anfangs für seinen Glauben nicht eiferte, vermählte sich unglücklicher Weise zum zweiten Male, und zwar mit der heftigen Arianerin Goswintha, Athanagild's Wittwe, welche ganz von ihren Geistlichen beherrscht wurde. Diese erweckte und nährte in dem König nicht nur den Haß gegen die Katholiken, sondern sie störte auch das Verhältniß zwischen Vater und Söhnen. Hermenegild vermählte sich nämlich mit der fränkischen Prinzessin Ingundis, deren Mutter, die oben genannte Brunhilde, unter den Franken eine berüchtigte Rolle spielte. Die junge Fürstin, die eifrig katholisch war, gerieth durch ihren Stolz und durch die Festigkeit, mit der sie allen Bekehrungsversuchen widerstand, mit ihrer Schwiegermutter Goswintha bald in so bittere Feindschaft, daß die Letztere sie sogar eines Tages bei den Haaren ergriffen und blutig geschlagen haben soll. Um dem ärgerlichen Mißverhältnisse ein Ende zu machen, wies der König seinem Sohne Hermenegild ein eigenes Gebiet in Andalusien zum

Aufenthalte an. Kaum hatte sich aber Hermenegild vom Hofe entfernt, als er offen dem arianischen Glauben entsagte und die katholische Lehre annahm. Ein solcher Schritt war nach dem religiösen Seetengeist jener Zeit zugleich ein politischer Abfall; Hermenegild erklärte sich dadurch einerseits für einen Empörer gegen seinen Vater, und kam andererseits in enge Verbindung mit den Hauptfeinden desselben, den Griechen, welche noch immer einige spanische Seeplätze inne hatten, und dem Könige der Sueven, der in Gallicien, in Portugal und in einem Theile von Asturien herrschte.

Die Sueven hatten sich seit Alarich's II. Zeit, als die Kraft der Westgothen durch Thronstreitigkeiten und durch Kriege mit den Franken und Griechen gelähmt wurde, unter ihrem König Remismund wieder vereinigt und unabhängig gemacht. Remismund's Nachfolger, Carrarich, der von 550 bis 559 herrschte, hatte dem neuen suevischen Reiche dadurch einen festeren Halt gegeben, daß er dem arianischen Glauben entsagte und die katholische Religion annahm; denn dies machte die Griechen und Franken zu natürlichen Bundesgenossen der Sueven. Carrarich's Sohn und Nachfolger, Theodemir I. (559 bis 569), vollendete die von seinem Vater begonnene Bekehrung der Sueven, wußte sich aber als ein gewandter Regent in gutem Vernehmen mit den Westgothen zu halten. Der Nachfolger desselben, Theodemir II. oder, wie er gewöhnlich genannt wird, König Mir, trat nun mit Leovigild's Sohn in Verbindung, und führte dadurch den Untergang des suevischen Reiches herbei.

Leovigild eilte nämlich, seinen rebellischen Sohn mit den Waffen zu bekämpfen, ehe noch die Griechen und Sueven demselben Hülfe schickten; er mußte aber bald wieder umkehren, weil sich die katholische Bevölkerung im Lande der Basken empörte und zwei fränkische Könige mit einem Kriege drohten. Die Basken wurden schnell unterworfen und mit großer Härte bestraft; die Könige aber hielt Leovigild dadurch von Spanien ab, daß er die Tochter des Einen, Rigunthis, zur Gemahlin für seinen zweiten Sohn Receared erbat. Dann belagerte er Hermenegild, der sich in Sevilla eingeschlossen hatte und vergebens auf Zusendung griechischer Truppen harrte. Der Sueven-König Mir erschien zwar mit einem Hülfsheer bei Sevilla, ward aber von Leovigild alsbald eingeschlossen, und mußte seine Freilassung mit der Anerkennung des Oberlehens-Rechts der westgothischen Könige erkaufen. Hierauf nahm Leovigild Sevilla nach einer langen Belagerung ein; sein Sohn rettete sich zwar durch die Flucht, wurde aber durch den griechischen Statthalter von Cordova, zu welchem er sich begeben hatte, gegen eine große Geldsumme verrathen. Leovigild ließ ihn zuerst gefesselt nach Toledo bringen und verbannte ihn dann nach Valencia.

Hierauf benutzte der Gothen-König einen Thronstreit im suevischen Reiche, um dieses völlig zu unterwerfen. König Mir war schon auf dem Rückzug von Sevilla erkrankt und starb bald nachher. Sein Sohn und Nachfolger, Eborich, ward gleich nach seinem Regierungsantritt von seinem Schwager Andeca des Thrones beraubt und ins Kloster gesteckt. Dies war für Leovigild ein willkommener Vorwand, dem suevischen Reiche ein Ende zu machen. Er unterwarf mit leichter Mühe das in Parteien zerrissene Volk, schickte den Thronräuber ebenfalls ins Kloster, und erklärte das Land für eine westgothische Provinz (583). Nachdem Leovigild auf diese Weise die ganze pyrenäische Halbinsel mit Ausnahme einiger von den Griechen besetzten Seestädte in Besitz genommen hatte, suchte er vor allen Dingen den Unruhen vorzubeugen, welche nach seinem Tode dadurch zu entstehen drohten, daß Hermenegild sich durch seinen Glauben den westgothischen Theil der Bevölkerung abwendig gemacht hatte. Er forderte seinen Sohn auf, zum Arianismus zurückzukehren, und als Hermenegild sich dessen weigerte, ließ er ihm den Prozeß machen und ihn, an einem Ostertage, zu Tarracona hinrichten (585). Unmittelbar nachher brach ein Krieg mit den Franken aus. Leovigild hatte diese früher durch die Verlobung seines Sohnes Reccared mit Rigunthis von der Unterstützung Hermenegild's abgehalten. Rigunthis war von ihren Eltern, Chilperich und der berüchtigten Fredegunde, mit einer überaus reichen Ausstattung versehen worden; gleichwohl kam die Verbindung nicht zum Abschluß. Die Franken wurden übrigens ohne Mühe zurückgeschlagen, da sie durch fürchterliche Verheerungen die ganze Bevölkerung gegen sich erbittert hatten. Bald nachher starb Leovigild, unstreitig der größte Fürst der Westgothen seit Theodorich II. (586).

Leovigild's Ende bildete einen wichtigen Wendepunkt, weil er der letzte arianische König der Westgothen war; denn sein Sohn und Nachfolger, Reccared I., der gegen den Vater viel vorsichtiger als Hermenegild gewesen war, nahm schon im vierten Jahre seiner Regierung (589) den katholischen Glauben durch Erklärung auf einer Kirchenversammlung zu Toledo feierlich an. Dieser Schritt erweckte zwar unter den Westgothen große Unzufriedenheit und zog Verschwörungen und Unruhen nach sich; allein Reccared wußte dieselben theils durch Güte, theils durch Strenge zu beschwichtigen, und konnte sich dabei nicht nur auf die Sueven, Römer und Alt-Spanier, kurz auf die Mehrzahl seiner Unterthanen stützen, sondern auch auf einen großen Theil der Westgothen, welcher seinem Beispiele gefolgt war. Seine Regierung (586—601) war eine der glücklichsten. Während die ganze übrige Welt nur Scenen der Auflösung und Verwirrung sah, war in Reccared's Reich die Sorge für kirchliche Einrichtungen, für Gesetzgebung und

Rechtspflege die einzige Beschäftigung des Regenten. Dieser ließ es sich vor Allem angelegen sein, die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung mit einander zu verschmelzen; er hob das Verbot der Ehen zwischen Westgothen und Römern auf, ließ beide Völker nach einem und demselben Rechte richten, und trug manche Bestimmungen der römischen Gesetzbücher auf die westgothische Verwaltung und Justiz über. Außerdem führte er römische Aemter und Namen ein und legte den Grund zu der nach ihm allmählich eintretenden Vertauschung der westgothischen Sprache mit der römischen. Mit dem oströmischen Kaiser Mauritius vertrug er sich durch Vermittelung des Papstes Gregor des Großen dahin, daß die Griechen zwar die besetzten Städte an der spanischen Küste behalten, aber ihren Besitzstand nicht ausdehnen sollten. Er war der erste Herrscher unter den Gothen, der die Salbung und Krönung einführte.

Reccared's Sohn und Nachfolger, Liuva II., ward schon nach zwei Jahren (603) durch eine arianische Verschwörung gestürzt und ums Leben gebracht. Witterich, welcher an der Spitze derselben gestanden hatte, bemächtigte sich zwar des Thrones, fiel aber sieben Jahre nachher (610) ebenfalls durch die Hand von Verschworenen, welche einen Katholiken, Gondemar, an seine Stelle setzten. Als dieser schon zwei Jahre nachher (612) starb, wählte man Sisebut zum König. Sisebut war unstreitig einer der trefflichsten Menschen und Regenten, und es ist daher doppelt zu beklagen, daß uns von ihm nur wenige Nachrichten überliefert worden sind. Er schlug die griechischen Truppen mehrmals und brachte es dahin, daß Kaiser Heraklius in einem Vertrage alle seine spanischen Besitzungen bis auf wenige Städte in Algarve aufgab. Man hat Sisebut, der sich sonst durch große Milde auszeichnete, wegen zweier Verfolgungs-Decrete gegen die Juden der Unduldsamkeit angeklagt; aber diese sind weniger aus dem Religionshaß des Königs, als vielmehr aus anderen Gründen zu erklären. Nicht nur beschäftigten sich damals in allen Ländern vorzugsweise die Geistlichen mit dem Recht und der Gesetzgebung, sondern die Juden waren auch in Spanien nach und nach zu einer so großen Zahl angewachsen, daß sie eine bedeutende Wirkung auf die übrige Bevölkerung ausübten.*) Uebrigens ist dabei der Umstand bezeichnend, daß Sisebut's beide Erlasse sogar eine Verwünschung gegen diejenigen seiner Nachfolger, welche zur Milde geneigt wären, enthielten; fanatischer Glaubenseifer und Verfolgungen wucherten also, wie man hieraus sieht,

*) Kaiser Hadrian soll nach Unterdrückung des von Bar Cochba erregten Aufstandes in Palästina über 50,000 Juden sammt ihren Angehörigen nach Spanien versetzt haben.

unter dem ſpaniſchen Himmel ſchon zu jener Zeit. Gleichwohl ſpricht ſich der einflußreichſte weſtgothiſche Schriftſteller, der berühmte Biſchof Iſidor von Sevilla († 636) nachdrücklich gegen dieſe gewaltthätige Judenbekehrung aus.

Nach Siſebut's Tode wählten die Gothen ſeinen Sohn, Receared II., und als derſelbe ſchon nach wenigen Monaten ſtarb, einen ſeiner Generale, Suintila (621). Dieſer erwarb ſich das Verdienſt, daß er die Griechen völlig aus Spanien vertrieb. Er erregte aber bei ſeinen auf ihr Wahlrecht ſehr eiferſüchtigen Landsleuten große Unzufriedenheit, als er ſeinen Sohn Rieimer zum Mitregenten annahm. Dieſe Unzufriedenheit, verbunden mit dem geringen Anſehen und Einkommen des Königs, der nur wenige Privatgüter beſaß, ward von einem ehrgeizigen Großen, Siſenand, zu ſeinem Sturze benutzt. Siſenand verſchaffte ſich leicht einen Anhang im Volk, und erkaufte die Hülfe des burgundiſchen Königs Dagobert durch das Verſprechen eines koſtbaren Schatzes aus dem gothiſchen Krongute. Suintila ward ſogleich von den Seinigen verlaſſen (631), und ein Concil erkannte den Rebellen als König an, wogegen dieſer den Geiſtlichen viele Vorrechte einräumte. Siſenand ſtarb ſchon fünf Jahre nachher. Chintila, welcher nach ihm zum Könige erwählt wurde, hatte faſt beſtändig mit Ehrgeizigen, die nach dem Throne ſtrebten, zu kämpfen. Er verſchaffte vor ſeinem Tode (640) die Herrſchaft zwar ſeinem noch jungen Sohne Tulga, dieſer mußte ſie aber ſchon ein Jahr ſpäter (641) an einen andern Großen, Chindaſuinth, abtreten, welcher ſeinen Sohn Recceſuinth zum Mitregenten annahm, und ihm bald nachher die Regierung ganz überließ.

Bisher hatte man bei den Weſtgothen die Königswürde durchaus nicht mit der Scheu und Ehrerbietung, wie bei den Franken und den orientaliſch-chriſtlichen Völkern, ſondern nur als den erſten Platz unter den Großen und Herren des Landes angeſehen. Darum konnte in Spanien auch ein König abtreten, ohne von dem, welchem er die erſte Rolle überließ, als unverſöhnlichen Feind betrachtet zu werden. So war Suintila am Leben geblieben, und auch Tulga ward bei ſeinem Sturze nicht getödtet. Da jedoch dieſe Schonung dazu beitrug, daß die Unruhen erhalten und vermehrt wurden, ſo ſchlug Chindaſuinth einen neuen Weg ein. Er befolgte die Politik orientaliſcher Herrſcher und räumte nicht nur alle diejenigen, die ſich gegen ihn empörten oder ſeinen Argwohn erregten, ſondern oft auch zugleich ihre Angehörigen aus dem Wege. Weil in Folge dieſer Tyrannei viele Großen ins Ausland flohen, um bei günſtiger Gelegenheit mit den Waffen in der Hand wieder zurückzukehren, ſo ließ Chindaſuinth durch ein Concil ſtrenge Geſetze gegen Auswanderungen geben. Uebrigens erwarb ſich ſowohl

Chindasuinth, als auch sein Sohn Recceſuinth große Verdienſte um die Geſetzgebung. Recceſuinth hielt häufiger Concile und gab weit mehr Geſetze, als irgend einer ſeiner Vorgänger, weil er und ſein Vater das, was dieſe ſchon oft verſucht hatten, ausführen wollten und auch wirklich ausführten: die Aufſtellung eines umfaſſenden, wohlgeordneten Landrechtes. Unter ihm kam ein eigentliches Geſetzbuch zu Stande, welches das aus dem römiſchen Recht ergänzte weſtgothiſche Recht enthielt und fortan die Grundlage der Juſtiz im Reiche bildete; wie es denn auch unter dem Namen Fuero Juzgo (Gerichtsforum) noch während der Moslemenherrſchaft bei den chriſtlichen Spaniern ſich erhielt. So ward zuerſt bei den Weſtgothen der damals noch in ganz Europa geltende Unterſchied des Rechts nach der nationalen Abkunft der Bürger aufgehoben. Rühmlich iſt es dabei für Recceſuinth, daß er in Betreff der Erhebung der Abgaben ſich ſelbſt Einſchränkungen auferlegte und die Wählbarkeit der Könige für einen weſentlichen Theil der weſtgothiſchen Staatsverfaſſung erklärte. Freilich lähmte er dadurch die Kraft der Regierung und legte recht eigentlich den Grund zum Untergange ſeines blühenden Reiches. Von jener Zeit an waren die weſtgothiſchen Kirchenverſammlungen, zu welchen damals zuerſt auch weltliche Große zugezogen wurden, wirkliche Reichstage und bildeten die geſetzgebende Behörde. Die kirchlichen Angelegenheiten wurden auf derſelben durch die Geiſtlichen allein beſtimmt, über die anderen dagegen entſchieden die Palatine oder die weltlichen Großen des Reiches mit. Doch war die Zahl der letzteren Mitglieder des Reichstages ſtets geringer, als die der erſteren, ſo daß die Geiſtlichkeit auch in den Staatsangelegenheiten den größten Einfluß beſaß. Ein Hauptunterſchied zwiſchen der weſtgothiſchen Staatsverfaſſung und den Einrichtungen anderer germaniſchen Völker beſtand darin, daß die Statthalterſchaften keine Lehen wurden, ſondern wirkliche Aemter blieben, die der König nach Gutdünken vergab. Dagegen entſtand in Spanien der Vorrang der Hofämter nicht, wie in Deutſchland, erſt in ſpäterer Zeit, ſondern er war zugleich mit dem römiſchen Hof-Ceremoniell ſchon früh vom oſtgothiſchen Hofe an den weſtgothiſchen übergegangen. Uebrigens laſſen einzelne Umſtände und die aus jenen Zeiten erhaltenen Schriften auf eine gewiſſe Feinheit der Bildung unter den Weſtgothen und auf einen Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften in Spanien ſchließen, den man vergebens in den übrigen germaniſchen Ländern jener Zeit ſuchen würde, und der die bald nachher erfolgte Unterdrückung dieſer Nation um ſo mehr bedauern läßt.

Nach Recceſuinth's Tod (672) wurde Wamba zum König ernannt. Dieſer hatte anfangs Schwierigkeiten zu beſtehen, weil ein Theil der Gothen jenſeits der Pyrenäen, die man bei ſeiner Erwählung

nicht zugezogen hatte, ihm den Gehorſam verſagte, und der von ihm gegen ſie geſandte General ſich ſelbſt zum König aufwarf; er überwand aber ſeine Gegner ſchon in Jahresfriſt. Unter Wamba's Regierung zeigte ſich die ſchädliche Wirkung, die der überwiegende Einfluß der höheren Geiſtlichkeit haben mußte. Die Biſchöfe waren aus Aufſehern und Lenkern der Kirche große Herren geworden, welche das Volk in dumpfen Aberglauben und die Könige in Sklaverei zu ſtürzen ſuchten. Da ſie und die Palatine die oberen Stellen in ihren Familien erblich machten, ſo war es natürlich, daß der Druck, welchen Einzelne im Reiche ausübten, ungeſtraft zunahm, daß die Sitten ſich verſchlechterten und daß bei anhaltendem Frieden Weichlichkeit einriß. Die ungerechten und harten Verfolgungen, denen die Juden häufig preisgegeben waren, paßten ganz zu der Art von Religion, welche unter dieſen Umſtänden in Spanien herrſchend wurde und es bis auf unſere Tage geblieben iſt. Dieſe Umwandlung des Chriſtenthums in Fanatismus, Aberglauben und bloßen Formendienſt mußte ſpäter dem Mohammedanismus, wenn dieſer nur einigermaßen vernünftig gepredigt wurde, leicht Eingang verſchaffen, weil man, was die Lehrer verſchuldet hatten, auf die Lehre ſelbſt übertrug. Zu allen dieſen Uebeln kam endlich noch ein aus der Wählbarkeit der Könige hervorgegangenes Mißverhältniß, welches die Stellung des Regenten immer ſchwieriger machte, und das Reich ſelbſt ſchnell ſeinem Untergang entgegenführte. Es gab nämlich ſo viele Familien, welche Könige unter ihren Ahnen zählten, daß nicht allein das Anſehen der Regentenwürde dadurch geſchmälert ward, ſondern daß auch die Unzufriedenen ſtets leicht einen fanden, der ebenſo viel oder mehr Recht zur Krone zu haben glaubte, als der regierende König.

Unter Wamba fand der erſte feindliche Zuſammenſtoß zwiſchen Weſtgothen und Arabern ſtatt; Okba, der Eroberer eines Theiles von Nordafrika, verſuchte von Tanger aus einen Flottenangriff gegen Algeſiras, wurde jedoch durch Wamba's kräftige Gegenanſtalten mit großem Verluſt an Schiffen zurückgeſchlagen. Ungeachtet des erworbenen Ruhmes endete König Wamba auf eine klägliche Weiſe. Er hatte einen jungen Palatin, Erwig, den er vor allen andern Großen begünſtigte, nicht allein zu bedeutendem Anſehen und Reichthum erhoben, ſondern er ernannte ihn zuletzt auch, als er ſelbſt erkrankte, zum Mitregenten. Dieſer vergalt ſeinem Gönner, wie Lieblinge ohne Verdienſt zu vergelten pflegen. Er gab, heißt es, dem kranken König einen Gifttrank, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Mag dies Erdichtung ſein, ſo viel iſt gewiß, daß Wamba für die Dauer ſeiner Krankheit dem Günſtling die Leitung der Geſchäfte übertragen hatte, und daß Erwig und ſein Anhang ſich dieſes Umſtandes bedienten, um

ihm die Krone für immer zu entreißen. Der Undankbare ließ Wamba, als derselbe wieder genesen war, nicht mehr zur Herrschaft gelangen, sondern zwang ihn, ins Kloster zu gehen, wo er noch mehrere Jahre lebte (680). Der neue König hatte sich im Voraus einen großen Anhang gebildet, er zeigte auch eine Abtretungsurkunde seines Vorgängers vor, und der zu seiner Partei gehörende Erzbischof Julian von Toledo salbte als Primas der westgothischen Geistlichkeit ihn gleich nach dem Sturze Wamba's; nichts desto weniger hielt sich Erwig nicht für sicher genug, er ließ daher nicht nur seine Ansprüche durch mehrere Concile anerkennen und bestätigen, sondern auch sich und seine Familie für unverletzlich erklären und durch angedrohte Bannflüche decken. Die Bereitwilligkeit der Geistlichen und Palatine bezahlte er mit Zugeständnissen, durch welche dem Reiche schwere Wunden geschlagen wurden. Er gab dem Zorne der Geistlichen die Juden preis, von denen sich damals viele durch Gelehrsamkeit und Bildung auszeichneten und das Christenthum mit geistigen Waffen so nachdrücklich bekämpften, daß selbst Erzbischöfe es für nöthig hielten, gegen sie zu schreiben. Er gewährte ferner den Großen neue Vorrechte, und brachte es dahin, daß dem Regenten fast nichts mehr übrig blieb, als die Bestätigung und Bekanntmachung dessen, was in den Versammlungen der Großen beschlossen worden war. Er hob endlich die Ehr- und Rechtlosigkeit auf, die sich einige Districte des Landes durch Versäumnisse in der Kriegspflicht unter Wamba zugezogen hatten. Uebrigens ist die Geschichte dieses Königs nicht ganz klar. So ist es aus Gewissensbissen allein kaum erklärlich, warum er den Thron nicht einem seiner Söhne verschaffen konnte, sondern Wamba's Sohne Egiza, dem er selbst seine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, überlassen mußte; daß er dies nur gezwungen that, ist deshalb anzunehmen, weil er sich von Egiza durch einen feierlichen Eid versprechen ließ, seines Vorgängers Familie nicht zu kränken.

Egiza hatte nach Erwig's Tod (687) nicht sobald den Thron bestiegen, als er sich durch eine Reichs- und Kirchenversammlung von diesem Eide entbinden ließ. Er gebrauchte dabei den Vorwand, daß ein solches Versprechen mit seinem heiligeren Eide, allen Unterthanen gleiches Recht widerfahren zu lassen, im Widerspruch stehe, weil leicht der Fall eintreten könne, daß jemand eine begründete Klage gegen einen Verwandten Erwig's erhebe. Egiza machte übrigens, so viel wir wissen, nie Gebrauch von dieser Lossprechung. Seine Gemahlin entfernte er zwar von sich, aber er nahm doch den mit ihr erzeugten Sohn, Witiza, zum Mitregenten an, und übertrug ihm die Verwaltung zweier von den sechs Provinzen des Reiches. Aus vielen unter Egiza gemachten Verordnungen geht mit Gewißheit hervor,

daß er mehrere Verschwörungen zu bekämpfen hatte. Die wichtigste ging von Juden aus, auch von solchen, die dem Scheine nach das Christenthum angenommen und hierdurch manche Vortheile, sogar Adelsrechte gewonnen hatten. Die Moslemen hatten ihre Eroberungen in Nordafrika ausgedehnt und gesichert; sie hatten die längst angenommene Maaßregel, daß die Ungläubigen bei Zahlung einer Kopfsteuer ihre Religion offen und ungestört ausüben durften, auch für die dortigen Juden eingeführt. Die spanischen Glaubensgenossen derselben knüpften daher mit den Beamten der Khalifen Verbindungen an, welche auf nichts Geringeres ausgingen, als den Mohammedanern den Weg nach Spanien zu bereiten. Der Plan wurde entdeckt und um seiner Gefährlichkeit willen mit äußerster Härte bestraft; alle jüdischen Kinder über sechs Jahre sollten bei Christen erzogen, alle jüdischen Mädchen an Christen verheirathet, die Juden überhaupt bis zu ihrem völligen Untergang einzeln über das Land vertheilt werden. Ein Angriff der Araber auf die Küste (694) wurde zurückgeschlagen; erst siebzehn Jahre später erfüllten sich die Geschicke.

Als Witiza bei Egiza's Tode (701) die Regierung allein übernahm, hätte man vermuthen sollen, daß endlich einmal die Herrschaft im Besitz einer einzigen Familie bleiben werde; aber entweder machte sich Witiza derselben unwürdig, oder, was wahrscheinlicher ist, er suchte die königlichen Rechte mit einer Gewaltthätigkeit, die sich nicht ertragen ließ, wieder herzustellen und zu befestigen. Wenigstens würden sich durch die letztere Annahme die von ihm ergriffenen Maaßregeln am besten erklären lassen. Er berief eine Reichs- und Kirchenversammlung, um eine ganz neue Ordnung einzuführen, setzte aber diesen Zweck offenbar nur durch gewaltsame Mittel oder durch Hinterlist durch, so daß man bald nachher die Acten jenes Concils, wegen ihres den älteren Beschlüssen und Einrichtungen widerstreitenden Inhalts, vernichtete. Aus diesem Grunde sind uns auch die von Witiza gemachten Veränderungen nicht genau bekannt. Die wichtigste Verfügung bestand unstreitig darin, daß den Bischöfen die Berufung auf den römischen Papst als Erklärer der Kirchengesetze verboten und der Klerus also der königlichen Gewalt unterworfen wurde. Außerdem ward den Geistlichen ein Theil ihrer Güter entzogen und zur Verfügung des Königs gestellt, welcher ihn seinen Anhängern unter den weltlichen Großen zutheilte. Auch die Verfolgungen gegen die Juden ließ Witiza einstellen, indem er zugleich allen Verbannten dieses unglücklichen Volkes die Rückkehr gestattete. Endlich schmälerte er auch die Rechte des Erzbischofs von Toledo, des leitenden Oberhaupts der Geistlichkeit, und übertrug den Primat von Spanien kraft der königlichen Allgewalt seinem Bruder Oppas, Erzbischof von Sevilla. Obgleich der Zweck

und Umfang aller dieser Veränderungen den König bei der Geistlichkeit höchst verhaßt machte und daher auch viele Mißdeutungen und starke Verläumdungen hervorrief, so scheint doch nicht alles das, was von seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit erzählt wird, erdichtet zu sein; denn auch eine ihrem Zwecke nach nützliche und verständige Willkür artet leicht in Uebermuth aus, und dieser zieht leicht Grausamkeit nach sich, durch welche dann der Mensch immer mehr gewöhnt wird, in der Wahl seiner Mittel und endlich auch in seinen Zwecken alle Rücksichten und Bedenklichkeiten bei Seite zu setzen.

Witiza hatte einen Sohn Recceſuinth's, der schon von Egiza als Mitschuldiger an einer Verschwörung nach Cordova verbannt worden war, wegen wiederholter Theilnahme an Unruhen blenden lassen; der Sohn dieses Mannes, Roderich, verband sich deshalb mit einem Theile der Großen und Geistlichen, überraschte den König und stürzte ihn (710). Witiza's letztes Schicksal ist unbekannt. Er ward von seinen Gegnern entweder in einer Schlacht oder durch Meuchelmord getödtet; nach einer anderen Angabe aber wäre Roderich von ihm als Mitregent angenommen worden, und dieser hätte erst die Söhne Witiza's nach ihres Vaters Tode von der Regierung ausgeschlossen. Genug, Roderich ward im Jahre 710 König, wußte die Familie seines Vorgängers weder mit sich auszusöhnen, noch unschädlich zu machen und zog dadurch das zerstörende Ungewitter herbei, welches seit Musa's Erscheinung in Afrika von dort her das zerrüttete westgothische Reich bedrohte.

7. Geschichte der Araber von der Eroberung Spaniens bis zum Sturze der Ommejaden.

Die durch Musa vollendete Eroberung des westlichen Afrika brachte auch die Westgothen, welche dort die Stadt Ceuta mit einem nicht unbedeutenden Gebiete besaßen, in unmittelbare Berührung mit den Arabern. Die Letzteren hatten um dieselbe Zeit unter ihren beiden Feldherren Mohammed und Kuteiba ihre Herrschaft zugleich im äußersten Osten einerseits über Turkestan bis nach Kaschgar und andererseits in Indien bis nach Multan hin ausgebreitet. Es ist daher begreiflich, daß sie auf den Gedanken kamen, auch die westgothischen Besitzungen in Afrika anzugreifen und sogar nach Spanien überzusetzen. Sie wurden aber außerdem noch durch die unter den Westgothen bestehenden Verhältnisse, ja sogar durch die Aufforderung einer westgothischen Partei dazu bewogen. Sie würden übrigens den Besitz eines so weit entlegenen, durch's Meer von Afrika getrennten Landes gewiß nicht haben behaupten können, wären nicht in Spanien der Hof und die Großen in Weichlichkeit versunken, das Volk den Künsten

des Friedens ergeben und das Gesetz der Heeresfolge gelöst gewesen. Nichts desto weniger scheiterte der erste Angriff der Araber. Musa hatte nämlich, als er von der Küste des atlantischen Oceans nach Kairawan, dem Mittelpunkte seiner Statthalterschaft, zurückkehrte, den Oberbefehl in dem äußersten Westen an Tarik übertragen, und dieser griff (708) vergebens die Stadt Ceuta an, welche von Graf Julian, dem westgothischen Statthalter, mit Geschicklichkeit und Glück vertheidigt wurde. Bald nachher schloß sich aber eben derselbe Graf Julian an die beiden Söhne des gestürzten Königs Witiza an und wandte sich in Verbindung mit diesen und ihrem Oheim, dem Erzbischof Oppas, an Tarik um Hülfe gegen den Usurpator Roderich. Spätere Erzählungen dichten ihm einen romanhaften Beweggrund an, nämlich eine von dem König an Julian's Tochter begangene Frevelthat. Tarik ging auf das Gesuch ein und setzte im Jahre 711 mit einem Heere nach Spanien über. Seine Truppen betrugen zwar nach der höchsten Angabe nur 12,000 Mann, sie wurden aber gleich anfangs durch Julian's Truppen und bald nachher noch durch andere Unzufriedene verstärkt.

Tarik warf bald nach seiner Landung eine kleine westgothische Schaar zurück und schlug dann auf einem Berge, der von ihm den Namen Gebel al Tarik oder Gibraltar d. i. Berg des Tarik erhielt, sein Lager auf. Von hier aus bekämpfte er eine Zeit lang mit Glück die schwachen Schaaren der Feinde, die sich schnell zusammengezogen hatten, bis endlich der König Roderich mit einem größeren Heere gegen ihn heranrückte. Der Letztere hatte auf die Nachricht von Tarik's Landung in aller Eile ein Heer gesammelt, über dessen Stärke die Angaben der arabischen Schriftsteller zwischen 40 und 90 Tausend schwanken, das aber jedenfalls der Mehrzahl nach nicht aus Westgothen, sondern aus Soldtruppen bestand. Mit diesem Heere zog Roderich, der sich damals gerade im äußersten Nordosten des Landes befand, in Eilmärschen gegen Tarik. Er zeigte von Anfang an bis zu Ende einen Muth, der uns nicht erlaubt, ihn, wie Manche gethan haben, feige zu schelten. Höchstens darf man ihn der Unvorsichtigkeit anklagen; denn statt die erste Hitze seiner Feinde verrauchen zu lassen, statt sie der Gefahr von Belagerungen und der Wirkung des Klimas in den Gebirgen und Hochebenen des inneren Landes auszusetzen, ging er, ohne seine Verstärkung zu erwarten, den Arabern sogleich entgegen und gab ihnen auf einem offenen Schlachtfelde Gelegenheit, nach ihrer Art zu fechten. Er übersah ganz, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, der dem westgothischen Heere zwar an Zahl der Menschen, nicht aber an Zahl der Streiter nachstand, und den überdies seine natürliche Heftigkeit, seine Gewohnheit Krieg zu führen und die gewisse

Aussicht, entweder zu siegen und große Beute zu machen oder im Fall einer Niederlage zugleich einem unvermeidlichen Untergang entgegenzugehen, unwiderstehlich machte. In den Feldern von Xeres de la Frontera am Guadalete unweit Cadix ward die entscheidende Schlacht geliefert. Sie dauerte vom 19. bis zum 26. Juli 711. Sieben Tage lang fochten beide Theile mit gleicher Ausdauer und gleichem Glücke; am achten verschwand König Roderich, ohne daß man weiß, auf welche Weise er umgekommen ist, und nun riß Muthlosigkeit und Verwirrung unter den Seinigen ein. Auch Witiza's Söhne waren, auf Tarik's Seite fechtend, gefallen. Das westgothische Heer löste sich fliehend auf und der größte Theil desselben verlor das Leben oder gerieth in Gefangenschaft. Zwar waren auch die Araber auf 9000 Mann zusammengeschmolzen, aber diese fanden nun den Zugang in das innere Spanien offen und wurden überdies nach dem Siege durch Schaaren von Glaubensgenossen verstärkt, welche kampflustig und nach Beute begierig aus Afrika herbeikamen. Die blühenden Provinzen Andalusien, Granada und Murcia wurden nicht allein in kurzer Zeit besetzt, sondern auch Tausende von Bewohnern derselben zum Islam bekehrt. In Malaga, Granada und anderen Städten unterstützten die Juden das arabische Heer. Schon am Palmsonntag des Jahres 712 hielt Tarik seinen Einzug in Toledo, der Hauptstadt des Reiches. Hier und auf dem weiteren Marsche machten die Araber unermeßliche Beute. Das kostbarste Stück derselben war der sogenannte Tisch Salomonis, den einst Thorismund von dem römischen Feldherrn Aëtius zum Geschenk erhalten hatte, ein goldener, mit den schönsten Perlen und Edelsteinen verzierter Tisch, welcher auf 365 goldenen Füßen ruhte. Während Tarik seine Eroberungen weiter nach Norden hin ausbreitete, erschien auch Musa, auf den Ruhm seines Untergebenen eifersüchtig, mit einem Heere von wenigstens 10,000 Mann in Spanien und nahm Sevilla und andere Städte des Südens, welche jener zur Seite liegen gelassen hatte. Der Erzbischof Oppas, der wegen eines Rangstreites mit einem anderen Bischofe die Pflichten gegen sein Vaterland vergaß, soll ihm dabei hülfreiche Hand geleistet haben.

Die schnellen Fortschritte, welche die Waffen und die Lehre der Araber im äußersten Westen von Europa machten, werden Niemanden in Staunen setzen, der da weiß, daß die Alt-Spanier viel vom afrikanischen Charakter hatten, und daß der Islam allen seinen Bekennern gleiche Freiheit mit gleicher Sklaverei bietet; man wird sich noch weniger darüber wundern, wenn man bedenkt, daß bei den Westgothen die geistlichen und weltlichen Herren allein die Nation vorstellten, daß dagegen der Kern des Volkes in Dienstbarkeit schmachtete und daher durch die Annahme des Islams bedeutend gewann, bei der Festhaltung seines

alten Glaubens aber unter den neuen Gebietern keine anderen Laſten, als den gewöhnlichen Tribut, zu tragen hatte. Während nämlich bei den Arabern, wenigſtens dem Princip nach, vor dem Geſetz Alles gleich war, zerfielen bei den Weſtgothen die Freien in eine Menge Abtheilungen, deren jede ihre beſonderen Vorrechte hatte; die Mehrzahl des Volks aber war leibeigen, und zwar nach römiſchen Rechtsbegriffen, welche auf anderen Sitten beruhten und deshalb in der Anwendung viel härter waren, als die deutſchen. Zu dieſen für die Araber ſo ſehr günſtigen Verhältniſſen kam noch der wichtige Umſtand hinzu, daß die Araber das Land nicht blos eroberten und militäriſch beſetzten, ſondern daß auch viele Araber und Berbern ſich daſelbſt niederließen. Endlich ward die Beſitznahme und Behauptung von Spanien auch noch durch die Juden erleichtert, für welche die Araber die Befreier aus Elend und Verfolgung waren. Tauſende von Juden, welche in den letzten Zeiten nach Afrika vertrieben worden waren, kehrten bei dem Untergange des weſtgothiſchen Reichs in ihre Heimath zurück; viele tauſend andere, die in Spanien zu einem Schein-Chriſtenthume gezwungen worden waren, warfen bei der Erſcheinung der Araber ihre Feſſeln ab. Alle dieſe unterſtützten nicht allein die Araber bei der Eroberung des Landes auf jede Weiſe, ſondern bildeten nachher auch das vermittelnde Glied zwiſchen den alten Spaniern und der aus Afrika eingewanderten neuen Bevölkerung. In kurzer Zeit war Spanien den Arabern unterworfen. Nur die freieren Bergbewohner von Galicien, Aſturien und Biscaja behaupteten ihre Unabhängigkeit. Zu ihnen ſammelten ſich daher auch unter den tapferen Führern Petrus und Pelagius (Pelayo) alle Weſtgothen, welche Ehre und Religion mehr, als irdiſche Güter liebten. Dieſe bildeten in jenen Gegenden bald Fürſtenthümer, aus welchen in ſpäterer Zeit wieder ein chriſtliches Spanien hervorging.

Die beiden Männer, unter deren Führung Spanien dem Islam unterworfen worden war, konnten ſich der Früchte ihres Sieges nicht erfreuen. Tarik hatte das unbeſtreitbare Verdienſt, die weſtgothiſche Macht gebrochen und dadurch die Herrſchaft des Islam in Spanien gegründet zu haben. Muſa ſuchte ihm dieſen Ruhm ſoviel als möglich zu entreißen und war deshalb auf die Nachricht vom glücklichen Fortgang des Unternehmens mit einem Heere nach Spanien geeilt. Er hatte dabei an ſeinen ſiegreichen Feldherrn den Befehl vorausgeſchickt, nicht über Cordova hinaus vorzurücken. Tarik hatte aber dieſem Gebote nicht gehorcht, weil es offenbar nur aus Neid und Eiferſucht hervorgegangen war und die Araber um alle Vortheile des errungenen Sieges zu bringen drohte. Er ward dafür von ſeinem Gebieter, als dieſer in Spanien erſchien, wie ein gemeiner Soldat behandelt und ſogar in den Kerker geworfen. Auf Befehl des Khalifen Welid, an

welchen sich Tarik's Freunde klagend wandten, mußte Musa ihn bald wieder freilassen und Tarik vollendete dann in Gemeinschaft mit Musa die Unterwerfung von Spanien. Kaum war dies geschehen, als der Khalif aus Furcht, Musa möchte sich in Spanien ein unabhängiges Reich gründen, denselben von dort abrief und zu sich nach Damaskus beschied. Musa traute auch seinerseits dem Khalifen nicht, und übergab daher bei einer Abreise die von ihm eroberten Länder gleichsam als Unterpfänder seinen Söhnen, von welchen er den einen zum Statthalter von Spanien, die anderen aber zu Statthaltern von Westafrika einsetzte. Mit allen erbeuteten Kostbarkeiten und mit einem ganzen Heere von Gefangenen, unter welchen sich allein vierhundert westgothische Große von königlicher Abkunft befunden haben sollen, brach er im Jahre 713 nach Damaskus auf. Ebenso, wie er gezögert hatte, die Reise anzutreten, suchte er auch während derselben so viel als möglich Zeit zu gewinnen. Erst nach einem Jahre kam er in Syrien an. Hier erhielt er in Tiberias die Nachricht, daß der Khalif erkrankt sei, und zugleich ein Schreiben von dessen Bruder und Nachfolger Sulei-man, der ihn ersuchte, den Einzug in Damaskus bis zu Welid's Tode aufzuschieben, damit sein eigener Regierungsantritt durch den Glanz der im Westen erfochtenen Siege verherrlicht werde. Musa wagte es, diese Bitte abzuschlagen, obgleich er wußte, daß er viele Feinde am Hofe hatte, welche jede Gelegenheit zu seinem Verderben begierig ergriffen, und auch bereits den verstorbenen Khalifen mit Klagen gegen ihn bestürmt hatten. Er stürzte sich durch diesen unbegreiflichen Fehltritt selbst ins Verderben. Er kam fast zu der nämlichen Zeit, als Welid starb und Suleiman den Thron bestieg (714), in Damaskus an und fand an dem neuen Khalifen einen im Voraus gegen ihn erzürnten Richter. Er ward nicht nur des Ungehorsams gegen die Gebote des Khalifen, sondern auch der Lüge beschuldigt, da er in seinen Berichten an den Khalifen Tarik's Verdienste sich angemaßt haben soll; außerdem klagte ihn der Letztere, welcher ebenfalls nach Damaskus gekommen war, noch wegen seines ganzen Verfahrens in Spanien überhaupt an. Suleiman fand Musa schuldig, ließ ihn in den Kerker werfen, nahm ihm sein ganzes Vermögen und verurtheilte ihn sogar noch zu einer Geldbuße von 100,000 Dinaren. Er verwickelte denjenigen von Musa's Söhnen, welcher der Provinz Spanien vorstand, mit in das Schicksal seines Vaters, um der Rache desselben zuvorzukommen. Er ließ ihn tödten und soll (wiewohl dies vielleicht nur eine Ausschmückung des tragischen Ereignisses ist) in seiner Grausamkeit so weit gegangen sein, daß er dem achtundsiebzigjährigen Vater den Kopf des Sohnes mit der Frage überreichen ließ, ob er den Getödteten kenne. „Ja wohl", antwortete Musa, „kenne ich ihn, aber als einen Mann, der sich früh-

zum Gebete erhob und viel faſtete. Gottes Fluch möge ihn treffen, wenn ſein Mörder beſſer iſt, als er war!“ Muſa ſtarb bald darauf, entweder auf einer Pilgerfahrt nach Mekka oder unter ſeinen Stammverwandten, bei denen er die ihm vom Khalifen auferlegte Geldbuße zuſammenbettelte. Ueber Tarik's Ende laſſen uns die Berichte der arabiſchen Geſchichtſchreiber in Ungewißheit.

Muſa's Loos ward auch den Eroberern von Indien und Turkeſtan zu Theil. Der Eine, Mohammed, wurde von dem mißtrauiſchen Suleiman nicht nur ſeiner ruhmgekrönten Feldherrnwürde beraubt, ſondern auch wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, weil er ein Anhänger des dem neuen Khalifen von jeher verhaßten Haddſchadſch war. Auch Kuteiba, der Eroberer von Turkeſtan, ſollte gleich nach Suleiman's Regierungsantritt auf die nämliche Weiſe belohnt werden; er ſuchte aber dieſem Schickſale durch offene Empörung zuvorzukommen, und fiel, als nur wenige ſeiner Soldaten ihm treu blieben, mit dem Schwerte in der Hand. Haddſchadſch war zu ſeinem Glück ein Jahr vor Welid geſtorben.

Die wichtigſte Unternehmung, welche unter Suleiman's Regierung gemacht wurde, war der Krieg mit den Byzantinern. Die Leitung desſelben ward dem Bruder des Khalifen, Maslama, übertragen und die inneren Verhältniſſe des griechiſchen Reichs begünſtigten dieſen anfangs im höchſten Grade. Kaiſer Juſtinian II., der Sohn des Conſtantinus Pogonatus, war durch einen Aufſtand des Heeres geſtürzt worden, wobei man ihm die Naſe abſchnitt und verſtümmelte, daher er mit dem Beinamen Rhinotmetus bezeichnet wird. Zehn Jahre ſpäter aber erkämpfte er mit Hülfe der Bulgaren ſich wieder den verlorenen Thron (705). Die Art, wie er nun die beiden noch lebenden Kaiſer behandelte, die während ſeiner Verbannung regiert hatten, iſt bezeichnend für die rohe Denkweiſe, die, bei aller Ausbildung und Ueberladung der äußeren Lebensformen, im oſtrömiſchen Reiche herrſchte. Juſtinian II. ſah im Hippodrom den Wettſpielen zu, die zu ſeiner Ehre veranſtaltet wurden; dabei lagen jene abgeſetzten Herrſcher, Leontius und Tiberius, mit dem Geſicht zur Erde gefeſſelt vor ihm, ſo daß er jedem von ihnen einen Fuß auf den Nacken ſetzte; das zuſchauende Volk aber rief ihm unter Jauchzen die Worte des Pſalmiſten zu: „auf Löwen und Drachen ſollſt du deinen Fuß ſetzen!“ Nachdem er hierauf noch ſechs Jahre regiert hatte, ward er 711 durch ſeine Truppen zum zweitenmal verrathen und dabei ums Leben gebracht. Der von den Empörern an ſeine Stelle geſetzte Armenier Philippikus wurde ebenfalls ſchon nach zwei Jahren wieder entthront und ſein Staatsſecretär Artemius unter dem Namen Anaſtaſius II. zum Kaiſer erhoben. Dieſer erlitt bald das nämliche Schickſal. Die gegen

Suleiman's Heer abgeschickten Truppen kündigten dem Kaiser den Gehorsam auf und zwangen einen kaiserlichen Beamten, Theodosius, den Purpur anzunehmen. Anastasius legte, nachdem er in Constantinopel sechs Monate lang eine Belagerung ausgehalten hatte, die Kaiserwürde freiwillig nieder (716). Ebendasselbe that Theodosius, als der Oberanführer der asiatischen Truppen, Leo der Isaurier, ihm die Anerkennung verweigerte und mit seinen Truppen gegen die Hauptstadt heranzog (717). Mit Leo gelangte ein neuer kräftiger Stamm zum Besitz des byzantinischen Thrones. Die Araber mußten dies bald zu ihrem Schrecken erfahren. Leo hatte sie, so lange noch Theodosius Kaiser war, durch Unterhandlungen zu täuschen gewußt und unter dem Schein eines treu ergebenen Verbündeten einen Vertrag mit ihnen geschlossen. Nach seinem Einzuge in Constantinopel aber warf er sogleich die Maske ab und zeigte sich ihnen als einen Gegner, wie sie in allen ihren Kriegen mit den Byzantinern noch nie einen gehabt hatten. Sie rückten daher unter Maslama mit ihrer ganzen Macht auf Constantinopel los und begannen eine eigentliche Belagerung der Stadt, bei welcher sie diese nicht, wie früher, nur von Zeit zu Zeit angriffen, sondern zu Wasser und zu Land förmlich einschlossen. Alle ihre Anstrengungen waren jedoch vergeblich. Ein entschlossener, kriegserfahrener Kaiser stand an der Spitze der Belagerten, und überdies wütheten Hunger, Pest, das griechische Feuer und ein für jene Gegenden unerhört strenger Winter gegen die Flotten und Truppen der Mohammedaner. Vergebens bestürmte Maslama seinen Bruder mit der Bitte, die Belagerung aufheben zu dürfen. Selbst als die ganze Flotte durch das griechische Feuer vernichtet worden war, ließ sich Suleiman nicht dazu bewegen. Er gab erst dann der Nothwendigkeit nach, als von dem schönsten Heere, das die Araber seit langer Zeit ausgesandt hatten, nur noch schwache Trümmer übrig waren. Ja, nach anderen Berichten hätte sogar erst sein Nachfolger der Vernunft Gehör gegeben und den Abzug der Truppen erlaubt. Uebrigens sollen bei dieser Belagerung, welche über ein Jahr dauerte (717—718), mehr als 100,000 Mohammedaner das Leben verloren haben.

Suleiman, welcher im Jahr 717 starb, war ein grausamer Regent und zeichnete sich auch im Privatleben nur durch gemeine Neigungen und Gewohnheiten, besonders durch große Schwelgerei im Essen aus. Seine Religion war eine Art Naturreligion; er betrachtete den Koran nicht als Ausspruch der Gottheit, sondern als ein schönes Gedicht, den Glauben der Moslemin nicht als Offenbarung, sondern als bloßen Volksglauben. Vor seinem Tode ernannte er Omar II., einen Neffen Abd Almalik's, zum Nachfolger, nicht blos weil derselbe der Aelteste

von den damals in Damaskus anwesenden Ommejaden war, sondern besonders deshalb, weil er als der Frömmste und Edelste unter den Syrern den Kindern seines Vorgängers, die ein Anderer aus dem Wege geräumt haben würde, nicht gefährlich war. Doch verfügte Suleiman gleich bei der Ernennung Omar's, daß sein eigener Bruder Jezid denselben einst im Khalifat nachfolgen sollte. Omar's Vorzüge bestanden in Frömmigkeit, Sanftmuth, Gerechtigkeit und Einfachheit. Er betrachtete sich, wie er selbst erklärte, als den Verwalter der Schätze, welche den Armen und Nothleidenden gehörten, hatte nur ein Kleid, erlaubte sich nur den Aufwand eines gemeinen Bürgers und gebrauchte kein anderes Lager, als ein Fell und eine gewöhnliche baumwollene Decke. Auch hatte er nur eine einzige Gattin und ließ sich allein von ihr bedienen. Als Beherrscher der Gläubigen strebte er nicht danach, durch neue Eroberungen den Glanz des Reiches zu erhöhen, sondern vielmehr durch Bekehrung der unterworfenen Völker die Zahl der Bekenner des Islam zu vermehren. Dabei übte er jedoch keinen Zwang gegen Andersgläubige; er verbot vielmehr seinen Statthaltern, die bestehenden Kirchen, Synagogen oder Feuertempel niederzureißen. Omar ging in seiner Frömmigkeit und Milde so weit, daß er, trotz des Hasses, den er dadurch bei seinen eigenen Verwandten gegen sich erweckte, den von Muawia eingeführten Gebrauch, Ali und seine Nachkommen in allen Moscheen von der Kanzel herab verfluchen zu lassen, wieder abschaffte. An die Stelle dieses Fluches setzte Omar die schönen Worte des Korans: „Gott befiehlt Gerechtigkeit und Güte und Wohlwollen gegen Verwandte und verbietet Schimpf und Unbilligkeit." Darum pries auch ein frommer Moslem der späteren Zeit ihn vor allen anderen Ommejaden, indem er ausrief: „O Omar, hätte mein Auge um einen von Ommeja's Söhnen geweint, es hätte um dich geweint; du nahmest den Fluch und die Schmach von uns hinweg; ja, könnte ich dich erlösen, es geschähe." Jene Einstellung eines abscheulichen Gebrauches, so sehr sie auch mit Omar's ganzem Wesen übereinstimmt, wird von manchen Geschichtschreibern bezweifelt; jedenfalls ward die Verfluchung der Aliden nach Omar's Tode wieder eingeführt und erst nach dem Sturze der Ommejaden für immer abgeschafft.

Ein so strenger Begriff von Recht und eine solche Einfachheit des Lebens hatten wohl zu der Zeit, als Omar's mütterlicher Großvater, Omar I., von Mekka aus die Herrschaft der Gläubigen leitete, mit dem Khalifen-Amte bestehen können; sie paßten aber durchaus nicht zu der in Damaskus schon längst eingeführten glänzenden Hofhaltung und entsprachen eben so wenig dem habgierigen Sinne der Truppen und ihrer zahllosen Befehlshaber. Es hieß daher auch gleich nach

Omar's Thronbesteigung, man habe einen Khalifen, der wohl zum Beten, aber nicht zum Regieren tauge. Daß ihm selbst ein solcher Adel der Gesinnung Ruhe und Frieden im Herzen und die frohe Aussicht auf ein besseres Leben, als das Leben dieser Erde ist, gewährte, würden wir auch dann glauben, wenn wir nicht seine eigenen Worte und Handlungen als Zeugniß dafür hätten. Er fühlte, daß er einer anderen Welt angehöre, und zeigte daher bei seinem Ende weder Todesfurcht, noch auch Unwillen gegen seine Familie, die man beschuldigte, daß sie ihn habe vergiften lassen. Er wies aus reiner Ergebung in den Willen Gottes jedes Hülfsmittel von sich, und als man ihn wegen jenes Verdachtes zur Vorsicht ermahnte, erwiderte er: „Wo sind meine Vorgänger trotz aller ihrer Vorsicht? Gott, fürchte ich einen anderen Tag, als den des Gerichts, so wende das, was ich fürchte, nicht von mir ab!"

Omar starb im Jahre 720 in einem Städtchen bei Emesa (Hims), wahrscheinlich von seinem Nachfolger Jezid II. vergiftet. Dieser hatte anfangs mit gefährlichen Unruhen zu kämpfen, weil er Haddschadsch's Familie und Anhänger begünstigte, deren Gegner unter Suleiman so großen Einfluß erhalten hatten. Als Jezid die Letzteren gleich anfangs verfolgen ließ, empörten sie sich und breiteten ihren Aufstand über einen Theil der östlichen Provinzen aus. Nur durch die Tapferkeit des von der Belagerung Constantinopel's her bekannten Feldherrn Maslama gelang es dem Khalifen, sie zu besiegen. Auch an den östlichen und nördlichen Grenzen des Reichs brachen Empörungen aus, und ein Theil der dort unter Welid eroberten Länder mußte von neuem unterworfen werden. In Afrika rief Jezid's Statthalter durch sein Verfahren eine Verschwörung hervor, in Folge deren er selbst ermordet und ein neuer Statthalter vom Volke ernannt wurde. In Spanien ging es besser, weil der treffliche Statthalter Samah, welchen Omar an die Stelle des wegen seiner Tyrannei verhaßten Al Horr oder Alahor gesetzt hatte, von Jezid auffallender Weise im Amte gelassen ward. Doch war es dort sehr schwer, bei der großen Verschiedenheit der aus bekehrten und nicht bekehrten Germanen, Alt-Spaniern und Juden, aus Arabern und Berbern bestehenden Bevölkerung Kraft und Einheit in die Verwaltung zu bringen. Dies erschwerte auch den Kampf mit den unabhängigen Westgothen in den Gebirgen des Nordens, und wirkte störend auf die Versuche ein, die Herrschaft des Islams über die Pyrenäen hinaus weiter auszubreiten. Schon Alahor war 718 in das fränkische Reich eingedrungen, sein Unternehmen hatte aber keinen anderen Erfolg gehabt, als daß er reiche Beute nach Spanien schleppte. Samah erneuerte den Versuch im Jahr 720 oder 721, besetzte Narbonne und drang siegend bis Toulouse vor; hier wurde

er jedoch von dem fränkischen Herzog Eudo völlig geschlagen. Er verlor dabei das Leben, sein Heer ward größtentheils aufgerieben und der Rest desselben nur durch die Geschicklichkeit Abd Errahman's, der sich an die Spitze stellte, gerettet.

Während Jezid's Generale im äußersten Osten und Westen schwierige Kriege führten, war er selbst nur auf die Freuden der Liebe und des Gesanges bedacht, und gab sich einem sorglosen Wohlleben hin, ohne zu ahnen, daß die Anhänger des Hauses Ali in der Stille den Thron der Ommejaden untergruben. Glanz und Fröhlichkeit walteten an seinem Hofe und die um ihn versammelten Dichter sangen in zierlichem Prunke Lieder der Liebe, welche unter den Arabern eben so berühmt sind, als Anakreon's Lieder unter den Griechen gewesen waren. Die Geschichte von Jezid's heiteren Festen lebt noch in vielen wahren und erdichteten Erzählungen, und seine schwärmerische Liebe zu der schönen Sklavin Hababa ist ein oft besungener Gegenstand arabischer Dichter. Jezid war so sehr von Liebe zu dieser Sklavin ergriffen, daß er sich bei ihrem Tode über die strengen Ansichten seines Volkes hinwegsetzte und Hababa's Leiche drei Tage lang bei sich behielt. Er soll sogar aus Schmerz über ihren Verlust gestorben sein (724).

Sein Nachfolger, Hischam, der jüngste unter vier Brüdern, die das Khalifat gewannen, empfing Siegelring und Prophetenstab in einem kleinen Orte westlich vom Euphrat, wo er seither unbeachtet gelebt hatte. Was Jezid durch Wollust und sorglose Ueppigkeit nicht gegen sein Haus gereizt hatte, das kränkte Hischam durch Habgier und Geiz. Er war zum Beherrscher eines Reiches weder geboren noch erzogen; denn die Leidenschaft eines kleinlichen Geizes, die allergefährlichste für einen Despoten, besonders für einen orientalischen, machte ihn verächtlich, und die vielen Schätze, welche er zusammenbrachte, mußten bei seinem Nachfolger nur eine um so größere Verschwendung hervorrufen. Unter Hischam zogen sich die Wolken, welche schon vorher im Reiche sich zu bilden begonnen hatten, immer dnnkler über dem Hause der Ommejaden zusammen. Die Anhänger Ali's, an deren Spitze damals die Abbasiden oder die Nachkommen von Mohammed's Oheim Abbas getreten waren, ließen das Volk überall durch Emissäre bearbeiten und fanden in vielen Gegenden einen sehr fruchtbaren Boden. Zwar wurden die hier und da ausbrechenden Aufstände stets gleich wieder gedämpft, allein das Feuer glimmte unter der Asche fort.

Mit Glück fochten Hischam's Heere unter Asad und unter dem nachherigen Khalifen Merwan (II). im Norden und Nordosten des Reichs: namentlich eroberten sie jenseits des Oxus oder Dschihun das längst abgefallene Ferghana von neuem, und in der Gegend von Der-

bend wurden viele Menschen, bekanntlich in dem Kaukasus noch bis in die neueste Zeit eine Art von Waare, als Tribut ausgehoben. Gegen die Byzantiner unternahmen die Araber viele Raubzüge zu Wasser und zu Lande, welche meistens von gutem Erfolge begleitet waren. In der Provinz Spanien, die gleich anfangs das Ansehen eines besonderen Reiches mit einem vom Khalifen ernannten Oberhaupte erhalten hatte, war von den Einwohnern Abd Errahman, der Retter des bei Toulouse geschlagenen Heeres, an Samah's Stelle zum Statthalter ernannt worden. Jezid II. hatte ihn zwar nicht bestätigt, sondern Ambasa gesandt; allein die ausbrechenden inneren Unruhen, welche die Herrschaft in Spanien bedrohten, nöthigten den Khalifen Hischam, Abd Errahman wieder als Statthalter einzusetzen (731). Dieser wandte sich zuerst in den Pyrenäen gegen den moslemischen Rebellen Munuza, der sich aus Liebe zu einer schönen und vornehmen Christin, der Tochter Eudo's von Aquitanien, empört hatte; Abd Errahman schlug ihn und nahm seine Geliebte gefangen. Sodann unternahm er (732) einen neuen Kriegszug nach Frankreich, wo sechs Jahre früher Ambasa den ganzen Süden plündernd durchzogen hatte und sogar bis nach Burgund gestreift war. Abd Errahman bot zu seinem Unternehmen die gesammte Macht der Moslemin in Spanien auf und überstieg die Pyrenäen mit einem wahrhaft furchtbaren Heere. Er erstürmte Bordeaux und ließ die dortigen Kirchen niederbrennen, schlug an der Dordogne den Herzog Eudo und drang dann über Poitiers gegen Tours vor, traf aber hier auf das vereinigte fränkische Heer, welches Karl Martell (d. i. der Hammer) anführte. An diesem tapfern und kriegsgewandten Feldherrn fanden die Mohammedaner den Mann, der nach dem offenbaren Willen der Vorsehung nicht nur ihren Angriffen auf Frankreich, sondern ihren Fortschritten in Europa überhaupt eine Grenze setzen sollte. Hätten sie früher, anstatt bloße Streif- und Raubzüge zu machen, ihre ganze Kraft gegen Frankreich gerichtet, so würden sie dieses Land gewiß unterworfen haben; denn die Franken hatten vorher keinen Führer, der einem solchen Feind gewachsen gewesen wäre, und waren überdies so sehr durch Zwietracht zerrüttet, daß bei ihnen an keine gemeinschaftliche Maaßregel zu denken war. Europa würde übrigens durch das Eindringen des Islam noch heftiger erschüttert worden sein, als Asien, weil der Mohammedanismus und das arabische Wesen eben so sehr mit dem Charakter der europäischen Menschheit im Widerspruch standen, als sie den Sitten und dem Klima des Orients angemessen waren. Karl Martell vereinigte die verschiedenen Nationen des fränkischen Reiches gegen den Feind ihres Glaubens, und schlug diesen zwischen Tours und Poitiers in einer siebentägigen Reihe von Gefechten so völlig, daß Abd Errah-

man mit dem größten Theile des Heeres fiel und die übrigen in verwirrter Flucht über die Pyrenäen zurückeilten (Oktober 732). Wenn man den fabelhaften Lobpreiſungen der fränkiſchen Chroniken und ſpäterer Ritter-Romane Glauben ſchenken dürfte, ſo würden in dieſer blutigen Schlacht nicht weniger als 375,000 Mohammedaner gefallen ſein; dieſe Zahl überſteigt aber ſelbſt den weiteſten Begriff der Möglichkeit um mehr als das Dreifache. Die Araber wurden durch Empörungen in Spanien gehindert, die erlittene Niederlage ſogleich zu rächen. Erſt zwei Jahre ſpäter fielen ſie wieder in Frankreich ein. Sie eroberten einige Striche des Südens und ſtreiften plündernd und zerſtörend bis nach Burgund. Karl Martell entriß ihnen jedoch dieſe gemachten Eroberungen größtentheils wieder, und drängte ſie bis Narbonne zurück. Dieſe Stadt ſelbſt mit der Landſchaft Septimanien blieb jedoch noch längere Zeit im Beſitz der Moslemen; erſt 27 Jahre nach der Schlacht bei Tours und Poitiers wurde ſie von den Franken für die Dauer zurück erobert. Die Provinz Spanien aber ward jahrelang durch Zwiſte zerrüttet, welche weit gefährlicher waren, als die durch die Franken erlittenen Niederlagen. Die alten Einwohner des Landes, die angeſiedelten Araber und Berbern und die aus Syrien geſandten Truppen geriethen mit einander in heftigen Kampf; ihr Zwiſt artete in förmliche Bürgerkriege aus, und erſt unter Hiſcham's Nachfolger gelang es dem Statthalter Abul Chattab, die Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen.

Während die Herrſchaft der Ommejaden überall theils durch Verwirrung und Zwietracht, theils durch die geheimen Betreibungen der Abbaſiden wankend gemacht wurde, arbeitete Hiſcham ſelbſt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, auf den Untergang ſeiner Familie hin. Um Schätze auf Schätze zu häufen, verſagte er ſeinem Neffen Welid II., der ſchon von Jezid II. zu Hiſcham's Nachfolger ernannt worden war, ſogar das Nothwendigſte. Er hoffte den ausſchweifenden jungen Mann auf dieſe Weiſe zu beſſern, machte ihn aber dadurch nur noch leichtſinniger und verſchwenderiſcher, als er ſchon von Natur war. Vom Hofe vertrieben und von allen Geſchäften fern gehalten, zog Welid mit ſeinen Luſtgenoſſen zechend und frevelnd im Lande umher, und kaum hatte ſein Oheim die Augen geſchloſſen (743), ſo ließ es ſich jener ebenſo ſehr angelegen ſein, die aufgehäuften Schätze desſelben zu verſchwenden, als dieſer ängſtlich geweſen war, ſie zu ſammeln. Er vergeudete ungeheure Summen für tolle Luſtbarkeiten und erhöhte den Sold der Truppen, ohne in ſeiner Unvernunft daran zu denken, wie ſchwer eine ſolche Ausgabe wieder eingeſtellt werden könne und wie ſehr dadurch bei der übergroßen Zahl von Soldaten, die in allen Theilen des Reiches gehalten wurden, der Staat mit ſeinen Finanzen

ins Gedränge kam. Doch schadete er sich selbst weniger durch seine Verschwendungen, als vielmehr durch die schamlose Weise, mit der er seinen Lüsten nachhing und jedem Anstand Hohn sprach: er nahm, die Volksbegriffe muthwillig verhöhnend, Wein und Jagdhunde mit auf die Wallfahrt nach Mekka. Zudem wollte er seine beiden Söhne, die noch im Knabenalter standen, bereits als künftige Khalifen bezeichnet sehen. Er reizte sogar diejenigen Leute gegen sich, welche er durch Geschenke zu gewinnen gesucht hatte. Schon vierzehn Monate nach seiner Thronbesteigung hatte daher Welid's I. Sohn, der nachherige Khalif Jezid III., sich mit leichter Mühe unter den Soldaten und Einwohnern von Damaskus einen so großen Anhang verschafft, daß es nur eines Aufrufes bedurfte, um den allgemein verhaßten gottlosen Khalifen zu stürzen. Welid kämpfte zwar mit eigener Hand gegen die Aufrührer, ward aber von seinen Leuten verlassen und hierauf ermordet (744).

Der neue Khalif, Jezid III., fand die Staatskasse leer und zog sich, als er deshalb nothgedrungen den Sold auf seinen früheren Betrag herabsetzte, gleich anfangs den Haß der Soldaten zu. Außerdem brachen unmittelbar nach seiner Thronbesteigung in Palästina, Irak und Khorasan Unruhen aus. In die größte Gefahr gerieth er jedoch dadurch, daß der mächtige und kriegserfahrene Statthalter von Armenien und Adserbeidschan, Merwan, ein Enkel des früheren Khalifen gleichen Namens, ihm den Gehorsam verweigerte, und das Khalifat für die in Damaskus eingekerkerten unmündigen Söhne Welid's II. in Anspruch nahm. So gerecht übrigens dieser Vorwand auch war, so war doch Merwan's Unternehmen von unglücklicher Vorbedeutung für ihn selbst und seine Familie, weil er die Waffen über das Erbe des Propheten entscheiden ließ. Merwan brach mit seinen Truppen nach Mesopotamien auf und stand schon an der westlichen Grenze dieses Landes, als Jezid nach einer Regierung von nur sechs Monaten starb (Herbst 744). Der Bruder des Letzteren, Ibrahim, ließ sich sogleich zum Khalifen ausrufen und schickte dem gegen Damaskus heranrückenden Merwan 12,000 Mann unter Suleiman entgegen; diese Truppen wurden aber von dem viel kleineren Heere Merwan's in einer mörderischen Schlacht, die zwischen dem Libanon und Antilibanon geliefert wurde, besiegt und zerstreut. Ibrahim und Suleiman ergriffen hierauf die Flucht, sie ließen aber vorher die Söhne Welid's ermorden und öffneten dadurch ihrem Feinde den Weg zum Throne. Merwan erklärte gleich nach seinem Einzug in Damaskus sich selbst zum Khalifen, und Ibrahim, der keine Möglichkeit sah, seine Ansprüche geltend zu machen, söhnte sich mit ihm aus.

Merwan's ganze Regierung war ein ununterbrochener Kampf

gegen seine Feinde oder gegen die seines Hauses und zum Theil sogar gegen rebellische Glieder desselben. In allen Provinzen des Reichs brachen Empörungen aus, selbst in Syrien, wo der Anhang der Ommejaden bisher immer am stärksten gewesen war. Ueberall floß Blut. Sechs Jahre lang war Merwan so glücklich, alle Schwierigkeiten zu überwinden und einen Aufstand nach dem andern zu unterdrücken; aber da in diesen Kriegen der Kern der Freunde seines Hauses theils für, theils gegen ihn fiel, so bahnte er durch seine Tapferkeit und Feldherrn-Geschicklichkeit nur seinen Hauptgegnern, den Abbasiden, den Weg zum Throne. Das Haupt der Abbasiden war der alte Imam Mohammed, ein Urenkel von des Propheten Oheim Abbas. Er ward wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit von allen Gegnern des Hauses Ommeja hoch verehrt und man behauptete sogar, wiewohl die Aliden selbst dies nie eingeräumt zu haben scheinen, daß ein durch seinen frommen Wandel ausgezeichneter Enkel Ali's ihm nicht nur die im Besitze seiner Familie befindlichen heiligen Bücher gegeben, sondern auch die Rechte des Hauses Ali förmlich auf ihn übertragen habe. Mohammed ward von den Feinden der Ommejaden oft aufgefordert, diese Rechte geltend zu machen; er ließ sich aber das unglückliche Schicksal der Aliden zur Warnung dienen, und verfuhr äußerst behutsam. Als endlich die Lage der Dinge in Khorasan, wo fast völlige Anarchie herrschte, einen entschiedenen Schritt zu begünstigen schien, schickte er, im Namen seines ältesten Sohnes Ibrahim, einen feurigen jungen Anhänger, Abu Muslim, dahin. Dieser vereinigte dort alle Anhänger seiner Partei unter der schwarzen Fahne, dem Abzeichen der Abbasiden, vertrieb Nasr, den Statthalter Merwan's, und drang erobernd bis nach Hamadan im Westen vor. Sein Glück kostete jedoch dem Abbasiden Ibrahim das Leben. Der Khalif ließ denselben auf die Nachricht von den Vorfällen in Khorasan verhaften und Ibrahim starb im Kerker zu Haran, entweder in Folge von Mißhandlungen oder durch Gift. Seine beiden Brüder aber, Abul Abbas und Abu Dschiafar al Mansur, entkamen glücklich nach Irak und hielten sich daselbst so lange verborgen, bis ihre Partei auch dort die Uebermacht erhielt. Ein Theil der abbasidischen Truppen drang von Khorasan glücklich nach Irak vor, schlug und vertrieb das von Merwan gesandte Heer und rief endlich in Kufa den jungen Abul Abbas förmlich zum Khalifen aus. Unterdessen war Merwan mit einem Heere von 120,000 Mann nach Kurdistan marschirt, wohin der andere Theil der abbasidischen Truppen gedrungen war. Am großen Zab-Fluß, dem Lykus der Alten, nicht weit von Mossul und den Ruinen Ninive's, traf er mit den Feinden zusammen, welche von Abu Aun und von Abul Abbas' Oheim, Abdallah, befehligt wurden. Mer-

wan war ihnen an Truppenzahl fast um das Dreifache überlegen; allein das Glück hatte sich vom Hause der Ommejaden abgewendet und auch Merwan's Tapferkeit und Geschicklichkeit vermochte nicht es wieder umzulenken. Ein Theil seiner Truppen ging gleich anfangs zum Feinde über, und als sich durch einen unglücklichen Zufall das falsche Gerücht verbreitete, daß er selbst gefallen sei, ward sein ganzes Heer von panischem Schrecken ergriffen und löste sich, nachdem die Schlacht kaum begonnen hatte, in verwirrte Flucht auf (Januar 750). Da er die zersprengten Truppen nicht wieder zu sammeln vermochte, so eilte er fliehend nach Damaskus. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Alle Städte, sogar Damaskus, ergaben sich dem Sieger und Merwan mußte von neuem die Flucht ergreifen. Von Ort zu Ort getrieben und in keiner Veste aufgenommen, entrann er kaum den nachsetzenden Feinden. Endlich gelang es ihm, in Aegypten ein neues Heer zu sammeln. Mit diesem versuchte er vergebens — denn wo hätte ihn der Haß des Schicksals nicht erreicht? — noch einmal sein Glück. Geschlagen und von neuem verfolgt, rettete er sich in eine christliche Kirche, und starb hier von der Hand eines fanatischen Khorasaners (August 750). Neun und achtzig Jahre hatten die Ommejaden das Khalifat inne gehabt. Unter ihnen war Syrien mit der Residenzstadt Damaskus der Mittelpunkt der moslemischen Macht gewesen. Bei allen ihren Fehlern und bei dem Makel, den ihnen ihr Haß gegen Ali und sein Haus in den Augen vieler Gläubigen verlieh, hatten sie doch das Gebiet des Islam in drei Welttheilen erweitert. Unter ihnen begann die griechische Sprache und Litteratur den Arabern bekannt zu werden; überhaupt nahm durch ihre heitere Empfänglichkeit das Leben der Moslemen an Schmuck, freilich auch an Weltlichkeit und Sittenfreiheit zu.

Durch Merwan's Tod kam die Herrschaft des mohammedanischen Reichs an die Familie der Abbasiden. Der Sturz der Ommejaden war von Grausamkeiten begleitet, wie sie kaum irgend eine andere gewaltsam gestürzte Dynastie zu erdulden hatte, und der erste abbasidische Khalif Abul Abbas, der allerdings grausame Handlungen zuließ und zum Theil selbst anbefahl, erhielt davon den Beinamen el Saffah, d. i. der Blutvergießer. Am Schlusse der ersten Kanzelrede, die er in Kufa vortrug, redete er übrigens die Versammelten an: „Rüstet euch! ich bin derjenige, welcher ohne Schonung Blut zu vergießen erlaubt, bis die Rache vollständig.“ Sein Oheim Abdallah eröffnete die Reihe der Gräuelthaten durch einen furchtbaren Frevel. Er täuschte neunzig Prinzen des Hauses Ommeja durch eine Amnestie, die er in Palästina verkündigen ließ. Die Betrogenen wurden von ihm nach geleisteter Huldigung zur Tafel geladen; kaum waren aber die Speisen aufge-

tragen, als auf ein gegebenes Zeichen Mörder hereintraten, welche die Ommejaden tödteten. Mit dem gefühllosen Sinne eines Kannibalen ließ dann Abdallah über die Erschlagenen einen Teppich ausbreiten, neben welchem er unter dem Aechzen der Sterbenden ein gräuliches Mahl feierte. Dieser Unmensch, der auch die Gräber der ommejadischen Khalifen erbrechen und ihre Asche zerstreuen ließ, erhielt später von denen, für die er gearbeitet, den Lohn seiner Thaten. Als er nach seines Neffen Tode dem Bruder desselben den Thron zu entreißen suchte, ward er in ein Gefängniß geworfen, welches so eingerichtet war, daß es einstürzen und ihn erschlagen mußte. Die unglücklichen Ommejaden wurden bis in die entferntesten Schlupfwinkel des Reiches verfolgt und getödtet, man verschonte sogar die Säuglinge nicht, und da die Anhänger des gestürzten Herrscherhauses überall Verschwörungen und Aufstände machten, die durch Grausamkeit und Mord gedämpft wurden, so floß das ganze Reich von Indien an bis zum atlantischen Ocean in Blut. Selbst wer so glücklich war, der ersten Wuth der Abbasiden zu entrinnen, ward noch nach Jahrzehnten verfolgt und getödtet, so daß man versichert, es sei nur ein einziger Ommejade, Abd Errahman, der Enkel des Khalifen Hischam, am Leben geblieben. Dieser rettete sich über den Euphrat nach Palästina, sodann über Aegypten in die Wüsten Nordafrika's. Auf der gefahrvollen Flucht bewies er eine Geistesgegenwart und Ausdauer, die seinem Namen unter den Moslemen Ruhm verschaffte, so daß er sich und seinen Nachkommen noch ein glänzendes Loos zu sichern vermochte. Durch den Beistand eines mächtigen Berberstammes gelangte er nämlich nach Spanien und gründete dort von den Abbasiden unabhängig ein neues ommejadisches Reich.

8. Die Ommejaden in Spanien und die Entstehung der neuen christlichen Reiche daselbst.

Die arabische Herrschaft, welche unter dem sechsten Khalifen aus dem Hause Ommeja bis nach Europa hinüber ausgebreitet worden war, hatte dort in dreifacher Hinsicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Inneren der Provinz Spanien entstanden häufige Unruhen, welche durch die verschiedene Abkunft der Einwohner, besonders aber durch die wilde Natur der angesiedelten Berbern hervorgerufen und unterhalten wurden; jenseits der Pyrenäen setzte das fränkische Reich, welches gerade damals seine größte Einheit und seine tüchtigsten Regenten erhielt, der Ausbreitung der arabischen Herrschaft nicht allein einen unübersteiglichen Damm entgegen, sondern es drohte auch dem Fortbestehen derselben gefährlich zu werden; im Nordwesten des Lan-

des endlich behauptete ein Theil der Westgothen und Alt-Spanier seine Unabhängigkeit, und beunruhigte die neue arabische Provinz durch fortgesetzte Einfälle. Die Christen im nördlichen Spanien, so schwach auch anfangs ihre Kraft war, erstarkten im Kampfe mit den Arabern allmählich, sie gewannen auf Kosten derselben nach und nach immer mehr Boden und wurden endlich die gefährlichsten Feinde der Mohammedaner in Europa. Ehe wir daher zum arabischen Reiche in Spanien übergehen, ist es nöthig, die ersten Anfänge der neuen christlichen Reiche dieser Halbinsel darzustellen.

In Asturien und Biscaja sammelten sich beim Untergange des westgothischen Reiches viele flüchtige Gothen und Alt-Spanier. Diese behaupteten in den unwegsamen Gebirgen jener Länder ihr Christenthum sammt ihrer nationalen Unabhängigkeit, und gewöhnten sich im Kampfe mit den benachbarten Arabern an ein ganz kriegerisches Leben. Von den ersten Anführern, unter deren Leitung sie nicht nur die Angriffe ihrer Gegner zurückschlugen, sondern auch oft plündernd in das Land derselben einbrachen, haben sich zwei vorzugsweise im Andenken der Nachwelt erhalten, Petrus und Pelagius. Jener stand an der Spitze einer mächtigen Schaar in Biscaja, dieser dagegen hatte seinen Wohnsitz in Asturien. Beide gehörten dem westgothischen Adel an und sollen von königlicher Abkunft gewesen sein. Sie zeichneten sich durch glückliche Unternehmungen so sehr vor den anderen Führern aus, daß sie nach und nach die meisten Schaaren unter sich vereinigten und in ihren Gebirgen eine Art von Herrschaft übten. Die Sage nennt Petrus einen Herzog von Cantabrien (d. i. von Biscaja und Navarra), und sagt von Pelagius, er sei wegen seiner Tapferkeit von den Bewohnern Asturiens zum Könige gewählt worden. Nach den freilich sehr unzuverlässigen Ueberlieferungen, die sich aus jenen Zeiten im spanischen Volke fortgeerbt haben, hätten Pelagius und Petrus nicht allein alle Angriffe der Mohammedaner zurückgeschlagen, sondern auch ganze Heere derselben vernichtet, und bereits in den ersten Jahrzehnten der arabischen Herrschaft zwei christliche Staaten gegründet. Als Pelagius starb, soll er das ganze Asturien als ein einziges und unabhängiges Reich seinem Sohne Favila hinterlassen haben. Bei dem schon zwei Jahre später erfolgten Tode des Letzteren aber ward, wie es heißt, von den Großen dieses Reiches der tapfere Alfonso, ein Sohn des Herzogs Petrus von Cantabrien und Favila's Schwager, zum König erwählt. Alfonso breitete seine Herrschaft durch glückliche Kriege mit den Arabern bis an den Duero aus, und vereinigte nach seines Bruders Fruela Tod die beiden christlichen Reiche. Doch wurden diese bald wieder von einander getrennt. Die Geschichte Favila's fällt übrigens schon in die Zeit, wo durch die Vertreibung der

Ommejaden vom Khalifat auch in Spanien wichtige Veränderungen herbeigeführt wurden.

Unter den letzten Khalifen aus diesem Hause hatten sich die Zwiste zwischen den verschiedenen arabischen, maurischen und berberischen Einwohnern von Spanien immer wieder erneuert und blutige Kämpfe hervorgerufen. Die theils vom Statthalter Afrika's oder vom Khalifen, theils von den Parteien selbst ernannten Statthalter waren stets nach kurzer Regierung wieder gestürzt worden und Verwirrung herrschte von einem Ende des Landes bis zum andern. Endlich gelang es dem Kureïschiten Jussuf mit Hülfe der Einwohner von rein arabischer Abkunft, sich zum Statthalter von Spanien aufzuwerfen und im Besitze der Gewalt zu befestigen (746). Dieser erklärte sich nach dem Sturze der Ommejaden für unabhängig und behauptete sich trotz der offenen Empörung eines Theiles der mohammedanischen Bevölkerung. Dagegen ward die schwierige Lage, in der er sich befand, von den jenseits der Pyrenäen wohnenden christlichen Unterthanen der Araber benutzt, um das mohammedanische Joch abzuwerfen. Sie begaben sich unter den Schutz der fränkischen Könige. In Spanien vermochte Jussuf nicht die Ruhe und Ordnung ganz wieder herzustellen, und er war gerade mit der Unterdrückung eines gefährlichen Aufstandes beschäftigt, als ihm eine neue Gefahr von einer Seite her drohte, von welcher er es am wenigsten erwartet hätte. Der Ommejade Abd Errahman nämlich, der beim blutigen Untergange seines Geschlechts angeblich allein am Leben blieb, hatte sich, wie bereits angegeben, nach Afrika gerettet, und vor den Nachstellungen seiner Feinde, die ihn auch dorthin verfolgten, bei einem Berbern-Stamme Schutz und Zuflucht gefunden. Die Berbern, an welche sich bald noch mehrere andere Stämme anschlossen, bewogen ihn, die Lage der Dinge in Spanien zu benutzen, um sich daselbst zum Herrscher aufzuwerfen. Sie traten mit Jussuf's Feinden in Verbindung und diese erklärten sich bereit, den flüchtigen Ommejaden als Herrscher anzuerkennen und ihm zur Vertreibung Jussuf's behülflich zu sein. Abd Errahman schickte seinen Freigelassenen und Vertrauten Bedr voraus. Dieser bereitete bei Jussuf's Gegnern Alles so gut vor, daß sein Herr bald nachher (755), als er mit einem kleinen Heere an der andalusischen Küste landete, vom Volke freudig aufgenommen, und in Malaga und Sevilla sogleich zum Herrscher ausgerufen ward. Jussuf zog ihm mit einem starken Heere entgegen, er wurde aber in einem Treffen geschlagen, und der Verlust von Cordova, der Residenz der spanischen Statthalter, war die unmittelbare Folge seiner Niederlage. Ein zweiter Sieg, welchen Abd Errahman erfocht, nöthigte den seitherigen Beherrscher von Spanien, sich seinem Gegner zu unterwerfen. Er blieb am Leben und mußte

in Cordova unter den Augen Abd Errahmans ſeinen Wohnſitz aufſchlagen. Später entwich er von da, bildete ſich einen Anhang und verſuchte noch einmal das Kriegsglück; er wurde aber wieder beſiegt und fiel entweder in der Schlacht oder durch die Hand eines verrätheriſchen Freundes (759).

Abd Errahman I., der unter dem Titel Emir oder Fürſt herrſchte, hatte faſt während ſeiner ganzen Regierung (759—788) mit inneren Unruhen zu kämpfen. Juſſuf's Söhne und Anhänger erhoben mehrmals die Waffen; ein Mauretanier, der ſein Geſchlecht von Fatima und Ali ableitete, regte den alten Zwiſt zwiſchen den Aliden und Ommejaden auch in Spanien an und ſuchte auf dieſe Weiſe in den Beſitz der Herrſchaft zu gelangen; auch die Abbaſiden ſchickten ein Heer, um das Land ihrem Feinde zu entreißen. Abd Errahman ging aber aus allen dieſen Kämpfen ſiegreich hervor. Namentlich erfocht er über die Truppen des abbaſidiſchen Khalifen Manſur einen ſo vollſtändigen Sieg, daß 7000 Mann derſelben getödtet wurden. Er ſchickte nach dieſer Schlacht den Kopf des feindlichen Anführers nach Kairawan, und ließ ihn dort heimlich bei Nacht zur Verhöhnung der Abbaſiden auf dem Marktplatz aufſtecken. Spaniſch-arabiſche Geſchichtsbücher enthalten ſogar die gewiß erdichtete Angabe, daß er jenen Kopf in Mekka, wo Manſur ſich damals gerade aufhielt, am Thore des Khalifen-Palaſtes habe annageln laſſen, wodurch Manſur zu dem Ausruf bewogen worden ſei: „er freue ſich, daß zwiſchen ihm und dieſem Teufel das Meer ſei.“ Zuletzt verſuchten Juſſuf's Anhänger, an deren Spitze ſich ein wegen Verrätherein abgeſetzter Statthalter von Saragoſſa ſtellte, Abd Errahman durch eine Verbindung mit dem mächtigen Franken-König Karl dem Großen zu ſtürzen. Die Moslemen trafen 777 mit ihrem Hülfsgeſuch in Paderborn ein, wo Karl eben eine Reichsverſammlung hielt; er verſprach ihnen die erbetene Unterſtützung, und zog im nächſten Jahre mit zwei Heeren ab, von denen er das eine ſelbſt mehr weſtlich über die Pyrenäen führte, während das andere öſtlich durch Rouſſillon nach Catalonien eindrang. Die Franken ſchlugen Abd Errahman's Truppen in die Flucht, erſtürmten Saragoſſa und unterwarfen ſich das ganze Land zwiſchen dem Ebro und den Pyrenäen mit Ausnahme zweier feſter Städte. Karl ſetzte den vertriebenen Statthalter Huſein nebſt einigen anderen mohammedaniſchen Großen, nachdem ſie ihm den Lehnseid geſchworen hatten, zu Beherrſchern desſelben ein. Indeſſen hatte die fränkiſche Eroberung nur kurzen Beſtand, da Karl's Kraft und Thätigkeit zu ſehr in anderen Theilen ſeines Reiches in Anſpruch genommen ward, als daß er die neue ſpaniſche Beſitzung hätte behaupten können. Schon wenige

Jahre nachher wurden seine Vasallen von Abd Errahman vertrieben und Husein zu Tode gemartert.

Die kurzen Zwischenräume der Ruhe, welche Abd Errahman's Regierung enthielt, verwendete er nicht nur zu großen Bau-Unternehmungen, sondern auch zur Errichtung einer geordneten Verwaltung und zu den erforderlichen Maaßregeln, um das Land aus der Verödung, in die es gerathen war, emporzuheben. Er wie seine Nachfolger residirten in Cordova, welches seit jener Zeit als Hauptstadt des Ommejaden-Reiches die größte und glänzendste Stadt Spaniens ward. Er erbaute sich dort eine große Königsburg, Alkazar genannt, und legte prächtige Gärten bei derselben an. Am meisten verewigte er aber seinen Namen durch die Erbauung der erst von seinen Nachfolgern vollendeten großen Moschee von Cordova, welche eines der berühmtesten Werke der mohammedanischen Baukunst wurde. Dieses Gebäude, das jetzt als christliche Kirche dient, war 225 Ellen lang und 105 Ellen breit, wurde aber von Abd Errahman's Nachfolgern noch um 105 Ellen in die Länge und um 80 in die Breite vergrößert. In seinem Inneren ursprünglich aus elf nebeneinander liegenden Säulengängen oder Schiffen bestehend, ward es später noch um acht erweitert. Diesen entsprachen neunzehn nebeneinander stehende Haupteingänge. Die Zahl aller in der Moschee befindlichen Säulen belief sich nach einigen auf 1293, nach anderen auf 1409. Der Hauptthurm soll 250 Fuß hoch gewesen sein; die Höhe des noch jetzt stehenden Thurmes, welchen Abd Errahman's siebenter Nachfolger erbaute, beträgt 72 Ellen oder 144 Fuß. Die Moschee wurde jede Nacht durch 4700 Lampen erleuchtet, von denen die größte 72 Pfund Oel erforderte; später wurden außerdem noch viele Wachskerzen angezündet. Bald zeichnete sich auch Cordova durch Handels- und Gewerbthätigkeit aus, wie denn das Corduanleder von ihm seinen Namen hat; seine Bazars wetteiferten mit denen von Bagdad.

Abd Errahman ernannte seinen Lieblingssohn, Hischam I., zu seinem Nachfolger, obgleich er zwei ältere Söhne hatte. Diese verweigerten daher ihrem Bruder gleich anfangs den Gehorsam. Sie wurden erst nach einem förmlichen Kriege zur Ruhe gebracht und dann durch Geld bewogen, nach Afrika überzusiedeln. Auch mit empörten Statthaltern hatte Hischam öfters zu kämpfen. Diese häufigen Unruhen und die grausame Art, wie sie zum Theil bestraft wurden, lassen sich mit der großen Menschlichkeit, Milde und Gerechtigkeit, die man an Hischam rühmt, nicht ganz vereinigen; doch muß man dabei auch die wilde Gemüthsart der Afrikaner, welche unter die Bevölkerung gemischt waren, in Anschlag bringen. Mit den Franken soll Hischam glückliche Kriege geführt haben, wiewohl wir nichts von

den Ergebnissen seiner Siege erfahren. Ebenso verhält es sich mit seinen Angriffen auf die Besitzungen der asturischen Könige; die christlichen Berichte erzählen sogar von Niederlagen, welche Hischam im Kampfe mit ihnen erlitten hätte. Nachdem ein Sternkundiger ihm baldigen Tod verkündigt hatte, verwandte er seine letzte Fürsorge auf die hohe Schule zu Cordova. Sein Sohn und Nachfolger, Hakem I. (796—822), hatte in der ersten Zeit seiner Regierung mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als er. Hakem's beide Oheime kehrten mit vielen Truppen aus Afrika zurück, der eine reiste nach Aachen und gewann Karl's des Großen Hülfe. Dieser schickte 797 ein Heer, und da er mit Alfonso II. in Verbindung trat, so wurde Hakem, welcher außerdem noch mit anderen Empörungen zu schaffen hatte, von allen Seiten her bedrängt. Er überwand jedoch alle Schwierigkeiten. Von seinen Oheimen blieb der eine im Kampfe, der andere ward nach Afrika zurückgetrieben. Die Asturier waren ihm nicht gefährlich, weil die Verbindung ihres Königs mit dem mächtigen König der Franken sie auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig gemacht hatte. Mit den Franken selbst, deren Truppen Karl's des Großen Sohn, Ludwig von Aquitanien, befehligte, ward am längsten Krieg geführt; das wichtigste Ergebniß dieser Kämpfe, welche meistens nur als Streif- und Raubzüge anzusehen sind, war die Eroberung von Barcelona durch die Franken (801), weil sie die Entstehung der Grafschaft Barcelona oder, wie sie später hieß, Catalonien veranlaßte, welche für die Geschichte des Mittelalters, besonders für Handel und Civilisation höchst wichtig geworden ist. Die gemischte, wenn auch vorzugsweise gothische Bevölkerung entwickelte besonders in der Richtung auf Kriegs- und Seewesen ihre Eigenthümlichkeit. Ludwig, als Kaiser der Fromme genannt, zeigte auf seinen spanischen Zügen Kraft und Einsicht; durch Einsetzung des Gothen Bera als Statthalter von Barcelona begründete er (801) die spanische Mark, welche das nunmehr fränkische Gebiet zwischen dem Ebro und den Pyrenäen umfaßte; zehn Jahre später sicherte er sie durch die nach zweijähriger mühevoller Umlagerung erfolgte Einnahme von Tortosa.

Die späteren Empörungen im Innern des Reiches wurden großentheils durch Hakem's persönlichen Charakter veranlaßt. Er liebte Vergnügen und Zerstreuung, legte, um zugleich für seine üppigen Genüsse und für seine beständigen Kriege Geld zu erhalten, dem Volke übermäßige Steuern auf, hielt sich eine Leibwache von 5000 Stummen, d. h. Fremdlingen, welche die arabische Sprache nicht verstanden, und gab besonders durch das Aergerniß, welches alle Frommen an seiner Neigung zum Weintrinken nahmen, den Unruhestiftern eine gefährliche Waffe in die Hand. Er unterdrückte jedoch alle aufrühre-

rischen Bewegungen und zwar zum Theil mit sehr großer Härte; besonders Toledo, wo die zahlreiche und angesehene christliche Bevölkerung sich gern des früheren Glanzes erinnerte, und später Cordova, wo der Aufstand von moslemischen Eiferern ausging, wurden durch furchtbare Blutgerichte bestraft.

Ungeachtet seines Hanges zur Schwelgerei hatte Hakem doch Sinn für Wissenschaft, Kunst und bürgerliche Ordnung. Er errichtete große Bauwerke, liebte und unterstützte die Musik, beschäftigte sich gern mit wissenschaftlichen Dingen und versuchte sich nicht ohne Glück als Dichter. Im Staatswesen machte Hakem einige wichtige Veränderungen, welche freilich später nachtheilige Folgen hatten. Besonders änderte er das Kriegswesen, indem er statt des bisherigen allgemeinen Aufgebots ein stehendes Heer einführte, und Magazine für Waffen und Proviant anlegte. Auch errichtete er sich die oben erwähnte Leibwache, von welcher 3000 Mann aus übergetretenen Christen, die übrigen 2000 aus gekauften Sklaven entfernter Länder bestanden. Das Wichtigste von allem, was er that, war unstreitig die Errichtung einer großen spanischen Seemacht im mittelländischen Meere. Schon die ommejadischen Khalifen hatten zur Verbindung Syriens mit Spanien und Afrika eine Flotte bauen lassen, und einen besonderen Oberbefehlshaber über dieselbe gesetzt, welcher den Titel Emir al ma (Admiral), d. i. Befehlshaber auf dem Meere, erhielt. Unter Jussuf's Regierung war aber der spanische Theil derselben ganz eingegangen, und obgleich Abd Errahman I. wieder Schiffe hatte bauen lassen, so blieb ihre Zahl doch unbedeutend, bis Hakem, durch den Angriff seiner Oheime von Afrika aus, auf die Wichtigkeit einer Flotte für Spanien aufmerksam wurde. Er ließ eine große Zahl Schiffe erbauen und wurde der eigentliche Gründer der spanisch-arabischen Seemacht, die sich schon unter ihm furchtbar machte. Seine Flotte landete plündernd und verheerend auf Corsika und Sardinien, sowie bei Nizza und Civita vecchia, und verbreitete in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres überall Furcht und Schrecken.

Hakem's Sohn und Nachfolger, Abd Errahman II. (822—852), hatte, wie seine Vorgänger, mehrere Empörungen zu dämpfen, und führte wie sie, sowohl mit den Franken, als mit den christlichen Staaten in Nordspanien Krieg. Im Kampfe mit den letzteren zog er meistens den Kürzeren, dagegen war er in seinen Unternehmungen gegen die Franken glücklicher, weil ihm die inneren Verhältnisse der fränkischen Reiche günstiger waren. Er benutzte die Zwietracht, welche zwischen dem fränkischen Kaiser Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen, sowie zwischen diesen selbst ausbrach, und die elende Regierung Karl's des Kahlen, dem bei der Theilung der fränkischen Monarchie

im Jahre 843 Frankreich und die spanische Mark zufielen, zu Angriffen auf das letztere Land. Doch errang er keine anderen Vortheile, als daß er einige Städte besetzte, die er, nachdem er sie geplündert und ihre Festungswerke geschleift hatte, auch sogleich wieder verließ. Unter Abd Errahman erschien auch zum ersten Male ein bisher unbekannter Feind in Spanien, der das Land nachher noch oft heimsuchte. Dies waren die Skandinavier oder Normänner. Sie hatten schon seit einigen Jahrzehnten die kühnen Raubfahrten begonnen, durch welche sie ihrem abenteuerlichen Sinne, ihrer Kampflust und Habgier Genüge leisteten. Auf leichten Fahrzeugen setzten sie nach den Küsten von Britannien, Deutschland, Frankreich und Spanien über, fuhren die Flüsse hinauf landeinwärts, mordeten, zerstörten und raubten Alles, und kehrten mit Beute beladen nach Hause zurück, um ein oder mehrere Jahre nachher wieder zu erscheinen. Als sie 843 zum ersten Male an den Küsten der spanischen Mohammedaner landeten, übten sie ungestraft ihre Mißhandlungen; da aber Abd Errahman sogleich gute Maaßregeln zur Bewachung der Küsten traf, so wurden sie nachher, so oft sie erschienen, immer wieder bald vertrieben.

Unter Abd Errahman hob sich die von Hakem gegründete Seemacht noch mehr, und die Araber in Spanien wurden allen Küstenbewohnern des mittelländischen Meeres furchtbar, da sich unter ihnen kühne Seeräuber bildeten. Schon zu Hakem's Zeit hatte dieses Piraten-Wesen begonnen; unter Abd Errahman ward es aber so weit getrieben, daß die spanischen oder, wie man sie gewöhnlich nannte, andalusischen Korsaren sogar bis in die griechischen Meere segelten, die Insel Kreta eroberten und die aegyptische Stadt Alexandria auf kurze Zeit in Besitz nahmen. Auch Italien hatte viel durch diese Seeräuber und durch Abd Errahman's Flotte zu leiden; im Jahre 846 ward sogar einmal die Stadt Rom von spanischen Arabern angegriffen. Indessen ist es in Betreff dieser See-Unternehmungen im Einzelnen nicht möglich anzugeben, ob sie von spanischen oder von afrikanischen Mohammedanern gemacht wurden; denn auch die Letzteren befuhren zu demselben Zwecke das Meer, und die christlichen Chronikschreiber jener Zeit belegten Beide ohne Unterschied mit den Namen Mauren und Saraeenen, welche damals in Europa die übliche Bezeichnung für die Mohammedaner des Westens überhaupt wurden. Der erstere von diesen zwei Namen, dessen eigentliche Bedeutung oben angegeben worden ist, bezeichnet also in diesem Sinn, außer den Vorfahren der Berbern und den heutigen Städtebewohnern der Berberei, auch noch andere Völker. Die Bedeutung des Namens Saraeenen ist unbekannt; vermuthlich ist er aus dem arabischen Worte Scharkajin d. i. Morgenländer entstanden. Höchst auffallend, aber bei der Furcht-

barkeit der ommejadischen Seemacht doch erklärlich ist die Verbindung Abd Errahman's mit dem so weit entfernten griechischen Kaiser Theophilus. Der Letztere schickte eine Gesandtschaft an Abd Errahman, um ihn zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen die Abbasiden zu bewegen, und der spanische Emir erwiderte dies durch eine von ihm nach Constantinopel abgeordnete Gesandtschaft; die Sache selbst aber kam nicht zu Stande.

Man rühmt von Abd Errahman die Pracht seines Hofes, die Großartigkeit der von ihm errichteten Bauwerke, besonders der Gärten, Wasserleitungen und prachtvollen Bäder von Cordova, und seine Liebe zu Poesie, Musik und Gelehrsamkeit. Doch hielt das Wohlgefallen an gelehrten Spitzfindigkeiten ihn ebenso wenig von Fanatismus ab, als dies bei seinen abbasidischen Zeitgenossen der Fall war; im Gegentheil, Abd Errahman verfolgte die christlichen Unterthanen mit großer Grausamkeit, wozu freilich auch ihre Neigung zu Empörungen und ihre offen geäußerte Verachtung des Islams nicht wenig beitrugen; namentlich der heilige Eulogius ermahnte zu rücksichtslosem Bekennen der christlichen Lehre, wobei auch Schmähungen gegen Mohammed und den Islam nicht ausblieben. Abd Errahman ließ viele von ihnen als Lästerer des Propheten hinrichten und ihre Reste verbrennen und ins Wasser werfen, damit dieselben nicht als Reliquien verehrt werden möchten. Uebrigens war die Lage der unter arabischer Herrschaft stehenden spanischen Christen oder, wie sie wegen ihrer öfteren Heirathsverbindungen mit Mohammedanern genannt wurden, der Mozaraber (d. i. der mit Arabern Vermischten) in politischer Hinsicht besser, als sie für das gemeine Volk zur Zeit der Westgothen gewesen war. Sie durften nicht nur ihren Gottesdienst öffentlich halten und sich sogar, den sonst in mohammedanischen Ländern bestehenden Vorschriften zuwider, der Glocken bedienen, sondern sie entrichteten auch meistens weniger Abgaben als früher, und hatten ihre eigenen Gerichtshöfe mit christlichen Grafen oder Präsidenten, welche nicht nach der Jurisprudenz des Korans, sondern nach dem gothischen Gesetzbuche entschieden.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in den nordwestlichen Gebirgslandschaften bedeutungsvoll entwickelt. Die beiden asturischen Reiche hatten an Alfonso I. einen tüchtigen Herrscher erhalten; das Bewußtsein, gleichzeitig für Religion und nationale Freiheit, also für die höchsten Lebensgüter zu kämpfen, erhöhte bei aller Verwirrung, die zuweilen eintrat, den Muth und den Stolz, und verlieh schon früh der spanischen Christenheit ihr eigenthümliches Gepräge; denn im Grunde bildet die Rückeroberung der Halbinsel unter dem Zeichen des Kreuzes den Hauptinhalt der Geschichte Spaniens im Mittelalter. Unter

den Königreichen, die sich nach und nach bildeten, behaupteten Asturien und Gallicien der Zeit nach den Vorrang, daher bis auf die neueste Zeit der spanische Thronfolger den Titel eines „Prinzen von Asturien" führte und die Asturier sich ihrer echten, mit Heidenblut nicht vermengten Abstammung rühmen. Auf Alfonso, der den Beinamen des Katholischen erhielt, folgte (765—775) sein Sohn Fruela, dem man die Gründung der Hauptstadt Oviedo zuschreibt. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Alfonso herrschten Könige verwandten Stammes, in deren Zeit Karl der Große das Land zwischen den Ostpyrenäen und dem Ebro in Besitz nahm. Um 790 trat Alfonso II. seine Regierung an, die über fünfzig Jahre dauerte. Er führte glückliche Kriege, deren Resultate jedoch wohl von den christlichen Erzählern übertrieben worden sind; jedenfalls hob er mächtig den Staat von Oviedo und es bildete sich in seiner Umgebung früher als in anderen Ländern der kriegerische Adelsgeist aus. Im Jahr 829 wurde der Sage nach das Grabmal des heiligen Jacobus (Jago) aufgefunden, den man als ersten Verbreiter des Christenthums in Spanien und später als Schutzpatron des Landes verehrte; hier erhob sich allmählich die Stadt Sant Jago de Compostela, ein geistlicher Mittelpunkt der christlichen Reiche, wie Oviedo der weltliche war; sie gehörte bis in das vorige Jahrhundert zu den berühmtesten Wallfahrtsorten Europas.*) Alfonso II., der im Sinne seiner Zeit das eheloſe Leben als dem Seelenheil förderlich erachtete und daher den Beinamen des Keuschen erhielt, starb um 842; nach ihm herrschten Ramiro und sodann bis 866 der kraftvolle Ordonno.

In Cordova folgte inzwischen auf Abd Errahman II. zuerst Mohammed I., der älteste unter 45 Söhnen (852—886), und dann nach einander seine beiden Enkel Mundhir (886—888) und Abdallah (889—912). Ueber diese drei Regenten berichten die arabischen Geschichtschreiber nur wenig, weil sie sich hauptsächlich nur durch ihre Gelehrsamkeit und feine Bildung auszeichneten, und wilde innere Unruhen, sowie die großen Fortschritte der Christen in Nordspanien ihren Ruhm verdunkelt haben. Jene Unruhen, bei welchen auch christliche Große mit moslemischen Rebellen verbündet auftreten, waren eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden, sie hatten indessen wenigstens den einen Vortheil, daß sie die Herrscher wachsam und thätig erhielten. Auch die Christen-Verfolgungen dauerten fort; ihr berühmtestes Opfer ist der heilige Eulogius, der moslemische Jungfrauen zum Christenthum bekehrt hatte und den Mohammed I. 859 hinrichten

*) Compostela heißt eigentlich die Beglaubigungs-Urkunde, die jedem Pilger zu Santiago auf sein Verlangen ausgefertigt wurde.

ließ. So nahm die Zerrüttung des Reiches unter den drei genannten Herrschern immer mehr überhand, zumal da zu jener Zeit auch das religiöse Sectenwesen in Spanien Eingang fand. Schon unter Mohammed I. stritten die Malekiten und Hanbaliten, zwei von den vier Hauptsecten der sunnitischen Mohammedaner, über die Art den Koran auszulegen mit einander, und der Regent mußte sie durch einen Machtspruch zur Ruhe verweisen. Mit den Franken, deren Kraft damals durch schlechte Regenten und durch den Ehrgeiz der Großen gelähmt war, bestand ein friedliches Verhältniß; Mohammed trat sogar mit Karl dem Kahlen in freundschaftlichen Verkehr. Dagegen führten die christlichen Staaten in Spanien verwüstende Kriege mit den Mohammedanern, und gewannen sehr bedeutend an Ausdehnung und Macht. In Asturien bestieg im Jahre 866 Alfonso III. oder der Große den Thron, und dieser befestigte und erweiterte während einer vierundvierzigjährigen Regierung (bis 910) das Reich, wie keiner seiner Vorgänger. Schon vor ihm war das asturische Reich bis an den oberen Duero ausgebreitet und daselbst die Provinz Bardulia eingerichtet worden, welche später wegen der vielen in ihr angelegten Castelle den Namen Castilien erhalten haben soll. Alfonso erweiterte die Grenzen noch mehr. Ein gewaltiger Kriegsmann, der mohammedanische Rebellenhäuptling Kuleib Ibn Hassun, hatte von Toledo aus eine umfangreiche Macht begründet, so daß in Spanien ein viertes Gebiet neben Asturien, dem Reich von Cordova und der Mark Barcelona sich zu bilden schien. Als daher Alfonso III. gegen Kuleib's Feldherrn zog, leistete ihm der Emir Abdallah selbst Vorschub. Es kam zu einer mehrtägigen überaus blutigen Schlacht bei Zamora am Duero (901), in welcher das moslemische Heer eine furchtbare Niederlage erlitt. Unglücklicher Weise theilte er vor seinem Tode das Reich unter seine Söhne, indem er zwar den Aeltesten, Garcias, zum Beherrscher des Ganzen einsetzte, zugleich aber seinem zweiten Sohne, Ordonno II., die Provinz Gallicien, und dem Dritten, Fruela, Asturien gab. Garcias blieb dem Namen nach Oberherr; er hatte jedoch blos in den Ländern Leon, Castilien und Biscaja königliche Macht, so daß also das asturische Reich bei Alfonso's Tod in drei Theile zerfiel. Uebrigens verlegte Garcias den Sitz der Regierung von Oviedo nach Leon*) und sein Reich erhielt davon den Namen des Königreichs Leon. Zum Glück starb er schon vier Jahre nachher, und sein Bruder und Erbe Ordonno war durch die Vereinigung von Leon und Gallicien mächtig genug, um sich als Beherrscher des Ganzen geltend zu machen.

*) Der Name ist von Legion abzuleiten; die Stadt war nämlich römischen Ursprungs, aus dem Standlager der legio septima gemina entstanden.

Fast um dieselbe Zeit entstand ein unabhängiges christliches Reich in Navarra. Dieses Land war seither bald selbstständig, bald den asturischen oder fränkischen Königen oder den Ommejaden unterworfen gewesen. Nach und nach bildete sich jedoch wieder aus ihr ein besonderes Fürstenthum, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts nahm der Beherrscher von Navarra, Sancho I., sogar den Königstitel an. Auch die Markgrafen von Barcelona machten sich gegen das Ende des neunten Jahrhunderts unabhängig, und wurden so die Gründer des Reiches Catalonien, welches in späterer Zeit mit dem unterdessen neben Navarra entstandenen Reiche Aragonien vereinigt ward.

Auf Abdallah folgte (912) dessen Enkel, Abd Errahman III., dessen Anlagen und Vorzüge, die schon in den Kindesjahren hervortraten, der Großvater dichterisch gepriesen hatte; er wurde der größte, glänzendste und berühmteste von allen Herrschern des Hauses Ommeja. Ueber seine Kriege mit den christlichen Staaten in Spanien sind die Berichte so widersprechend, daß es unmöglich ist, das Wahre zu ermitteln. Diese Erzählungen können in einer blos übersichtlichen Darstellung übergangen werden; dagegen muß die, bei dem großen Glanz und Ansehen Abd Errahman's und bei dem ganz außerordentlichen Wohlstande des Reiches unter ihm höchst auffallende Erscheinung hervorgehoben werden, daß zu seiner Zeit die christlichen Staaten, ungeachtet langer und blutiger Kriege und trotz der Zwietracht, welche in ihrem Innern herrschte, in ihrer Macht eher stiegen, als sanken. Doch behauptete sich der König Sancho I. von Leon, ein Enkel Ordonno's II., gegen seine Großen nur durch mohammedanische Hülfe. Uebrigens entstand kurz nach Abd Errahman's Tode ein neuer christlicher Staat, indem um 964 der Graf Fernando Gonzalez sich zum unabhängigen Beherrscher des Landes Castilien aufwarf, welches bisher eine Provinz von Leon gewesen war. Auch mit den Mohammedanern im nordwestlichen Afrika führte Abd Errahman lange Zeit Kriege, und ward zuletzt Herr von ganz Mauretanien.

Wenn man bedenkt, wie kostspielig alle diese Kriege waren, so ist der außerordentliche Glanz, welchen Abd Errahman als Regent entfaltete, im höchsten Grade überraschend, zumal da auch dieser Fürst häufige Empörungen zu bekämpfen hatte. Freilich war er so glücklich, nicht allein alle Unruhen zu dämpfen, sondern auch die schon längst zerstörte Einheit und Kraft der Regierung wieder herzustellen. Der Hauptgrund, warum Spaniens Herrscher damals der reichste und glänzendste Regent der Erde war, ist in dem ganz außerordentlichen Wohlstande des Landes zu suchen. Die Einkünfte des Reiches, welche unter den beiden ersten Ommejaden nur 600,000 Dukaten betrugen,

sollen unter Abd Errahman III. bis auf die fast unglaubliche Summe von zwölf Millionen 945,000 Dukaten gestiegen sein. Die Einkünfte von Cordova allein sollen sich auf drei Millionen Dukaten belaufen haben. Das mohammedanische Spanien, welches damals nur die heutigen Provinzen Aragonien, Valencia, Neu-Castilien, Murcia, Estremadura, Andalusien und Granada und etwa die südliche Hälfte von Portugal in sich begriff, war unter Abd Errahman III. und seinen Nachfolgern das bevölkertste Land von Europa; denn man berechnete die Zahl seiner Einwohner, die jetzt höchstens neun Millionen beträgt, auf 25—30 Millionen. Außer dem sehr blühenden Handel wurden Ackerbau, Bergbau und Fabrikation in einem Grade getrieben, wie Spanien ihn in keiner anderen Zeit je wieder gekannt hat. Die Haupterzeugnisse der Industrie waren rohe Seide, seidene und wollene Stoffe, Oel, Zucker und Waffen. Bei dieser Blüthe des Landes kann uns der ganz ungemeine Reichthum und Glanz, von welchem die arabischen Geschichtschreiber erzählen, nicht verwundern, wiewohl manche Angaben ohne Zweifel übertrieben sind. Das Letztere ist gewiß der Fall in Betreff der Geschenke, welche einst der Hadschib oder Premier-Minister Achmed und sein Bruder, der Vezier oder Präsident des Staatsrathes Abd Almalik, dem Könige Abd Errahman machten. Diese Geschenke sollen aus 445,000 Dukaten in Gold, aus 200,000 Thalern in Silber, aus vielen hundert Pfund Aloe, Ambra und Kampher, aus 30 Stück goldenen und silbernen Zeugen, aus tausend Schilden, 800 Harnischen, 100,000 Pfeilen, 115 kostbar geschmückten Pferden und vielen anderen Gegenständen bestanden haben. Die sechs Hauptstädte des Landes waren Cordova, Toledo, Saragossa, Valencia, Murcia und Sevilla. Von diesen war Cordova die größte und glänzendste. Sie soll eine Länge von fünf, nach anderen sogar von zehn Stunden gehabt und sich drei Stunden in die Breite ausgedehnt haben. Es wird berichtet, daß sie 212,000 Gebäude und unter diesen 600 Moscheen enthalten habe, daß aber dabei die Buden und Karawanserai's (Häuser zur Beherbergung der Fremden), deren Zahl 85,000 betragen habe, nicht mitgerechnet seien. Diese Angabe ist in der That kaum glaublich; wenigstens darf man bei einer Vergleichung mit den größeren Städten des heutigen Europas nicht übersehen, daß bei den Häusern des alten Cordova durchaus nicht, wie bei denen von Paris, an Gebäude von sechs Stockwerken zu denken ist.

Von der glänzenden Pracht, durch welche Abd Errahman's Regierung sich auszeichnete, geben seine Bauwerke den besten Begriff. Unter diesen ist sein Palast am Guadalquivir etwas unterhalb Cordova, den er nach dem Namen einer Lieblingssklavin Azzähra be-

nannte, das großartigste und berühmteste. Die Azzähra war nicht ein einzelnes Gebäude, sondern eine Residenz nach orientalischen Begriffen, d. h. ein besonderer, aus vielen Gebäuden bestehender Stadttheil. Es haben sich von demselben mehrere arabische Beschreibungen erhalten, die aber insgesammt in so hohem Grade übertrieben sind, daß sie durchaus den bekannten Märchen der Tausend und einen Nacht gleichen. Sie malen uns mehr ein Feenschloß, als eine fürstliche Residenz, und sind außerdem in Zeiten abgefaßt, in welchen die Azzähra bereits zerstört war. Nach ihnen hätte diese nicht weniger als 4312 steinerne Säulen enthalten, welche größtentheils Geschenke des griechischen Kaisers oder fränkischer und afrikanischer Fürsten gewesen. Das Hauptgebäude hätte eine Länge von 2700 und eine Breite von 1500 Ellen gehabt. Die Fußböden desselben und sogar alle Dachbedeckungen wären aus lauter eingelegter Arbeit gemacht, die Wände und Decken des Hauptsaales aber mit Gold und Perlen verziert gewesen. In der Mitte dieses sogenannten Khalifen-Saales hätte sich ein großer Springbrunnen von Jaspis befunden, der von zwölf massiv goldenen und mit Edelsteinen verzierten Thieren umgeben gewesen sei; der Hauptschmuck des Saales aber sei eine an der Decke angebrachte kostbare Perle gewesen, welche der griechische Kaiser Leo der Weise dem Könige Abd Errahman zum Geschenk gemacht habe. Ebenso abenteuerlich und nach orientalischer Weise ausschmückend sind die Beschreibungen der großen Gartenanlagen, welche um die Azzähra angelegt waren. So lächerlich übertrieben aber alle diese Schilderungen auch sein mögen, so bleibt doch immer noch genug übrig, um zu begreifen, daß nach den Berichten der Geschichtschreiber Abd Errahman jährlich allein für Bauten 300,000 Dukaten ausgab; denn er ließ außerdem noch an vielen anderen Orten des Reiches Brücken, Wasserleitungen und andere Werke errichten. Man wird aber dabei ungeachtet des erstaunlichen Wohlstandes, welchen Spanien damals besaß, zugleich auch einsehen, warum die Ommejaden unaufhörlich mit inneren Unruhen zu kämpfen hatten. Neben der ungeheuren Ausgabe für Bauten waren noch weit größere Kosten zu bestreiten, welche theils die glänzende Hofhaltung, theils die vielen gelehrten Anstalten erforderten, die von Abd Errahman und anderen Herrschern gestiftet und unterhalten wurden. Man rechnet nach den uns überlieferten Angaben, die nicht einmal vollständig sind, allein 70 Bibliotheken und 17 große Lehranstalten, welche seit dieser Zeit in Spanien nach und nach entstanden. Die letzteren waren vortrefflich eingerichtet, und viele von ihnen hatten ihre besonderen Fonds, sowie Gebäude zur Aufnahme der Studirenden. Außer den Universitäten und Schulen gab es noch eigene wissenschaftliche Zusammenkünfte,

welche vom Hofe oder von einzelnen reichen Männern veranstaltet wurden und die man mit unseren gelehrten Akademieen vergleichen kann. Der Umgang mit Gelehrten und ganz besonders mit Dichtern bildete einen Haupttheil der Unterhaltung Abd Errahman's und seiner ersten Beamten. Sehr merkwürdig und unter orientalischen Völkern unerhört ist, daß bei den Arabern in Spanien auch das weibliche Geschlecht in den Lehranstalten ausgebildet wurde, und zwar bis zu dem Grade, daß einzelne Frauen Gedichte verfaßten, welche nachher in den öffentlichen Schulen erklärt oder auch an die Wände von Abd Errahman's großem Palast geschrieben wurden.

Da auf diese Weise in Spanien der Glanz des Khalifats sich erhob, während er im Osten der mohammedanischen Welt erlosch, so nahm Abd Errahman mit vollem Rechte den Titel Emir al Mumenin, d. i. Oberhaupt der Gläubigen, an, welchen die abbasidischen Khalifen führten. Er erklärte sich dadurch für den rechtmäßigen Khalifen, und legte sich aus diesem Grunde auch den Beinamen Annasir Ledinillah, d. i. Beschützer des Glaubens, bei, während alle seine Vorgänger ungeachtet ihrer Feindschaft mit den Abbasiden sich stets mit dem Titel Emir begnügt hatten, welcher blos die Herrschaft in ihrem eigenen Lande bezeichnete. Auch ließ Abd Errahman zuerst von allen spanischen Ommejaden seinen Namen auf die Münzen setzen; seine Vorgänger hatten zwar schon seit Abd Errahman's II. Zeit eigene Münzen schlagen lassen, diesen aber stets das Gepräge und die Aufschrift der morgenländischen Khalifen gegeben. Wenn man erwägt, daß Abd Errahman's III. Regierung fast fünfzig Jahre (von 912—961) dauerte, daß er sich den doppelten Ruhm eines kriegerischen und für Wissenschaft, Poesie und Kunst thätigen Regenten erwarb, und daß sein Auftreten und seine Werke an Glanz alles, was die Welt damals anderwärts sah, weit überboten, so wird man seine Verbindungen mit fast allen christlichen und mohammedanischen Fürsten seiner Zeit begreiflich finden. Zwischen ihm und dem griechischen Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, einem der mächtigsten Nachfolger Leo's des Weisen, dem deutschen König Otto dem Großen, den Königen von Frankreich, Burgund und Ungarn und vielen anderen Fürsten wurden Ehrengesandtschaften gewechselt. Die für uns merkwürdigste dieser Verbindungen ist die mit Otto, obgleich sie nicht sehr erfolgreich war. Der spanische Khalif hatte zuerst Otto durch eine Ehrengesandtschaft begrüßen lassen, welche jedoch außer kostbaren Geschenken auch ein Schreiben mit beleidigenden Ausdrücken über das Christenthum überbrachte. Otto hielt daher die Gesandten drei Jahre lang in Deutschland zurück; doch wollte er die Sendung erwidern, da er durch Abd Errahman's Ansehen einen für Seefahrt und Handel der

Christen empfindlichen Mißstand zu beseitigen hoffte. Es hatten sich nämlich zu Fraxinetum (Garde-Frainet) an der Südküste von Frankreich von Spanien aus Araber festgesetzt, die durch ihre Streif- und Raubzüge sowohl auf dem tyrrhenischen Meer wie landeinwärts vielen Schaden anrichteten. Auch hielt Otto es vielleicht für Ehrenpflicht, jene Schmähungen gegen das Christenthum nicht unbeantwortet zu lassen. An die Spitze der Gegengesandtschaft stellte er nicht nur den klugen und gelehrten Abt Johann vom Kloster Görz in Lothringen, sondern er gab diesem auch ein vom Erzbischof von Köln verfaßtes Schreiben mit, in welchem die christliche Religion nicht ohne starke Angriffe auf den Islam vertheidigt war. Die deutsche Gesandtschaft wurde in Cordova über ein ganzes Jahr nicht vor den Khalifen gelassen, weil diesem der Inhalt des Begleitungsschreibens verrathen worden war; nach einem Gesetz, das nicht zu umgehen war, hätte er den Ueberbringer einer Schrift, welche sich gegen Mohammed's Glauben richtete, alsbald mit dem Tode bestrafen müssen. Abd Errahman gebrauchte einstweilen den Vorwand, daß er, da seine Gesandten drei Jahre bei Otto zurückgehalten worden wären, die deutsche Gesandtschaft erst nach dreimal so langer Zeit zur Audienz vorlassen könne. Inzwischen wurde Johann durch die Vermittelung eines verständigen Juden, des Rabbi Chisdai, bewogen, sich ein neues Schreiben aus Deutschland schicken zu lassen. Nun entstanden aber neue Schwierigkeiten, weil Johann vor dem Khalifen nicht anders als in seinem gewöhnlichen Ordenskleide erscheinen wollte. Der Letztere meinte Anfangs, Johann scheue die Kosten für die Anschaffung prächtiger Gewänder und schickte ihm eine Summe Geld; als er aber den wahren Grund erfuhr, erlaubte er, daß der Gesandte im Mönchskleide vor ihm erscheine. Bei der Audienz waren auf dem Wege von Johann's Wohnung bis zum Palast des Khalifen überall Truppen aufgestellt, welche beim Vorübergehen der Gesandten Bewegungen machten, als wenn sie einen Angriff unternehmen wollten. Abd Errahman empfing die Gesandtschaft in einem nur wenigen Bevorzugten zugänglichen Gemache, und reichte dem Haupte derselben die innere Handfläche zum Kusse, was als eine besondere Gunst betrachtet wurde. Dann unterhielt er sich mit Johann auf eine Weise, welche die große gesellige Bildung seines Hofes bewies, und gab durch seine Fragen und Bemerkungen über deutsche Verhältnisse Klarheit und Schärfe des Verstandes zu erkennen, wiewohl er sich freilich von Otto's Reich keinen rechten Begriff machen konnte. Immerhin machte er dem Abgesandten eine Bemerkung, die von Einsicht und Scharfsinn zeugt; er meinte nämlich, der deutsche König handle darin nicht vorsichtig, daß er den Seinigen eine zu große Selbstständigkeit ge-

währe; sie würden dadurch nicht in der Treue bestärkt, sondern zur Widerspenstigkeit aufgemuntert; ja er suchte diese Ansicht durch Hinweisung auf den kurz vorher beendigten Aufstand Liudolf's und Konrad's des Rothen zu begründen. Jedenfalls hat Johann von Görz mit seiner originellen, charaktervollen Derbheit auf den Khalifen, der seine Schmeichler gewohnt war, den besten Eindruck gemacht. Mit größerer Pracht war freilich zehn Jahre früher die Gesandtschaft des griechischen Kaisers empfangen worden; aber dieser war auch als Feind der Abbasiden für Abd Errahman weit wichtiger, als Otto, und hatte überdies sein Schreiben so kostbar, als nur möglich war, verzieren lassen. Uebrigens hatten alle diese Gesandtschaften für Abd Errahman keinen anderen Zweck, als daß er den Fremden seinen Glanz zeigen, seinen Unterthanen Ehrfurcht einflößen und der Hof-Chronik Stoff zu seiner Verherrlichung liefern wollte. Er selbst war bei aller Herrlichkeit nicht glücklicher, als König Salomo, mit welchem er überhaupt viele Aehnlichkeit hatte, und dem er auch darin zu vergleichen ist, daß sein Reich nach seinem Tode fast dasselbe Schicksal erlitt, wie Salomo's Reich. Schwer drückte ihn die Theilnahme eines hochgebildeten Sohnes an einer Verschwörung; er ließ denselben (849) hinrichten und sodann feierlich bestatten, wobei die Prinzen des Hauses und sämmtliche Große von Cordova dem Leichenzuge folgten. Man berichtet, Abd Errahman habe vor dem Tode die völlig glücklichen Tage seines Lebens zusammengezählt, und ungeachtet aller seiner Macht, seines Reichthums und Ruhmes nicht mehr als vierzehn gefunden. „Merk' dir das, du Mann von Verstand", setzt der dies berichtende arabische Schriftsteller hinzu, „und erkenne, wie wenig wahres Glück die Welt auch unter den günstigsten Umständen dir beut! Der Khalif Abd Errahman Annasir, der Erbe des Glückes, er, dessen Macht und Glanz zum Sprichworte geworden sind, fand während seiner 50jährigen Regierung nur vierzehn Tage ungetrübten Glückes! Preis sei dem, der ewige Herrlichkeit und unvergängliche Macht besitzt! Es ist kein anderer Gott, als er!"

Abd Errahman's Nachfolger war sein Sohn Hakem II. (961 bis 976). Dieser führte in den ersten Jahren seiner Regierung mehrere Kriege mit den christlichen Staaten im Norden, unter deren Fürsten sich damals Fernando Gonzalez von Castilien am meisten auszeichnete. Hakem machte in diesen Kriegen keine erheblichen Eroberungen; dagegen wurden aber die Christen theils durch ihre Trennung in mehrere Staaten, theils durch Fernando's Streben sich zu befestigen, theils durch die noch immer fortdauernden Einfälle der Normannen, welche besonders die Nordküste von Spanien heimsuchten, so weit gebracht, daß manche ihrer Fürsten und Großen um die Freundschaft

des Khalifen buhlten und an seinem Hofe wie eine Art von Vasallen erschienen. Wichtiger als Hakem's Kriege mit den Christen waren seine Unternehmungen in Afrika, von welchen unten die Rede sein wird. Die größte Bedeutung aber hatte seine Regierung dadurch, daß er der Poesie und Gelehrsamkeit mit wahrer Leidenschaft ergeben war und daß diese deshalb unter seiner Herrschaft mehr blühten, als in irgend einer anderen Zeit der spanischen Geschichte. Er ging in seiner Liebe zur Litteratur so weit, daß er die unermeßlichen Reichthümer seines Staates größtentheils dazu verwandte, um die seltensten und theuersten Werke aus dem Orient herbeizuschaffen. Die Bibliothek von Cordova wurde durch ihn auf die ungeheure Zahl von 600,000 Bänden gebracht. Er selbst verfaßte vor seiner Thronbesteigung einen ausführlichen Katalog dieser Bibliothek. Doch muß man dabei wohl beachten, daß die arabischen Geschichtschreiber sich in ihren Berichten über die Pflege der Wissenschaften in Spanien starke Uebertreibungen erlaubt haben. Wie seine Vorgänger, so suchte auch Hakem durch große Bauten seinen Namen zu verewigen, und verwandte außerdem eine ganz besondere Sorgfalt auf die Verbesserung und Hebung des Ackerbaues.

Nach seinem Tode (976) ward sein zehnjähriger Sohn, Hischam II., zum Khalifen ausgerufen. Die vormundschaftliche Regierung übernahm dessen Mutter Sobeiha. Diese schenkte ihr ganzes Vertrauen ihrem Secretär Muhammed, bekannter unter seinem Beinamen Almansor, d. i. der Vertheidiger, den er sich später im Kriege mit den Christen erwarb. Almansor ward von ihr zuerst zur Würde eines Veziers erhoben und dann als Hadschib neben den seitherigen Hadschib Dschafar (Giafar) gestellt. Er drängte bald seine Gönnerin in den Hintergrund, vertrieb alle einflußreichen Männer von der Gewalt und bemächtigte sich der Alleinherrschaft. Anfangs verbündete er sich zu diesem Zwecke mit dem Hadschib Dschafar und mit dem General der Leibwache Galib, dessen Tochter er heirathete; als er ihrer aber nicht mehr bedurfte, stürzte er Beide, indem er den Ersteren mit Hülfe des Letzteren zu Grunde richtete, und dann diesen ebenfalls aus dem Wege räumte. Er führte überhaupt eine ächt orientalische Regierung ein. Fast alle Verwandte des Khalifen und alle dem Hause desselben ergebenen Männer wurden entweder vertrieben oder getödtet oder durch erregten Zwiespalt vernichtet. Die Leibwache des Khalifen hatte das nämliche Schicksal. Diese Truppenschaar bestand aus gekauften Slavoniern, die man eben so wie viele andere Sklaven von den Venetianern bezog, und deren Zahl gewöhnlich 4—6000 betrug. Achthundert derselben, welche den Dienst im Innern des Palastes hatten, wurden auf Almansor's Anstiften

getödtet. Dagegen ſchaffte er ſich ſelbſt eine neue Leibwache an. Den Khalifen ſperrte er in dem Palaſte Azzähra ein, hielt die Zugänge des Gebäudes aufs ſorgfältigſte mit Wachen beſetzt und ließ niemand zu ihm. Er verwaltete und leitete alle Reichsangelegenheiten allein und in ſeinem eigenen Namen; des Khalifen erwähnte er in keiner einzigen Verordnung und Urkunde. Er ließ ihm überhaupt von ſeiner Würde weiter nichts, als daß Hiſcham auf den Münzen und in der Chotba, dem feierlichen Gebete am Freitag, genannt wurde; doch mußte auch für Almanſor gebetet und ſein Name neben dem des Khalifen auf die Münzen, ſowie auf das Staatsſiegel geſetzt werden. Auch erbaute ſich Almanſor in der Nähe der Azzähra einen eigenen Palaſt, welcher wie dieſe eine kleine Stadt bildete und den Namen der Azzahira erhielt. In dieſer ſeiner Reſidenz wies er nicht nur den Miniſtern, Staatsräthen, Generalen und den übrigen höheren Beamten ihre Wohnſitze an, ſondern er verlegte auch die Schatzkammer, die Zeughäuſer und andere Magazine dahin. In allen Städten ließ er eine militäriſche Verwaltung einführen, und alle Stellen bis auf die geringſte herab beſetzte er mit ſeinen Verwandten oder Anhängern. Almanſor führte alſo die Regierung mit dem vollen Glanze des Khalifats, ohne auch nur den Schatten eines Rechtes dazu zu haben; er behauptete ſich aber durch ſeine außerordentlichen perſönlichen Eigenſchaften bis zum Tode. Er war voller Schlauheit, Liſt und Gewandtheit, dabei aber zugleich auch durch Freundlichkeit, Tapferkeit und Leutſeligkeit ausgezeichnet, beſaß große militäriſche Talente und die gelehrte Bildung, welche damals zu den nothwendigſten Eigenſchaften aller Großen des Reiches gehörte. Auch verewigte er ſeinen Namen gleich den ommejadiſchen Khalifen ebenſowohl durch die freigebigſte Unterſtützung von Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt, als durch die Errichtung großartiger Bauwerke.

Sobald Almanſor ſeine Herrſchaft feſt gegründet hatte, richtete er die Kräfte des Reiches auf Krieg und Eroberung. Er vermehrte das Heer bis auf mehrere 100,000 Mann, indem er es dem größten Theile nach aus Negern und Berbern, ſowie aus Kaukaſiern und anderen rüſtigen Bergbewohnern, welche auf aegyptiſchen Sklavenmärkten gekauft wurden, zuſammenſetzte. Mit dem Kern dieſer Truppen zog er 977 ſelbſt zur Bekriegung der Chriſten aus, während er ſeinen älteſten Sohn, Abd Almalik, mit den übrigen nach Afrika ſchickte, um daſelbſt Eroberungen zu machen. Die vier chriſtlichen Staaten Spaniens, die Königreiche Leon und Navarra und die Grafſchaften Caſtilien und Barcelona, befanden ſich, als Almanſor ſie angriff, in einer ſchlimmen Lage; denn ſie wurden nicht nur durch große gegenſeitige Eiferſucht von einander getrennt gehalten, ſondern

sie waren auch in ihrem Inneren durch die Schwäche oder Minderjährigkeit ihrer Regenten und durch die Bestrebungen ehrgeiziger Großen zerrüttet. Almansor's Angriffe hatten daher für diese Länder furchtbare Verheerungen und bedeutende Verluste zur Folge. Ob er, wie von arabischen Schriftstellern gerühmt wird, den Christen gerade fünfzig und noch dazu meist glückliche Treffen geliefert habe, mag dahingestellt bleiben; daß er aber die Hauptstadt Leon dem Erdboden gleich machte und die ganze Grafschaft Castilien lange Zeit besetzt hielt, gestehen selbst die spanisch-christlichen Geschichtschreiber ein, obgleich diese sonst die erlittenen Nachtheile ihrer Nation nicht gern erwähnen. Auch die Stadt Barcelona ward von ihm erobert, doch war der christliche Beherrscher derselben, Graf Borrel, so glücklich, sie bald nachher wieder zu nehmen. Eine der wichtigsten Unternehmungen Almansor's war die Eroberung des berühmten Wallfahrtsortes St. Jago di Compostela in Gallicien. Almansor nahm denselben im Jahre 994 ein, zerstörte ihn gänzlich und brannte auch die Kirche nieder, ließ aber, wie man versichert, das Grab des Apostels unberührt. Die Glocken der großen Kirche ließ er zu Lampen umschmelzen und diese in der Vorhalle der großen Moschee zu Cordova aufhängen.

Das Unglück söhnte endlich die entzweiten Christen mit einander aus. Alle Staaten vereinigten im Jahre 1002 ihre Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Widerstande gegen Almansor, und lieferten ihm bei Calat Annosor (Adlerburg) am oberen Duero eine Schlacht, in welcher sie siegten und so viele Feinde tödteten, daß man nachher die Zahl derselben bis auf 100,000 übertreiben konnte. Almansor selbst wurde schwer verwundet und starb wenige Tage nach der Schlacht. Er vererbte seine unumschränkte Herrschaft, die er bis zu seinem Tode unter dem Namen eines Hadschib's geführt hatte, auf seinen ältesten Sohn Abd Almalik, welcher, ohne den Khalifen Hischam um seine Bestätigung auch nur zu fragen, sogleich in seines Vaters Stelle eintrat. Abd Almalik hatte sich bereits in Afrika durch kriegerische Tapferkeit ausgezeichnet und setzte mit Ruhm den Krieg gegen die Christen fort. Er regierte mit derselben Allgewalt, wie sein Vater, und hinterließ 1008 die Herrschaft seinem Bruder Abd Errahman. Dieser legte sich sogleich den von Abd Errahman III. geführten Beinamen Annasir Ledinillah bei, und erpreßte von dem Schatten-Khalifen auch die Ernennung zum Nachfolger im Khalifat; er war aber seinem Vater und seinem Bruder in Sitten und Charakter völlig ungleich. Während er daher, um sich wie diese im Kampfe mit den Ungläubigen Ruhm zu erwerben, gegen Gallicien zog, ward in Cordova ein Aufruhr erregt, an dessen Spitze Abd Errahman's III. Urenkel, Mohammed II.,

bekannter unter dem Beinamen al Mahadi Billah, ſtand. Die Empörer plünderten und zerſtörten den Palaſt Azzahira, und als Abd Errahman mit ſeinen Truppen nach Cordova zurückeilte, ward er von dieſen, welche größtentheils aus Berbern beſtanden, verlaſſen; einer von ihnen ſchlug ihm das Haupt ab und überbrachte es dem Mahadi. Auf dieſe Weiſe endete Abd Errahman's Herrſchaft ſchon nach vier Monaten (1009).

Mahadi, der ſich zum Khalifen ausrufen ließ, ward ſeines Sieges nicht froh. Die zu ihm übergetretenen Truppen Abd Errahman's machten ſich nicht nur durch ihr wildes, herriſches Weſen bei den Bewohnern von Cordova verhaßt, ſondern ſie erregten auch bei Mahadi Argwohn und Eiferſucht. Er verbot ihnen daher, durch die Stadt zu reiten und ohne beſonderen Befehl die Waffen anzulegen, und das Volk fing an, ſie zu verhöhnen. Dies trieb die Soldaten zur Verzweiflung. Gewohnt, ſich als Helden und Herren geehrt zu ſehen, und durch ihre Zahl furchtbar, beſchloſſen ſie Rache zu nehmen. Sie empörten ſich alſo, wurden aber nach einem blutigen Kampfe aus der Stadt gejagt. Sie ſammelten ſich jedoch wieder und belagerten unter der Leitung ihres Anführers, Soliman, Cordova. Zugleich wandte ſich Soliman an den Grafen Sancho Gareez von Caſtilien um Hülfe, und erhielt dieſelbe gegen das Verſprechen einiger Feſtungen. Mahadi ward in einer blutigen Schlacht völlig geſchlagen und floh mit dem Reſte ſeines Heeres nach Toledo, von wo er den Grafen Raymund von Bareelona oder Catalonien um Hülfe bat. Dieſer ſchickte ihm nach einigen Monaten gegen große Summen Geld ein cataloniſches Heer. Soliman war unterdeſſen mit ſeinen berberiſchen und caſtilianiſchen Truppen in Cordova eingezogen und hatte ſich hier zum Khalifen ausrufen laſſen. Durch den National- und Glaubenshaß der Cordovaner bewogen, entließ er die chriſtlichen Hülfsvölker reich beſchenkt in ihre Heimath, ſchwächte ſich aber dadurch ſo ſehr, daß er, als Mahadi ein aus Moslemin und cataloniſchen Chriſten beſtehendes Heer gegen ihn heranführte, dieſem nicht gewachſen war. Er ward völlig geſchlagen und floh über Cordova nach Algeziras. Seine wilden Afrikaner plünderten vor ihrem Abzuge die Hauptſtadt des Reiches und ließen ſelbſt die Moſcheen nicht unberaubt, ſowie ſie ſchon vor dem entſcheidenden Treffen die ganze blühende Umgegend verheert hatten. Mahadi eilte ſeinem fliehenden Feinde nach, ward aber trotz ſeiner großen Truppenzahl von Soliman aufs Haupt geſchlagen. In Folge dieſer Niederlage verließen ihn nicht nur ſeine chriſtlichen Hülfstruppen, ſondern Soliman verfolgte ihn auch bis nach Cordova und ſchloß ihn hier ohne Hoffnung auf Entſatz ein. Mahadi wollte ſich damit helfen, daß er den Herrſchertitel ablegte; er fügte ſich, als man den unglück-

lichen Ommejaden Hischam, den er seither in einem Kerker hatte bewachen lassen, zum Khalifen ausrief, und ließ sich selbst von ihm zum Hadschib ernennen; allein Hischam war kaum Herrscher geworden, als er den Befehl zur Hinrichtung Mahadi's gab (1010).

Soliman setzte die Belagerung auch gegen den rechtmäßigen Khalifen fort, die Einwohner von Cordova vertheidigten aber ihre Stadt mit der größten Anstrengung und Ausdauer. Beide Theile wandten sich an den Grafen Sancho von Castilien um Hülfe; Sancho gab dem Khalifen Hischam den Vorzug, weil dieser ihm alle von Almansor eroberten castilianischen Festungen zurückzugeben versprach. Mit Hülfe der Christen ward dann zwar Mahadi's Sohn, Obeidallah, der in Toledo herrschte und sich nach seines Vaters Tode mit Soliman verbündet hatte, vernichtet; allein Soliman bemächtigte sich durch ein geheimes Einverständniß mit einem Theile der Einwohner endlich der Stadt Cordova (1013). Seine rohen afrikanischen Schaaren nahmen eine furchtbare Rache an den Bewohnern derselben; sie hausten mit um so größerer Wuth, da man nach ihrer Vertreibung aus Cordova ihre zurückgelassenen Weiber und Kinder getödtet hatte. Drei Tage lang raubten und mordeten sie mit entsetzlicher Zügellosigkeit und ließen ihre Wuth sogar auch an den Gebäuden der Stadt aus, so daß die größten und schönsten Bauwerke von ihnen zerstört wurden und daß ein arabischer Geschichtschreiber behauptet, von diesem Tage an habe der Verfall Cordova's begonnen. Der arme Khalif Hischam verschwand spurlos; wahrscheinlich ward er auf Soliman's Befehl getödtet. Der Sieger, der jetzt zum zweiten Male den Khalifen-Titel annahm, war zwar am Ziele seiner Wünsche, verlor aber schon drei Jahre später Thron und Leben. Die Anführer seiner afrikanischen Truppen forderten nämlich Lehensgüter zur Belohnung; er gab sie ihnen und vertheilte auch die Statthalterschaften des Reiches als erbliche Besitzthümer unter sie. Die Truppen selbst wurden reich beschenkt in die Provinzen entlassen und besonderen Häuptlingen aus ihrer Mitte untergeben. Manche dieser Afrikaner besetzten, ohne den Khalifen zu fragen, einzelne Städte und herrschten daselbst mit unumschränkter Macht. Auf diese Weise drohte schon damals das spanisch-arabische Reich sich in kleine Staaten aufzulösen, doch war die Zeit dazu noch nicht gekommen. Man fühlte bald das Unangenehme der Theilung, und wandte sich an den kriegserfahrenen Ali ben Hamud, einen Sprößling des angeblich von Ali und Fatima abstammenden Geschlechts der Edrisiden, welcher entweder als spanischer Statthalter oder als kleiner Fürst in der afrikanischen Stadt Ceuta herrschte. Dieser sammelte schnell Truppen, landete in Spanien, fand einen starken Anhang und konnte es mit Soliman um so leichter aufnehmen, da einige Statt-

halter desselben die Umstände benutzten, um sich zu unabhängigen Fürsten aufzuwerfen. Ali ben Hamud blieb in einer blutigen Schlacht Sieger, nahm Soliman gefangen, und enthauptete ihn mit eigener Hand (1016).

Ali ben Hamud, welcher den Beinamen Motawakkel annahm, wurde in Cordova zum Khalifen ausgerufen; doch gelang es nicht, dem Stamme der Edrisiden statt der Herrschaft, die sie vordem in Afrika besessen, für die Dauer eine neue in Spanien zu begründen. Er selbst konnte sich zu Cordova nur zwei Jahre halten. Die Statthalter von Sevilla, Toledo, Merida und Saragossa, die sich schon als unabhängige Herrscher ansahen, würdigten seine Aufforderung zur Huldigung keiner Antwort; er selbst zerfiel bald mit denen, die ihn im Kampf gegen Soliman unterstützt hatten, und machte sich überdies durch Grausamkeit und Habgier verhaßt. Seine Feinde ernannten daher wieder einen Ommejaden, Abd Errahman's III. Urenkel Abd Errahman IV. Almortadi, zum Khalifen, bestachen einige von Ali's Leuten, und ließen ihn durch diese im Bad erdrosseln (1018). Zwar erkannten seine Anhänger Almortadi nicht an, sie riefen vielmehr den Bruder ihres getödteten Herrn, Kasim, zum Khalifen aus, dieser gerieth aber darüber mit dem herrschsüchtigen Sohne Ali's, Jahia el Moateli, in Zwist. Während so die Edrisiden einander bekämpften, wurden die Aussichten für die Ommejaden wieder günstiger. Doch blieb Almortadi in einem Treffen (Ende 1023), und der an seiner Stelle zum Khalifen ernannte Abd Errahman V. Almostadir, ein Bruder des Khalifen Mahadi, herrschte nur dritthalb Monate; denn auch die Ommejaden rieben sich unter einander auf. Almostadir ward von seinem Vetter, Mohammed III. Mostakfi, getödtet. Dieser lebte als Khalif in sorgenloser Lust und Freude, während das Volk theils durch Steuerndruck, theils durch die Zerrüttung des sich immer mehr auflösenden Reiches zur Verzweiflung gebracht wurde. Schon nach siebzehn Monaten (1025) brach in Cordova ein Aufruhr aus; Mostakfi entfloh mit genauer Noth, ward aber bald nachher von seinen Feinden getödtet. Jetzt ernannte man den vertriebenen Edrisiden Jahia, welcher unterdessen seinen Oheim Kasim gefangen genommen und wahrscheinlich auch umgebracht hatte, zum zweiten Male zum Khalifen. Die Statthalter erkannten jedoch auch ihn nicht an, und als er gegen sie zu Felde zog, verlor er in einer unglücklichen Schlacht das Leben (1026). Sein Sohn Edris behauptete sich zwar noch einige Jahre in Malaga als Beherrscher eines kleinen Landes, hatte aber ebenfalls das Loos seines Vaters, Großvaters und Großoheims: er ward durch einen ehrgeizigen Beamten ermordet. Mit seinem Tode nahm die kurz dauernde Herrschaft der Edrisiden in Spanien ein Ende (1031).

In Cordova hatte man nach Jahia's Tode den Bruder Almortadi's, Hischam III., zum Khalifen ausgerufen. Dieser hatte sich lange geweigert, die zu einem bloßen Namen gewordene und doch so gefährliche Würde anzunehmen, und fand bald nachher Grund genug, seine Nachgiebigkeit zu bereuen. Die vielen unabhängigen Statthalter waren weder durch Güte, noch durch Gewalt zur Unterwerfung zu bringen; selbst in Cordova gehorchte man dem Khalifen nicht, und als er die widerspenstige Stadt nicht durch Strenge und Zucht zur Ordnung zu zwingen vermochte, verließ er beim Ausbruch einer Empörung die Residenz und räumte den Thron; „dies Geschlecht", sagte er nicht mit Unrecht, „ist weder zum Befehlen gemacht noch zum Gehorchen" (1031). Er rettete sich zu dem Statthalter oder vielmehr Beherrscher von Saragossa, der ihn gastfreundlich aufnahm und ihm in einer Burg seines Landes einen Wohnsitz anwies, wo Hischam seine noch übrigen Tage in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebte. Er starb im Jahre 1037. Mit seinem Sturze endigte die Herrschaft der Ommejaden für immer. Das mohammedanische Spanien fand sich bald in viele kleine Königreiche getheilt, deren Geschichte sich hauptsächlich um die fast ununterbrochenen Kriege dreht, die sie theils unter einander, theils mit den christlichen Staaten des Landes führten. Es gelang weder dem trefflichen Dschafai, dem Vezier des letzten Ommejaden, welchem man nach Hischam's Entfernung die Herrschaft in Cordova übertrug, noch auch seinem Sohne, als Schirmherr der übrigen moslemischen Reiche angesehen zu werden; ja ein Emir von Toledo nahm die Führung für sich in Anspruch, und in Malaga, Sevilla, Granada und anderen Städten walteten angesehene Häupter vollkommen unabhängig; am letztgenannten Orte hatte sich ein gelehrter jüdischer Kaufmann, Samuel der Levite, zum allmächtigen Vezier des Fürsten erhoben. Vollkommen selbstständig waren auch die kriegerischen Emire der nördlichen Gebiete, die sich mit Mühe gegen die Christen vertheidigten.

Den Letzteren war die Zersplitterung des mohammedanischen Reiches in hohem Grade günstig, zumal da unter ihnen gerade zu derselben Zeit, als das Haus der Ommejaden völlig erlosch, eine vorübergehende Vereinigung Statt fand. Ihre Länder waren durch Almansor's 25jährige Feldzüge schrecklich verheert worden, und wäre der zweite Sohn Almansor's seinem Vater und Bruder gleich gewesen, so würde es vielleicht mit der Unabhängigkeit der christlichen Staaten zu Ende gewesen sein. Allein die Unfähigkeit dieses Mannes und die mit seinem Sturze beginnenden Bürgerkriege hoben das christliche Spanien wieder aus dem Elende und der Erniedrigung empor. Die einzelnen christlichen Reiche erholten sich sehr bald von den Ver-

wüſtungen, mit welchen Almanſor ſie heimgeſucht hatte; ſie erhielten nicht nur ihre alten Grenzen wieder, ſondern erweiterten dieſelben auch. Dabei zogen ſie aus den Kriegen, welche die Mohammedaner unter einander führten, um ſo leichter großen Vortheil, da mehrere chriſtliche Fürſten von den Ungläubigen zu Hülfe gerufen wurden und ihre Bundesgenoſſenſchaft theuer verkauften. Zwar befehdeten auch die Chriſten einander nicht ſelten, allein ihre Zwietracht ſchadete ihnen ſelbſt weniger, weil dadurch nicht, wie bei den Mohammedanern, ein einziges Reich aufgelöſt, ſondern vielmehr die von Anfang an beſtehenden verſchiedenen Staaten in der Entwickelung ihrer Kraft gefördert wurden. In dieſen Kriegen gelang es um das Jahr 1030 einem der chriſtlichen Herrſcher, ſich alle Länder ſeiner ſpaniſchen Glaubensgenoſſen, mit Ausnahme von Catalonien, das gerade damals unter Berengar I. an Wohlfahrt und Anſehen zunahm, zu unterwerfen. Sancho Major oder der Große, König des kleinen Reiches Navarra, konnte ſich durch geſchickte Benutzung der Verhältniſſe nicht allein zum Oberbefehlshaber von Aſturien, Gallicien, Leon und Aragonien erklären, ſondern er verſchaffte auch ſeinem Sohne Ferdinand die Herrſchaft von Caſtilien. Kurz vor ſeinem Tode (1035) vertheilte er ſein Reich unter ſeine Söhne. Der älteſte von dieſen, Garcias, erhielt Navarra und Biscaja; der zweite, Ferdinand I., blieb im Beſitze von Caſtilien, und ward zwei Jahre ſpäter, als Gemahl der Erbtochter des Königs von Gallicien, Aſturien und Leon, auch Herr dieſer Länder; der dritte, Gonzalez, übernahm die in Aragonien gelegene Grafſchaft Sobrarve; dem jüngſten endlich, Ramiro I., wurde das übrige Aragonien als Königreich gegeben, mit welchem ſchon nach wenigen Jahren Sobrarve und hundert Jahre ſpäter auch Catalonien für immer vereinigt wurden.

9. Ueberblick der Geſchichte der mohammedaniſchen Reiche in Afrika bis zum elften Jahrhundert.

Im Jahre 785 empörten ſich die Aliden in Arabien gegen den abbaſidiſchen Khalifen, wurden aber beſiegt und größtentheils getödtet. Unter denen, die der Strafe des Aufruhrs entgingen, befand ſich Edris I., ein wirklicher oder angeblicher Enkel von Ali's Sohn Haſan. Dieſer rettete ſich, von einem treuen Diener, Raſchid, begleitet, unter großen Gefahren nach der Berberei oder, wie dieſe Provinz bei den Arabern hieß, nach Maghrib. Hier fand er bei den Berbern des heutigen Landes Fez Aufnahme, ward von ihnen als Imam oder geiſtliches Oberhaupt und damit zugleich als Emir oder Herrſcher anerkannt, und gründete ſo das Reich der Edriſiden (789). Vier Jahre ſpäter ließ ihn der abbaſidiſche Khalif vergiften. Sein Diener

Raschid bewog jedoch die Stämme, welche dem Aliden gehuldigt hatten, den nachgebornen Sohn desselben, Edris II., als Herrscher und ihn selbst als vormundschaftlichen Regenten anzuerkennen. Im Jahre 799 setzte der Khalif den unternehmenden Ibrahim ben Aglab als Statthalter in Kairawan ein, um die Edrisiden zu vertreiben; dieser strebte jedoch für sich selbst nach dem Besitz einer unabhängigen Herrschaft, räumte deshalb alle Große des Landes, die ihm dabei hinderlich waren, aus dem Wege, und suchte sich die Zuneigung der Einwohner durch Erlassung der Abgaben und durch Freundlichkeit zu verschaffen. Er erreichte seinen Zweck, und gründete im östlichen Maghrib oder im heutigen Lande Tunis ein Reich, dessen Hauptstadt Kairawan war und das er auf seine Nachkommen, die Aglabiten, vererbte. Auch gegen Westen hin suchte er dasselbe auszubreiten, und ließ deshalb Raschid ermorden (803). Das Volk blieb jedoch dem jungen Edris getreu, und dieser befestigte sich durch seine Gerechtigkeit, Milde und Tapferkeit im Besitze der Herrschaft. Seine treffliche Regierung veranlaßte sogar viele arabische Stämme in Spanien, zu ihm nach Afrika auszuwandern. Er konnte sich unter diesen Umständen um so leichter behaupten, da im Reiche des Khalifen damals Zwietracht ausgebrochen war und Ibrahim ben Aglab durch Empörungen in seinem eigenen Lande beschäftigt wurde. Edris baute sich im Jahre 807 in einer sehr fruchtbaren Gegend eine Hauptstadt, das jetzige Fez, welches nicht nur unter den Edrisiden, sondern auch unter einem Theile der später an ihre Stelle tretenden Dynastieen Sitz der Regierung blieb, und noch heutiges Tages eine der bedeutendsten Städte von Nordafrika ist.

Das Reich der Edrisiden blühte schnell empor, weil eines Theils viele spanische Araber durch die in ihrer Heimath so häufigen Empörungen zur Flucht nach Afrika veranlaßt wurden, und anderen Theils aus dem fernen Asien viele Moslemin nach Maghrib wanderten, um sich an den wirklichen oder vermeinten Sprößling des verehrten Ali anzuschließen. Auf Edris II. folgte der älteste seiner zwölf Söhne, Mohammed, als Herrscher (828—836). Dieser gab ganz gegen die unter den Orientalen bestehenden Grundsätze der Politik seinen elf Brüdern Distriete zu Lehen, erweckte dadurch bei einem Theile derselben ehrgeizige Bestrebungen und rief Bürgerkriege hervor, in welchen er nur durch die kräftige Unterstützung eines der Brüder, Omar, vor dem Untergang bewahrt wurde. Der Letztere ist für uns auch deshalb bemerkenswerth, weil er der Stammvater der beiden Edrisiden Ali und Kasim war, welche nach der Vernichtung des edrisidischen Reiches einige Zeit in Spanien herrschten (s. oben). Mohammed vereinigte zwar das ganze Land wieder unter seinem Scepter, und seine beiden

nach einander folgenden Söhne, Ali I. und Jahia I., blieben auch im ruhigen Besitze desselben; aber unter dem Sohne des Letzteren, Jahia II., begann schon der Verfall des Reiches. Jahia war ein bloßer Wüstling und grausamer Tyrann, und wurde zuletzt von seinen erbitterten Unterthanen erschlagen. Sein Nachfolger, Omar's Sohn Jahia III., vernachlässigte aus zu großer Liebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen die Regierung, und ward ebenfalls in einem Aufruhr getödtet (905). Ihm folgte sein Vetter Jahia IV., der zwar als der gerechteste und weiseste aller Edrisiden gepriesen wird, dessen ungeachtet aber, wie wir später sehen werden, unter fremde Botmäßigkeit gerieth. Um diesen raschen Untergang des Reichs der Edrisiden zu begreifen, hat man nur an die schnelle Folge des Regierungswechsels und die damit verbundenen Unruhen zu denken: in den 69 Jahren, welche zwischen Mohammed's Tod und Jahia's IV. Regierungsantritt verliefen, folgten sich nicht weniger als fünf Regenten, von welchen zwei gewaltsam gestürzt wurden.

Unterdessen war es im Reiche der Aglabiten nicht viel besser gegangen. Ibrahim's Sohn, Abul Abbas Abdallah (811—817), regierte mit großer Härte, und wurde wahrscheinlich bei einem Aufstande ermordet. Sein Bruder und Nachfolger, Zejadat Allah I., war nicht weniger grausam und tyrannisch und hatte dreizehn Jahre lang mit gefährlichen inneren Unruhen zu thun. Als diese nicht ohne Schwierigkeit gedämpft waren, zeigte er sich aus Politik mild und gemäßigt. Er bewies durch die Schonung der besiegten Empörer seine Einsicht in seinen eigenen Vortheil und suchte sich als ein auf Hebung des Reiches bedachter und zugleich frommer Mann zu empfehlen, indem er Landstraßen und Brücken anlegen ließ, in der Hauptstadt Kairawan eine überaus prächtige Moschee erbaute und zur Unterhaltung derselben 80,000 Dukaten aussetzte. Weit merkwürdiger, als diese Handlungen gewöhnlicher orientalischer Staatsklugheit, ist eine auswärtige Unternehmung Zejadat Allah's, weil dieselbe die wichtigsten Folgen hatte. Um sich nämlich seiner unruhigen, in dem Bürgerkriege verwilderten Truppen zu entledigen, erlaubte er ihnen, ihr Glück auf Sicilien zu versuchen. Ein byzantinischer Feldherr auf dieser Insel, Euphemius, hatte sich, um einer Strafe zu entgehen, gegen den Statthalter wie gegen den Kaiser Michael II. erklärt und die Hülfe des Aglabiten angerufen. Die Kriegerschaaren desselben unterwarfen allmählich in Verbindung mit spanisch-arabischen Korsaren einen großen Theil der Insel. Zejadat Allah und seine Nachkommen oder vielmehr die als ihre Vasallen angesehenen Emire von Sicilien eroberten nachher die ganze übrige Insel, faßten auch in Unteritalien festen Fuß und streiften plündernd und verheerend sogar bis nach Rom, wo-

jedoch Papst Leo IV., der Begründer der leoninischen Stadt (um 850) ihnen mit Kraft und Klugheit entgegenwirkte. Syrakus jedoch wurde erst im Jahr 878 nach einer zehnmonatlichen Belagerung erobert, welche die Einwohner mit einer Standhaftigkeit ertrugen, die der besten Zeiten des Alterthums würdig war. Vom oströmischen Hofe nicht unterstützt, erlagen sie erst, nachdem sie eine Zeit lang bei gräßlicher Hungersnoth mit dem Gras der Mauern, mit gemahlenen Thierknochen, ja mit dem Fleisch von Kindern das Leben gefristet hatten; wir besitzen hierüber eine Beschreibung von dem Mönch Theodosius, welche derselbe als Gefangener „unter der Erde, umgeben von Afrikanern, Juden, Longobarden und Mohren", niederschrieb. Gleichzeitig landeten moslemische Schaaren auf den westlichen Inseln des Mittelmeeres und schleppten die Küstenbewohner in die Sklaverei; ja sie besetzten feste Punkte in Ligurien und Südfrankreich und streiften von da bis über den Jura hin in die Nähe des Genfer und des Bodensees.

Die nächsten Nachfolger Zejadat Allah's bis auf Ibrahim Abu Ischak mit dem Beinamen des Bösen sind nur eben wegen der von ihnen fortgesetzten Unternehmungen in Sicilien und Italien wichtig. Zur Zeit Abu Ischak's, welcher von 875 bis 902 regierte, warf sich in dem benachbarten Aegypten ebenfalls ein unabhängiges Herrschergeschlecht, das der Tuluniden auf. Der abbasidische Statthalter dieses Landes, Achmed, Tulun's Sohn, bemächtigte sich kurz vor dem Regierungsantritt Abu Ischak's der Herrschaft von Aegypten, und eroberte auch Syrien. Er unterdrückte nachher jeden Versuch der Auflehnung mit furchtbarer Grausamkeit, so daß durch ihn nicht weniger als 10,000 Menschen das Leben verloren haben sollen. Noch weit mehr, als durch seine Grausamkeit, machte er sich durch seinen Reichthum berühmt, wiewohl die Orientalen alles, was sich auf Glanz und Pracht bezieht, zu übertreiben pflegen und daher ihren Angaben in dieser Hinsicht nie zu trauen ist. Achmed hatte, wie es heißt, 300 Millionen Dukaten Einkünfte, wetteiferte durch die Errichtung prachtvoller Gebäude mit den Pharaonen, theilte wöchentlich 3000 Dukaten an die Armen aus, und hinterließ dessen ungeachtet einen baaren Schatz von zehn Millionen Goldstücken. Auch von den Reichthümern und der Pracht seines Sohnes und Nachfolgers Chamarujeh (884 bis 896) sind alle arabischen Geschichtsbücher voll. Jedenfalls haben Beide Kairo, das zu ihrer Zeit noch Fostat hieß, ungemein erweitert und verschönert; die von Achmed (880) erbaute Moschee ist in der Kunstgeschichte merkwürdig, da man an ihr die älteste Anwendung des maurischen Spitzbogens erkennen will. Beim Tode Chamarujeh's

zeigte sich schon dieselbe Soldatenherrschaft, welche später unter den Mamelucken in Aegypten waltete. Die Kriegsobersten setzten seinen unmündigen Sohn als Herrscher ein und schlugen dem Oheim desselben, der ihn verdrängen wollte, das Haupt ab. Schon nach neun Monaten ermordeten die Soldaten den neuen Herrscher und erhoben seinen ebenfalls noch minderjährigen Bruder auf den Thron. Dieser wurde in demselben Augenblick, als ein Heer des abbasidischen Khalifen gegen ihn auszog, von einem herrschsüchtigen Verwandten umgebracht und das Reich fiel hierauf wieder in die Gewalt des Khalifen, welcher alle Tuluniden tödten ließ (904).

Die Tuluniden hatten ihre Herrschaft auch nach Westen hin gegen Kairawan auszubreiten getrachtet. Der Aglabite Abu Ischak hatte aber ihr Heer zurückgeschlagen und sie waren nachher viel zu sehr mit den Khalifen und mit ihren eigenen Soldaten beschäftigt, als daß sie ihm noch einmal hätten gefährlich werden können. Abu Ischak regierte mit entsetzlicher Härte und Grausamkeit. Er erschlug einst 500 Gefangene mit eigener Hand, ließ 300 seiner Diener wegen eines geringfügigen Vergehens umbringen und verfolgte mit wahrer Tigerwuth sogar seinen eigenen Stamm. Er tödtete auf einen leisen Verdacht hin acht seiner Brüder, ließ seine Kinder größtentheils gleich nach der Geburt erwürgen, und als einst seine Mutter sechszehn blühende Töchter, die sie insgeheim vom Tode errettet und erzogen hatte, ihm in einer heiteren Stunde vorstellte, mußten auch diese sogleich ermordet werden. Uebrigens verlegte er aus Furcht vor dem in der Hauptstadt Kairawan herrschenden Geiste seinen Wohnsitz nach Tunis, wo er ungeheure Gebäude aufführen ließ. Gegen die nicht seltenen Empörungen seiner Unterthanen schützte er sich durch ein Heer von gekauften Negern, dessen Stärke wohl übertrieben auf 100,000 Mann angegeben wird. Wenn er seine wilden Truppen nicht gegen innere Unruhen nöthig hatte, so schickte er sie auf Unternehmungen in Sicilien und Italien aus. Die dortigen Eroberungen beförderte er außerdem auch dadurch sehr, daß er nach einem besonders gefährlichen Aufstande die Hauptanstifter ums Leben brachte, alle anderen Theilnehmer aber nach jener Insel verwies, und also das dortige Heer mit einer entschlossenen Mannschaft verstärkte. Er selbst zog 901 nach Sicilien, um seine Wuth in Christenblut zu kühlen. Er mißhandelte hier nach der Eroberung von Taormina die Christen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf eine himmelschreiende Weise, und weidete seine Augen an den Todesqualen des Bischofs der Stadt mit demselben blutdürstigen Sinne, den seine Unterthanen schon so lange empfunden hatten. Als er in Sicilien ausgewüthet

hatte, ging er nach Calabrien hinüber, erlag aber dort der in seinem Heere ausbrechenden Pest, zur großen Freude der Christen, welche darin ein Strafgericht Gottes erblickten (902). Sein Sohn, Abul Abbas Abdallah, ward schon nach neun Monaten von seinem eigenen Sohne Abu Nasr Zejadat Allah III., mit Hülfe einiger Hofsklaven ermordet (903). Dieser begann seine Regierung auf ächt orientalisch despotische Weise: er ließ zuerst die Werkzeuge seines Vatermordes und dann seine Brüder aus dem Wege räumen. Er genoß jedoch die Früchte seiner Verbrechen nur kurze Zeit; denn wenige Jahre nachher wurde er mit dem ganzen Geschlechte der Aglabiten von einem Fatimiden vernichtet.

Bei einem großen Theile der Schiiten, den man unter dem Namen der Ismaeliten zusammenfaßt, hatten sich schon frühe schwärmerische Ansichten über die Würde des Imams, in dem sich die Gottheit verkörpere, kundgegeben; Ansichten, die sich zum Theil an die altpersische Geisterlehre anschlossen. Die Secten, die aus dieser Richtung hervorgingen, richteten ihre Hoffnung einzig auf Ali's Nachkommen; sie gestanden dem Khalifate zu Bagdad eben so wenig wie dem zu Damaskus gewisse politische oder religiöse Ehrenrechte zu, wozu sich die moslemischen Dynastieen in Asien und Afrika bei all ihrer Selbstständigkeit bereit finden ließen. Namentlich war die Sage entstanden, daß nach einer Prophezeiung Mohammed's von Zeit zu Zeit entweder ein Engel oder ein Nachkomme des Propheten, Mahadi genannt, zur Befestigung des mohammedanischen Reiches auf Erden erscheinen und am Ende der Welt zum letzten Male wiederkehren werde, um in Verbindung mit Elias und Christus alles Irdische zu vernichten. Diesen Volksglauben, dessen sich oft kühne Schwärmer oder Betrüger zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Zwecke bedienten, benutzten zu Abu Nasr's Zeit zwei wahre oder angebliche Aliden, Abu Abdallah und Obeidallah, zum Sturze der Aglabiten. Abu Abdallah machte sich als vorgeblicher Mahadi unter den unzufriedenen Unterthanen dieser Dynastie eine Partei, verjagte Abu Nasr, welcher bald nachher (909) in Aegypten starb, und warf sich an dessen Stelle zum Herrscher auf. Unterdessen hatte Obeidallah auf seine angebliche Abstammung von Ali und Fatima ebenfalls herrschsüchtige Pläne gegründet; er war aber dabei gescheitert und bis in die marokkanische Stadt Sedschelmessa geflohen, wo man ihn erkannte und einkerkerte. Abu Abdallah befreite ihn, als er nach der Vertreibung der letzten Aglabiten einen Theil des Westens unterwarf. Schnöder Undank war Abu Abdallah's Lohn. Denn Obeidallah nahm, als er mit ihm nach Kairawan zurückgekehrt war, die Eigenschaft und Würde eines Mahadi entweder für sich oder für seinen Sohn in An-

spruch, räumte seinen Erretter aus dem Wege und bemächtigte sich der Herrschaft des aglabitischen Reiches.*)

Auf diese Weise ward Obeidallah der Gründer eines neuen Herrschergeschlechts in Afrika, welches den Namen der Fatimiden erhielt. Er nahm zwar den Khalifen-Titel nicht an, nannte sich aber Emir al Mumenin, d. i. Beherrscher der Gläubigen, und behauptete, gleich allen seinen Nachkommen, der allein rechtmäßige Nachfolger des Propheten zu sein. Obeidallah war allen sunnitischen Mohammedanern als Betrüger und Irrgläubiger tödtlich verhaßt, und galt ihnen als Schiit oder Ketzer; er behauptete sich aber dessen ungeachtet nicht allein im Lande der Aglabiten, sondern breitete auch seine Macht schnell weiter aus, indem er seinen Eroberungszügen durch die Würde des Mahadi das Ansehen von Religionskriegen gab. Die Mohammedaner in Sicilien unterwarfen sich ihm, wie es scheint, von freien Stücken. Aegypten dagegen, welches er dreimal nach einander angreifen ließ, vermochte er den Abbasiden nicht zu entreißen. Desto glücklicher waren seine Angriffe auf das Reich der Edrisiden. Jahia IV. wurde gleich beim ersten Angriff überwunden und zu einem jährlichen Tribut genöthigt (918). Er empörte sich zwar bald wieder, ward aber noch einmal besiegt und seiner Herrschaft völlig beraubt. Nachher brachen im Lande Fez noch oft Unruhen aus, in welche sich auch die Ommejaden mischten. Diese Verhältnisse veranlaßten eine Menge von Kriegen und Theilungen, die jedoch der allgemeinen Geschichte nicht mehr angehören.

Obeidallah, welcher eine neue Hauptstadt, Mahadia, gegründet hatte, starb 934. Wenige Jahre vorher (930) war eine andere schwärmerische Horde, die Karamathier oder Karmaten, deren Führer die freieste Auslegung des Koran gestatteten, von Persien und Irak aus in Arabien eingedrungen.

Obeidallah's Sohn Kajem, der ihm in der Regierung folgte, verheimlichte seinen Tod ein ganzes Jahr lang, wahrscheinlich weil sowohl der Vater als der Sohn sich für den Mahadi ausgegeben hatte. Wie sehr es für Kajem nöthig war, das noch schlecht gegründete Ansehen der Fatimiden auf alle Weise zu befestigen, geht aus den vielen Unruhen hervor, welche während seiner Regierung ausbrachen. In Sicilien empörten sich nicht blos die christlichen, sondern auch die mohammedanischen Einwohner, und konnten erst nach fünfjährigem Kampfe wieder zur Unterwerfung gebracht werden. Kaum war diese

*) Nach einem anderen Berichte erklärte sich Abu Abdallah zuerst nur für den Vorläufer des Mahadi und erkannte Obeidallah in dieser Würde an; er entzweite sich erst mit ihm, als der Mahadi ihm zu mächtig wurde.

Empörung unterdrückt, als in Afrika selbst ein Aufstand ausbrach, welcher nicht nur den Fatimiden, sondern auch der Herrschaft des Islams in jenem Erdstriche Verderben drohte. Abu Jazid, der Sohn eines Berbern und einer Negerin, stiftete eine neue Religionssecte, erklärte alle Moslemin für Ungläubige, und erhielt durch die Lehre, daß es ein Verdienst sei, alle Andersgläubige zu berauben und zu morden, ungeheuren Zulauf. Er eroberte viele Städte, schlug die gegen ihn ausgesandten Heere, plünderte sogar Kairawan und schloß zuletzt Kasem in Mahadia ein. Zum Glück für die Fatimiden starb der Letztere während der Belagerung, und mit seinem Tode (945) nahm Alles eine bessere Gestalt an. Sein Sohn Mansur besaß nämlich die zur Rettung des Reiches nöthigen Talente. Auch Mansur verhehlte anfangs seines Vaters Tod, und machte ihn nicht eher bekannt, als bis er den Fanatikern eine Niederlage beigebracht hatte. Er trieb die Räuber dann in die Gebirge, bekämpfte sie dort zwei Jahre lang und vernichtete sie, nachdem sie vergebens einen verzweifelten Widerstand geleistet hatten. Nach Sicilien, wo wieder Unruhen ausbrachen, schickte er zuerst einen seiner Getreuen, Hasan, und dann dessen Sohn Ahmed. Diese unterdrückten den Aufstand, und Ahmed machte sich außerdem um die Insel wie um seinen Herrn noch dadurch sehr verdient, daß er die Ursachen der Empörung zu entfernen strebte und die Ausbreitung des Islams auf Sicilien, soweit sie ohne Gewalt geschehen konnte, beförderte. Er erfocht auch über die Flotten der Griechen und der spanischen Araber Siege und errichtete eine bedeutende Seemacht. Unter seiner Verwaltung erreichte Sicilien einen hohen Grad von Wohlstand, der an die Blüthezeit des alten Syrakus und Agrigent erinnert. Während Ahmed Sicilien von neuem emporhob, war Mansur gestorben und sein Sohn Moëz an die Regierung gekommen (953). Dieser hatte gleich anfangs einen Krieg im Westen von Afrika zu führen, weil dort die Ommejaden unter Abd Errahman III. sich das ganze frühere Reich der Edrisiden unterworfen hatten. Moëz schickte gegen sie seinen tapferen Feldherrn Dschawjar oder Dschewar, welcher das Land in kurzer Zeit wieder eroberte, nachdem er auf schreckliche Weise gegen die Feinde gewüthet hatte. Kaum hatte jedoch Moëz seine Truppen wieder an sich gezogen, um einen Zug gegen Aegypten zu unternehmen, als sich Abd Errahman III. des ganzen Landes von neuem bemächtigte. Wenige Jahre nach dem Tode des Letzteren fiel der Edriside Hasan el Kenuz, ein Vasall der Ommejaden, von diesen ab, ließ alle Anhänger und Verwandte derselben umbringen, und erkannte die Fatimiden als Oberlehensherren an. Da jedoch Moëz damals mit der Eroberung von Aegypten beschäftigt war, so konnte er Hasan nur

schwach unterstützen, und der ommejadische Khalif Hakem II. bemächtigte sich des ganzen westlichen Afrikas von neuem.

Das Land Aegypten, gegen welches Moëz im Jahre 969 seinen Feldherrn Dschawjar sandte, war nach der Vernichtung der Tuluniden nur kurze Zeit im Besitze der Abbasiden geblieben; denn schon im Jahre 935 warf sich der zum Statthalter von Aegypten und Syrien eingesetzte Abu Bekr Mohammed I. zum selbstständigen Beherrscher beider Provinzen auf. Abu Bekr leitete sein Geschlecht von den alten Beherrschern von Ferghana ab, und legte sich daher den Titel derselben al Ikschid d. i. König der Könige bei, nach welchem man die von ihm gegründete Dynastie die der Ikschiden zu nennen pflegt. Auch von ihm, wie von den ersten Tuluniden, wird gerühmt, daß er ungeheure Schätze besessen und ein Heer von nicht weniger als 400,000 Soldaten, sowie 8000 Mamlucken oder militärisch eingeübte Sklaven, die als Leibwache dienten, gehalten habe. Mögen übrigens diese Angaben auch im Einzelnen übertrieben sein, so verdienen sie doch im Allgemeinen genommen ebensowohl Glauben, als die ähnlichen Berichte über die Tuluniden; denn Aegyptens Reichthum muß damals außerordentlich groß gewesen sein, weil es nicht nur der vornehmste Markt für die ostindischen und arabischen Waaren, sondern auch der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Orient und Occident und überdies für die ganze Welt der Haupt-Sklavenmarkt war, auf welchem selbst die Ommejaden vom fernen Spanien aus ihre Palastwächter einkauften.

Abu Bekr Mohammed I. hinterließ 946 das Reich seinem Sohne Mohammed II. Abul Kasem Anudschur. Da dieser noch sehr jung war, so leitete der Neger Kafur statt seiner die Verwaltung. Kafur war ursprünglich ein Sklave, hatte sich aber schon in Abu Bekr's Kriegen sehr ausgezeichnet und um die Herrschaft der Ikschiden verdient gemacht. Er führte die Regierung mit kräftigem Arm und wußte alle Versuche zur Auflehnung zu unterdrücken. Nach dem Tode seines Herrn (960) ließ er dem Bruder und Nachfolger desselben, Ali Abul Hasan, nur den bloßen Titel eines Herrschers. Als Hasan im Jahre 965 fast unbeachtet gestorben war, hatte Kafur die Gewalt so sicher in Händen, daß er die Regierung noch zwei Jahre und vier Monate ohne Widerspruch in seinem eigenen Namen fortführen konnte. Dieser Neger, welcher abschreckend häßlich gewesen sein soll, bewies sich als einen sehr tüchtigen Regenten, und zeigte Gesinnungen und Charakterzüge, wie sie bei den Fürsten des schwarzen Menschenstammes selten gefunden werden. Er zeichnete sich nicht nur durch Tapferkeit, Einsicht und Klugheit aus, sondern besaß auch Achtung für Kunst und Wissenschaft und einen wahrhaft großartigen Sinn.

Es lebte z. B. damals ein talentvoller Grieche im Lande, welcher Abu Bekr's Günstling gewesen war und daher ein bedeutendes Ansehen hatte; hundert andere orientalische Regenten würden diesen als einen gefährlichen Nebenbuhler bei Seite geschafft haben, Kafur aber bewies seine ungewöhnliche Einsicht und eine bei einem Orientalen überraschende Aufmerksamkeit für Verdienste, indem er ihn auf's Achtungsvollste behandelte und mit Ehren überhäufte. Ein Schwärmer hatte einst in der Moschee in Gegenwart Kafur's die Nichtigkeit alles Irdischen daraus bewiesen, daß Gott ja dies alles in die Hand eines garstigen Negersklaven gegeben habe; Kafur, statt den Verwegenen zu strafen, ließ demselben vielmehr ein glänzendes Geschenk machen, weil ihm der Einfall gefallen hatte. Die Wissenschaften und Künste unterstützte Kafur nicht blos auf's freigebigste, sondern er bewies auch wirklichen Sinn dafür, sowie Kenntnisse und Urtheil. Er erkannte z. B. einst einen berühmten Dichter an einem einzigen Verse, den derselbe recitirte. Uebrigens wurde damals die Blüthe der Künste und Wissenschaften in Aegypten durch den Umstand sehr befördert, daß dieses Land allein von allen Staaten des Orients achtzehn Jahre lang eines ungestörten Friedens genoß.

Die Regierung blieb auch unter Kafur im Ganzen genommen eine Mamlucken-Regierung, oder mit andern Worten die Gewalt lag in den Händen von auserlesenen Sklaven, die man auf dem großen aegyptischen Sklavenmarkte zu kaufen pflegte, um aus ihnen den Kern der Truppen, die Officiere und ersten Beamten zu bilden. Dies zeigte sich auf's deutlichste bei Kafur's Tode (968). Die Führer jener Soldaten verfügten ganz allein über den erledigten Thron. Sie erhoben auf denselben einen elfjährigen Enkel des ersten Ikschiden, setzten eine vormundschaftliche Regierung ein, und gaben also ihre Absicht, die Herrschaft noch mehr von sich abhängig zu machen, deutlich zu erkennen. Sie riefen dadurch große Unzufriedenheit hervor, und der Fatimide Moëz, der schon längst sein Auge auf Aegypten geworfen hatte, erhielt in Folge davon nicht nur einen starken Anhang im Lande, sondern es begaben sich auch viele angesehene Leute zu ihm, welche ihm die Mittel und Wege, sich desselben zu bemächtigen, anzeigten. Die Unternehmung konnte daher nicht leicht fehlschlagen, zumal da Moëz Aegypten zugleich zu Wasser und zu Land angreifen ließ. Der tapfere Besieger der Edrisiden, Dschawjar, drang (969) mit 100,000 Mann in das Land ein, und eroberte es in kurzer Zeit. Er besiegte die Syrier in einer Schlacht bei den Pyramiden, eroberte sodann Damaskus und nahm die Seestädte in Besitz, die bisher noch dem oströmischen Kaiser gehorcht hatten. Moëz, welcher damals den Khalifen-Titel annahm, verlegte den Sitz seiner Regierung nach Aegypten

(973), nachdem er daselbst eine neue Hauptstadt hatte erbauen lassen. Da er nämlich in der von lauter Sunniten bewohnten seitherigen Hauptstadt, Fostat oder Misr, seine Residenz nicht aufzuschlagen wagte, so ließ er in der Nähe derselben eine neue Stadt anlegen, die den Namen Masr el Kahira oder Kairo d. i. Siegesstadt erhielt, und in welche alle Anhänger der Fatimiden gezogen wurden. Aegypten, wohin Moëz nicht nur die ganze Pracht von Mahadia, sondern auch die Särge seiner Vorfahren bringen ließ, wurde jetzt das Hauptland des fatimidischen Reiches. Hätten die Sunniten den damaligen Beherrscher dieses Reiches nicht für einen Ketzer gehalten, so würde ihn die ganze mohammedanische Welt gewissermaßen als einen gottgesandten Wiederhersteller des Reiches der Gläubigen haben begrüßen müssen, weil nur er, dessen Herrschaft den ganzen Norden von Afrika und das Land Syrien umfaßte, ihren Glauben wirklich schützen konnte; denn der abbasidische Khalif war ein bloßer Schattenfürst, die Griechen drangen damals tief in die Grenzländer des Reiches ein, und selbst die heiligen Pilgerfahrten nach Mekka wurden durch wilde Horden, welche die Wüste beherrschten, unterbrochen. Moëz war übrigens ungemein duldsam gegen Andersgläubige, er ließ zerstörte christliche Kirchen wieder aufbauen und strafte seine fanatischen Glaubensgenossen, wenn sie dies hindern wollten. Er vererbte bei seinem Tode (975) das Reich auf seinen Sohn Aziz.

Moëz veranlaßte die Stiftung eines neuen Reiches in Afrika, dessen Herrscherfamilie an die Stelle der damals völlig unterlegenen Edrisiden trat. Der Fatimide scheint nämlich nach der Eroberung Aegyptens eingesehen zu haben, daß er seine alten Hauptlande im Westen von dem entlegenen neuen Wohnsitz aus nicht wohl werde behaupten können, und belehnte deshalb 972 Jussuf Balkin, den Sohn Zeiri's ben Munad, mit demselben. Dieser stiftete dort eine neue afrikanische Dynastie, oder vielmehr zwei, indem man die eine, die in Fez waltete, nach Jussuf Balkin's Vater die Zeiriden, die andere, die von Tuniz oder Kairawan aus herrschte, nach seinem Enkel die Basididen nannte. Zeiri hatte unter den Nomaden an der Küste der Berberei großen Anhang gefunden und im jetzigen Algerien die Stadt Aschir gegründet, war aber im Kampfe mit einem Häuptlinge der ommejadischen Partei geblieben, und dieser hatte dafür bei den Ommejaden eine günstige Aufnahme gefunden. Da Moëz sich am meisten vor den Ommejaden, deren beide größten Regenten, Abd Errahman III. und Hakem II., seine Zeitgenossen waren, zu fürchten hatte, so war es von ihm staatsklug gehandelt, daß er Zeiri's Sohn Jussuf Balkin, welchem die Blutrache für den Vater oblag, mit dem von ihm selbst verlassenen Lande belehnte. Doch erfahren wir von Jussuf's

Regierung wenig mehr, als daß von Zeit zu Zeit einer der unterworfenen Stämme sich empörte und wieder unterjocht ward. Auch von seinem Sohne und Nachfolger, Abul Kasem Mansur (984 bis 996), welcher ebenfalls den fatimidischen Khalifen als Oberherrn anerkannte, ist nichts Wichtiges zu melden, da er sich nur durch großartige Bauten in seiner Residenz Kairawan und durch eine wahrhaft kannibalische Grausamkeit auszeichnete. Um so bedeutender ist Abul Kasem's Sohn, Badis, der erste wirklich unabhängige Fürst dieses Herrscherhauses, nach welchem man daher dasselbe auch mit Recht benannt hat (996—1016). Er bemächtigte sich gleich anfangs der Insel Sardinien und begab sich selbst dahin, um von dort aus die zugleich sehr einträglichen und in den Augen der Glaubensgenossen rühmlichen Unternehmungen gegen die europäischen Christen zu leiten. Dies sind nämlich die Zeiten, in denen alle Küsten Italiens und des südlichen Frankreichs steten Angriffen der Mohammedaner ausgesetzt waren, da nicht allein die badisidischen Flotten, sondern auch die Sicilianer, welche in einer Art von Abhängigkeit von Badis standen, diese Länder mit Plünderungen und Verheerungen heimsuchten. Badis belehnte seinen Oheim, Hammad, mit der Herrschaft in Aschir, wahrscheinlich weil er das Bedürfniß fühlte, den von dieser Seite her drohenden Ommejaden einen Damm entgegenzusetzen; denn die Verhältnisse im äußersten Westen hatten bereits zu Jussuf's Zeit eine ganz neue Gestalt erhalten.

Ein Häuptling des berberischen Stammes der Zeneten oder Zenaten, Zeiri ben Athia, der Stifter der eigentlichen Dynastie der Zeiriden, hatte sich im heutigen Lande Marokko auf Kosten der Ommejaden ausgebreitet und sogar die Stadt Fez erobert. Gerade zu der nämlichen Zeit fiel ein mächtiger spanischer Vasall, der mit Hülfe der Ommejaden einen Theil des badisidischen Reiches besetzt hatte, von seinen seitherigen Oberherren ab, und begab sich unter den Schutz der Fatimiden. Almansor, der damalige Regent im Reiche der Ommejaden, war jedoch kein Mann, der sich ungestraft verhöhnen ließ; er trat deshalb mit Zeiri ben Athia in Unterhandlung, und erkannte nicht nur die Herrschaft desselben an, sondern versprach ihm auch die Belehnung mit den Ländern des Rebellen, wenn er ihm diesen wieder unterwerfen helfe. Zeiri ben Athia ging auf Almansor's Vorschlag ein und erreichte, durch ein spanisches Heer unterstützt, den beabsichtigten Zweck. Unter der Bedingung, daß er sich für einen Vasallen der ommejadischen Khalifen erkläre, wurde er hierauf der Beherrscher eines beträchtlichen Landes im Westen (991). Er erbaute sich nach der gewöhnlichen Eitelkeit orientalischer Fürsten eine neue Residenz, die noch jetzt blühende Stadt Wudschda. Einige Jahre

nachher zerfiel er mit Almansor, und dieser schickte, um ihn zu vertreiben, ein Heer unter der Führung seines Sohnes Abd Almalik nach Afrika. Zeiri wurde in mehreren Schlachten besiegt, sein Land ganz von den Truppen der Ommejaden besetzt, und er selbst genöthigt, bei einem Stamme im Ländchen Sandhadscha Zuflucht zu suchen. Er machte sich nachher wieder zum Herrn eines kleinen Landstriches, starb aber bald darauf (1001). Sein Sohn Muiz söhnte sich mit den Spaniern aus, und erhielt gegen einen jährlichen Tribut die Herrschaft von Fez und Mauretanien wieder. Seine Nachkommen behaupteten sich bis zum Jahre 1070, wo sie durch die neue Dynastie der Morabethen vernichtet wurden.

Kehren wir nach diesem kurzen Ueberblick der Geschichte der Zeiriden von Fez wieder zu den Zeiriden von Kairawan und Aschir oder zu den Badisiden zurück, so lösten sich dieselben schon zu Badis' Zeit in zwei Linien auf. Badis hatte seinem Oheim Hammad die Nachfolge versprochen; als dieser aber die von den Ommejaden drohende Gefahr glücklich abgewendet hatte, brach jener sein Wort. Hammad empörte sich deshalb, und es entstand ein Krieg, welcher nach Badis Tode (1016) damit endigte, daß Hammad im Algierischen ein kleines Reich erhielt. Auf diese Weise entstand die Nebenlinie der Hammadiden, welche später ihre Unabhängigkeit noch einige Jahre länger behauptete, als die Hauptlinie der Badisiden. Die Letztere ist besonders wegen ihrer Verhältnisse in Sicilien merkwürdig. Badis Sohn und Nachfolger, Moëz, unterstützte die Sicilianer, als sie sich gegen ihre fatimidischen Statthalter empörten, und faßte bei dieser Gelegenheit festen Fuß auf der Insel. Die mohammedanische Herrschaft in Sicilien begann damals durch innere Zwietracht sich in kleine Fürstenthümer aufzulösen, und ward zugleich von einem gefährlichen äußeren Feinde bedroht. Im Anfange des elften Jahrhunderts hatten sich nämlich Normänner in Unteritalien niedergelassen, diese benutzten die Lage der Dinge auf Sicilien und machten daselbst Eroberungen. Während der Regierung von Moëz Sohn, Tamin (1061—1108), unterwarfen sich die Normänner nicht nur die ganze Insel, sondern sie bedrohten den Badisiden auch in seinem eigenen Lande und zwangen ihn, ihre Heimkehr mit Geld zu erkaufen. Sie wiederholten nachher ihre Angriffe, während die Badisiden zugleich durch innere Empörungen und durch die Fortschritte der Morabethen bedrängt wurden. Unter Tamin's Urenkel Hasan (1121—1148), eroberten endlich die Normänner das ganze Reich der Badisiden, und Hasan mußte bei den Hammadiden Zuflucht suchen, welche jedoch wenige Jahre nachher von den Morabethen vernichtet wurden.

10. Geschichte der Abbasiden bis gegen das Ende des neunten Jahrhunderts.

Die Abbasiden, welche das Recht der geistlichen und weltlichen Oberherrschaft über alle mohammedanischen Länder in Anspruch nahmen, konnten, wie schon die Entstehung der spanischen und afrikanischen Dynastieen zeigt, dieses Recht nicht behaupten. Sie blieben, trotz des von Anfang an geführten Khalifen-Titels, nur die Regenten eines Theiles der mohammedanischen Welt; diese ward nie wieder in ein einziges Reich vereinigt, und die Herrschaft der Abbasiden zerfiel sogar im Laufe der Zeiten immer mehr. Es traten nämlich bei ihnen dieselben Erscheinungen ein, die wir auch bei den Ommejaden und in den afrikanisch-mohammedanischen Reichen haben entstehen sehen, und welche von jeher allen orientalischen Reichen eigenthümlich waren: Willkür und Despotismus von oben herab, schimmernder Glanz des Thrones und der Hauptstadt, Auflehnungen der Statthalter, Erschlaffung der Herrscherfamilie und des herrschenden Volkes und Vertheidigung der Regierungsgewalt durch gekaufte Sklavenhorden oder durch Söldner, die unter rohen Völkern geworben waren. Zu allem diesem kam noch das zwiefache Uebel, daß ganze Provinzen entweder durch ihre Statthalter oder durch kühne Abenteurer oder durch benachbarte kriegerische Häuptlinge losgerissen und die Abbasiden selbst durch Veziere oder durch die Führer der Soldtruppen nach und nach auf den bloßen Schein der Herrschaft beschränkt wurden.

Der erste Khalif der abbasidischen Dynastie, Abul Abbas mit dem Beinamen el Saffah oder der Blutvergießer (s. oben), regierte von 750—754. Er residirte nicht in Damaskus, weil diese Stadt ihm wegen ihrer Anhänglichkeit an die Ommejaden verhaßt war; doch kam er in Betreff des Sitzes der Regierung zu keinem festen Entschluß, denn er wohnte anfangs in Hira, dann in der am Euphrat gelegenen Stadt Anbar, und endlich in dem einige Stunden von der letzteren entfernten Hadschemia. Schon Abbas führte die Regierung auf die im Orient gewöhnliche Form zurück: er setzte nämlich, statt daß die Khalifen seither nur einen Schreiber für die Ausfertigung ihrer Befehle gehalten hatten, einen Vezier d. h. einen höchsten, im Namen des Regenten und als dessen Bevollmächtigter und Stellvertreter handelnden Beamten ein. Diese Würde entsprach den Begriffen der alten Perser wie der Schiiten, welche ihrem König oder Imam eine gewisse abstracte Gottähnlichkeit zuschrieben und zur Vollziehung seiner Befehle oder zur Vermittelung zwischen Unterthan und Herrscher überhaupt gern einen Träger (d. i. Vezier) walten sahen. Damit war aber auch der Willkür und dem Ehrgeize Thür und Thor

geöffnet. Bemerkenswerth ist, daß nach dem Tode des ersten abbasidischen Veziers das erledigte Amt einem Manne übertragen wurde, dessen Familie sich nachher, was im Orient sehr selten ist, mehrere Geschlechtsalter hindurch im Besitze der ersten Stelle des Reiches erhielt und dadurch zu einem ganz außerordentlichen Ansehen gelangte. Dieser Mann war Khaled, der Stammvater des Hauses der Barmekiden; sie führen ihren Namen von Khaled's Vater Barmek, der, ursprünglich Arzt, zu hohem Ansehen gelangt war.

Abbas ernannte, mit Uebergehung des eigenen Sohnes, seinen Bruder Abu Dschiafar al Mansur zum Nachfolger. Diesem suchte zwar sein Oheim Abdallah die von ihm hauptsächlich gegründete Macht zu entreißen, Abdallah büßte aber seine Herrschsucht auf die bereits oben angegebene Weise mit dem Leben, obwohl ihm ein Gnadenbrief zugestellt war, welchen der berühmte Gelehrte Ibn Mukaffa mit Bewilligung des Khalifen ausgefertigt hatte. Ibn Mukaffa selbst, welchem auch das Abendland für seine Uebersetzung der Fabeln des Bidpai (aus der Pehlwi-Sprache in das Arabische) Dank schuldet, wurde um dieser Ausfertigung willen auf Mansur's Befehl in Stücke gehauen. Auch Abu Muslim, der sich ebenso wie Abdallah um die Erhebung der Abbasiden verdient gemacht hatte, wurde hinterlistig aus dem Wege geräumt, weil er im Vertrauen auf sein Ansehen dem neuen Khalifen zu trotzen wagte. Auf ähnliche Weise entledigte sich Mansur der Rawenditen, einer fanatischen Secte, welche zu Abu Muslim's Partei gehörte und sich in Hadschemia gesammelt hatte. Die Rawenditen lehrten unter Anderm in Betreff der Khalifen-Würde eine Art von Seelenwanderung, indem sie glaubten, daß die geistliche Würde der Nachfolger des Propheten förmlich aus dem Körper des verstorbenen Khalifen in den seines Nachfolgers übergehe. Ungeachtet dieser Idee, nach welcher sie in Mansur sogar etwas Göttliches erkannten, mußten sie diesem doch wegen ihres fanatischen Wesens verdächtig werden; er fing an sie zu verfolgen, reizte sie dadurch zur Empörung, und ließ sie dann insgesammt, 6000 an der Zahl, zusammenhauen. Die Gefahr, welche dem Khalifen von den Rawenditen gedroht hatte, verleidete ihm den Aufenthalt zu Hadschemia; er verlegte daher seinen Wohnsitz in die Nähe derjenigen Provinzen, in welchen die meisten Anhänger der Abbasiden wohnten, und gründete das berühmte Bagdad (von den Deutschen im Mittelalter häufig Baldach genannt), welches die Residenz der Abbasiden blieb. Mansur legte selbst den ersten Stein mit einem frommen Segensspruch. Die Lage des neuen Herrschersitzes, welcher im Jahr 763 am Tigris-Fluß, zunächst am westlichen Ufer, nahe bei den Trümmern von Madain erbaut wurde, hätte nicht besser gewählt werden können; leider ließ

sich aber Mansur durch übertriebene Sparsamkeit zu dem unglücklichen Entschlusse verleiten, den berühmten weißen Palast in Madain trotz der Abmahnungen Khaled's niederreißen zu lassen, um den Marmor, aus welchem derselbe bestand, zur Erbauung der neuen Stadt zu verwenden. Die ungeheure Größe der Steine verhinderte zwar ihre Fortschaffung und nöthigte den Khalifen, von seinem Vorhaben abzustehen; dazu kam es aber erst dann, als das alte prächtige Denkmal bereits zerstört war. Auch die neue Stadt, die jetzt ebenfalls wieder in Trümmern liegt, ward dem Khalifen bald zu volkreich; er legte deshalb auf der Ostseite des Tigris die Stadt Rusasa an, die besonders als Standquartier der zahlreichen Truppen diente, und aus welcher nachher das heutige Bagdad entstanden ist. Mansur gab auch für die Herstellung der Festungswerke von Kufa und Baßra, sowie für andere kostspielige Bauwerke ungeheure Summen aus, und bewies sich überhaupt oft auf verschwenderische Weise freigebig. Dabei hatte er aber doch wieder eine so kleinliche Kargheit, daß er z. B. bei der Erbauung von Bagdad persönlich die Aufsicht führte, und jedem Arbeiter, der einmal zu spät kam oder seinen Mittagsschlaf zu lange hielt, einen Abzug am Lohn machte. Man muß, um diese Vereinigung von ganz entgegengesetzten Eigenschaften begreiflich zu finden, an die von den unsrigen so sehr abweichenden Sitten des Orients und an die Verschiedenheit des Nationalcharakters denken. Uebrigens wurde Mansur, der ohnedies zu Tyrannei und Ungerechtigkeit geneigt war, durch seine Habgier oft zu den härtesten Bedrückungen verleitet: in Kufa ließ er z. B. einmal, um die Zahl der Einwohner der Stadt zu erfahren, einem jeden derselben fünf Dirhem (zu etwa dreißig Kreuzern oder fast sieben guten Groschen) schenken, und als auf diese Weise die Zahl ermittelt war, erhob er von jedem Einwohner vierzig Dirhem als Abgabe. Bei seinem Tode hatte er nicht weniger als 600,000,000 Dirhem und außerdem noch 24,000,000 Dukaten zusammengehäuft. — In den Anfang von Mansur's Regierung fällt die Erhebung Abd Errahman's zum Herrscher in Cordova; der Khalif stand bald von den Versuchen ab, denselben mit den Waffen zu bekämpfen. Dagegen dachte er bereits daran, ihm in dem benachbarten Frankenreich einen mächtigen Gegner zu erwecken und bereitete deshalb der Gesandtschaft, welche Pipin der Kurze (765) an ihn abschickte, den ehrenvollsten Empfang.

Mansur hatte das gewöhnliche Schicksal geiziger Väter: sein Sohn Mohammed I. Mahadi, der ihm 775 in der Regierung folgte, war ein Verschwender. Dieser bewies zwar einerseits eine rühmliche Freigebigkeit für Kunst und Wissenschaft, sowie für wohlthätige und gemeinnützige Anstalten, gab aber andererseits auch durch seinen über-

triebenen Luxus ein sehr schlimmes Beispiel. Er ließ z. B. auf der ganzen langen Pilgerstraße von Bagdad nach Mekka Karawanserai's oder Herbergen erbauen, Meilenzeiger errichten und die Wasserbehälter der alten Zeit wieder herstellen, verwendete dagegen aber auch, wie versichert wird, 6,000,000 Goldstücke auf eine einzige Reise nach Mekka, und ließ mit großen Kosten im Monat September Schnee nach Mekka bringen, blos weil man daselbst bis dahin noch niemals Schnee gesehen hatte. Seine auswärtigen Unternehmungen beschränkten sich auf einen Kriegszug seines berühmten Sohnes Harun al Raschid gegen die byzantinische Kaiserin Irene, welcher durch die Nachlässigkeit der griechischen Generale den glücklichen Erfolg hatte, daß Irene sich zu einem Tribut verstehen mußte. Vier Jahre kämpften seine Truppen gegen den Propheten Mokannah, der wegen seines entstellten und häßlichen Antlitzes stets eine goldene Maske trug, aber durch seine schwärmerische Beredsamkeit in Chorasan und Transoxanien großen Anhang fand.*) Er stellte eine Reihe von Männern auf, in denen Gott sich verkörpert habe, von Adam und Noah bis auf Abu Muslim und auf sich selbst. Im Jahr 779 wurde er in einem festen Schlosse so bedrängt, daß er sich mit seinen Schätzen verbrannt haben soll. Die Familie der Barmekiden ward von Mahadi eben so sehr begünstigt, wie von seinen beiden Vorgängern. Dem Barmekiden Khaled übergab er fast ganz Persien als Statthalterschaft, Khaled's Sohn Jahia erhielt die Erziehung und Leitung der Söhne des Khalifen, und ein Enkel Khaled's, Fadl, war der Milchbruder des einen dieser Söhne, des zuvor erwähnten Harun. Als Mahadi 785 starb, folgte ihm der ältere seiner beiden Söhne, Musa al Hadi; doch hatte der Vater auch den jüngeren, Harun, zum Mitregenten ernannt. Dieser verdiente sich damals recht eigentlich den ihm bereits im Jünglingsalter von seinem Vater verliehenen Beinamen al Raschid d. i. der Gerechte; denn da sein Bruder sich bei des Vaters Tode in weiter Entfernung von Bagdad befand, so hätte Harun leicht die Alleinherrschaft an sich reißen können, er that es aber nicht, sondern gab selbst den Befehl, seinen Bruder als Khalifen auszurufen. Dennoch wollte ihn nachher Musa nicht neben sich dulden, und Harun verdankte es nur den Vorstellungen des Barmekiden Jahia, der schwachen Gesundheit des Khalifen und der Besorgniß, welche dieser für seinen jungen Sohn hegte, daß er Mitregent blieb. Musa regierte übrigens nur fünfzehn Monate und es folgte ihm bei seinem Tode, mit Ausschließung seines Sohnes, Harun als Alleinherrscher (786). Daß unter seiner Regierung der Alide Edris und bald nachher, unter Harun,

*) Thomas Moore hat ihn in „Lalla Rookh" dichterisch behandelt.

auch der Aglabite Ibrahim in Afrika sich unabhängig machten, ist bereits oben erzählt worden.

Harun al Raschid, welcher bis 809 regierte, war der glänzendste Herrscher aus dem Hause der Abbasiden. Er ist wegen seiner persönlichen Eigenschaften im Orient eben so berühmt geworden, als sein Zeitgenosse Karl der Große im Occident. Diese Eigenschaften bestanden jedoch ebensowohl in den Fehlern, als in den Tugenden eines orientalischen Regenten; denn Harun war, wie der Perser-König Nuschirwan, willkürlich, rücksichtslos grausam, und doch wiederum gerecht und verständig. Den Ruhm der Gerechtigkeit verdankte er hauptsächlich dem gelehrten und weisen Abu Jussuf, welcher seit 782 Oberrichter des Reiches war und es während der ganzen Regierung Musa's und Harun's blieb. Daß Harun's Gerechtigkeit eine orientalische war, beweist unter Anderm sein Verfahren gegen einen Aliden, der sich unter ihm empörte und den er nach seiner Besiegung umbringen ließ, obleich er ihm vorher mit Brief und Siegel das Leben verbürgt hatte. Ein großer Theil von Harun's Glück und Ruhm war das Verdienst der Barmekiden; einen anderen verdankte er den Gelehrten und Dichtern, die er durch Freigebigkeit zu gewinnen wußte, sowie den gleichzeitigen und späteren Märchen-Erzählern. Bei den Letzteren ward Harun recht eigentlich das Ideal eines gerechten und weisen Regenten. Auch trug zum Ruhm und Glanz seines Namens der Umstand sehr viel bei, daß mit seiner Regierung die Blüthezeit der arabischen Litteratur begann, welche damals durch den Einfluß des fremden, besonders persischen, Geistes eine ganz neue Richtung erhielt. Sodann erhielt seine Regierung einen erhöhten Schimmer durch die traurigen Zeiten, die unter seinen Nachfolgern anbrachen.

Wenn übrigens Harun auch sonst den Titel des Gerechten verdient hätte, so war doch die Art, wie er gegen die Barmekiden verfuhr, des grausamsten Despoten würdig. Diese Familie, die von den alten persischen Königen abstammte, und wie alle Perser weniger fanatisch war, als die Araber, deshalb aber auch in den Augen der Letzteren gewissermaaßen für gottlos galt, ward von Harun anfangs auf außerordentliche Weise gehoben. Jahia's Sohn, Dschiafar, der berühmteste von allen Barmekiden, von dessen Weisheit, Thätigkeit und Gerechtigkeit die Erzählungen und Märchen der Araber ebenso angefüllt sind, als von Harun's Regentengröße, war der Vezier und Günstling des Khalifen; der zweite Sohn Jahia's, Fadl, stand schon als Harun's Milchbruder in seiner Gunst sehr hoch, und zeichnete sich außerdem auch als trefflicher Feldherr aus; die beiden anderen Söhne, Mohammed und Musa, erhielten die ansehnlichsten Statthalterschaften des Reichs. So sehr Harun das Haus der Barmekiden lange Zeit

begünstigt hatte, so plötzlich und grausam stürzte und vernichtete er dasselbe. Der eigentliche Grund dieses Verfahrens ist schwer anzugeben. Die arabische Volkssage stellt Harun's Eifersucht auf seine geliebte Schwester Abbasa als Hauptursache hin. Er soll nämlich Abbasa mit dem Barmekiden Dschiafar unter der Bedingung vermählt haben, daß sie nur dem Namen und der Form nach die Gemahlin desselben sei; als Dschiafar einen Sohn mit ihr zeugte, soll Harun dadurch zum tödtlichen Hasse gegen ihn entflammt worden sein; Abbasa, heißt es, wurde lebend in einem Sarge begraben. Das Wesentliche bei dieser Erzählung kann schwerlich weggeleugnet werden; wer indeß den Charakter orientalischer Regierungen und Höfe kennt, wird leicht einen anderen Grund von Harun's Verfahren finden, zumal da uns berichtet wird, daß der Khalif nach dem Sturze der Barmekiden bei weitem nicht mehr so beliebt war, als zuvor, daß in Folge davon sogar Unruhen ausbrachen, und daß Harun seitdem nicht mehr in Bagdad zu bleiben wagte. Die Barmekiden waren offenbar durch ihr Ansehen und ihre Macht gefährlich geworden, sie konnten eben deswegen nicht mehr aus ihrer Stellung verdrängt werden, und Harun half sich daher gegen sie auf echt orientalische Art durch plötzliche Vernichtung. Er ließ den mächtigsten von ihnen, Dschiafar, unerwarteter Weise verhaften und sogleich hinrichten (803), die übrigen aber sammt allen ihren Angehörigen und Dienern in den Kerker werfen. Nur ein einziger Barmekide, Mohammed, soll nicht mit in den Untergang seiner Familie verwickelt worden sein. Auch die Anhänger derselben ließ Harun in allen Provinzen des Reiches grausam verfolgen.

Schon unter der Kaiserin Irene waren Harun's Truppen in Kleinasien bis Ephesus und Ancyra vorgedrungen. Ihr Nachfolger Nikephorus I. aber kündigte ihm auf barsche und beleidigende Weise brieflich den Tribut (802); er erklärte es für weibliche Schwäche, daß Irene dem Khalifen die Stelle des Thrones eingeräumt und sich mit derjenigen des Bauers begnügt, daß sie Tribut gezahlt und nicht vielmehr begehrt habe. Harun hatte demselben in einem ebenso höhnenden Tone geantwortet, und ihm folgenden Brief schreiben lassen: „Harun, der Beherrscher der Gläubigen, an Nikephorus, den römischen Hund. Ich habe deinen Brief gelesen, o Sohn einer ungläubigen Mutter. Die Antwort darauf sollst du sehen, nicht hören!" So tüchtig sich der griechische Kaiser zeigte, so war er doch wegen der inneren Verhältnisse seines Reiches der Macht Harun's nicht gewachsen; er mußte sich nach einem mehrjährigen Kampfe zur Erneuerung des Tributs verstehen. Während dieses Krieges erließ der Khalif eine Gesandtschaft mit prachtvollen Geschenken nach Aachen an Karl den Großen; bereits mehrere Jahre vorher (801) hatte er durch den Juden

Isaak, welchen Karl an ihn abgeordnet, Ehrengaben an den Kaiser geschickt. Uebrigens beging um diese Zeit Harun den großen Fehler, sein Reich zu theilen; er handelte hierin um so unkluger, als er dadurch die Grundsätze aufhob, welche seither über die Nachfolge geherrscht hatten. Schon im Jahre 791 hatte er seinen ältesten Sohn, Amin, obgleich derselbe erst fünf Jahre alt war, zum Thronfolger erklärt, und das Volk, das sich weigerte, einem Kinde die Huldigung zu leisten, mit Gewalt dazu gezwungen. Noch verblendeter zeigte sich Harun, als er dessen ungeachtet im Jahre 802 eine ganz andere Verfügung über das Reich traf. Er verordnete nämlich eine Theilung desselben, nach welcher Amin mit dem Besitze aller westlich von Mesopotamien gelegenen Provinzen den Khalifen-Titel verbinden und die Oberherrschaft über das Ganze führen, zwei von seinen Stiefbrüdern aber, Mamun und Mutamen, den Osten des Reiches so theilen sollten, daß jener die südlichen und mittleren, dieser die nördlichen Provinzen erhielt. Zugleich wurde Mamun zum nächsten Nachfolger Amin's ernannt. Diese Theilung ward bald nach Harun's Tode (809) die Quelle blutiger Zwiste.

Amin war in jeder Hinsicht zur Beherrschung eines Reiches untauglich. Er hatte nur für sinnliche Genüsse Sinn. Er beschäftigte sich am liebsten mit der Fischerei und mit dem Schachspiele, welches schon zu Nuschirwan's Zeit von Indien nach Persien gebracht worden war und sich mit der arabischen Herrschaft bis zum äußersten Westen hin verbreitete. Außerdem liebte er wüste Trinkgelage; denn das Weintrinken war, so strenge auch Mohammed es verboten hatte, damals schon eine Art Hofsitte geworden, und ward auch von Mamun öffentlich getrieben. Nichts ging dem üppigen und trägen Khalifen über seine gewohnten Genüsse, und um sich denselben ungestört hingeben zu können, überließ er die Regierung ganz und gar seinem Vezier. Unglücklicher Weise kamen er oder seine Günstlinge im Jahre 810 auf den Gedanken, den Namen seines Bruders Mamun aus der Chotba oder dem öffentlichen Gebete auszulassen und den seines eigenen Sohnes an dessen Stelle zu setzen. Dies machte den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Brüdern unvermeidlich. Ihre Heere zogen gegen einander, und Mamun blieb ungeachtet seiner weit geringeren Macht in der entscheidenden Schlacht Sieger, weil der tüchtige Feldherr Thaher seine Truppen befehligte. Thaher drang bis nach Bagdad vor und belagerte die Stadt über ein Jahr lang, während der sorglose Schlemmer Amin mit kindischer Gleichgültigkeit seinen Vergnügungen nachhing. Endlich fiel die Stadt in Thaher's Gewalt, und Amin ward erschlagen (813). Der neue Khalif, Mamun, behielt zum großen Aerger der Bewohner von Bagdad seine

bisherige Residenz in Ostpersien, wie er denn überhaupt Neigung zu persischem Wesen an den Tag legte. Thaher, dem er die Verwaltung aller westlichen Provinzen übertrug, zeigte sich sehr hart; die Aliden und ihre Anhänger, deren Zahl sehr groß war, regten sich von neuem; es waren außerdem, da gerade damals die Beschäftigung mit Wissenschaften und nebenbei auch mit Astrologie, Magie und anderen losen Künsten sehr überhand nahm, noch viele andere Secten entstanden; der Khalif selbst endlich hatte neben der Lust zum Weintrinken ebenfalls großes Wohlgefallen an Grübeleien und Spitzfindigkeiten, und beförderte an seinem Hofe und durch diesen im Reiche überhaupt das Interesse an kleinlichen Fragen über große Dinge. Alles dies zusammengenommen erregte im Reiche Unruhen und Bewegungen, welche noch durch den Umstand vermehrt wurden, daß Mamun's Vezier und Günstling, Fadl, Vorliebe für die Aliden hegte und in seinem Herrn theologische Bedenklichkeiten über die Rechtmäßigkeit der Abbasiden erweckte. Die Empörungen der Aliden, welche in einigen Gegenden ausbrachen, wurden zwar unterdrückt, die Schwierigkeiten verminderten sich aber dadurch keineswegs. Im Gegentheil, es entstanden neue und noch größere, als Fadl, theils seiner Vorliebe gemäß, theils um die Parteien zu vereinigen, den Khalifen bewog, die schwarze Farbe, das Zeichen der Abbasiden, mit der grünen der Aliden zu vertauschen und sogar den angesehensten Aliden, Ridha, zu seinem Mitregenten und Nachfolger zu ernennen. Dadurch wurden außer den vielen Unzufriedenen auch noch die Freunde und Verwandten von Mamun's Haus aufgeregt, so daß dieselben sogar einen Bruder Harun al Raschid's, Ibrahim, zum Khalifen ausriefen. Jetzt erst dachte Mamun an sich selbst, und erkannte den Irrweg, auf den man ihn geleitet hatte. Er zog in Begleitung Thaher's nach Bagdad und ließ unterwegs seinen Vezier ermorden; auch Ridha wurde damals, wahrscheinlich auf seinen Befehl, aus dem Wege geräumt. Ibrahim ergriff, von seinen Anhängern verlassen, die Flucht, und Mamun vertauschte in Bagdad die grünen Fahnen und Gewänder mit schwarzen.

Thaher blieb anfangs am Hofe, aber er bemerkte bald, daß der Khalif auf ihn eifersüchtig sei, und ließ sich die Statthalterschaft von Ostpersien geben, wo er nachher eine neue Dynastie, die der Thaheriden, gründete. Doch erkannte er noch einige Jahre lang die Herrschaft Mamun's an, und sein Sohn Abdallah, der beim Khalifen blieb, leistete diesem in den inneren Kriegen, welche bald wieder ausbrachen, wichtige Dienste. Mamun selbst trug durch seine dogmatischen Liebhabereien nicht wenig zur Erhaltung der Zwietracht im Lande bei; denn es waren damals überall Schulen spitzfindiger Theo-

logen entstanden, und die große Masse nahm den lebhaftesten Antheil an ihren Streitigkeiten, so daß jede theologische Bewegung, wenn sich die Regierung einmischte, gefährlich werden mußte. Zwei berühmte Gelehrte, Beschr al Hafi und Mohammed Schafi, stritten über die Frage, ob der Koran erschaffen sei oder nicht. Dies veranlaßte allenthalben die heftigsten Wortgefechte, und der Streit um eine unfruchtbare Spitzfindigkeit rief im arabischen Reiche fast eben so arge Unruhen hervor, wie der Kampf der Jansenisten und Jesuiten des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Unglücklicher Weise mißbrauchte Mamun die Regierungsgewalt zur Unterstützung der einen Partei. Er begünstigte eine freiere, mystische Auffassung der Glaubenslehre, die allerdings nicht ungeeignet sein mochte, dem Islam inneres Leben und die Möglichkeit eines Fortschrittes zu verleihen. Diese Richtung hatte sich, wie wir sahen, schon frühe geregt; ja nur durch sie war eine Verschmelzung der altpersischen Begriffe mit den mohammedanischen möglich geworden. In einem philosophischen Buche „von der ewigen Vernunft" fand Mamun tiefere Weisheit als in den Schriften der Moslemen. So ist es denn begreiflich, daß er den Koran für nicht von Ewigkeit her bestehend, also auch nicht für vollkommen hielt. Daneben nahmen die Anhänger dieser Ansichten auch freiere Lebensformen an, wie denn Mamun einst bei seiner Vermählung öffentlich und feierlich Wein genoß. Solche Abweichungen von der gültigen und volksthümlich gewordenen Satzung führten jedoch bei den Arabern nicht zu einer rationalen Geistesbildung, sondern nur zu einer Lockerung der religiösen und sittlichen Begriffe.

An Mamun's Hofe gewann ein berühmter Gelehrter, Ibn Abu David, der zu den Motazaliten oder zu denen, die an das Erschaffensein des Korans glaubten, gehörte, großen Einfluß, und Mamun machte die Lehre desselben zum Gesetz. Es wurden die grausamsten Verfolgungen gegen die Andersdenkenden angestellt, und bald schmachteten in allen Theilen des Reiches Unglückliche im Kerker. Diese Verfolgungen sind um so auffallender, da man sie bei einem Manne nicht erwartet hätte, der nicht nur überhaupt bessere Eigenschaften hatte, sondern sich namentlich auch duldsam gegen die Christen bewies, und der erste Khalif war, welcher auf Staatskosten die Werke eines Hippokrates, Aristoteles, Euklides und anderer Schriftsteller des heidnischen Alterthums ins Arabische übersetzen ließ. Freilich darf uns eine solche Vereinigung entgegengesetzter Bestrebungen nicht überraschen, da unter eben demselben Herrscher auch zuerst die Weichlichkeit und Ueppigkeit des Hofes auf einen so hohen Grad stiegen, daß seitdem alle Prinzen des regierenden Hauses fast nothwendiger Weise von Kindheit an unfähig zum Selbstregieren werden mußten.

Die vielen Empörungen, welche großentheils durch Mamun's Verfolgungsmaaßregeln veranlaßt wurden, erschütterten das Reich in seinem Inneren sehr und erleichterten es den Thaheriden und Aglabiten, sich in ihren Statthalterschaften festzusetzen. Am Tigris erhoben sich die fanatischen Ketzer, die man Charidschiten nannte, von neuem; sie wurden jedoch durch Thaher's Sohn Abdallah gewaltsam unterworfen. In Aegypten, wo die Härte der Statthalter schon früher Unruhen veranlaßt hatte, benutzten andalusische Seeräuber die herrschende Zwietracht; sie setzten sich auf Kreta fest, fuhren von da öfters nach Aegypten, und schleppten so viele Menschen als Sklaven mit sich fort, daß der Patriarch der Kopten einst 6000 gefangene Glaubensgenossen auf einmal von ihnen loskaufte. Zuletzt verbanden sie sich mit den Unzufriedenen des Landes, bemächtigten sich der Stadt Alexandria und verheerten sie gräßlich. Mamun sah sich daher genöthigt, zuerst Abdallah und dann seinen eigenen Bruder, Motassem, nach Aegypten zu schicken und Beiden eine fast unumschränkte Gewalt anzuvertrauen. Als endlich die Andalusier vertrieben waren, behaupteten sich die Christen, die sich in Folge des Druckes früher empört hatten, noch eine Zeit lang in den unzugänglichen Gegenden und konnten nur durch Hunger und Schwert zugleich bezwungen werden. Unterdessen war in der Nähe des kaspischen Meeres der furchtbare Fanatiker Babek Horremi aufgetreten, welcher nicht weniger als 300,000 Menschen seiner Wuth geopfert haben soll. Auch dieser wollte indisch-persische Lehren in den Islam einführen und gab sogar mit Namen einen Fürsten aus Adserbeidschan (persisch Armenien) an, dessen Seele in seine Person übergegangen sei. Mamun rief zu seiner Bekämpfung Abdallah aus Aegypten zurück. Erst nach langem Kampfe erlag Babek mit seinen schwärmerischen Schaaren. Der Rest derselben fand im byzantinischen Reiche Aufnahme, und es entstand darüber ein Krieg, welcher mit abwechselndem Glücke geführt wurde und bis in die nächste Regierung hinein fortdauerte. Mamun, der selbst mit zu Felde zog, zeigte sich den Griechen als tüchtigen Gegner; überhaupt war dieser Khalif noch häufig selbst thätig, obgleich er schon einen prächtigen, mit Zerstreuungen aller Art überladenen Hof eingerichtet hatte, die meisten Unternehmungen durch seine Generale machen ließ und seinen Vezieren zu viel einräumte. Mamun starb im Jahre 833 beim Baden eines plötzlichen Todes. Seine Regierung bezeichnet die Blüthezeit der Litteratur; unter ihm veranstaltete Al Buchari der Wahrhaftige eine kritisch geordnete Sammlung der Tradition (Sunnah), in welche er von 600,000 Ueberlieferungen, die er vorgefunden, etwa 4000 als echt aufnahm.

Nicht sein Sohn Abbas, sondern sein vierter Bruder, Motas-

sem, folgte ihm in der Regierung nach. Der Erstere wurde einige Jahre nachher auf Anstiften seines Oheims umgebracht. Motassem wird der Achter genannt, weil er der achte Khalif seines Hauses war und die Zahl acht in seinen Lebensbeziehungen öfter hervortritt. Er war zwar im Ganzen mild, freigebig und gefällig, verfolgte aber doch im Gegensatze zu seinen Vorgängern diejenigen, welche den Koran für geschaffen hielten, mit unerbittlicher Härte. Auch er suchte, wie so viele orientalische Fürsten, den Glanz seines Hofes durch Bauwerke zu erhöhen; er verschönerte die Gegend oberhalb Bagdad, damals die volkreichste der ganzen Welt, durch neue Anlagen, und gründete daselbst nicht allein die Stadt Samarah, sondern versah dieselbe auch mit einem prachtvollen Palaste. In dieser Stadt wurde der Rebellenführer Babek, der Armenien wieder Jahre lang beunruhigt hatte, als Gefangener auf einem Elephanten umhergeführt und sodann enthauptet. Im Kampfe mit den Griechen war Motassem weniger glücklich, als sein Vorgänger. Am wichtigsten ist seine Regierung dadurch geworden, daß er zuerst von den abbasidischen Khalifen sich eine aus gekauftem Miethvolke bestehende Leibwache errichtete, und auf diese Weise alle Uebel einer Prätorianer-Herrschaft in das Reich zog. Da er nämlich wegen seiner Verfolgungsmaaßregeln den Arabern und Irakanern nicht trauen konnte, so errichtete er eine Leibwache, welche aus freigelassenen Sklaven, größtentheils von türkischer Abkunft, zusammengesetzt war, und also nicht nur aus Leuten von ungeschwächter Kraft bestand, sondern auch dadurch, daß diese keine Familienverbindungen im Lande hatten, zum Schutze des Khalifen vollkommen geeignet schien. Motassem übersah dabei aber, daß solche Schaaren, gerade weil die Sicherheit der Person des Fürsten auf ihnen beruht, unausbleiblich zu Gebietern desselben werden. In der That erhielt auch schon der erste Hauptmann dieser Leibwache, Wasif, den größten Einfluß am Hofe, und entschied Alles nach seinem Gutdünken. Nach Motassem's Tode steigerte sich dieses Uebel immer mehr, bis endlich der jedesmalige Anführer der Leibwache unter dem Namen des Khalifen unumschränkt herrschte.

Motassem's Sohn, Wathek (von 842—847), war ein schwacher, kränklicher Mann, und verwirrte das Reich durch seine übel angebrachte Frömmigkeit immer mehr. Er setzte z. B. die Perser und Irakaner, welche seither hauptsächlich den Hof gebildet hatten, hinter die Mekkaner und Medineser zurück, weil er diesen eine größere Heiligkeit beimaß; er begünstigte die Aliden, und war der Lehre vom Erschaffensein des Korans so fanatisch ergeben, daß er einst, als zwischen den Griechen und Arabern die Gefangenen ausgewechselt wurden, nur diejenigen, welche daran glaubten, auslöste. Einen angesehenen Führer

der Rechtgläubigen schlug er eigenhändig mit dem heiligen Schwert und ließ ihn dann als einen Gotteslästerer enthaupten. Bei seinem Tode machten Wassif und der Ober-Kadi oder höchste Richter von Bagdad seinen elenden Bruder, Dschafar, gewöhnlich Motawakel genannt, zum Khalifen. Dieser (847—861) wäre der beste Regent gewesen, wenn er sich ebenso eifrig für die Moral, als für die Glaubensartikel und die äußere orthodoxe Form des Islams gezeigt hätte. Er war der heftigste Gegner der Aliden, für welche sein eigener Sohn und andere Abbasiden eine geheime Verehrung hegten, und ließ nur aus Haß gegen sie die Verfolgung der Motazaliten einstellen. Er gebot den Juden und Christen, — wie übrigens schon Harun während seiner Kriege mit den Byzantinern gethan — besondere Unterscheidungszeichen zu tragen und nicht anders als auf Eseln und Maulthieren zu reiten, ließ an den Häusern der Letzteren Bilder von Götzen oder gar von Affen und Schweinen anheften, bestrafte einen falschen Propheten damit, daß er die Anhänger desselben zwang, ihn zu Tode zu prügeln, u. dgl. m. Er und sein Sohn, Fatah, waren die ausschweifendsten Menschen im ganzen Reiche; daher schonten und ehrten sie auch nur die Theologen und Aerzte, weil diese ihre Seelen und Leiber retten sollten, nachdem sie selbst Alles gethan hatten, um sie zu verderben. Die Grausamkeiten, mit denen sie alle anderen Klassen peinigten, sind wahrhaft Schauder erregend. Ein Aufstand in Armenien und Adserbidschan z. B. ward durch die Niedermetzelung von 80,000 Menschen gerächt. Die Schätze des Reichs wurden an die türkische Leibwache und für prächtige, aber nutzlose Gebäude verschwendet. Besonders ließ Motawakel zu Damaskus viel bauen, weil er seine Residenz dahin verlegte; als ihn aber die Türken zur Rückkehr nach Samarah nöthigten, erbaute er zu Makhura einen ungeheuren Palast, aus welchem eine ganze Stadt entstand. Motawakel's Mordlust richtete sich endlich auch gegen die bisher von ihm hochbegünstigten türkischen Anführer Wassif, Boga und Bagher; diese kamen ihm aber zuvor, und Bagher erschlug den Khalifen bei einem lustigen Gelage mit einem Säbel, den Motawakel selbst einst für zehntausend Thaler gekauft und ihm geschenkt hatte.

Ob Motawakel's Sohn und Nachfolger, Montaser (861—862), gezwungen oder freiwillig in den Mord seines Vaters eingewilligt hat, ist nicht zu ermitteln, da sich von dieser Zeit an die Geschichte der Khalifen und ihrer Regierung in das Innere des Harems verliert und oft märchenartig wird; soviel ist gewiß, daß er ein Sklave seiner türkischen Leibwache war. Er ließ zwar die Schuld des an seinem Vater begangenen Mordes auf den Vezier Fatah werfen, diesen niederhauen und den Bericht über das vorgebliche Verbrechen desselben dem Volke

vorlesen; niemand glaubte ihm aber, man nahm im Gegentheil gerade das, was ihn rechtfertigen sollte, für eine Anklage. Gewissensbisse verfolgten ihn bis zu seinem Ende. Auf dem Todbette antwortete er seiner Mutter auf die Frage, wie er sich befinde: „Bei Gott, diese und die künftige Welt weichen von mir zurück.“ Die Lage der Regierung unter ihm bezeichnete er selbst aufs deutlichste, als er von den Türken gezwungen seine beiden Brüder, die schon von Motawakel zu seinen Mitregenten ernannt waren, zur Abdankung nöthigte. Er sagte denselben: „Glaubet nicht, daß ich euch aus dem Grunde absetze, weil ich so lange am Leben zu bleiben hoffe, bis mein Sohn mündig geworden ist! Nein, das habe ich nie gehofft, sondern die Türken haben mich gezwungen, euch abzusetzen.“ Wie wahr er gesprochen, zeigte sich bei seinem Tode. Die Türken ließen weder seinen Sohn, noch einen seiner Brüder den Thron besteigen, sondern riefen Mostaïn, einen Enkel Motassem's, zum Khalifen aus. Unter der Regierung dieses Khalifen (862—866) waren die griechischen Truppen im Kampfe mit den Arabern glücklich und drangen bis nach Mesopotamien vor; in Tabaristan oder dem jetzigen Masanderan warf sich ein Alide, Hasan, zum Gebieter auf, und in Sedschestan entstand die unabhängige Herrschaft der Soffariden. In Bagdad vereinigten sich die Landestruppen und das Volk, durch den Uebermuth der türkischen Garden zum Aeußersten gebracht, gegen diese, befreiten die Gefangenen aus dem Kerker, verbrannten die Schatzkammer und das Archiv, wurden aber von ihren Gegnern unter furchtbarem Gemetzel wieder unterdrückt. Die Regierung war ganz in der Gewalt der türkischen Anführer Bagher und Atamisch, bis Wassif und Boga der Jüngere sich gegen dieselben erhoben und sie aus dem Wege räumten. Darüber entstand ein heftiger Streit; die türkische Leibwache umzingelte den Palast von Samarah, in welchem sich der Khalif und die beiden Urheber des Mordes befanden, und rief, als Mostaïn nach Bagdad entwich, Motazz, einen der Söhne Motawakel's, die nach ihrer gewaltsamen Absetzung in den Kerker geworfen worden waren, zum Khalifen aus. Mostaïn hoffte sich in Bagdad mit Hülfe der beiden Thaheriden Mohammed und Soliman zu behaupten, die er früher zu Dank verpflichtet hatte und denen er jetzt die Führung seiner Truppen anvertraute; allein diese verriethen ihn an seine Feinde. Er wurde so lange verschont, bis er öffentlich bekannt machen ließ, daß er freiwillig abgedankt habe, dann schaffte man ihn aus der Welt (866).

Motazz ließ zwar gleich anfangs seinen Bruder, den die Türken gegen ihn hervorziehen wollten, auf grausame Weise umbringen, suchte sich aber dann auch der lästigen türkischen Führer durch Zwietracht, die er unter ihnen anregte, zu entledigen; jedoch die Verhältnisse waren

ihm ungünstig. Wassif und Boga der Jüngere kamen freilich dabei ums Leben; der ältere Boga aber und Wassif's Sohn, Saleh, waren auf ihrer Hut und benutzten den Geldmangel des Khalifen, um ihn zu verderben. Die Türken verlangten nämlich auf Anstiften ihrer Führer drohend 50,000 Goldstücke von ihm, und Motazz wandte sich vergebens an seine geizige Mutter, welcher alle Schätze des Reiches zugeflossen waren. Die raubsüchtigen Barbaren nahmen seine Armuth für bösen Willen, stellten ihn im Vorhof des Palastes in die Sonne, zwangen ihn unter Prügeln zur Abdankung, und tödteten ihn dann, nachdem sie ihn drei Tage lang hatten hungern lassen (869). Die unnatürliche Mutter wurde gleich nachher auf eine nicht weniger jämmerliche Weise umgebracht, nachdem man ihre vergrabenen Schätze aufgefunden hatte, welche außer einem unsäglichen Vorrath von Edelsteinen und Perlen aus anderthalb Millionen Goldstücken bestanden. Die Leibwache erhob Wathek's Sohn, Mohtadi, auf den Thron. Dieser zeigte sich entschlossener, als sein Vorgänger. Er hatte offenbar die Absicht, durch entschiedene Maßregeln der eingerissenen Zerrüttung des Staates ein Ende zu machen. Er nahm nicht nur für sich selbst einfache Sitten an, sondern suchte sie auch am Hofe einzuführen. Das Weintrinken wurde streng verboten, die Possenreißer, Sänger und andere zum Vergnügen des Hofes angestellte Leute fortgejagt, die Löwen und Hunde abgeschafft, die Verwaltung und Justiz vom Khalifen selbst sorgfältig beaufsichtigt, und der Druck der Abgaben vermittelst der von Motazz' Mutter zusammengerafften Schätze gemildert. Diese Bestrebungen blieben jedoch fruchtlos, weil Mohtadi ebenso, wie seine Vorgänger, den wilden türkischen Soldaten erlag. Er ließ nämlich ein Jahr nach seinem Regierungsantritt den mächtigen Saleh, der ihn erhoben hatte, durch Boga's Sohn Musa ermorden; als er aber nachher diesem vermittelst eines anderen Türken, Baikial, dasselbe Loos bereiten wollte, zeigte der Letztere den erhaltenen Mordbefehl dem Musa, und Beide verbanden sich dann zum Sturze des Khalifen. Mohtadi war jedoch nicht so leicht zu stürzen, als Motazz. Er befahl sogleich Baikial zu ergreifen und zu tödten, ließ sein Haupt vor die Schaaren der empörten Türken werfen, und zog ihnen, das Schwert in der Hand und den Koran am Busen, mit seinen Miethvölkern entgegen. Unglücklicher Weise standen seine Truppen den Türken an Zahl und Tapferkeit nach; er gerieth nach einem blutigen Kampfe, in welchem 4000 Mann fielen, in die Gewalt seiner Feinde, die ihn mit Schlägen mißhandelten und, als er sich weigerte abzudanken, auf schauderhafte Weise tödteten (870). Nun wurde Motawakel's vierter Sohn, Motamed, aus dem Kerker auf den Thron erhoben. Seine Regierung (870—892) bestand fast ganz aus

einer Reihe von Unordnungen und Empörungen. Alle Bande, die das Reich zusammenhielten, schienen gerade zu derselben Zeit reißen zu wollen, wo die Cultur der Araber den höchsten Gipfel erreicht hatte. Im Osten gingen bedeutende Veränderungen vor, die das Reich ganz und gar aufgelöst haben würden, wenn nicht dort die Scheu vor dem geistlichen Ansehen der Khalifen größer gewesen wäre, als im Westen, wo man auch diese verkannte. Dieser Unterschied zwischen den beiden Theilen des Reichs hatte seinen Hauptgrund darin, daß im Westen die an der Rechtmäßigkeit der Abbasiden Zweifelnden zu den Gebietenden gehörten, im Osten dagegen aus dem unterdrückten Theil des Volkes bestanden.

11. Geschichte der Abbasiden und der bedeutenderen Dynastieen im Osten des mohammedanischen Reichs bis zum Emirat der Buiden.

Die Dynastie der Thaheriden, deren Entstehung um das Jahr 820 bereits oben erwähnt worden ist, herrschte in Khorasan und einigen benachbarten Provinzen. Der Stifter derselben, Mamun's Feldherr Thaher, ließ kurz vor seinem Tode sogar den Namen des Khalifen aus der Chotba oder dem öffentlichen Gebete weg. Sein Sohn Talaha dagegen (822—828) nahm die Belehnung wieder von Mamun an. Nach Talaha's Tode schickte Mamun selbst den Bruder desselben, Abdallah, als Statthalter nach Khorasan; dieser blieb dem Khalifen stets getreu, und machte sich ebenso durch seine Verwaltung um die ihm anvertraute Provinz verdient, als vorher durch sein militärisches Talent um die Ruhe des ganzen Reiches. Von seinem Sohne Thaher II. (844—862) ist uns nichts weiter bekannt, als daß er, sowie überhaupt dieses Fürstengeschlecht, freundlich und mild war. Auch Thaher's II. Sohn, Mohammed (862—873), war ein guter Mann, aber zu schwach von Charakter und zu sehr der Musik und dem Weine ergeben, als daß er zur Leitung der Regierung tauglich gewesen wäre. Er stürzte sich und seine Familie, und Khorasan gerieth in die Gewalt der Soffariden.

Die Soffariden stammten von Leith, einem Kupferschmidt in Sedschestan, ab. Ein Sohn dieses Mannes, Jakub, mit dem Beinamen Soffar d. i. der Schmidt, trieb zuerst Straßenraub, trat dann in die Dienste eines Mannes, der sich in Sedschestan gegen die Thaheriden empört hatte und gelangte nach dessen Tode an die Spitze des Heeres. Er eroberte bald ganz Sedschestan, Tabaristan und Balk, drang sogar bis nach Farsistan und suchte beim Khalifen um die Belehnung mit den zuerst genannten Ländern nach. Er erhielt dieselbe anfangs; als er aber nachher (870) zum zweiten Mal in Farsistan

einbrach, ward er durch den tapferen und gewandten Bruder des Khalifen Motamed, Mowaffek, zurückgeschreckt, und wandte darauf seine Macht gegen Indien. Er eroberte dort die Stadt Kabul und sandte dem Khalifen, um mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, einen Theil der daselbst gemachten Beute. Nach seiner Heimkehr überfiel er den Thaheriden Mohammed, der in thörichter Sicherheit lebte und einfältig genug war, den heranrückenden Soffariden durch Abgeordnete fragen zu lassen, welches Recht er auf Khorasan habe; Jakub zeigte statt einer Antwort auf sein Schwert. Mohammed, den fast alle seine Großen treulos verließen, ward gefangen genommen und nebst allen seinen Verwandten nach Sedschestan geführt (873); doch schonte der Sieger ihr Leben. So endete die Herrschaft der Thaheriden in Khorasan. Nun wandte sich Jakub gegen den Aliden Hasan, der dem Thaheriden vorher Dschordschan und Tabaristan entrissen hatte, und vertrieb auch diesen aus allen seinen Besitzungen. Als er jedoch dem fliehenden Hasan bis in das Land Ghilan nachsetzte, tödtete ihm eine in seinem Heere ausbrechende Seuche über 40,000 Mann. Jetzt hätte er gern die Bestätigung des Khalifen nachgesucht; dieser erklärte ihn aber für einen Rebellen, obgleich er damals nicht einmal im Stande gewesen war, einen empörten Statthalter in Farsistan zu unterdrücken. Jakub warf sich auf diesen Rebellen, vertrieb ihn aus seiner Provinz und marschirte dann gerades Wegs gegen Bagdad, von wo der Khalif ihm vergebens einen Lehensbrief über die eroberten Länder anbot. Der tapfere Mowaffek zog jedoch dem kühnen Soffariden mit einem Heere entgegen und brachte ihm in der Nähe von Bagdad eine schwere Niederlage bei. Jakub sammelte hierauf neue Streitkräfte und verwarf noch auf seinem Sterbelager die Friedensanträge, die ihm der Khalif machen ließ. Er zeigte den Abgesandten das Schwert, das Schwarzbrod und die Zwiebeln, die neben ihm lagen, und erklärte: Wenn nicht der Tod Euren Gebieter von mir befreit, so entscheidet das Schwert zwischen uns; werde ich besiegt, so wird wieder wie ehemals Brod mit Zwiebeln meine Nahrung sein. Bald nachher verschied er (879); sein Bruder Amru ließ sich mit dem Khalifen in Unterhandlungen ein und wurde von diesem mit den eroberten Ländern belehnt.

Während auf diese Weise durch die persischen Dynastieen der Thaheriden und Soffariden der Osten den Abbasiden fast ganz entzogen wurde, entriß ihnen eines Theils Achmed, der Stifter der Tuluniden, die Provinz Aegypten, und anderes Theils brachen im Innern des Reiches bedenkliche Bewegungen aus. Der Khalif Motamed war diesen Schwierigkeiten nicht gewachsen, und nahm daher seinen tapferen Bruder Mowaffek zum Mitregenten an (872). Dieser allein hielt das

auf allen Seiten erschütterte Ansehen des Khalifats noch einigermaßen aufrecht. Eine der gefährlichsten Bewegungen veranlaßte der Betrüger Ali al Chabith (der Verworfene), der als angeblicher Alide das Raubgesindel, welches die Wüste in der Nähe von Baßra bewohnte, an sich zog, und an der Spitze dieser wilden Horden die ärgsten Barbareien übte. Seine Anhänger, Zendj oder Zendscher genannt, sollen aus 80,000, ja nach anderen Berichten sogar aus 300,000 waffenfähigen Leuten bestanden haben. Mit dieser großen und blutgierigen Schaar schlug er die Truppen des Khalifen zurück, hauste zwanzig Jahre lang in einem weit ausgedehnten Landstrich um Baßra, überfiel einst diese Stadt, die volkreichste jener Gegend nach Bagdad, und tödtete, wie es heißt, alle Einwohner derselben. Mowaffek wurde mehrere Male von ihm geschlagen, und erst als Chabith selbst gefallen war (883), ward es möglich, die Zendj wieder zu unterdrücken. Kurz vor Motamed's Tode stiftete ein Fremdling aus Khusistan eine neue Secte von Schwärmern, welche bei weitem gefährlicher wurde, als alle früheren, und nur mit den zu unserer Zeit in Arabien aufgetretenen Wechabiten verglichen werden kann. Diese Secte, die oben genannten Karmaten, breitete sich weithin aus, und erschütterte unter Motamed's nächsten Nachfolgern die Ruhe des Reiches auf eine höchst bedenkliche Weise.

Mowaffek hatte sich auch dadurch, daß er nach Boga's Tode die türkische Miliz aufhob, ein großes Verdienst um das Reich erworben; leider konnte man aber die kühnen und starken Leute nicht entbehren, und es wurde deshalb schon unter dem nächsten Khalifen eine neue türkische Leibwache errichtet. Uebrigens ward Mowaffek's Macht und Ansehen seinem schwachen Bruder zuletzt nicht mit Unrecht verdächtig; nur schlug dieser, um sich zu helfen, einen verkehrten Weg ein. Als sich nämlich die Statthalter der Tuluniden in Syrien empörten und Mowaffek als ihren Gebieter anerkannten, trat Motamed aus Eifersucht auf seinen Bruder insgeheim mit dem Tuluniden Achmed in Verbindung, und gab wahrscheinlich die Veranlassung dazu, daß dieser nicht nur Mowaffek's Namen aus dem Gebete wegließ, sondern ihn auch in allen aegyptischen Moscheen verfluchen ließ. Er wollte sich sogar in Achmed's Schutz begeben und ihn zu seinem Nachfolger ernennen, ward aber von seinem Bruder daran gehindert. Er starb 892, ein Jahr nach dem Tode seines Bruders, nachdem er Mowaffek's Sohn, Motadhid, zum Nachfolger ernannt hatte. Unter der Regierung Motadhid's (892—902) sanken zwar die Tuluniden und Sofariden von ihrer Macht und Bedeutung schnell herab, dagegen erhob sich aber statt der Letzteren in Persien eine neue Dynastie, die der Samaniden, und die Karmaten breiteten sich weiter aus. Im Jahre

902 folgte dem Khalifen Motadhid sein Sohn Moktaf, welcher bis 908 regierte, und Aegypten den Tuluniden wieder entriß. Auch im Osten des Reiches, wo der Samanide Ismael die Soffariden auf den Besitz von Sedschestan beschränkte, änderten sich dadurch die Verhältnisse zu Gunsten der Abbasiden. Dies war jedoch nur scheinbar; denn die Samaniden machten sich bald weit furchtbarer, als die Soffariden je gewesen waren.

Die Samaniden, die sich, wie fast alle Dynastieen in Persien, der Abstammung von den Sassaniden rühmten, waren schon zur Zeit des Khalifen Mamun im Besitze von vier persischen Statthalterschaften. Einer von ihnen, Ahmed, vereinigte nach dem Tode seiner Brüder diese Länder mit Einwilligung der benachbarten Thaheriden unter seiner alleinigen Leitung. Mit Erlaubniß des vorletzten Thaheriden vertheilte er dieselben als erbliche Statthalterschaften unter seine sieben Söhne. Diese hielten sich beim Sturze der Thaheriden der Unterwürfigkeit für entbunden, da sie nicht dem Khalifen, sondern dem benachbarten Beherrscher von Khorasan gehuldigt hatten. Sie geriethen zwar unter sich in einen heftigen Zwist, dieser endigte aber bald damit, daß einer von ihnen, Ismael, alle Besitzungen seiner Familie, d. h. den ganzen Landstrich vom kaspischen Meere bis über die Bucharei hinaus, vereinigte (892). Als bald nachher der Soffaride Amru, in Folge eines vom Khalifen Motadhid erhaltenen Diploms, auf Ismael's Reich Anspruch machte, benutzte dieser die Gelegenheit, um sich auch das Land der Soffariden zu unterwerfen. Er nahm Amru gefangen, und schickte ihn sonderbar genug zum Zeichen seiner Ergebenheit an denselben Khalifen, auf dessen Diplom Amru so stolz gewesen war (900). Nach einem anderen Berichte wäre jedoch Ismael vom Khalifen förmlich mit der Bekriegung Amru's beauftragt gewesen. Wie dem auch sein mag, Motadhid ließ den Gefangenen im Kerker verschmachten, und die Herrschaft der Soffariden ging mit Amru unter; nur in der kleinen Provinz Sedschestan behaupteten sich dieselben noch hundert Jahre lang. Ismael besiegte noch in dem nämlichen Jahre einen vorgeblichen Aliden, der sich beim Sturze Amru's der Provinz Tabaristan bemächtigt hatte. So ward auf einmal nicht durch die Eroberungssucht des Samaniden, sondern in Folge einer abgedrungenen Nothwehr ganz Persien wieder unter Einen Herrn gebracht. Dieser ließ sich jedoch vom Khalifen belehnen, und zog bald nachher sogar zur Hülfe desselben nach Irak. Auch einen Theil von Turkestan unterwarf sich Ismael. Gefürchtet wegen seiner Macht und geliebt wegen seiner Gerechtigkeit und Freundlichkeit starb er im Jahr 907. Der Khalif Moktaf hatte unterdessen das doppelte Glück gehabt, Aegypten den Tuluniden zu entreißen und die Kara-

mathier (Karmaten), die sich wieder furchtbar gemacht hatten, zu zersprengen. Freilich ging einige Jahrzehnte später jenes Land wieder verloren und die Karmaten traten schon unter Moktaf's nächstem Nachfolger mit verdoppelter Wuth und in vermehrter Zahl auf. Wenn man an diesen und anderen Erscheinungen das unaufhaltsame Sinken des Reiches erkennt, und dabei zugleich hört, daß damals unter den Mohammedanern eine außerordentlich große Zahl von Schriftstellern auftrat, daß Feinheit und Bildung am Hofe herrschten, und daß vom Indus an bis nach Aegypten viele Anstalten für Wissenschaft und Kunst blühten, so wird man unwillkürlich an die Zeiten der Ptolemäer, August's und Ludwig's XIV. erinnert und weit mehr geneigt, das Schicksal der Menschen zu bejammern, als sie selbst anzuklagen. Auch der Voltaire der Araber, Ahmed ben Jahia, gewöhnlich Ibn al Rawandi, d. i. Ibn der Ketzer genannt, lebte zu jener Zeit, und zwar am Hofe des Khalifen selbst.

Als Moktaf 908 starb, erhob sein Vezier, ohne, wie seither gebräuchlich gewesen war, den Ober-Khadi und die Anführer der Leibwache zu befragen, einen 13jährigen Bruder desselben, Moktader, auf den Thron. Einige Monate nachher jedoch erschlug ein Theil der Leibwache, über diese Zurücksetzung erbittert, den Vezier, und rief Abdallah, einen Sohn des früheren Khalifen Motazz, der als Mensch und als Dichter gleich ausgezeichnet war, zum Khalifen aus, oder gab ihn vielmehr dem Tode preis; denn da die Gegenpartei seine Anhänger sogleich angriff und besiegte, so wurde er von diesen verlassen, und mußte den Schatten des Khalifats, nachdem er ihn nur vierundzwanzig Stunden besessen hatte, mit dem Leben bezahlen. Von diesem Augenblicke an hatten die Türken der Leibwache, die nicht nur den Khalifen in ihrer Gewalt hielten, sondern natürlich auch in alle Aemter eindrangen, die Macht des Staates ganz in ihren Händen, während der Khalif selbst unter Weibern, Eunuchen und niedrigen Sklaven ohne Kenntniß der Menschen und der Geschäfte aufwuchs. In diese Zeit fallen daher auch die glücklichen Unternehmungen der Griechen gegen die Mohammedaner. Die Truppen des Kaisers Constantinus Porphyrogennetus drangen im Jahre 916 siegreich bis nach Mesopotamien vor, und sie wären den Arabern noch weit furchtbarer geworden, wenn nicht die Angriffe der Bulgaren in Europa die griechische Regierung genöthigt hätten, ihr Heer zurückzurufen und dem Khalifen Friedensvorschläge zu machen (917). Moktader entfaltete damals vor den griechischen Gesandten den vollen Glanz seines Hofes und das ganze Gepränge des Orients, welches auch zu jener Zeit noch alles das, was Constantinopel leisten konnte, übertraf. Es wurde den Gesandten zu Ehren in Bagdad eine Revue

von 150,000 Soldaten gehalten; vor dem Palaste waren bei der feierlichen Audienz 7000 Eunuchen und 700 Thürhüter aufgestellt; die Kammerdiener waren mit den kostbarsten Gewändern und mit Gold und Edelsteinen geziert; zur Ausschmückung des Palastes hatte man allein an seidenen, mit Gold durchwirkten Stoffen 12,500 Stücke verwendet. Im Hofe standen hundert gefesselte Löwen, und außer vielen anderen Prachtwerken hatte man im Hauptsaal auch einen Baum von massivem Gold aufgestellt, welcher achtzehn große Aeste hatte und mit vielen goldenen und silbernen Vögeln bedeckt war, die vermittelst einer Maschinerie Töne von sich gaben. Der damals geschlossene Friede dauerte nur kurze Zeit, und die Mohammedaner zogen, als der Krieg erneuert wurde, wieder überall den Kürzeren. Ob übrigens die Milde, welche Moktader gegen die Christen seines Reiches bewies, eine bei jenem Friedensschlusse eingegangene Verpflichtung oder blos Folge der Cultur und der sanfteren Sitten eines mehr persisch, als arabisch eingerichteten Hofes war, läßt sich nicht bestimmen; doch ist das letztere wahrscheinlicher.

Die unaufhörlichen Bewegungen im Innern des Reiches, welche bald von schlechten Ministern, bald von Irrlehrern, bald von ehrgeizigen Großen veranlaßt wurden, ließen den nahen Untergang der ganzen Herrschaft befürchten, der auch gewiß erfolgt sein würde, wenn nicht die Macht der Meinung das Khalifat aufrecht erhalten hätte Von dem willkürlichen und unvernünftigen Verfahren der Minister kann der einzige Umstand als Beispiel genügen, daß der Vezier Mohammed innerhalb zwanzig Tagen sieben Statthalter von Kufa nach einander ernannte. Wie verkehrt man sich gegen die Irrlehrer benahm, und wie eine schlechte Regierung selbst Ketzer macht, zeigt der um 920 auftretende Halaag, welcher blos deshalb grausam zu Tode gequält wurde, weil er in Uebereinstimmung mit einem berühmten Lehrer behauptet hatte, daß man die Pilgerfahrten durch Almosen-Geben ersetzen könne; der Mann mochte vielleicht ein Heuchler sein, bürgerliche Strafe hatte er aber doch gewiß nicht verdient. Am furchtbarsten waren die nie völlig ausgerotteten Karmaten, weil sie größtentheils aus blutdürstigen Räubern bestanden und zugleich die Macht und die Meinung, auf der das Khalifat beruhte, angriffen. Ihr damaliger Führer, Abu Thaher, eroberte und plünderte Baßra (923), und gab die Stadt Kufa in zwei Jahren zweimal seinen wilden Horden preis. Ein gegen ihn ausgesandtes Heer schlug er mit weit geringerer Macht. Sogar die Hauptstadt des Reiches, Bagdad, griff er an; zum Glück bestanden aber seine Räuberschaaren größtentheils aus Beduinen, welche mehr aufs Plündern als aufs Erobern ausgingen, und deshalb lieber von dem gut befestigten Bagdad gegen die ehemalige

Residenz Samarah zogen. Nachdem sie diese zerstört und in den Gegenden um den Euphrat eine Zeit lang gehaust hatten, wandten sie sich nach Arabien. Sie eroberten die heilige Stadt Mekka, tödteten daselbst über 30,000 Menschen, plünderten die Kaaba aus und nahmen den schwarzen Stein derselben mit nach der Stadt Hedscher, wo Abu Thaher seine Residenz aufschlug. Der Stein ward erst einundzwanzig Jahre später wieder nach Mekka zurückgebracht, bei welcher Gelegenheit man ein Stück davon abschlug und in die Schwelle des Khalifen-Palastes zu Bagdad einsetzte. Dies hatte für den Khalifen den Vortheil, daß er auch von den Ketzern oder Schiiten wenigstens das äußere Zeichen der Verehrung erhielt; denn jeder, der seitdem den Palast betrat, glaubte eine schwere Sünde zu begehen, wenn er nicht niederfiel und die Schwelle küßte. Uebrigens behauptete sich Abu Thaher bis zu seinem Tode (943) im Besitz eines Theiles von Arabien und Irak. Während so der Khalif nicht einmal die Hauptprovinzen des Reiches gegen Raub und Mord zu schützen vermochte, brachen in der Residenz selbst die heftigsten Bewegungen aus, und im Norden erhoben sich zwei neue Dynastieen. Als nämlich die Karmaten Bagdad bedrohten (929), half sich der Führer der Leibwache, Munis, gegen das Toben der Soldaten und des Volkes damit, daß er den Khalifen preis gab. Er zwang ihn abzudanken, erlaubte den Türken die Plünderung des Palastes, und erhob Moktader's Bruder, Kaher, auf den Thron. Der abgesetzte Khalif ward dem schlauen Munis übergeben, der dann drei Tage später andere Soldaten, auf welche er bauen konnte, an sich zog, und von ihnen den Palast stürmen ließ. Nachdem er während dieser Gräuelscenen sich wohlbedächtig verborgen gehalten hatte, ließ er sich von den Soldaten zwingen, Moktader wieder als Khalifen einzusetzen. Kaher ward seiner Stiefmutter zur Aufsicht übergeben.

Die erwähnten neuen Dynastieen, welche zu Moktader's Zeit sich mächtig erhoben, waren die Hamadaniden oder Thalebiden in Mesopotamien und Syrien und die Deilemiten im Lande Ghilan. Von den Letzteren wird weiter unten die Rede sein; was aber die Ersteren betrifft, so haben sie, obgleich ihr Gebiet klein war, doch für die Weltgeschichte eine Bedeutung erhalten. Ihr Stifter Hamadan war ein Araber aus dem Stamme Thaleb, und erscheint um das Jahr 892 als Herr der Stadt Mareddin im Dienste des Khalifen Motadhid. Er gerieth nachher mit Letzterem in Zwist und ward gefangen genommen. Ueber ihn erfahren wir dann nichts weiter. Seinem Sohne, Abul Hidschia, ertheilte der Khalif Moktaf nicht allein eine Anführerstelle im Heere, sondern er gab ihm auch Aleppo, Diarbekr, Mosul und andere Orte als Lehen. Hidschia's Sohn, Abu Mohammed Hasan, später mit seinem Ehrentitel Nasr ed Daula d. i.

Beschützer des Reiches genannt, folgte seinem Vater 920 in der Herrschaft nach, und kam mit Moktader über die Zahlung eines jährlichen Tributs überein. Im Jahre 932 zerfiel Munis mit diesem Khalifen, den er drei Jahre vorher mit Mühe auf den Thron zurückgeführt hatte, und begab sich in der Absicht, denselben zu stürzen, nach der Stadt Mosul, die er zum Sammelplatz der Unzufriedenen machen wollte. Auf Moktader's Ersuchen verweigerte Nasr ed Daula dem Empörer den Eintritt in die Stadt; er war aber diesem nicht gewachsen und ward selbst von ihm auf neun Monate aus Mosul vertrieben. Munis sammelte sich hierauf ein großes Heer und brach mit demselben gegen Bagdad auf. Moktader wollte beim Herannahen der Feinde entfliehen, ließ sich aber von seinen Leuten bewegen, ihnen im Mantel Mohammed's, unter Begleitung der Geistlichkeit und mit Vortragung des Koran's entgegen zu gehen, weil er hoffte, daß Mitleid und Ehrfurcht für den Mann, der seit fast einem Vierteljahrhundert als das Haupt der Gläubigen angesehen worden war, seine Gegner entwaffnen werde. Allein alles half nichts, er ward von einigen afrikanischen Soldaten erschlagen, in deren Augen er als Abbaside der ärgste Ketzer war (932). Was man auch sonst von Moktader sagen mag, so fehlte es ihm doch nicht an trefflichen Eigenschaften. Besonders gereicht es ihm zur Ehre, daß unter seiner Regierung die Wissenschaften blühten, und daß einige der bedeutendsten arabischen Astronomen und Aerzte von ihm unterstützt wurden.

Munis stellte sich sehr betrübt über die Ermordung des Khalifen, erhob aber nicht den Sohn, sondern den Bruder desselben auf den Thron. Dies war der früher schon einmal auf drei Tage zum Khalifen eingesetzte Kaher. Der neue Herrscher begann seine Regierung mit scheußlichen Grausamkeiten gegen mehrere Verwandte, von denen er das Geständniß verborgener Schätze zu erpressen suchte. Er verfuhr überhaupt so, daß er das Schicksal verdiente, das ihm zu Theil ward. Munis gestattete ihm nämlich nichts als bloßen Sinnengenuß, und ließ ihn im Palaste aufs strengste bewachen. Der Khalif stiftete daher eine Verschwörung gegen ihn an, wurde aber verrathen und wäre umgebracht worden, wenn nicht, was unter solchen Umständen fast unerhört ist, Munis plötzlich Gewissenszweifel empfunden hätte. Dieser verschonte die von Kaher gewonnenen Leute, und wurde dafür auf Betreiben des Letzteren von ihnen umgebracht. Jetzt erst, da Kaher allein regierte, zeigte sich, wie elend er sei; auch konnte er sich nur kurze Zeit behaupten. Er lohnte jenen Leuten mit Undank, der von ihm abgesetzte Vezier Ibn Mokla hetzte dieselben gegen ihn auf, und Kaher wurde mit leichter Mühe von ihm gestürzt (934). Doch schien er so unbedeutend, daß man ihn nicht umbrachte. Er lebte noch

viele Jahre als ein merkwürdiges Beispiel, wie nahe sich auf der Welt das Höchste und das Tiefste stehen. Ibn Mokla ließ ihn mit glühenden Eisen blenden und in einen Kerker werfen, aus welchem er erst nach zehn Jahren wieder entlassen wurde. Dann lebte er bis zu seinem Tode (950) im größten Elend, so daß er sein Brod erbetteln mußte. In Lumpen gekleidet stand er Freitags vor der Moschee, und bat die Eintretenden um ein Almosen. „O Menschen", rief er, „erbarmt euch meiner, ich war einst euer Khalif, und bin jetzt einer von euren Bettlern!" Während seiner kurzen Regierung erhob sich die neue Dynastie der Buiden.

Im Lande Deilem d. h. in den schwer zugänglichen Gebirgen, welche die am kaspischen Meere gelegene Provinz Ghilan südlich begrenzen, hatte sich nicht nur der alte persische Feuerdienst erhalten, sondern es suchten und fanden dort auch viele verfolgte Aliden eine Zuflucht. Diese behaupteten sich in dem steilen Gebirge zwar unabhängig, versuchten aber lange Zeit vergebens, sich auch außerhalb desselben festzusetzen. Erst vom Jahre 913 an gelang es ihnen, Ghilan und einige andere benachbarte Länder zu erobern und dort ungefähr dreizehn Jahre lang ein eigenes Reich zu stiften. Die Beherrscher dieses Reiches werden Deilemiten genannt. Sie erlitten das gewöhnliche Schicksal orientalischer Reiche: ihre Untergebenen rissen sich los und gründeten eigene Herrschaften. Einer ihrer Statthalter, Mahkam, der sich in Dschordschan zum Regenten aufwarf und Tabaristan eroberte, gerieth mit den benachbarten Samaniden in Krieg und ward von ihnen vertrieben. Einer der samanidischen Feldherren, Mardawidsch, benutzte diese Gelegenheit, um sich (927—935) Deilem, Ghilan, Tabaristan und einige andere Länder zu unterwerfen. Er ward der Stifter eines neuen Herrschergeschlechts, welches sich den Namen der Ziaden gab, und bald in den Buiden gefährliche Nebenbuhler erhielt. Drei Söhne des militärischen Abenteurers Buja nämlich, welcher angeblich von den alten persischen Königen abstammte, Ali, Hasan und Ahmed, dienten eine Zeit lang unter Mardawidsch, eroberten in seinem Auftrag ganz Farsistan (934), setzten sich dort fest und gründeten unter dem Namen der Buiden eine neue persische Dynastie. Sie wurden von dem Khalifen Rhadi, welcher auf Kaher gefolgt war, als Vasallen anerkannt und erhielten das Recht, Münzen zu schlagen und die von ihnen eroberten Länder nach eigenen Gesetzen zu verwalten. Zehn bis elf Jahre später ertheilte ihnen der Khalif Mostakfi besondere Ehrentitel, nach denen man sie in der Geschichte gewöhnlich benennt. Ali ward Emad ed Daula d. i. Stütze des Reichs genannt, Hasan hieß Rokn ed Daula d. i. Säule des Reichs, Ahmed Moëz ed Daula d. i. Beglücker des Reichs. Sie

breiteten sich auf Kosten der Samaniden, die in Khorasan herrschten, und der Ziaden, welche damals außer Deilem noch Ghilan und Tabaristan inne hatten, bald weiter aus. Die zwei ältesten von den Buiden theilten sich in die eroberten Länder, und zwar so, daß zuerst der Eine, Emad ed Daula, und nach dessen Tode der Andere, Rokn ed Daula, den ersten Rang und die Oberherrschaft hatte. Emad ed Daula erhielt Farsistan und schlug seinen Wohnsitz in Schiras auf, Rokn ed Daula aber ward Herrscher im persischen Irak und machte die Stadt Rei zu seiner Residenz. Der Dritte, Moëz ed Daula, besetzte den Westen von Khusistan, und erhielt, wie wir sogleich sehen werden, eine höchst wichtige Stellung am Hofe des Khalifen.

In Bagdad war zu derselben Zeit, als die Buiden Farsistan eroberten, der elende Kaher gestürzt und Moktader's Sohn, Rhadi, auf den Thron erhoben worden (934). Dieser fand das Khalifat in einem so kläglichen Zustande, daß er sich nur auf außerordentliche Weise helfen konnte. Der alte Glanz und die einst so ehrwürdige Majestät der Khalifen war, wie der arabische Geschichtschreiber Abulfeda sich ausdrückt, fast auf ein Nichts heruntergebracht; denn dem Beherrscher der Gläubigen waren fast alle Provinzen entrissen worden, und selbst in der Hauptstadt des Reichs besaß er kaum einige Gewalt. Die Schatzkammer war leer, und die Beherrscher der Statthalterschaften entrichteten den jährlichen Tribut entweder gar nicht mehr oder nur auf eine sehr unregelmäßige und unzuverlässige Weise. In dem fast schon 200 Jahre unabhängigen Spanien entfaltete gerade damals Abd Errahman III. den größten Glanz der ommejadischen Macht. In Syrien und Aegypten ward fast zu derselben Zeit, als Rhadi die Regierung antrat, die Herrschaft der Ikschiden gegründet. Das übrige Afrika und die Insel Sicilien gehorchten den Fatimiden. Einen großen Theil von Arabien hatten die Karmaten inne. Im östlichen Syrien und in Mesopotamien herrschten die Hamadaniden. Baßra und Waset waren im Besitz des Türken Ibn Rayek. Im östlichen Khusistan behauptete sich eine kleine Dynastie, welche wegen der von ihnen verwalteten Stelle eines Schabih al Barid oder Reichspostmeisters den Namen der Bariden führte. Farsistan war den Buiden zugefallen, welche bald nachher ihre Macht auch nach dem Norden hin weiter ausbreiteten. Khorasan und Kerman endlich besaßen die Samaniden, Tabaristan, Deilem und Ghilan aber die Ziaden. Die Lage des neuen Khalifen war um so trauriger, da er durch die Leibwache sehr bald genöthigt wurde, den gewandten und schlauen Vezier Ibn Mokla, der ihm zum Throne verholfen hatte, zu entfernen. Er sah sich daher nach einer festen Stütze um, und suchte sich vor Allem einen Freund zu verschaffen, der mit Waffengewalt wenigstens die nothwendigsten

Steuern beitreiben könnte. Dies brachte ihn auf den, je nachdem man die Sache ansieht, glücklichen oder unglücklichen Gedanken, sich selbst nur auf die geistlichen Angelegenheiten zu beschränken, wie er denn der letzte Khalife war, der vor dem Volke predigte; auch der letzte, von dem eine Gedichtsammlung herrührte, aus deren Resten man noch seinen frommen Sinn und seine beschauliche Natur erkennt. Die ganze weltliche Regierung dagegen übertrug er einem einzigen Manne, welcher den Oberbefehl über alle Truppen und die Oberaufsicht über die Einnahmen führen und als Reichsverweser oder Stellvertreter des Khalifen zugleich mit diesem im Gebet genannt werden sollte. Zu dem neuen Amte berief Rhadi den Beherrscher von Waset und Baßra, Ibn Rayek, und gab ihm den Titel Emir al Omra (genauer al Umara), d. i. Fürst der Fürsten. Mit der Errichtung dieses Amtes nahm die Geschichte des Khalifats eine neue Wendung; denn der Khalif selbst trat von jetzt an in den Hintergrund, und der Emir al Omra ward der alleinige Herrscher und Gebieter.

Ibn Rayek hatte, als er sich nach Bagdad begab, seine Besitzungen in Waset und Baßra nebst den dort liegenden Truppenabtheilungen einem anderen Türken, Bakham, anvertraut. Dieser trachtete sogleich nach seines Herrn Stelle und verband sich deshalb mit dem ehemaligen Vezier Ibn Mokla (938). Die Sache wurde jedoch bald entdeckt, und Ibn Mokla büßte den verunglückten Versuch mit einer martervollen Strafe und mit dem Tode im Kerker. Auf diese Weise endete ein Mann, der nicht nur als Dichter gepriesen wird, sondern auch dadurch berühmt ist, daß er die arabische Currentschrift erfunden hat, welche an die Stelle der alten kufischen Lettern trat und bis zum heutigen Tage gebräuchlich geblieben ist. Bakham ließ sich durch Ibn Mokla's Schicksal nicht abschrecken; er zog mit seinen Truppen gegen Bagdad, vertrieb Ibn Rayek, und ward an dessen Stelle zum Emir al Omra ernannt. Der Khalif Rhadi starb zwei Jahre nachher (940), und Bagdad erlitt nach seinem Tode alle die Uebel, welche eine Soldatenherrschaft mit sich führt. Bakham versammelte zur Wahl eines neuen Herrschers die ersten Männer der Stadt nebst den Rechtsgelehrten, den Geistlichen, den Richtern und den anwesenden Abbasiden und Aliden, plünderte aber, während diese sich beriethen, den Palast der Khalifen rein aus. Dem neu erwählten Khalifen, Mottaki, einem Bruder Rhadi's, setzte er einen Oberkammerherrn zur Seite, der gleich einem Kerkermeister ihn im Palaste strenge bewachen mußte. Kurze Zeit nachher (941) starb Bakham, und der Khalif bemächtigte sich sogleich der von ihm hinterlassenen Schätze. Er konnte derselben aber nicht froh werden, weil schon ein anderer Geier nach der Beute haschte. Obeidallah, das damalige Haupt der Bariden, suchte das

Emirat in seine Gewalt zu bringen. Er drang in Bagdad ein, behandelte aber die Einwohner so hart und grausam, daß er schon nach wenigen Tagen wieder von denselben vertrieben wurde. Nun ward der Türke Kutekin zum Emir al Omra ernannt. Auch dieser behauptete sich nur kurze Zeit. Der von Bakham gestürzte Ibn Rayek, der sich in Syrien eine kleine Herrschaft gebildet hatte, erschien plötzlich mit seinen Truppen, nahm Kutekin gefangen, und warf sich zum zweiten Male als Emir al Omra auf. Er war jedoch dem Bariden Obeidallah nicht gewachsen, welcher kurze Zeit nachher mit einer bedeutenden Heeresmacht vor Bagdad erschien, um sich an den Einwohnern zu rächen. Der Khalif mußte nebst seinem Emir al Omra die Flucht ergreifen und Obeidallah wüthete in Bagdad fast vier Monate lang mit unerhörter Grausamkeit. Die Vertriebenen flüchteten sich zu dem Hamadaniden Abu Mohammed, der in Mosul herrschte, und an seinem Bruder Abul Hasan, dem Beherrscher von Aleppo, eine treffliche Stütze hatte. Abu Mohammed ließ den Emir Ibn Rayek ermorden, den Khalifen aber durch seinen Bruder Abul Hasan nach Bagdad zurückführen, von wo Obeidallah ohne Schwierigkeit vertrieben wurde (942). Abu Mohammed erhielt dafür zum Dank das Amt des Emir al Omra, seine Tochter ward mit dem Sohn des Khalifen vermählt und er selbst mit dem Titel Nasr ed Daula, d. i. Schützer des Reichs, sein Bruder Abul Hasan aber mit dem Namen Seif ed Daula, d. i. Schwert des Reichs, beehrt. Der neue Emir ließ sich vom Khalifen unter der Form einer Mitgabe, die bei der Vermählung von Nasr ed Daula's Tochter mit Mottaki's Sohne der Letztere von seinem Vater erhielt, eine so ungeheure Summe geben, daß der Khalif mit seinem baaren Gelde nicht ausreichte, und daher seine und sogar seiner Mutter Landgüter verkaufen mußte. Dies erbitterte die türkischen Truppen, welche wegen ihres Soldes besorgt wurden und überhaupt nicht geneigt waren, Anderen einen Raub zukommen zu lassen. Sie plünderten daher, sobald Nasr ed Daula nach Mosul gegangen war, das Haus desselben und nöthigten seinen Bruder zur Flucht. Dem Khalifen blieb jetzt nichts übrig, als sich den Türken in die Arme zu werfen; er erklärte daher ihren Anführer, Turun, zum Emir al Omra (943). Dieser behandelte ihn so hart und tyrannisch, daß Mottaki die erste Gelegenheit ergriff, aus Bagdad zu entfliehen. Er nahm seine Zuflucht zu den Hamadaniden, die aber ihre Kräfte lieber zur Erweiterung ihres eigenen Reiches, als zur Beschirmung der unsicheren Herrschaft in Bagdad verwenden wollten. Sie nahmen den Khalifen zwar in Mosul auf, behandelten ihn aber gleichgültig und unterstützten ihn nur mit einem unbedeutenden Heere, das von Turun geschlagen wurde. Mottaki begab

sich daher von Mossul nach Rakka, wo er mit Turun Unterhandlungen anknüpfte. Dieser wollte ihn jedoch nur ins Netz locken. Im Vertrauen auf einen von Turun beschworenen Vertrag kehrte Mottaki nach Bagdad zurück, ward hier von dem Verräther abgesetzt, geblendet und ins Gefängniß geworfen (944).

Während so das weltliche Reich ein Spielball roher Soldaten und kühner Abenteurer geworden war, diente das geistliche der Streitsucht und Eitelkeit der Gottesgelehrten als Zankapfel. Der Islam erlitt das Schicksal aller Religionen und seine Geschichte bestätigt die Wahrheit eines alten Erfahrungssatzes. Sobald nämlich in Folge der höheren Verstandesbildung die Religion aufgehört hat, eine Sache des Glaubens und des Herzens zu sein, und in einen Gegenstand des bloßen Begriffes und der Spitzfindigkeit umgewandelt worden ist, dann wird sie von der Schule und den Gelehrten abhängig, und bleibt für das Leben selbst fast nur noch ein Mittel und eine Form. Auch werden dann die Orthodoxen meistens Formenmänner, und gerathen sowohl dadurch, als durch den Geist der Zeit überhaupt in Nachtheil gegen ihre Gegner, während die Apostel des Unglaubens den Vertheidigern des Glaubens stets unterliegen, sobald auf die einfache Wahrheit zurückgegangen wird. Schon am Ende des achten Jahrhunderts waren unter den Sunniten oder Rechtgläubigen, zu welchen auch die Abbasiden gehörten, vier Hauptsecten entstanden, die Hanifiten, Malekiten, Schafeïten und Hanbaliten, von denen die Ersteren als die Rationalisten unter den Mohammedanern anzusehen sind. Diese Secten zankten und stritten unter einander aufs heftigste, und eiferten um so leidenschaftlicher für ihre Meinungen, jemehr der Gegenstand ihres Streites für die Religion selbst und für das Wohl der Menschheit gleichgültig war. Unter dem Khalifen Moktader z. B. zankte sich das Haupt der frömmelnden Hanbalitischen Schule, Abu Bekr Marwaz, mit anderen Gottesgelehrten darüber, ob eine gewisse Stelle des Koran's bedeute, daß der Prophet am jüngsten Tage neben Gott auf dem himmlischen Thron sitzen werde, oder daß er dann bei Gott ein Mittler und Fürsprecher für die Gläubigen sein werde. Diese Streitfrage setzte nicht allein alle Schulen und Gelehrten in Athem, sondern sie ward auch in den öffentlichen Versammlungen und Gesellschaften verhandelt, und erfüllte die Straßen von Bagdad mit Verwirrung und Mord. Im Jahr 935 gingen die Hanbaliten in ihrer fanatischen Frömmelei sogar so weit, daß sie, um das Sittenverderbniß zu heilen, in Bagdad mit den Waffen über ihre Gegner herfielen, in die Häuser einbrachen, allen vorgefundenen Wein ausschütteten, alle musikalischen Instrumente zerschlugen, die Kaufläden ausplünderten und zerstörten u. dgl. m. Mehrere tausend Menschen verloren über

die zuvor erwähnte dogmatiſche Streitfrage das Leben, und die Behörden vermochten lange nicht dem gräßlichen Unfuge Einhalt zu thun.

Nach dem Sturze Mottaki's dachte Turun ſogleich an die Wiederbeſetzung des erledigten Thrones. Moſtakfi, der Sohn des im Jahre 907 geſtorbenen Khalifen Moktaf, ließ ſich von der nicht nur zu einem bloßen Namen herabgewürdigten, ſondern auch gefährlich gewordenen Khalifen-Würde anlocken, und erkaufte ſich mit ſeinem vielen Gelde viel Unglück (944). Turun ſtarb bald nachher, und die Türken ſetzten einen anderen von ihren Führern, Zeirad, zum Emir al Omra ein. Was für ein Mann dieſer war, und auf welche Weiſe die Türken in dem ſeither zwar despotiſch, aber doch immer noch mit einer gewiſſen Form und Rückſicht verwalteten Khalifen-Reiche ſchalteten, kann man daraus abnehmen, daß Zeirad als Anführer der Leibwache einem gefürchteten Straßenräuber gegen die monatliche Entrichtung von 15,000 Goldſtücken Sicherheit und Schutz verbürgte, und dieſes Geld auch regelmäßig bezog. Behaupten konnte ſich der ſchändliche Menſch freilich nur wenige Monate, weil der Buide Moëz ed Daula, welcher kurz vorher die im Oſten von Bagdad gelegenen Landſtriche erobert hatte, auf einmal mit einem ſtarken Heere vor der Hauptſtadt des Reiches erſchien. Die Türken entflohen bei ſeiner Annäherung und der Khalif hielt ſich eine Zeit lang verſteckt, kam aber bald wieder zum Vorſchein und trat mit dem Buiden in Unterhandlung. Er begrüßte ihn als ſeinen Befreier, ſetzte ihn mit ganz neuen Vorrechten als Emir al Omra ein, und ertheilte ihm und ſeinen beiden Brüdern die bereits oben angegebenen Ehrentitel (945). Durch die Erhebung des Moëz ed Daula zum Emir al Omra wurden wichtige Veränderungen herbeigeführt. Die Buiden machten dieſe Würde in ihrer Familie erblich; es traten alſo jetzt die Perſer, welche ohne allen Zweifel beſſer waren, als die Türken, an die Stelle der Letzteren, und das Khalifat wurde ſo herabgedrückt, daß eine Zeit lang die Inhaber dieſer Würde durchaus nichts weiter als die Ehre des Namens, das Geſchäft des Betens in der Hauptmoſchee und das Recht die Diplome zu unterſchreiben behielten. Die Regierung ſelbſt lag ganz und gar in den Händen der Emirs al Omra; dieſe zogen auch alle Gelder des Staates ein, und ſchon Moëz ed Daula ſetzte dem Khalifen für ſich und ſeinen Hofſtaat eine tägliche Einnahme von nur 1600 bis 1700 Gulden aus, ein armſeliges Almoſen, wenn man an die Prachtliebe des Orients, an den Reichthum der mohammedaniſchen Länder und an den ehemaligen Glanz der Beherrſcher derſelben denkt. Das arabiſche Sprichwort: „Er hat nichts als die Chotba (d. i. die Ehre im Gebet genannt zu werden) und das Münzrecht" bezeichnet die jämmer-

liche Lage der Khalifen. Erst ungefähr fünfzig Jahre später fing das Khalifat an, sich von neuem zu heben.

12. Geschichte der mohammedanischen Dynastieen in Asien von der Mitte des zehnten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.

Die Geschichte des Khalifats während des Emirats der Buiden dreht sich nicht um die Khalifen, sondern um die Buiden und die anderen Dynastieen in Asien. Uebrigens folgte auf Mostakfi, welchen Moëz ed Daula schon 946 absetzen ließ, zuerst Moktader's dritter Sohn, Mothi (Almuti), von 946—974, dann dessen Sohn Thaji von 974—991, hierauf ein Enkel Moktader's, Khaher, von 991—1031, und schließlich der Sohn des Letzteren, Kajem (Elkaim) Beamrillah, von 1031—1075. Der Zustand des mohammedanischen Orients bietet während dieser Zeit eine höchst erfreuliche Seite dar. Alle Dynastieen, die Buiden, Samaniden, Hamadaniden, Fatimiden und die damals neu entstehende Herrscherfamilie der Ghasnawiden handelten nach Grundsätzen, welche von denen der heutigen türkischen und persischen Regierungen unendlich weit entfernt waren. Alle richteten eine geordnete Staatsverwaltung ein und wetteiferten mit einander in der Unterstützung der Künste und Wissenschaften. Von den Grenzen Indiens und der Tartarei an bis in das Innere von Afrika und bis nach Sicilien und Spanien wurde eine Kette von Pflanzschulen der höheren geistigen Bildung gestiftet. Zwischen diesen fand ein ununterbrochener Zusammenhang und Verkehr Statt, der durch die Leichtigkeit der Communication sehr befördert ward; denn es gab schon seit der Blüthezeit der Abbasiden gut gebaute Landstraßen, man sorgte überall für die Anlage von Karawanserais oder Herbergen und für die Unterhaltung der Brunnen in der Wüste, es bestand schon seit der Zeit des Khalifen Muawia eine förmliche Posteinrichtung, und die Regierungen hatten außerdem noch eigene Staats-Couriere zu Fuß angestellt, welche mitunter acht bis zehn Tage hinter einander etwa zehn deutsche Meilen täglich zurücklegten. Einzelne Männer studirten oder lehrten nach einander an den Hauptlehranstalten der verschiedenen Dynastieen, und große Gelehrte fanden trotz der Feindseligkeiten zwischen den Herrschern überall Aufnahme und Schutz. In allen bedeutenderen Städten wurden Bibliotheken angelegt, die ihrem Umfange nach zum Theil sogar den gleichen Anstalten der mächtigsten Staaten des neueren Europa zur Seite gestellt werden könnten. Die allgemein herrschende hohe Achtung für Bildung und Gelehrsamkeit wirkte sogar in einem bei Mohammedanern sehr auffallend günstigen Grade auf die Toleranz gegen Christen und Feueranbeter ein. So waren z. B. fast alle

Leibärzte Feueranbeter, und eben derselben Religion gehörte auch bis zu ihrem Tode der Kabinetssecretär der beiden ersten buidischen Emirs an, welcher nicht nur alle Decrete ausfertigte, sondern auch die Privatcorrespondenz seiner Herren führte.

Die Buiden, deren Geschichte zuerst ihren Hauptzügen nach anzugeben ist, waren Schiiten, und schon Moëz ed Daula würde deshalb nach Mostakfi's Sturz einen Aliden auf den Thron von Bagdad erhoben haben, wenn er sich nicht durch seine Freunde hätte überzeugen lassen, daß die Verdrängung der Abbasiden eine zu bedenkliche Sache sei. Moëz führte übrigens bis zu seinem Tode (967) fast beständig Krieg mit den Hamadaniden Nasr und Seif ed Daula. Sein Sohn, Bochtejar Azz ed Daula, ward 978 von seinem Vetter Adhad ed Daula, dem Sohne Rokn ed Daula's, gestürzt, welcher auch des kinderlosen Emed ed Daula's Land erbte, und so die Macht der Buiden in seiner Person vereinigte. Dieser mußte zwar das von seinem Vater hinterlassene Land mit seinen zwei Brüdern, Mujad ed Daula und Fakr ed Daula, theilen, besaß aber als Erstgeborner die Oberlehensherrschaft, führte als Emir al Omra die Vormundschaft über den Khalifen und nannte sich Schahin Schah oder König der Könige. Zwischen den drei Brüdern entstand jedoch ein heftiger Zwist, weil Adhad den einen, Mujad, auf Kosten des anderen, Fakr, begünstigte. Nach Adhad ed Daula's Tode zeigten sich die gewöhnlichen Folgen der im Orient zu allen Zeiten einheimischen Herrschsucht sowie der Unbestimmtheit der Erbfolge. Seine Söhne und die Söhne Bochtejar's geriethen mit einander in Streit, und ihre aus Türken und Deilemiten bestehenden Miethstruppen wurden die eigentlichen Herren des Reichs, bis endlich im Jahre 1055 die Seldschukken der Herrschaft der Buiden ein Ende machten.

Wenden wir uns von diesem Ueberblick der buidischen Geschichte zur Betrachtung des Ganges derselben im Einzelnen, so zeigt sich diese Dynastie als eine für die menschliche Cultur besonders wichtige Herrscherfamilie. Unter den ersten Buiden entwickelte sich in Persien eine neue Blüthe der Cultur, und obgleich zu eben derselben Zeit auch in den übrigen mohammedanischen Reichen die Wissenschaften einen außerordentlichen Aufschwung nahmen, so war doch seitdem der Hauptglanz über Persien verbreitet. Schiras, Ispahan, Kermanschah und Hamadan (bei den Alten Ekbatana) wetteiferten mit den Hauptstädten der anderen Reiche nicht nur durch Reichthum und Größe der Bevölkerung, sondern auch durch gelehrte Schulen und Bibliotheken. Auch zeichneten sich die ersten Buiden durch die Erkenntniß der ihren Verhältnissen angemessenen Weise der Staatsverwaltung und Rechtspflege vor den übrigen Dynastieen aus. Namentlich hüteten sich die tüch-

tigeren Regenten des buidischen Hauses, gleich ihren Nachbarn fremde und barbarische Söldner in Dienst zu nehmen, weil diese gewöhnlich durch ihre Zahl und Habgier auch die reichsten Schatzkammern erschöpften, die Unterthanen zur Verzweiflung brachten und wegen der Herrschsucht ihrer Anführer den Regenten selbst gefährlich wurden. Aus diesem Unterschiede muß es auch wohl vorzugsweise erklärt werden, daß die Herrschaft der Buiden noch über fünfzig Jahre länger fortbestand, als die der Samaniden, und nicht durch innere Bewegungen, sondern durch die überwiegende Macht äußerer Feinde vernichtet wurde. Dazu kam freilich noch ein verhängnißvoller Zwiespalt, indem die Buiden der schiitischen Richtung im persischen Sinne anhingen, dieselbe jedoch nicht immer kund gaben, da sie doch mitunter als Vertreter des Khalifats auf die Sunniten Rücksicht nehmen mußten.

Moëz ed Daula zeichnete sich allerdings als Emir al Omra durch offene Härte gegen den Khalifen und gegen die Sunniten aus, und sein Nachfolger Bochtejar ging sogar darin noch weiter. Der Erstere ließ alle diejenigen, welche einst die Nachkommen Mohammed's vom Khalifat verdrängt hatten, öffentlich verfluchen, und mißbrauchte seine Gewalt zu förmlichen Verhöhnungen der Sunniten, deren Zahl im westlichen Asien weit bedeutender war, als im Osten. Er umgab sich mit einer türkischen Garde, mißhandelte den Khalifen, verkaufte die wichtigsten Aemter und verwendete die eingenommenen Gelder nicht auf den Krieg mit den Byzantinern, welche damals bis nach Syrien und Mesopotamien vordrangen, sondern auf seine Schwelgereien. Sein Bruder, Rokn ed Daula in Persien, war ein viel besserer Regent und erweiterte auch durch glückliche Kriege seine Herrschaft. Rokn's Sohn aber, Adhad ed Daula (976—983), war unstreitig der größte von allen Buiden und einer der größten Regenten von Asien überhaupt. Er herrschte nach dem Sturze seines Vetters Bochtejar nördlich bis Nisibis und südlich am Euphrat und Tigris herab bis zu den Bergen, welche Mekran von Kerman und Sedschestan trennen; Bagdad, das kurz vorher tief gesunken war, blühte unter ihm neu auf. Er erließ den Einwohnern dieser Stadt die Steuern auf mehrere Jahre, errichtete dort, wie in seiner Residenz Schiras, ein großes Krankenhaus, zog Dichter und Gelehrte an seinen Hof, unterstützte die Lehranstalten mit freigebiger Hand, gestattete den Christen volle Duldung, munterte sie sogar auf, ihre Kirchen neu zu bauen, und bestritt, wenn ihnen die Mittel dazu fehlten, die Kosten aus seiner eigenen Kasse. Selbst der Khalif Thaji erkannte seine Verdienste und verlieh ihm die bisher dem Oberhaupte der Gläubigen vorbehalten gebliebenen Rechte, an jedem dritten Freitag das öffentliche Gebet zu verrichten und täglich

die fünf Gebetstunden durch Paukenschlag vor dem Thore seines Palastes verkündigen zu lassen.

Während der Verwirrung, welche durch die Zwietracht der Nachkommen Adhad ed Daula's und ihrer Verwandten entstand, hoben sich die Khalifen allmählich aus dem Zustande der Erniedrigung hervor, in den sie seit dem Verluste der weltlichen Macht gesunken waren; sie mußten aber zuletzt noch das Aeußerste erdulden und wurden von einigen der letzten Buiden auf eine höchst unwürdige Weise behandelt. Der Khalif Mothi war nichts als der im Serail eingeschlossene Diener von Moëz und Bochtejar, und diese ließen ihm kaum den Lebensunterhalt zukommen. Auch sein Sohn Thaji, obgleich er sich, wie es scheint, einigen Antheil an der Regierung und größere Einkünfte verschaffte, verrichtete doch fast nur die Geschäfte des Betens und des Unterschreibens der Diplome. Thaji's Nachfolger, Kader, dagegen war als junger Mensch vor dem Hasse seines Vorgängers geflohen und hatte sich eine Zeit lang mit einer Räuberhorde umhergetrieben; er war also nicht im Palaste aufgewachsen und verweichlicht worden und zeigte deshalb auch in den schwierigen Verhältnissen, in denen er sich als Khalif befand, eine ungemeine Charakterfestigkeit. Er entzog sich während des Streites der Buiden unter einander dem Joche seines Emir's al Omra, und gewährte, als der berühmte persische Dichter Firdusi vom Hofe des ghasnawidischen Sultans Mahmud I. sich zu ihm flüchtete, demselben nicht allein Aufnahme und Schutz, sondern führte auch gegen den auf seine Macht pochenden seitherigen Herrn Firdusi's eine Sprache, welche ihm um so mehr Ehre macht, als es dem Haupte der Gläubigen vorzugsweise gebührte, das Talent und die Bildung zu beschützen. Sein Sohn und Nachfolger, Kajem Beamrillah, ward nachher, wie wir später sehen werden, durch die Erscheinung der seldschukkischen Türken ganz vom Joche der Buiden befreit.

Wenden wir uns von der Geschichte der Buiden und der von ihnen geknechteten Khalifen zu der Dynastie der Samaniden, so war diese unterdessen auf kurze Zeit ebenfalls zu Macht, Ansehen und Glanz gelangt. Obwohl ihre Häupter sich vom Hause der Sassaniden ableiteten, lebten sie doch mehrere Generationen hindurch arm und abgehärtet, so daß man sagt, sie hätten sich hölzerner Steigbügel bedient. Als sie jedoch zur Macht gelangt waren, blühte unter ihnen im Nordosten des früheren persischen Reiches, in Khorasan und Turkestan, die alte Herrlichkeit und Bildung wieder auf, durch welche diese Länder sich früher bereits zweimal, in der baktrischen Urzeit und nach Alexander's des Großen Tode, ausgezeichnet hatten. Die samanidische Residenz Bochara (Bukhara) und die Städte Samarkand, Balkh,

Merv, Nischapur und Herat wurden die Mittelpunkte eines weit ausgedehnten Handelsverkehres und die Sitze der Industrie, Gelehrsamkeit und Kunst, und einige derselben erhielten eine Bevölkerung von 700,000 bis 1½ Millionen Menschen. In den Bazars von Bochara und Samarkand sah man in reicher Auswahl Gewebe von Kaschmir, Seide von China, nordisches Pelzwerk, Stahlwaaren von Damaskus und schöne, gewandte, persische Sklaven. Von den Herrschern der samanidischen Dynastie war der Besieger Amru's des Sassaniden, Ismael, den man als eigentlichen Gründer derselben ansehen muß, unstreitig der vorzüglichste. Sein Sohn und Nachfolger, Ahmed (907—914), stand als Regent weit hinter ihm zurück, war aber als Feldherr ausgezeichnet und breitete nicht allein durch Eroberungen die Grenzen des Reiches aus, sondern traf auch verschiedene Einrichtungen, um den kriegerischen Geist in seinem Volke zu erhalten. Es verdient als ein Zeichen des Unterschiedes der Regierungsgrundsätze, welcher zwischen dem samanidischen Reich und anderen Despotieen bestand, besonders hervorgehoben zu werden, daß Ahmed auf eine freundlichere Art, als sonst im Orient zu geschehen pflegt, im Staate und in seiner Familie die Ordnung zu erhalten suchte. Er gewährte nämlich, dem Gebrauch orientalischer Höfe zuwider, den Prinzen seines Hauses unbeschränkte Freiheit und sogar einen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten; sein Oheim Ischak z. B. verwaltete die Provinz Samarkand, und als derselbe sich zum unabhängigen Herrscher machen wollte, entfernte ihn Ahmed zwar von dort, setzte ihn aber, sobald seine eigene Macht fest gegründet war, wieder als Statthalter dieses Landes ein. Wenn man hierin den Charakter orientalischer Despotieen nicht erkennt, so zeigt er sich dagegen in der Geschichte von Ahmed's Ende um so deutlicher; dieser schlug eines Abends nicht ohne schlimme Ahnungen an einer unbewachten Stelle sein Nachtlager auf und ward daselbst von seinen eigenen Sklaven, welche bestraft zu werden fürchteten, ermordet; sein gewaltsamer Tod war also das gewöhnliche Schicksal, sowie seine vorhergehende Angst die gewöhnliche Stimmung orientalischer Tyrannen.

Unmittelbar nach Ahmed's Ermordung zeigt sich der Beginn einer Periode, welche in allen militärisch-aristokratischen Reichen, die durch Soldaten zusammengehalten werden, früher oder später eintritt. Es versammelten sich nämlich die Anführer der verschiedenen Heerabtheilungen und setzten nach einer Art von Wahlverhandlung den achtjährigen Sohn des Ermordeten zum Herrscher ein. Dieser Prinz ist der berühmteste Fürst der samanidischen Dynastie, und sein Name Nasr oder vielmehr der ihm gegebene Beiname Emir es Said, d. i. der glückliche Fürst, ward in tausend Erzählungen und Liedern,

welche seine Gottesfurcht, Tapferkeit und Großmuth preisen, erhalten. Unter Nasr's Regierung (914—943) erlangte das Reich der Samaniden seine höchste Blüthe. Damals wurden Bochara, Samarkand, Balk und andere Städte Hauptsitze des Welthandels. Die Bebauung des Bodens erreichte einen fast unglaublichen Grad der Ausdehnung; es wurden aber auch in dem Lande Persien, welches am meisten durch seinen Mangel an großen Flüssen und durch die Seltenheit des Regens zu leiden hat, so viele Kanäle und Wasserrinnen gebaut, daß die Zahl derselben in dem Distrikt von Nischapur allein 12,000 betragen haben soll. In allen größeren Städten des Landes wurden die Wissenschaften mit einem Eifer betrieben, wie zu keiner Zeit vorher. Unter Nasr's Schutz wurden die Sternwarten und hohen Schulen von Bochara und Samarkand mit den gelehrten Anstalten von Alexandria und Damaskus in Verbindung gesetzt und daselbst durch Beobachtungen und Berechnungen die persischen Tafeln vorbereitet, welche nachher bis ins 15. Jahrhundert der mohammedanischen Astronomie zu Grunde lagen. Nasr's Freund war der berühmte Dichter Rudeki, der vorzüglichste Sänger seiner Thaten. Dieser Mann vereinigte in seinen Werken die Blüthe der arabischen, persischen und indischen Litteratur, welche schon seit längerer Zeit in innigem Zusammenhange standen. Er hat auch die berühmten indischen Fabeln des Bidpai, die schon unter dem Khalifen Mansur in's Arabische übertragen worden waren, in persischer Sprache als Thierepos bearbeitet, und in diesen Bearbeitungen sind sie den europäischen Völkern bekannt geworden. Nasr ist endlich noch durch seine Frömmigkeit für den Orient ebenso wichtig geworden, wie Ludwig der Fromme und Heinrich der Heilige für uns Deutsche. Wie nämlich diese beiden Regenten den Mönchsglauben in Deutschland befestigten, so verschaffte Nasr der verbundenen Zvroastrisch-braminischen Lebensansicht unter den sonst nicht fanatischen Schiiten des Orients Eingang; denn er ließ kurz vor seinem Tode ein zur Aufnahme und Andachtsübung frommer Männer bestimmtes Gebäude errichten, und soll dadurch nach Einigen die erste Veranlassung zur Entstehung der Derwische oder mohammedanischen Mönche gegeben haben. Andere freilich geben dieser Einrichtung ein höheres Alter; sie jedoch in die ersten Zeiten des Islam zu versetzen, ist jedenfalls unrichtig.

Nach Nasr ging das samanidische Reich schnell seinem Verfalle entgegen. Seine Nachfolger, Nuh I. und die Söhne desselben geriethen zugleich mit den Buiden und mit ihren eigenen Statthaltern in Khorasan in einen fortwährenden Zwist, während im Innern des Landes die Kriegsobersten über den Thron entschieden. Eine dieser militärischen Wahlversammlungen (961) führte den Untergang der

Samaniden herbei. Einer der Befehlshaber nämlich, der Türke Alptekin, hatte einen älteren Mann aus dem Herrscherhause vorgeschlagen, die anderen wählten aber lieber den minderjährigen Prinzen Mansur. Alptekin wurde nachher von Mansur an den Hof entboten, traute jedoch dem Rufe nicht und begab sich mit einer Schaar kühner türkischer Krieger über das Hindu-Kuh-Gebirge in das Land Kabul, um sich dort mit dem Säbel einen Besitz zu erwerben. Er bemächtigte sich der Feste Ghasna oder Ghisni in Afghanistan und es sammelten sich hier um ihn bald viele Abenteurer, denen das nahe Indien eine reiche Beute darbot, während die Festigkeit der Burg und die Steilheit der benachbarten Berge sie gegen den Angriff der Samaniden schützte. Auf diese Weise entstand an der Grenze Indiens eine neue mohammedanische Dynastie, welche den Namen der Ghasnawiden erhielt. Nach Alptekin's Tode wählten die Soldaten seinen Schwiegersohn, Sebekteghin, zum Regenten oder Sultan von Ghasna (975). Bald nachher starb der Samanide Mansur, und sein Sohn, Nuh II., mischte sich unglücklicher Weise in die Streitigkeiten der Buiden unter einander, während Sebekteghin nach Indien drang, dort durch Besiegung schwacher Radscha's und durch Plünderung reicher Pagoden mit leichter Mühe große Beute machte, eine Menge raubgieriger, aber auch tapferer Afghanen und Türken an sich zog, und auf solche Weise seine Macht bedeutend vermehrte. Der Samanide Nuh rief unterdessen durch seine Einmischung in die buidischen Händel Unzufriedenheit im Heer und Zwiespalt an seinem Hofe hervor, und ward noch dazu von dem Buiden, den er unterstützte, mit Undank belohnt. Endlich fiel auch der Statthalter von Khorasan, Abu Ali, von ihm ab und verband sich mit Harun Bagra-Khan, einem furchtbaren Häuptling tatarischer d. h. mongolischer und türkischer Horden, welcher von Kaschgar an bis nach China hin herrschte. Gegen diese Macht konnte Nuh nicht bestehen, zumal da ihn seine eigenen Leute treulos verließen. Sein Land ward von den Feinden besetzt und er selbst mußte sich verstecken. Ein unerwartetes Glück befreite ihn jedoch bald von seinen gefährlichsten Feinden: die rohen Nomadenhorden Bagra-Khan's erlagen dem Klima der Bucharei und den ungewohnten Genüssen der Hauptstadt Bochara, sie starben schaarenweise und die Uebrigbleibenden kehrten daher schnell wieder nach ihren Wüsten zurück (993). Nun zeigte sich der Samanide wieder und ward von seinen Unterthanen in Bochara und Samarkand mit Jubel aufgenommen. Allein zum Unglück verband sich sein treuloser Oberkammerherr Fajek mit Abu Ali und anderen Empörern, und diese neue Gefahr nöthigte ihn, bei dem Ghasnawiden Sebekteghin, welcher kurz vorher aus Indien zurückgekehrt war, Hülfe zu suchen.

Sebekteghin leistete die begehrte Hülfe, schlug und vertrieb Nuh's Feinde und erhielt zum Dank dafür das Land Khorasan. Abu Ali ward in diesem Kriege gefangen genommen und nachher von dem Ghasnawiden bis zu seinem Tode in Banden gehalten. Fajek dagegen floh in die Tatarei zu Bagra-Khan's Sohn, Ilek-Khan, und bewog diesen zu einem neuen Einfall in die Bucharei (995). Sebekteghin fand nicht rathsam, sich für eine fremde Sache in einen Kampf mit den Tataren einzulassen, und schloß, ohne Nuh zu befragen, mit Ilek-Khan einen Frieden, durch den das Reich der Samaniden mit Ausnahme von Bochara, welches Nuh behielt, zwischen Beiden getheilt wurde, und Fajek als tatarischer Vasall Samarkand erhielt. Bald nachher starben in einem und demselben Jahre Nuh und Sebekteghin (997), und ihr Tod rief sowohl bei den Ghasnawiden, als auch bei den Samaniden Streitigkeiten hervor.

Sebekteghin's beide Söhne, Mahmud I. und Ismael, stritten um den erledigten Thron, und in Bochara, wo Nuh's Sohn, Mansur, von den Großen erwählt worden war, geriethen die Letzteren unter einander in Zwist. Mahmud überwältigte bald seinen Bruder und herrschte darauf unter dem Namen eines Sultans 34 Jahre lang über das ghasnawidische Reich. Er trat sogleich mit dem von allen Seiten her bedrängten Samaniden in Unterhandlung. Dies schien dem herrschsüchtigen Fajek und den anderen Großen bedenklich; sie setzten daher Mansur ab und erhoben seinen Bruder, Abd Almalik, der noch ein Kind war, auf den Thron (999). Dadurch erhielt Mahmud einen gerechten Grund, das Reich der Samaniden an sich zu reißen. Er eroberte den größeren Theil desselben, während der andere von Ilek-Khan besetzt wurde (999). Zwar machte nachher der letzte Samanide, Montassir, noch einige Versuche, das Verlorene zu erkämpfen, er wurde aber vom Unglück verfolgt und fiel durch die Hand eines Mörders, welchem Mahmud statt des erwarteten Lohnes den Tod gab (1004). Der Ghasnawide ließ sich vom Khalifen mit den eroberten Ländern belehnen und bewies sich ihm nachher dafür erkenntlich, indem er alle Anträge der Fatimiden zu einer Verbindung gegen die Abbasiden zurückwies. Seine Hauptstadt Ghasna machte er zum glänzenden Sitze des reichsten Hofes; doch blühte dieselbe nur, so lange Mahmud lebte. Ghasna hat zwar wegen seiner hohen Lage ein gesundes Bergklima, aber ebendeshalb ist daselbst auch der Sommer überaus heiß, der Winter sehr streng und die Umgegend baumlos und öde. Auch sank die Stadt später so sehr herab, daß Ghasna jetzt nur ein kleiner Ort ist, dessen Einwohner aus einigen tausend armen Familien bestehen, und in deren Umgegend nur zwei Minarets, einige Grabmäler und Reste vom Damme Mahmud's die

ehemalige Pracht bezeugen. Ganz anders Bochara, die Residenz der Samaniden. Diese Stadt, welche zwar ein weniger gesundes Klima hat, aber in einer sehr fruchtbaren Gegend liegt, blühte auch im Besitze der Tataren; später bemächtigten sich ihrer die Seldschukken und machten sie zu einer glänzenden Residenz. Sie ward nachher die Hauptstadt der Dynastie der Chowaresmier und der Mongolen, und ist bis auf den heutigen Tag eine bedeutende Stadt geblieben.

Der Ghasnawide Mahmud warf nach dem Sturze der Samaniden sein Auge sogleich auf Indien, wo schon sein Vater Eroberungen gemacht hatte. Er unternahm im Ganzen zwölf Züge gegen dieses Land; auf dem ersten, im Jahre 1001, besetzte er Kabul und Peschauer, drang von da gegen den Indus vor und unterwarf sich ganz Multan und einen großen Theil der oberen Indus-Länder. Seine ersten Unternehmungen in Indien wurden durch den Tataren Ilek-Khan unterbrochen, welcher während der Abwesenheit Mahmud's in Khorasan einbrach und den größten Theil dieses Landes unterwarf. Mahmud führte sogleich seine Truppen gegen ihn und es entspann sich zwischen beiden Fürsten ein Kampf, in welchem nicht Heere gegen Heere, sondern Nationen gegen Nationen stritten. Ilek-Khan führte alle Horden seiner Steppen-Länder in die Bucharei und mit ihm vereinigte sich Kader-Khan, der mächtigste Herrscher derjenigen Tataren, welche die im Norden von Tibet gelegenen Gegenden von Khoten inne hatten. In der Nähe der Stadt Balkh kam es zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher Mahmud Sieger blieb. Er konnte denselben jedoch nicht zu einer ausgedehnten Verfolgung der Feinde benutzen, weil eine Verbindung aller Radscha's zwischen dem Indus und Ganges seine Gegenwart in Indien nothwendig machte (1009). Er eilte dahin und schlug die unzähligen Schaaren der Indier, welche Tausende von Elephanten in die Schlachtreihe führten. Vergebens bestieg der Radscha von Lahore den Scheiterhaufen, um den Seinigen die Hülfe Brama's und der alten Götter zu gewinnen; Mahmud zerstörte die uralten Tempel auf den Abhängen des Himalaya und am Flusse Sarasvati; er unterwarf sich in kurzer Zeit das ganze Pendschab und kehrte mit unermeßlichen Reichthümern nach Ghasna zurück. Gleich nachher wandte er seine Waffen gegen den Fürsten von Ghor, weil derselbe den durch sein Land gehenden so wichtigen Verkehr zwischen Indien und Ostpersien durch Plünderungen unsicher machte. Dieser Kriegszug beweist mehr, als alles Andere, des großen Mannes außerordentlichen Geist; denn seine gerühmte Sorge für Wissenschaft und Kunst hatte er mit den Buiden, den Samaniden und anderen Herrschergeschlechtern gemein, der Krieg gegen Ghor aber gehört zu jenen selteneren Unternehmungen, welche nur aus einer

tiefen Einsicht in die Verhältnisse der Welt hervorgehen. Mahmud eroberte das ganze Land Ghor und stellte dadurch eine Handelsverbindung wieder her, die für alle Völker der Erde von Wichtigkeit war. Seit dieser Zeit erhielten nicht nur der Kunstfleiß und Handel, sondern auch die wissenschaftlichen Bestrebungen im alten Baktriana und Sogdiana einen Umschwung, wie sie ihn in keiner anderen Zeit der zuverlässigen Geschichte gehabt hatten.

Mahmud zeigte sich sein ganzes Leben hindurch zugleich weise und mild und verleugnete diesen Charakter nur in seinen indischen Kriegen, weil es Feldzüge waren, die er gleichsam im Dienste seines unsichtbaren Gottes gegen scheußliche Götzen unternahm. Er breitete sein Reich nach und nach bis zum Ganges und zur Halbinsel Guzurate einerseits und bis nach Adserbeidschan andererseits aus. In Sedschestan stürzte er 1002 den letzten Soffariden; in den Gegenden des Dschihun-Flusses (des Oxus oder Amu) unterwarf er sich die Samaniden; auf der Südseite des kaspischen Meeres eroberte er die Länder der Ziaden, übergab sie einem von diesen als seinem Vasallen und verzieh demselben nachher einen doppelten Abfall. Auch den Buiden entriß er einen großen Theil ihrer Besitzungen. Den Fürsten von Gordschestan, einem Lande im östlichen Khorasan, behandelte er mit einer Rücksicht, die selbst den Eroberern der neueren Zeiten ganz unbekannt war: während nämlich sonst die Despoten des Orients immer die Güter unterworfener Fürsten in Besitz nahmen, bezahlte Mahmud dem durch ihn gestürzten Beherrscher von Gordschestan seine Domänen nach ihrem vollen Werthe. Auch das zwischen dem kaspischen Meer, dem Aral-See und dem Flusse Dschihun gelegene Land Chowaresmien wurde von Mahmud unterworfen. In Folge dieser Eroberung breiteten sich die Künste, die Wissenschaften und ein milderes Regierungssystem auch in den Steppen jenseits des Dschihun aus, bis tief in die Wüste hinein erhob sich eine Stadt neben der anderen, und selbst die rohen tatarischen Nomaden empfanden den Einfluß der moslemisch-persischen Religionslehre und Bildung. Dies zeigte schon Ilek-Khan's Charakter; denn man rühmt von diesem Tataren-Häuptling, daß er ein gottesfürchtiger Mann gewesen sei und die Wissenschaften und Gelehrten beschützt habe. Ebendasselbe geht aus dem glänzenden Siege hervor, welchen der Bruder und Nachfolger desselben, Tagan-Khan, über zahllose wilde Horden erfocht, die sich von China her auf die angebauten und reichen Länder des Westens wälzten; denn er besiegte und vernichtete sie blos dadurch, daß er seine Schaaren an Zucht und Ordnung gewöhnt hatte und seine Stellung den Regeln der Kriegskunst gemäß zu wählen wußte (1017). Tagan-Khan blieb übrigens stets mit Mahmud befreundet.

In Indien hatte Mahmud unterdessen das schöne und reiche Kaschmir seinem Reiche einverleibt, die Götzenbilder der Städte des Pendschabs zertrümmert und den Islam immer weiter ausgebreitet. Im Jahre 1018 zog er von neuem dahin. Er eroberte die Stadt Kanudsche am Ganges, nach der Meinung einiger Gelehrten einst das uralte und berühmte Palimbothra, wo seine Truppen den Königspalast und die zahllosen Tempelgebäude anstaunten; er besiegte alles, was sich ihm entgegenstellte, und erbeutete Millionen, die er nach seiner Rückkehr 1019 zum Theil zur Erbauung einer prachtvollen Moschee und eines großen Akademie- und Bibliothek-Gebäudes in Ghasna verwendete. Der Angriff, den ein ihm unterworfener Radschah von seinen Landsleuten erlitt, nöthigte ihn 1022 zu einem neuen Zuge nach Indien. Auf diesem Zuge scheiterte er zum ersten Male bei einem bedeutenden Kriegsunternehmen: er mußte von zwei Bergfesten, die er ohne hinreichende Belagerungswerkzeuge hatte erobern wollen, mit großem Verluste abziehen. Er tilgte aber die erlittene Schmach durch einen kühnen Zug nach der Halbinsel Guzurate und eroberte den unermeßlich reichen und stark befestigten Tempel von Sumnat, obgleich alle Indier der weiten Umgegend zur Erhaltung des dortigen, durch Musik und Bajaderentänze reich ausgeschmückten Gottesdienstes herbeigeeilt waren. Die werthvollste Beute von Sumnat bestand in dem unermeßlichen Schatze von Perlen und Edelsteinen, der, als Inbegriff der Spenden aus vielen Jahrhunderten, im hohlen Leib eines ungeheuren Götzenbildes aufbewahrt wurde. Mahmud unterwarf sich ganz Guzerate. Nachdem er dieses Land einem Braminen zur Verwaltung übergeben hatte, kehrte er 1027 über Multan nach Ghasna zurück. Unmittelbar nachher machte er seinen letzten Kriegszug, auf welchem er sich die eine Linie der Buiden unterwarf (1029), während die andere oder die Nachkommen Adhad ed Daula's erst 26 Jahre später durch die Seldschukken verdrängt wurden.

Nicht ganz zwei Jahre nachher (1031) starb Mahmud. Daß er nicht blos ein zerstörender Eroberer war, geht aus seinem ganzen Verfahren als Regent und als Gründer eines Reiches hervor; daß er seine Zeit erkannte und den in Persien überall erwachten regen Antheil an Poesie, Geschichte, Philosophie, Mathematik und Astronomie nicht nur würdigte und richtig beurtheilte, sondern auch durch alle Mittel nährte und beförderte, beweisen die vielen großen Männer, denen er Aufnahme, Ehre und Unterstützung gewährte. Unter ihm lebten und wirkten zehn Männer, welche von den späteren Arabern für die größten Theologen und Rechtsgelehrten der Vorzeit gehalten wurden. Unter seinem Schutze verfaßte der berühmte Abu Nasr

ben Girmad al Farabi das große arabische Wörterbuch, welches in Europa noch jetzt die Grundlage der arabischen Sprachstudien bildet. An seinem Hofe lebte, außer vielen anderen Dichtern und Geschichtschreibern, der berühmteste persische Dichter, Abul Kasem Mansur, genannt Firdusi, d. i. der Paradiesische (940—1020) *), welcher auf Mahmud's Bitten die Geschichte der alten persischen Könige, von denen auch die Ghasnawiden ihre Abkunft herleiteten, in einem großen Heldengedicht, Schach Nameh genannt, besungen hat. Uebrigens zerfiel Firdusi später mit dem Sultan; dieser hatte ihm nämlich für jeden Vers des Gedichtes einen Gold-Dinar versprochen, ließ ihm jedoch nach der Beendigung desselben für die 60,000 Doppelverse, die es enthielt, statt der Goldmünzen nur ebenso viele Silber-Dirhem auszahlen. Firdusi zeigte bei dieser Gelegenheit jenen hochfliegenden Stolz, der nach morgenländischen Begriffen dem Dichter wie dem Helden ansteht; er nahm auf dem Markte von Ghasna ein Bad und ein Glas Fukah (Bier), zahlte für jedes 20,000 Dirhem und schenkte das letzte Drittel den Armen. An Mahmud rächte er sich durch eine geistvolle, aber ungemein heftige poetische Invective, die wir noch besitzen; **) sodann begab er sich auf einige Zeit an den Hof des Khalifen Kader. Später bereute Mahmud seine Kargheit, deren er sich wahrscheinlich auf Betrieb von Verleumdern schuldig machte, und sandte dem Dichter zwölf mit Gold beladene Kameele nach seinem Wohnorte Tus. Man erzählt, daß der Zug in derselben Stunde zu einem Thore der Stadt gelangte, wo aus einem anderen der Leichenzug Firdusi's stattfand; die Schwester des Verstorbenen verwandte die Schätze zum Bau einer Wasserleitung.

Des Ghasnawiden wahren Sinn für Wissenschaft, sowie den Vorzug des Orients vor dem Occident in Rücksicht des Werthes der Männer, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, erkennt man besonders bei der Gelegenheit, als Mahmud sich von seinem Vasallen in Chowaresmien statt alles Tributs den berühmten Arzt und Philosophen Avicenna ***) nebst drei anderen großen Gelehrten erbat;

*) Vielleicht auch rührt der Name von dem Gehöfte Firdusi oder Firdausi bei Tus her, wo des Dichters Vater als Gärtner lebte.

**) Firdusi rühmt hier von sich selbst (wir gebrauchen Schack's Uebersetzung):

O Schah, ein Werk ließ ich dir zum Gedächtniß,
Das nie vergeht; als einziges Vermächtniß
Wird es von dir auf Erden hinterbleiben,
Wenn man dich selbst vergaß und all' dein Treiben.

***) Nach Einigen Nebenform seines eigentlichen Namens Ibn Sina; nach Anderen von dem Geburtsorte des Philosophen, Aschenna in der Provinz Bochara, abzuleiten.

denn der ganze Zusammenhang der Geschichte, sowie die Schriften dieser Männer selbst beweisen deutlich, daß Avicenna, dessen Werke nachher im Abendlande als eine Hauptquelle der Weisheit angesehen wurden, unter den vier Gelehrten bei weitem nicht der bedeutendste war; die drei übrigen waren Abu Nasr, Abu Sahal und Abu Rihan.

Wie Mahmud die Wissenschaften und Künste beförderte und besonders auch der indischen Litteratur neue Berührungspunkte mit der persischen, arabischen und lamaitischen verschaffte: ebenso unterstützte er die Künste auf mancherlei Weise, vornehmlich dadurch, daß er Ghasna zu einem neuen Bagdad umzuschaffen strebte, und durch ungeheure Gebäude diesem an sich traurigen Orte einen Glanz gab, welchen später sogar Delhi, die berühmte Hauptstadt des mongolisch-indischen Reiches, zur Zeit der höchsten Blüthe desselben kaum hatte. Von Mahmud's Gerechtigkeitsliebe und Großmuth haben uns die Araber und Perser eine Menge Geschichten überliefert; man muß aber theils das Uebertriebene und Romanhafte orientalischer Erzählungen in Abzug bringen, theils jene Regenten-Eigenschaften nicht nach unseren abendländischen Begriffen beurtheilen. In Betreff seiner großen Liebe zu den Soldaten und seines Strebens, einen bedeutenden Schatz zusammenzubringen, bietet die Geschichte seiner letzten Tage eine auffallende Aehnlichkeit mit den Berichten von dem Ende des zweiten Königs von Preußen dar, so wenig sonst der haushälterische Friedrich Wilhelm I. mit dem verschwenderischen Mahmud verglichen werden kann. Mahmud ließ sich nämlich zwei Tage vor seinem Tode alle Geldsäcke und Kisten mit Juwelen aus seiner Schatzkammer bringen, betrachtete sie weinend und befahl dann, sie wieder zu verwahren; den Tag darauf musterte er sein ganzes Heer und ließ alle seine Elephanten, Kameele, Pferde und Wagen vorführen, weidete auch an ihnen eine Zeit lang seine Augen, brach über den Schmerz, von ihnen scheiden zu müssen, aufs neue in Thränen aus und begab sich voller Betrübniß in seinen Palast zurück.

Das Reich der Ghasnawiden begann gleich nach Mahmud's Tode zu sinken. Es ging durch die Zwietracht der Herrscherfamilie und durch zwei neue Dynastieen, die türkische der Seldschukken und die persische der Ghoriden, unter. Mahmud selbst hatte, ohne es zu ahnen, für beide Familien gearbeitet; denn er gab dem Stammvater der Letzteren in seinem Heere Dienste, und nahm die Ersteren in Khorasan auf, um aus ihren zahlreichen Horden Truppen für seine indischen Züge erhalten zu können. Da die Geschichte beider Dynastieen zu enge mit den Weltbegebenheiten im Zeitalter der Kreuzzüge zusammenhängt, so kann auch die Darstellung der letzten ghasnawidischen Zeiten

erst später gegeben werden. Ebenso verhält es sich mit der Geschichte der aegyptischen Fatimiden.

Die beiden ersten Hamadaniden behaupteten sich unter einem Wechsel mannigfaltiger Ereignisse im Besitze eines großen Theils von Syrien und vererbten denselben auf ihre Nachkommen, welche zwei Linien bildeten. Die eine, welche von Nasr ed Daula abstammte, herrschte in Mossul am Tigris, nahe den Ruinen von Niniveh; die andere oder die Nachkommen Seif ed Daula's in Aleppo (Haleb, unter den Seleuciden Beröa genannt). Beide bestanden nur kurze Zeit, die erstere bis 991, die zweite bis 1001. Ihre kleinen Reiche lagen an der Grenze der Mohammedaner und Griechen, sie wurden daher häufig mit den letzteren in Krieg verwickelt. Die Hamadaniden hatten außerdem oft mit den Buiden im Nordosten und den Fatimiden im Südwesten zu kämpfen. Dessen ungeachtet kehrte unter ihrer milden Regierung gewissermaßen die Zeit der ersten Seleuciden zurück. In Mossul, Damaskus und vielen anderen gegenwärtig verfallenen Städten wurden die Wissenschaften, besonders die mathematischen, astronomischen und politischen, mit großem Eifer getrieben, und in Aleppo erhob sich neben den Wissenschaften und Künsten der Handel zu einer so außerordentlichen Blüthe, daß diese einzige Stadt den Besitz eines ganzen reichen Fürstenthums aufwog. Aleppo wurde bald einer der Haupt-Stapelplätze des Orients und behauptete seine Bedeutung für den Welthandel auch in allen folgenden Zeiten. Nach einer Angabe aus dem Jahre 1212 betrugen damals die Staatseinkünfte von dieser Stadt allein 16 Millionen Gulden oder etwas über neun Millionen Thaler. Im 16. Jahrhundert hatte sie 26,000 größtentheils steinerne Häuser und unter diesen 300 Moscheen.

Die Hamadaniden in Mossul konnten sich zuletzt der Uebermacht der Stämme, welche in der benachbarten Wüste wohnten, nicht erwehren. Der arabische Emir Abul David aus dem Stamme Okail stürzte sie 991, und gründete in ihrer Hauptstadt die neue Dynastie der Okailiden. Die andere hamadanidische Linie, deren Hauptstadt Aleppo zuletzt abwechselnd eine Beute der Griechen und der Aegypter wurde, verlor die Herrschaft durch einen Freigelassenen, der als Vormund eines minderjährigen Regenten die Regierung an sich riß und die letzten Sprößlinge der Hamadaniden nach Aegypten verjagte, dessen Sohn Mansur aber ebenfalls durch einen treulosen Freigelassenen gestürzt wurde. Dieser verrieth die Stadt Aleppo an die Fatimiden. Zwar schwang sich nachher noch einmal ein Hamadanide zum Beherrscher von Aleppo empor; er wurde aber bald von einem seiner Sklaven ermordet, und drei Jahre später (1025) gelang es dem arabischen Emir Saleh ben Mardasch, an der Spitze seines

Stammes Kelab Herr von Aleppo zu werden. Saleh's Nachkommen, die Mardaschiten oder Kelabiden, behaupteten sich unter vielen Wechseln und Stürmen bis zum Jahr 1080, wo sie von den benachbarten Okailiden verdrängt wurden.

13. Andeutungen über Bildung und Litteratur der Blüthezeit der mohammedanischen Reiche.

1. Aeltere Zeit bis auf die Abbasiden.

Der Orient erhielt, als aus dem arabischen Reich ein mohammedanisches der verschiedensten orientalischen Völker geworden war, von neuem eine Hauptbedeutung für die Bildung der Menschheit, und regte damals die Welt noch einmal zu großen Fortschritten in den Künsten des Lebens, in der Wissenschaft, kurz in jeder Art von Civilisation an. Diese neu aufblühende orientalische Cultur, welche seit den Kreuzzügen auch zu den mit römischer Bildung begabten europäischen Völkern überging, war jedoch ihrem Ursprung und ihrem Haupt-Charakter nach keineswegs eine rein arabische, und entstand erst zu der Zeit, als eines Theils in Asien, Afrika und Spanien die arabische Litteratur mit der griechischen innig verschmolz, und anderes Theils von Osten her die Philosophie, Poesie und Astronomie der Indier und Perser bei den außerhalb Arabien angesiedelten Arabern Eingang fanden. Die Geschichte dieser arabisch-mohammedanischen Bildung und ihres Entwickelungsganges ist höchst wichtig, weil nur durch ihre Erkenntniß viele Erscheinungen des gesammten Mittelalters verstanden werden können. Wir müssen uns jedoch hier auf bloße Andeutungen beschränken, da die Angabe des einzelnen und die damit nothwendig verbundene Aufzählung vieler fremdklingenden Namen sich mit dem Zwecke dieses Buches nicht vereinigen lassen. Noch kürzer müssen wir uns über die jener Zeit vorausgehende rein arabische Litteratur fassen, weil diese nicht an und für sich selbst, sondern blos als Einleitung zu jener Blüthezeit der neuen orientalischen oder arabisch-mohammedanischen Cultur eine weltgeschichtliche Bedeutung hat.

Die älteste arabische Volksdichtung; wie sie in dem Naturleben der vereinzelten Wüstenstämme sich ausbildete, können wir aus der Sammlung Hamâsa beurtheilen, die in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von Abu Temmam († zu Mossul um 845) veranstaltet wurde. Sie ist in zehn Bücher getheilt und führt ihren Namen von dem Anfangsworte des ersten Buches, welches „Tapferkeit" bedeutet; sie enthält über 800 Lieder, abgefaßt von mehr als 500 Dichtern, auch Dichterinnen. Es herrscht in denselben eine unvergleichlich lebens- und kraftvolle Auffassung der einfachen und großartigen

Motive des Daseins in der Wüste: Ritt und Fahrt unter dem Sternenhimmel, Jagd und Kampf, Stammesfehde und Blutrache. Die Lebhaftigkeit und Spannkraft des Gefühls, die allen semitischen Völkern eigen ist, zeigt sich auch hier, doch gestählt durch rauhen, energischen Heldensinn. Unerschöpflich sind die Dichter im Lob des Rosses und der Waffen; die meisten von ihnen erlebten, was sie besangen; gerade die vorzüglichsten sind diejenigen, die sich in hochfliegendem Trotze vom Zusammenleben in den Zelten ausschließen und mit dem Wolf um die Nahrung, mit dem Wüstenkranich um den Morgentrunk streiten. Mit unverbrüchlicher Treue rächt der dichtende Held seinen getödteten Freund; die Gastlichkeit ist unbegrenzt; daneben aber sprechen sich Beutelust, Grimm und Hohn gegen den Feind, wilde Rachgier unverhüllt aus. Vor Allem ist das Verhältniß zu den Frauen würdiger, die Liebenden selbstständiger und der Ausdruck der Liebe tiefer und inniger als in der späteren Zeit; er ist noch frei von der witzelnden Ueberladung, die an den Fürstenhöfen und in den reichen Städten sich einschlich. Nach Annahme des Islam wurde die arabische Litteratur und Poesie kunstmäßiger und vielseitiger, sie machte sich zum Organ der Lebensweisheit und des theologischen Scharfsinnes, sie entwickelte eine Neigung zur blumenreichen Wortfülle wie zum antithetischen Gedankenspiel, aber sie hat dafür die charaktervolle Frische und Schärfe der Anschauung, die in der Hamâsa lebt, aufgeben müssen.*)

Die arabische Sprache zeichnete sich durch ihren Reichthum und ihre spitzfindige grammatische Schärfe schon zu der Zeit aus, als man noch keine bequeme Schrift hatte und sich beim Schreiben noch der ersten Materialien bediente, auf welche die Menschen überhaupt geschrieben haben. Die Poesieen des arabischen Volks haben in Folge davon ein doppeltes Interesse für den Orientalen, weil in ihnen Sprache und Ausdruck oft so schwer sind, daß ihre Erklärung eine eigene Wissenschaft erfordert. Die ältesten Werke der arabischen Litteratur, welche sich erhalten haben, gehören der Zeit vor Mohammed an. Es sind Gedichte, welche, gleich den Gesängen der früheren griechischen Dichter, dem versammelten Volke vorgetragen wurden und von demselben den Nationalpreis erhielten. Dichterische Wettkämpfe wurden vor Allem auf den Märkten von Okhaz abgehalten und durch die Wallfahrten zur Kaaba erhielt die Mundart des Stammes Kureisch allgemeine Verständlichkeit, so daß der Ruhm und die Wirkung eines

*) Da Rückert die Hamâsa mit großer Vorliebe und seltener Meisterschaft übersetzt hat (Hamâsa, Stuttgart 1846, und später noch insbesondere: Amrilkais, Stuttgart 1847), wobei er im Wesentlichen die Form der Urschrift nachbildet, so ist sie auch dem deutschen Freunde der Dichtung zugänglich.

anerkannten Dichters sich nicht auf seinen Stamm beschränkte. Die höchste Ehre für die Verfasser bestand darin, daß ihre Gedichte mit Goldschrift auf Seide gestickt und so in der Kaaba aufgehangen wurden, wovon sie den Namen Moallakats, d. i. die aufgehangenen, erhielten. Von diesen ältesten Naturdichtern der Araber sind uns sieben nicht blos dem Namen nach bekannt, sondern ihre Gesänge, die aus dem 6. und 7. Jahrhundert herrühren, sind uns in neuerer Zeit auch durch Uebersetzungen zugänglich gemacht worden. Ihre Namen sind: Amrilkais, Tarapha, Zoheir, Lebid, Antara, Amru, Hareth; außerdem werden noch Ascha und Nabega genannt. Amrilkais, feurig und genial im Leben wie im Dichten, heißt im Koran „der Fahnenträger zur Hölle". Er wurde wegen seiner ungezügelten Neigung zu Liebesabenteuern und wegen seines gefährlichen Glückes bei Frauen von seinem Vater vertrieben, schwur jedoch nach dessen Ermordung, allen Schmuck und allen Liebesgenuß zu verschmähen, bis die Blutrache erfüllt sei. Zu Justinian's Zeit kam er nach Constantinopel, wo man ihm zur Strafe für ein verbotenes Verhältniß ein geschmücktes Hemd überreichte, durch dessen Anlegung sein Blut vergiftet wurde; er starb zu Angora in Kleinasien (dem alten Ancyra). Den Dichter Antara und seine Abenteuer hat nach Jahrhunderten der Grammatiker Asmai zum Helden eines umfangreichen Romans gemacht.

Mohammed's Dichtungen im Koran, Ali's Begeisterung und Beredsamkeit gaben eine neue und lebhafte Anregung, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß die vortrefflichen Sentenzen, welche Ali's Namen an der Spitze tragen, ihm mit mehr Recht zugeschrieben werden, als gewisse Bücher des alten Testaments dem Könige Salomo. Eifer für Sprache und Dichtkunst waren aber schon zur Zeit des Propheten so groß, daß die verschiedenen Stämme ihre Lieder ebenso zu sammeln suchten, wie sie die Stammbäume ihrer Häuptlinge und ihrer edlen Rosse sorgfältig bewahrten. Auf diese Weise wurden, nachdem durch die Abfassung des Korans das Schreiben häufiger geworden, auch Stammsagen und Lieder der Vorzeit fast gleichzeitig mit dem Koran aufgeschrieben und in die sogenannten Diwans oder Blumenlesen der einzelnen Stämme zusammengetragen. Da Spitzfindigkeit von jeher ein Charakterzug der Araber war, so legte man schon frühe großen Werth auf grammatische und prosodische Kleinigkeiten, auf Sylbenfall, Sylben- und Buchstaben-Anklänge, Wortbildung, Wortstellung, Wortableitung, Ton und Biegung, und diese Dinge wurden so genau geregelt und überwacht, daß das, was anfangs Künstlichkeit war, bald in Künstelei überging. Uebrigens werden aus der Zahl der Freunde und Begleiter des Propheten sein Neffe und Schwiegersohn Ali und

neben ihm Saab ben Zubeir, Hasan ben Thabet und Hoteja immer vorzugsweise als Dichter genannt.

Sowie sich aus der Zeit, welche dem Einflusse der griechischen, persischen und indischen Litteratur vorausging, einige poetische Werke erhalten haben, so haben wir auch noch einzelne Proben der damaligen Beredsamkeit, einzelne historische Denkmäler und mehrere Reste grammatischer und lexikographischer Bemühungen. In Bezug auf Beredsamkeit besitzen wir eine Stelle aus einer dem Khalifen Ali zugeschriebenen Rede, die dem Besten, was wir in griechischen und römischen Rednern lesen, an die Seite zu setzen ist. Die älteste Lebensbeschreibung Mohammed's, die wir besitzen, ist von Ibn Hischam etwa 200 Jahre nach dem Tode des Propheten abgefaßt worden; sie ist nach einem älteren Werke des Ibn Ischak bearbeitet, das aus der Zeit der ersten Abbasiden herrührt und in einem den Ommejaden sehr feindseligen Sinne geschrieben ist. Eine Reihe von Historikern trat im 9. und 10. Jahrhundert zu Bagdad auf; unter ihnen sind Tabari und Masudi die bedeutendsten. Tabari sammelte alle geschichtlichen Ueberlieferungen, die zu seiner Zeit von Munde zu Munde gingen, wobei zu bemerken ist, daß auch Geschichtserzählungen, wie Gedichte, zum Theil viele Jahrzehnte hindurch nur im Gedächtniß lebten, ohne aufgeschrieben zu werden. Er beginnt wie Gregor von Tours und viele Chronisten des Mittelalters mit der Weltschöpfung, schaltet jedoch eine große Zahl von ausschmückenden Legenden ein und zwar nach der Ausbildung, die sie bei den Moslemen gewonnen hatten; je näher er seiner eigenen Zeit kommt, um so trockener und schweigsamer wird seine Darstellung. Masudi, der zwischen 960 und 970 starb, machte Reisen nach Palästina, Indien und Arabien; er gibt Auskunft über Land und Volk der von ihm besprochenen Staaten und namentlich reiht er in die Erzählung viele schätzbare Angaben litterarischen und culturgeschichtlichen Inhalts ein. Dies verdient um so mehr gerühmt zu werden, als die christlichen Annalisten und Chronisten des Mittelalters um jene Zeit kaum daran dachten, über Dichter, Denker und Künstler Auskunft zu geben, außer in den seltenen Fällen, wo ihre Handlungen und Schicksale mit den äußeren Vorgängen in Verbindung standen. Unter den zwei Schriften Masudi's, die wir noch besitzen, ist die eine, „die goldenen Wiesen" genannt, ein Auszug aus seinen größeren Geschichtswerken.

Zur Beschäftigung mit Grammatik und Worterklärung mußten die Araber ebenfalls schon früh geleitet werden, weil ihre Sprache so schwierig ist, daß selbst ein Araber sein ganzes Leben mit dem Studium derselben zubringen und doch über viele dunkle Ausdrücke und Wendungen in Verlegenheit sein kann. Es heißt daher

auch, was wir dahin gestellt sein lassen, schon Ali habe dem Abul Aswad al Dali die Ausarbeitung des ersten grammatischen Lehrgebäudes der Sprache übertragen. Die sogenannten Grammatiker beschäftigen sich übrigens, wie im Abendland, auch mit denjenigen Realien, die zum Verständniß der litterarischen Werke gehören.

Der Einfluß fremder Völker auf die arabische Litteratur nahm seinen Anfang mit der Herrschaft der Ommejaden; denn damals begann zuerst das Griechenthum sich innig mit dem arabischen Wesen zu vereinigen. Diese wichtige Veränderung erfolgte nicht blos deshalb, weil Muawia I. die Residenz nach Damaskus, der Hauptstadt des ganz griechischen Landes Syrien, verlegte, sondern sie hatte auch einen in der innern Geschichte des arabischen Reiches selbst liegenden Grund. Unter Muawia hörte nämlich das Khalifat auf, ein Patriarchat zu sein, Arabien und seine Beduinen wurden demselben entfremdet, und es entstand ein Kaiserthum, welches zugleich ein Papstthum war. Der neue Hof und die neue Art von Verwaltung bedurften der Wissenschaft und Organisation des römisch-byzantinischen Reichs; es wurde daher seit Muawia's Regierung das Rechnungswesen und die Kammerverwaltung, die Vermessung des Landes und die Einrichtung der Kataster, die Ausbildung der Heilkunde und die Leitung des Bauwesens Griechen und Syrern überlassen, von denen dann die Mohammedaner die Künste der Civilisation erlernten. Daß dies der Fall war, beweisen die Namen der Aerzte und Mathematiker, die man uns nennt, und sogar die Namen der Männer, welche den Bau von Muawia's Moscheen leiteten. Von den Griechen entlehnte Muawia auch das von ihm im arabischen Reiche eingeführte Postwesen, dessen Einrichtung ganz griechisch war. Die Abgabenregister und Rechnungsbücher der in Damaskus residirenden Khalifen wurden sogar in griechischen Zahlzeichen geführt. Von diesen Bestrebungen war das Eingehen auf griechische Litteratur unzertrennlich. Gleichwohl muß hervorgehoben werden, daß die Moslemen gerade für diejenigen Werke, in welchen uns der hellenische Geist am reinsten und herrlichsten entgegentritt, in welchen er seine schlichte Einfalt und Größe kundgibt, niemals Verständniß gewannen; Homer, Pindar und Aeschylus, Thucydides und Demosthenes blieben ihnen fremd. Was jedoch den dialektischen Verstand anregte, und noch mehr was über die Natur und ihre Kräfte, über Mathematik und Geographie Belehrung brachte, das ergriffen sie mit Eifer und geistiger Regsamkeit und gewannen somit namentlich in der Philosophie, der Medicin und der Astronomie dem christlichen Europa auf Jahrhunderte hinaus den Vorrang ab.

Die Araber selbst widerstanden anfangs dem byzantinisch-griechischen Einflusse und blieben ihrer alten Art von Litteratur getreu.

Dagegen weckte der Unwille der Gläubigen, daß Abu Soffian's Sohn die Nachkommen Ali's und die des Oheims des Propheten verdrängt hatte, Spötter unter ihnen, und es erhoben sich Zweifler, welche den Khalifen und seine Anhänger durch Spottverse, den Koran und seine Lehre aber mit einem kühnen Skepticismus angriffen. Sogar Muawia's eigene Gemahlin, Maisumah, kränkte diesen Khalifen durch ein bitteres Spottlied so sehr, daß er sie ihrem Stamme Kelb zurückschickte. Unter den Spöttern und Zweiflern von Damaskus ward Muawia's Nachfolger, Jezid I., gebildet, dessen Stammesangehörige schon von Alters her dem Koran weder seinem Inhalt noch seiner Sprache nach hold waren. Diese Verwandten Jezid's kritisirten den Koran von Seiten der Sprache und Poesie, sie spotteten der in ihm enthaltenen Theologie in Versen und in spitzfindigen dialektischen Reden. Auf diese Weise kam damals unter den Arabern ein furchtbarer Skepticismus auf. Zu gleicher Zeit entstand aber unter ihnen lange vorher, ehe sie noch den Aristoteles kannten und anbeteten, eine ganz eigene Art von scholastischer Theologie oder von theologisch-philosophischem Grübeln. Als den Schöpfer derselben betrachtete man den im Anfang des achten Jahrhunderts lebenden Wasel ibn Ata; gewiß ist, daß gegen 746 eine theologische Spitzfindigkeit die Entstehung der Secte der Motazaliten veranlaßte, durch welche die größten Verwirrungen im Reiche herbeigeführt wurden. Schiiten und Sunniten haßten und verfolgten einander aufs heftigste; schon im achten Jahrhundert (zwischen 767 und 795) zerfielen auch die Sunniten unter sich wegen spitzfindiger Grübeleien und unfruchtbarer Punkte, die außer der Schule ohne alle Bedeutung sind, und es entsprangen zu jener Zeit die vier noch jetzt bestehenden sunnitischen Hauptsecten der Malekiten, Hanifiten, Schafeïten und Hanbaliten.

Es bildete sich damals eine mohammedanische Theologie, welche als Wissenschaft der christlichen Theologie ganz ähnlich war. Die zwölf Freunde des Propheten wurden als Apostel, ihre Aussprüche als heilige Tradition angesehen, und jede der vier Hauptschulen betrachtete die Erfinder ihrer Grübeleien ebenso, wie die Christen des Mittelalters ihren Scotus, Thomas von Aquino, Lombardus u. A. Worauf es bei der arabischen Gottesgelehrtheit hauptsächlich ankam, können wir aus dem Bildungsgange erkennen, den man für nöthig hielt, um ein tüchtiger Theolog zu werden. Dazu gehörte vor allen Dingen, daß man mit dem fünften Jahre zu lernen anfange, weil das Lesen und die Aussprache so große Schwierigkeiten hat, daß man vier Jahre braucht, um den Koran lesen zu lernen. Dann werden acht Jahre erfordert, um ihn auswendig zu lernen, und erst im sechszehnten beginnt der junge Mann zu schreiben. Der berühmte Avicenna

galt deshalb schon aus der einzigen Ursache für ein Wunderkind, weil er bereits im zehnten Jahre mit dem Koran fertig war. Erst mit dem Schreiben beginnt das eigentliche gelehrte Studium. Da der Dialektik der christlichen Scholastiker, ihren jahrelangen Studien der Theologie, ihren Disputationen und Distinctionen, sowie der ganzen Einrichtung der gelehrten Schulen in den christlichen Staaten des 12., 13. und 14. Jahrhunderts arabische Erklärer des Aristoteles zu Grunde lagen, und da die theologischen Schulen der Moslemin für die gelehrten Anstalten des christlichen Mittelalters Muster wurden, so scheint es nützlich zu sein, ein handgreifliches Beispiel von der Art zu geben, wie unter den Khalifen die Wissenschaft des Korans und die scholastischen Vorstudien der Theologie getrieben wurden. Ein arabischer Gelehrter, welcher wahrscheinlich Mitglied einer der großen theologischen Anstalten war, fordert zum Verstehen des Korans einen Unterricht über nicht weniger als fünfundzwanzig Stücke. Diese sind: die grammatische Herleitung der Wörter; die Quantität und Bedeutung der Buchstaben; die Fertigkeit im Verbessern der durch die Abschreiber entstandenen Fehler; die genaue Kenntniß und das Behalten der Zahl der Suren, Kapitel, Verse, Wörter, Buchstaben des Koran's; die Kenntniß der Punkte, wo man beim Lesen einhalten muß; die Fähigkeit, gleichbedeutende Wörter sowohl dem scharfen Begriffe nach, als auch in der Art, wie sie geschrieben werden müssen, von einander zu unterscheiden; die Kenntniß der Glossen, der alten Redensarten und der selteneren Bedeutungen; die grammatische Construction oder Wortfügung; die Fertigkeit, Wörter richtig auszusprechen, ohne die Buchstaben zu ändern, wenn diese Buchstaben, verschieden ausgesprochen, einen verschiedenen Sinn geben; die Kenntniß aller verschiedenen Lesarten im Koran oder die genaue Geschichte seines Textes; die Erklärung des Wortsinnes, der Anspielungen, Figuren und Gleichnisse; die Entwickelung der Kunst und Schönheit in der Rede und die Bezeichnung dessen, was selten, was erhaben, was zierlich im Sinn und in der Sprache sei; die Fertigkeit, sogleich diejenige Gattung von Schönheit anzugeben, unter welche jede dieser Feinheiten gehört, und die Gewandtheit im Anführen ähnlicher Beispiele; die Fähigkeit, die Beweise der göttlichen Eingebung aus dem Koran selbst aufzufinden; die Kenntniß der Polemik; die Nachweisung des Zusammenhanges der einzelnen Koran-Verse; die Zeitfolge der einzelnen göttlichen Eingebungen; die Kenntniß dessen, was ohne Grund veraltet und was durch göttliche Autoritäten abgeschafft ist; die Erklärung scheinbarer Widersprüche; die Kenntniß der Geschichte, auf die sich jeder Vers bezieht; die Ethik oder Sittenlehre des Korans; die Kenntniß der Traditionen, der Logik und Meta-

physik, des mohammedanischen Kirchenrechts, sowie endlich des mystischen, allegorischen, geistlichen Sinnes, den die Wörter neben der allgemeinen Bedeutung haben.

Ebenso spitzfindig und verwickelt, wie die Theologie, war die Rechtswissenschaft. Sie blühte schon zu den Zeiten der in Damaskus residirenden Khalifen, und hatte mit jener Wissenschaft Ursprung und Behandlungsweise gemein. Sowie die Theologie in zwölf Freunden Mohammed's ihre Apostel erhalten hatte, ebenso sah man schon gegen das Jahr 700 sieben bestimmte Männer als die Gründer der Jurisprudenz an, und betrachtete sie als Autoritäten in Rechtssachen, wie jene in den Angelegenheiten des Glaubens und Gewissens.

Neben diesen beiden Arten von Wissenschaft blühte am Hofe der ommejadischen Khalifen, besonders unter Jezid II., die freie und ausgelassene Dichtkunst der Spötter. Den Werth dieser satirischen Poesie kann der Ausländer nicht würdigen, weil gerade die Feinheit und Kunst derselben, welche den Araber bezaubert, ohne genaue Kenntniß der Sprache nicht zu verstehen ist. Uebrigens wimmelte es damals in Damaskus nicht blos von Dichtern, sondern es ward auch eine förmliche Sache der Mode und eine Hofangelegenheit, Verse zu machen und besonders aus dem Stegreife zu dichten. Fast von jedem Khalifen, General und Staatsmann führen die Geschichtschreiber Verse oder auch Weisheitssprüche an, die er bei gewissen Gelegenheiten vorgebracht haben soll. Wichtiger, als dieses schon zur Zeit der Ommejaden allgemein herrschende Wohlgefallen am Dichten und am philosophischen Schwärmen, ist für uns der Umstand, daß man damals anfing, in allen realen und philosophischen Wissenschaften auf dem Grunde, der in Alexandria gelegt war, fortzubauen und also die Menschheit einen Schritt weiter zu führen. Zwar suchten die übersetzenden Griechen und Syrer auch Dichter oder Redner der Griechen den Orientalen genießbar zu machen; sie konnten aber, wie oben bemerkt, damit nicht durchdringen, weil die Poesie und Redekunst des Orientalen einen eigenen Charakter hat, der mit dem Wesen des Griechenthums im Widerspruch steht. Um so leichter fanden die aufs Aeußere und Nützliche gerichteten Geistesbeschäftigungen der Griechen Eingang. Die beiden Leibärzte des Khalifen Abd Almalik, Theodunus und Theodokus, stifteten zu Damaskus eine bedeutende mediciniſche Specialschule, aus welcher einer der größten Aerzte und Naturforscher des Mittelalters, Phorat ibn Schdinatha, hervorging; und Welid I. rief, als er 716 die große Moschee in seiner Hauptstadt erbauen wollte, aus allen Theilen des griechischen Reiches Künstler herbei, welche nicht nur dieses Werk ausführen, sondern auch unter den Arabern Bau-

meister bilden und eine neue arabisch-byzantinische Schule der Architektur gründen sollten.

2. Zeiten der Abbasiden und der Ghasnawiden.

Wir müssen uns auch über diese Zeiten sehr kurz fassen, theils weil alle anzuführende Namen durchaus fremdartig lauten, theils weil wir nur den Theil des menschlichen Wissens berücksichtigen, welcher in der ältesten und alten Zeit betrieben, dann im früheren Mittelalter unter Barbarei begraben, nachher von den Arabern weiter gebracht, und später zur Zeit des Wiedererwachens der Wissenschaften in Italien, Sicilien, Spanien den Völkern lateinischer Zunge überliefert ward. Es würde sonst sowohl von ganz eigentlichen Schulkenntnissen, als von den höchsten Zweigen der Astronomie und Mathematik oder von dem rein theoretischen und philosophischen Theile der Naturwissenschaft die Rede sein müssen, was diesem Werke fremd ist. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß seit der Verlegung der Residenz nach Bagdad die arabische Litteratur diejenige Form erhielt, in welcher sie nachher zu den Christen überging und auf die Studien derselben eine umgestaltende Wirkung ausübte. In Bagdad bildete sich zuerst durch den Einfluß der griechischen Litteratur eine ganz eigenthümliche arabisch-griechische Wissenschaft. Dann kamen persische und indische Elemente hinzu. Die auf diese Weise entstehende neue Wissenschaft verbreitete sich bald über Aegypten, Afrika und Sicilien bis nach Spanien hin, und drang von dort in das christliche Europa ein, wo sie dann den zum geistigen Leben erwachenden Riesengeschlechtern des Mittelalters auch der Form nach näher gebracht ward.

Der Einfluß des Griechischen auf die arabische Litteratur ging zuerst von den höheren Lehranstalten des byzantinischen Reiches aus, welche zu Nisibis, Antiochia, Berytus und Edessa bestanden, und die Syrer, deren Sprache der arabischen verwandt ist, bildeten das erste Mittelglied zwischen den Griechen und Arabern. Die griechische Arzneikunde war die erste Wissenschaft, welche bei den Arabern Eingang fand. Sie blühte in den genannten Lehranstalten vorzüglich, und da ihr Nutzen handgreiflich war, so konnte der Fanatismus des Islam die Khalifen nicht abhalten, griechische Aerzte in ihre Dienste zu nehmen. Medicinische Bücher wurden daher auch zuerst übersetzt und gut aufgenommen. Auch die Mathematik und die mit ihr verbundenen oder von ihr abhängigen Wissenschaften wurden fast zu gleicher Zeit von den Griechen entlehnt; denn sie waren für blühende Reiche, wie sie seit 760 in Bagdad und im fernen Osten und Westen entstanden, ganz unentbehrlich. Es wurden also auch die Schriften der griechischen Mathematiker ins Arabische übersetzt, und bald trieb man

auf den mohammedanischen Schulen die Mathematik und Astronomie mit dem größten Eifer. Ja, die Araber erweiterten diese griechischen Wissenschaften in einem solchen Grade, daß man ihnen später lange Zeit auch die wichtige Erfindung der Algebra zuschrieb.*) Erst in unseren Tagen ist man durch die Bekanntschaft mit dem bis dahin unbekannten Buche des Griechen Diophant zur Gewißheit gelangt, daß die Ehre dieser Erfindung den Griechen zukommt. Um die Chemie haben sich die Araber schon [illegible] die größten Verdienste erworben; denn der berühmteste arabische Chemiker, Geber oder Dschiafar, lebte gegen das Jahr 765, und diese Wissenschaft ward von den Arabern so eifrig getrieben und in so hohem Grade gefördert, daß man sie sogar für eine arabische Erfindung halten zu dürfen geglaubt hat. Die mathematischen Wissenschaften machten überhaupt, sobald sie einmal Eingang gefunden hatten, sehr rasche Fortschritte. Unter dem Khalifen Mamun übersetzte auf dessen Verlangen Honain, ein Nestorianer, den Euklid und die Astronomie des Ptolemäus, welche seitdem den arabisch klingenden, aber eigentlich aus dem griechischen Titel verdorbenen Namen Almagest erhielt. Ein Sabäer oder Feueranbeter, Thebit, bearbeitete den Euklid. Durch den berühmten byzantinischen Gelehrten Photius, welcher eine Zeit lang als griechischer Gesandter in Bagdad lebte, trat Mamun mit dem griechischen Kaiser Theophilus über den Austausch von Kunst und Wissenschaft, von Künstlern und Gelehrten in förmliche Unterhandlungen; ein syrischer Schriftsteller, Abulfaradsch, sagt uns ausdrücklich, daß Mamun sich die Bücher, die er übersetzen lassen wollte, vom griechischen Hofe ausbat und sie von demselben officiell erhielt. Schon unter diesem Khalifen drangen die Araber

*) Das Wort wird von Al Dschebru, d. i. Verbindung des Getrennten, hergeleitet. Die aus dem Arabischen in die Sprachen Europas aufgenommenen Ausdrücke sind für das Wissensgebiet der Moslemen bezeichnend. Der Astronomie gehören, abgesehen von den Namen einiger Sternbilder, die Wörter Zenith, Nadir und Azimuth, auch wahrscheinlich Almanach an; der Mathematik, außer Algebra, noch Theodolith, indem das ins Altfranzösische aufgenommene Alidad (Lineal) aus dem arabischen Alhadschad, d. i. gerade Richtung, abgeleitet wird. Das Wort Ziffer bezeichnet ursprünglich die Null; die Kenntniß der indischen Zahlzeichen und der großen Erfindung des Stellenwerthes soll Albiruni aus Indien gebracht und Gerbert (Papst Sylvester II., † 1003) aus den arabischen Schulen nach dem christlichen Europa verpflanzt haben. Chemie, Alchymie und Pharmacie sind reich an arabischen Namen, ja El Iksir, d. i. die Tinktur, wurde in der Schreibart Elixir allgemein bekannt. Im Kriegswesen ist Emir al Ma (Seeherrscher, Admiral) und Dar el Zana (Haus der Betriebsamkeit, daher ebensowohl Arsenal wie die Darsena in Genua) von den Moslemen entlehnt. Wenn auch der Ausdruck „türkische Musik" späteren Jahrhunderten angehört, so hat doch die europäische Instrumentalmusik überhaupt und die militärische insbesondere schon zur Zeit der Kreuzzüge Manches von den Moslemen entlehnt.

in der Astronomie und Geometrie sogar weiter, als die Griechen gekommen waren. Dies geht daraus hervor, daß sie damals den Umfang der Erde mathematisch zu finden suchten, und deshalb die merkwürdige Messung eines Breitengrades in der Ebene von Sandschar machten, welche unter Mamun's Augen durch die als Mathematiker ausgezeichneten Söhne Musa's, Mohammed, Hosain und Ahmed, ausgeführt, und sogar der Richtigkeit wegen noch einmal wiederholt ward. Die große räumliche Ausdehnung der moslemischen Reiche erleichterte überhaupt die Zusammenstellung zahlreicher Beobachtungen und förderte somit in hohem Grade die wissenschaftliche Erd- und Himmelskunde. Mamun brachte auch Künstler zusammen, welche astronomische Instrumente verfertigten, und auf der von ihm errichteten Sternwarte zu Schemesia bei Bagdad ward der Anfang der Beobachtungen und Berechnungen gemacht, die nachher an allen Enden fortgesetzt und verbessert wurden und so die Tafeln der Bewegung der Himmelskörper möglich machten, ohne welche Kepler und Newton die neuere Astronomie nicht hätten begründen können. Von den bei dieser Sternwarte angestellten Astronomen ist besonders einer unter den Lateinern und Griechen des Mittelalters berühmt geworden. Dies war Ahmed Ibn Kothair oder Alfraganus. Er selbst ging freilich in seiner Schrift von den Elementen der Astronomie nicht über Ptolemäus hinaus; allein seine drei Freunde und Collegen, Habasch, Hasseb el Meruzi und Ibn Nabakth, berechneten drei Bücher astronomischer Tafeln, durch welche für die neuere Astronomie der Grund gelegt wurde. Von Bagdad aus verbreitete sich der Eifer für astronomische Wissenschaften zuerst unter den Hamadaniden in Syrien und am obern Euphrat. Hier entstanden in den meisten Städten astronomisch-mathematische Lehranstalten und Observatorien, von welchen die Sternwarte zu Antiochia am berühmtesten geworden ist, weil auf ihr Albatani oder Albategnius (eigentlich Mohammed ben Dscheber) beobachtete, aus dessen Werken die christlichen Astronomen des Mittelalters ihre ganze Weisheit schöpften. Dieser Mann war es, welcher zuerst mit einer Genauigkeit, wie sie den alten Griechen nie möglich gewesen war, die Schiefe der Ekliptik bestimmte, und außerdem den Ort der Sonne am Himmel in den verschiedenen Zeiten des Jahres ziemlich genau berechnete.

Eine völlige Revolution brachte in den Wissenschaften der Araber, und zwar zuerst in der Theologie, Aristoteles hervor, dessen Schriften von ihnen unzählige Male übersetzt, bearbeitet und erklärt wurden. Der Einfluß, welchen dieser große Philosoph und Dialektiker auf den spitzfindigen Geist der Araber ausübte, war so groß, daß von ihnen Aristoteles gleichsam als ein zweiter Prophet angesehen wurde. Sie

erhielten dadurch eine ganz eigenthümliche Richtung, welche freilich von dem wahren Geiste der aristotelischen Philosophie sehr weit entfernt war. Diese verbreitete sich nachher vom Orient her über den ganzen Occident und es entstand daraus eine neue Art Wissenschaft, die an den Namen des Aristoteles angeknüpft wurde, von ihm selbst aber wenig an sich hatte. Aristoteles wurde durch diesen Gebrauch, den man von seinen Schriften machte, gewissermaßen die Seele der mohammedanischen, christlichen und jüdischen Welt; denn die Araber machten das aus ihm künstlicher Weise entwickelte System der wissenschaftlichen Auffassung und Behandlung zur Grundlage ihrer Theologie und von ihnen ging dasselbe zuerst in Spanien zu den Juden und dann im westlichen Europa unter dem Namen der scholastischen Theologie zu den Christen über. Bei den letzteren erstreckte sich diese Anwendung des Aristoteles so weit, daß man die Geschichte der wissenschaftlichen Bildung des Mittelalters geradezu an die Geschichte der Uebersetzungen und Erklärungen des Aristoteles reihen könnte. Man müßte dann zwei Perioden annehmen, von welchen die eine, die bis ins 13. Jahrhundert reicht, die Zeit der aus dem Arabischen in ein barbarisches Latein übertragenen Uebersetzungen und Erklärungen des Aristoteles begriffe, die andere aber mit der Rückkehr zum griechischen Original selbst begänne. Auf eine nähere Betrachtung der spitzfindigen arabischen Theologie dürfen wir hier nicht eingehen; nur das Eine muß hervorgehoben werden, daß sie ganz und gar mit der christlichen Theologie des Mittelalters zu vergleichen ist, und daß auch die dialektischen und theologischen Klopffechtereien oder Disputationen, welche man als eine Art geistlicher Turniere ansehen kann, von den arabischen Aristotelikern auf unsere Universitäten übergingen. Die berühmteste theologische Disputation ist die der beiden Lehrer aus der Schule der Schafeïten, Beschr al Hafi und Mohammed Schafi, über das Erschaffensein oder Nicht-Erschaffensein des Korans. Es war zu derselben ein ganzes Concilium versammelt; aber die Meinungen waren und blieben getheilt, der Streit ward, wie das zu gehen pflegt, nur noch ärger und brachte Mord und Blutvergießen hervor.

Noch weniger, als von der Theologie, kann hier von der unter den Arabern sich entwickelnden grammatischen Gelehrsamkeit, durch welche besonders die Schule Chalil's sich auszeichnete, gesprochen werden; dagegen müssen wir der arabischen Philosophie schon wegen ihres Einflusses auf das Abendland mit einigen Worten gedenken. Für das Wesen und den Entwickelungsgang der arabischen Philosophie ist besonders der Umstand von Wichtigkeit, daß persische und indische Vorstellungen den mohammedanischen Fanatismus erschütterten und eine eigenthümliche Ansicht der Dinge erzeugten, die sich im 10. Jahr-

hundert über Irak, Persien und Indien verbreitete. In dieser Beziehung ist besonders Ahmed ben Jahia bemerkenswerth, welcher um 905 am Hofe des Khalifen Moktaf lebte. Man nannte ihn nur al Rawandi d. i. Ketzer, und die Chroniken, welche von Beispielen der Dreistigkeit voll sind, mit der er sich über Lehren und Fabeln des Korans lustig machte, führen ihn gewöhnlich blos unter dem Namen des Gottlosen an. Seine Bücher enthielten viel indische Theosophie, sie heißen deshalb tiefsinnig und dunkel, und wurden trotz des übeln Rufes ihres Verfassers eine Hauptquelle des Unterrichts. Sie haben alle bildliche Titel, z. B. Kadib ed dahab d. i. die goldene Ruthe, Kitab el Lame d. i. das glänzende Buch, Kitab el Ferind oder das blitzende Schimmern des Schwerts, Kitab el Zomroda oder das Buch Smaragd. Neben al Rawandi ist zunächst Mohammed ibn Zaccaria zu nennen, der berühmte Vorsteher des Krankenhauses zu Bagdad und Leibarzt des Khalifen Kaher; denn die Heilkunde war mit der Philosophie und Erklärung des Aristoteles innig verbunden, und blühte mit dieser am Ende des 11. Jahrhunderts ebenso in Bochara und Ghasna, wie am Tigris. Mohammed ibn Zaccaria war als öffentlicher Lehrer so berühmt, daß er aus aller Welt Enden besucht wurde, und soll über 200 Bücher geschrieben haben, unter denen sein Lehrgebäude der praktischen Arzneikunde noch im 15. und 16. Jahrhundert von den italienischen Gelehrten eifrig studirt ward.

Einen bedeutenden Einfluß übte Al Farabi († um 950), welcher aristotelische und noch mehr neuplatonische Lehren mit dem Islam verband. Zwischen dem abstrakt einheitlichen Gott der Moslemen und der vielgestaltigen Erscheinungswelt nahm er eine Vermittelung an, welche der thätige Verstand als Bildner der letzteren darstellt. Mit diesem Verstand in seiner ordnenden Folgerichtigkeit fühlt sich der erkennende Verstand im Menschen eins. Hiermit war den Arabern der Weg gezeigt, zu philosophiren ohne direct feindseliges Auftreten gegen die Glaubenslehre.

Berühmter wurde Abu Ali Hosain ben Abdallah ibn Sina (Avicenna); ja, dieser Mann galt sogar unter den Christen wie unter den Mohammedanern für den ersten Philosophen nach Aristoteles und für den größten Lehrer der Arzneiwissenschaft, und erhielt deshalb bei den Arabern den Beinamen Scheik Rayes d. i. der Fürst der Aerzte. Er war in der Nähe von Bochara geboren, erhielt in dieser Stadt seine Bildung und ward von dem großen Sultan Mahmud nach Ghasna berufen, folgte aber diesem Rufe nicht, sondern begab sich nach den persischen Ländern, wo er hauptsächlich in den Reichen der Buiden und Ziaden lehrte und wirkte. Er schuf aus Galenus und Mohammed ibn Zaccaria ein neues System der Medicin und

Chirurgie, welches er philosophisch zu begründen suchte und das später mehrere Jahrhunderte hindurch als eine Art Offenbarung abgöttisch verehrt und befolgt wurde. In Hinsicht auf die Philosophie ward er im Occident und Orient gleichsam wie ein Orakel über Aristoteles und Plato angesehen, und sein System der Logik und Metaphysik galt in Asien für das wichtigste Werk der Litteratur. Bochara war der Hauptsitz der Blüthe, zu welcher damals die Litteratur der Moslemin sich entfaltet hatte, und der Sultan Mahmud berief von dort her außer Avicenna noch drei andere Männer nach Ghasna, deren Werke das Mittelalter in schlechten Uebersetzungen fleißig studirte. Von diesen drei leuchtenden Sternen des ghasnawidischen Hofes kennen wir Abendländer den Abu Nasr und Abu Sahal nur wenig, desto besser aber den Abu Rihan, welcher nicht blos Philosoph, sondern auch großer Mathematiker war. Er schrieb eine Theorie der Fixsterne und eine Abhandlung von der Kugelfläche. Auch reiste er, von Mahmud und dessen Nachfolger unterstützt, vierzig Jahre lang in Indien, und verfaßte dann eine allgemeine Geographie, welche von den Gelehrten der späteren Zeit oft angeführt wird. Im Gegensatze zu der freieren philosophischen Bewegung, die den Zweifel befördern und bei der lebhaft schwärmerischen Auffassung der Araber auflösend wirken mußte, blieben Versuche nicht aus, das orthodoxe Lehrgebäude, oder wenigstens den gläubigen Sinn wissenschaftlich zu unterstützen. An die Spitze dieser Richtung trat gegen Ende des 11. Jahrhunderts Gazali oder Al Gazel, der allerdings Zweifel und Untersuchung gestattet, aber die suchende Seele zur Gotterkenntniß und Gottesliebe zu leiten sucht.

Zum Schlusse ist noch eine besondere Art von Dichtungen zu erwähnen, mit welcher die allgemeine Litteratur im Zeitalter der abbasidischen Khalifen bereichert wurde. Es sind dies die Märchen. Sie wurden seit Harun al Raschid häufig in Sammlungen vereinigt, von welchen eine, die den Namen Tausend und Eine Nacht führt, unter uns am meisten bekannt geworden ist. Den Stoff zu diesen Erzählungen fanden die Araber großentheils in Indien, Persien und anderen östlichen Ländern vor; was die Form anbelangt, so ist das Hauptprincip ebenfalls aus Indien entlehnt. Dasselbe besteht nämlich darin, daß eine Erzählung gleichsam den Rahmen bildet, in welchen die übrigen eingeschoben werden. Dies kann in der Weise geschehen, daß die letzteren als Episoden zum Gange der Handlung gehören; meist aber ist die Einkleidung von loserer Art, so daß die Personen der einleitenden Geschichte einander mit Erzählungen unterhalten. Den Arabern eigenthümlich ist in „Tausend und Eine Nacht" Vieles von der phantastischen Ausschmückung, die bunte und lebhafte

Charakteristik und die durchweg obwaltende schlichte Moral, nach welcher am Schlusse Lohn und Segen den Guten zu Theil wird. Diese orientalische Form der Collectiv-Erzählung ist beim Ausgang des Mittelalters in der europäischen Litteratur ungemein wirksam geworden, wovon eine Reihe berühmter Werke, vom Decamerone des Boccaccio und den Canterbury-Geschichten des Chaucer bis auf ähnliche Versuche von Goethe, Tieck, Thomas Moore Zeugniß geben. Die Redaction übrigens, in der wir Tausend und Eine Nacht besitzen, stammt im Wesentlichen aus Aegypten und zwar aus dem 15. Jahrhundert.

Von einer anderen Gattung der Litteratur, der Fabel, ist es nicht ganz gewiß, ob sie bei den Arabern schon früher entstanden war, oder erst in jener Zeit von Indien her zu ihnen gebracht wurde; denn es gibt zwar arabische Fabeln, welche unter dem Namen des Dichters Lokman umhergetragen wurden, aber es ist unbekannt, welcher Zeit sie angehören. Lokman selbst, den die Sage bald zu einem König oder Propheten, bald, wie den Aesop, zu einem mißgestalteten Sklaven macht, ist hochberühmt und wird schon im Koran genannt; übrigens ist die Sammlung, wie sie jetzt vorliegt, weder der Einkleidung noch dem Ausdruck nach von besonderem Werth. Dagegen liegt es nach den neuesten Untersuchungen außer allem Zweifel, daß unter den Abbasiden die Fabeln des Bidpai oder, wie sie zusammen genannt wurden, das Buch Kalila und Dimna von Indien her zu den Arabern gebracht wurden und bei ihnen viele Nachahmung fanden, daß also jene Dichtungsart in Betreff der späteren arabischen Zeiten indischen Ursprungs ist.

Die übrigen Gattungen der arabischen Poesie können wir übergehen, weil sie dem Geiste der abendländischen Litteratur fremd geblieben sind und für die Geschichte der menschlichen Cultur nur eine geringe Bedeutung haben. Zu erwähnen ist gleichwohl noch Mutanabbi, der in einer schon vorgeschrittenen Zeit den Ruhm eines großen Dichters gewann und zwar durch diejenigen Eigenschaften, die einer glanzliebenden und verwöhnten Gesellschaft vorzugsweise zusagen. Anfangs trat er als Prophet auf, bald jedoch gefiel er sich mehr an Fürstenhöfen, wo er gefeiert wurde und wo seine Feinde ihm weniger gefährlich waren. Er besaß Lebenskenntniß, eine reiche Einbildungskraft, eine Fülle von witzigen und glänzenden Wendungen und seine Sprache war von großem sinnlichen Reiz; durch solche Vorzüge wußte er den Mangel an Tiefe, Gehalt und Charakter zu verdecken. Treffende Sentenzen und Sittensprüche finden sich namentlich in den Lobgedichten, die er den Mächtigen darbrachte; vor Allen erhob er den kraftvollen Neger Kafur, der allerdings, wie wir oben sahen, ein tüchtiger Regent war und Aegyptens Wohlfahrt über zwei Jahrzehnte in rühm-

licher Weise schützte. Mutanabbi wurde 965 auf einer Reise nach Kufa von einer Räuberhorde überfallen und nach tapferem Kampfe getödtet. Noch weit bekannter, wenigstens in Deutschland, ist Hariri von Baßra durch seine Makamen oder vielmehr durch Rückert's geniale Bearbeitung derselben, in welcher dieser Dichter den Reichthum und die Schmiegsamkeit unserer Sprache trefflich erprobt hat. Makame bedeutet einen Ort, wo man zur Unterhaltung zusammentrifft, und weiter die Unterhaltung selbst, welche meist in einer poetischen Rede oder kleinen abgerundeten Erzählung besteht. Hariri legt nun einem vielgereisten Manne, dem Hareth ben Hemmam, eine Reihe von Berichten in den Mund, welche sämmtlich den redekundigen, hochbegabten und leichtfertigen Landstreicher Abu Seid ben Serug zum Gegenstande haben; derselbe erscheint als Schulmeister, als Gesetzkundiger, sogar als alte Frau, jedesmal aber benutzt er seine Wortkunst und Redegabe, um irgend einen Vortheil, sei es auch nur eine Mahlzeit, zu erhaschen. Die Form ist gereimte Prosa, gehoben durch überall vorwaltenden bildlichen Ausdruck und verflochten mit Räthselfragen, Sinnsprüchen und Gedichten. Aus dem Ganzen tritt lebhaft hervor, wie sehr Virtuosität im Dichten und Sprechen, dazu Geistesgegenwart in Anwendung derselben bei den Arabern in Gunst stand. Hierauf beschränkt sich aber auch der sittliche Gehalt des glänzenden Spiels, wenn man ihn nicht darin suchen will, daß Abu Seid, wie fast sämmtliche volksthümliche Abenteurer bis auf den Simplicissimus hin, schließlich aller Eitelkeit entsagt und sich einem frommen, beschaulichen Leben zuwendet. Zur Gestaltung epischer Werke im höchsten Sinn oder gar zu dramatischer Poesie haben die Araber es nicht gebracht; den Menschen in seiner Willensfreiheit und im Heldenkampfe gegen das Schicksal aufzufassen, lag außerhalb ihres Kreises, und die volle Ausmalung von Charakteren und Persönlichkeiten war in der Dichtung um so weniger ihre Sache, als in der bildenden Kunst.

3. Fernster Osten und fernster Westen in der Blüthezeit der arabischen Cultur.

Als die Samaniden ihren Sitz nach Bochara und Samarkand verlegten und die uralte persische Bildung von Hochasien mit der neuen arabischen verbunden ward, erhoben sich zwischen der Wüste und dem Gebiete der Buiden Universitäten, große gelehrte Collegien, Bibliotheken, Sternwarten von solchem Umfange und so reich ausgestattet, daß nur wenige Anstalten unserer Zeit die Vergleichung mit ihnen aushalten können. Sogar die rohen Seldschukken, als sie sich der Khalifen und der Herrschaft des Reiches bemächtigten, glaubten, wie die blutigen Tyrannen Italiens im 14. Jahrhundert, Künste und

Wissenschaften des Ruhmes wegen fördern zu müssen. Nizam el Mulk, der Vezier des zweiten und dritten Seldschukken, stiftete in Bochara, Samarkand, Meru, Nischapur und Herat große Anstalten, in welchen eine bedeutende Anzahl von Gelehrten auf Staatskosten unterhalten wurde. Ebenderselbe gründete in Bagdad eine theologische Akademie, die nach seinem Namen die Nizamische genannt wurde, und verwendete so große Summen auf sie, daß sie alles übertraf, was die Khalifen bis dahin für ihre Hauptstadt gethan hatten.

Vor allen anderen Wissenschaften wurden im Osten des Reiches die Mathematik und Astronomie getrieben, und man vervollkommnete dort die Tafeln, auf welche die neuere Astronomie sich gründet. Einer der Astronomen des seldschukkischen Sultans Malek Schah, Omar Chejan, berechnete um das Jahr 1080 zuerst das Sonnenjahr bis auf wenige Secunden richtig, und aus Samarkand stammen die vortrefflichen astronomischen Tafeln in persischer Sprache, die man in unseren Bibliotheken hie und da findet. Selbst bei der schauderhaften Verwüstung von Bagdad um 1258 gedachte der gräßliche Hulagu oder Ilek-Khan der astronomischen Wissenschaft; denn er wies dem Astronomen Nasireddin eine Stadt in Adserbeidschan an, um dort Mathematiker und Sternkundige zu versammeln und vollständige Tafeln berechnen zu lassen. Diese Arbeit leitete Nasireddin mit Hülfe des Directors der Sternwarte von Damaskus, al Muiad al Aredhi, und den Directoren der Sternwarten von Mossul, Tiflis und Kaswin, al Fakrh al Maraghi, al Fakrh al Khalathi und Nagmeddin ben Debiran. Auf diese Weise kamen die berühmten, nachher immer mehr vervollkommneten Ilekkhanischen Tafeln in zwölf Jahren zu Stande. Sie enthalten nicht blos den Lauf der Planeten, ihre Länge, Breite und Asceusionen, sondern auch Fixsternverzeichnisse, Aeren und Epochen. Wir kennen die ganze Reihenfolge der Lehrer, welche dieser Anstalt und den andern Akademieen in der Tatarei durch das 14. und 15. Jahrhundert hindurch vorstanden, und Ulugh Begh, einer von Timur's oder Tamerlan's Enkeln, der in Nordindien und einem Theile der Tatarei herrschte, war Beschützer der Männer, welche ein Werk verfertigten, das noch immer gebraucht wird. Sein Lehrer war Salaheddin, der Vorsteher der Anstalt zu Samarkand. Dieser kam zum ersten Mal seit Hipparch's Zeit wieder auf den großen Gedanken, ein vollständiges Fixsternverzeichniß zu machen. Salaheddin starb, ehe die Arbeit vollendet war; aber Gajatheddin Dschemschid, welcher vorher Nasireddin's Tafeln verbessert hatte, vollendete die Arbeit in Verbindung mit seinem Freunde Ali Kuschgi, und auf diese Weise kamen die nach Ulugh Begh benannten Tafeln zu Stande, die erst arabisch und dann persisch verfaßt wurden.

Die Dichtung der Perser hat eine höhere Stufe erreicht und ihre vorzüglichsten Leistungen kommen unseren Begriffen von poetischen Meisterwerken näher, als dies bei irgend einem anderen moslemischen Volke der Fall ist. Die von uralter Zeit her anerkannte Lebensaufgabe des Kampfes mit dem Bösen dauert auch in der mohammedanischen Zeit fort und begünstigt das Zurückgreifen auf die frühere Heldensage; der mystische Zug in der Poesie der Iranier entfaltet die innere Stimmung und gibt der Gemüthsregung einen höheren Werth. In der Fülle des sinnlichen Ausdrucks steht die persische Dichtung der arabischen wohl nach, übertrifft sie aber an Anlage zu maaß- und stilvoller Haltung, selbst wo sie sich in Bildern ergeht. Ihr berühmtester Vertreter ist Firdusi, von dessen äußeren Lebensverhältnissen unter Mahmud dem Ghasnawiden wir Einiges gesagt haben; er war ein Zeitgenosse der deutschen Kaiser Otto's III. und Heinrich's II. Mahmud selbst hatte den Plan entworfen, es sollte die persische Sagengeschichte, von der man Ueberlieferungen aus dem Volksmund, so wie Aufzeichnungen aus der Sassanidenzeit (226 bis 636 n. Chr.) hatte, in ein dichterisches Ganze zusammengefaßt werden. Er hatte zu dieser Arbeit den Anssari ausersehen, der an seinem Hofe das Amt eines Dichterkönigs inne hatte; dieser aber empfahl an seiner Statt den Firdusi. Die Traditionen, die der große Dichter benutzen konnte, theilte er in zwei Hauptgruppen, deren erstere die Göttersage fast nur in ihrem Anschluß an die alte Heldengeschichte, diese aber sehr umfassend behandelt. In der Mitte dieser Gruppe steht ein gewaltiges Heldenbild, der starke Tehemten oder Rustem. Die Kraft und Einsicht, womit Firdusi seinen reichen Stoff beherrscht, verdient unsere Bewunderung; wenn auch die Fülle des Erzählungsstoffes wie der Schmuck und Glanz des Ausdrucks mitunter über unsere Geschmackslinie und gar über das hellenische Schönheitsmaaß hinausgeht, so zeigt sich doch oft genug eine edle schlichte Gesinnungsgröße und seelenvolle Milde, wie vor Allem in der Schilderung der jugendlichen Helden Suhrab und Isfendiar. Der zweite Theil der großen Dichtung behandelt die Geschichte der Perserkönige vor Iskander (Alexander dem Großen), so wie die Heldenzüge des macedonischen Königs, jedoch beides in der legendenhaften und mythischen Ausschmückung, die es bei den morgenländischen Völkern gewonnen hatte. Bezeichnend ist hierbei, daß die Perser sich ihren großen Gegner der Abstammung nach aneignen, indem Alexander als der Sohn eines Perserkönigs und einer Tochter des Philippus erscheint. Firdusi's großes Werk, welches Schach Nameh, d. i. Königsbuch, genannt wird, gewährt außer dem dichterischen Genuß auch manche Belehrung, namentlich wenn wir mit seiner Spiegelung der Urzeit diejenigen ge-

schichtlichen Ergebnisse vergleichen, die wir der neueren Forschung verdanken.

Nicht dem Epos, aber der poetischen Erzählung gehören die berühmtesten Werke des Nisami († 1180) an, worunter die Liebesgeschichten vom Perserkönig Kosru und der Armenierin Schirin hervorzuheben sind. Sie zeigen uns, bis zu welcher Verfeinerung die Darstellung der Liebe und der romantischen Gefühle überhaupt im Morgenland gediehen war, als sie bei den christlichen Völkern erst begann; ja man geht schwerlich zu weit, wenn man annimmt, daß für dieses ganze, später so ausgedehnte Gebiet der Liebeserzählung und Novelle die erfolgreichste Anregung vom Orient ausgegangen ist und welche Bedeutung darum schon ihm in dem, was Goethe die Weltlitteratur nannte, zuerkannt werden muß. Die reiche Entwickelung der lyrischen Poesie in Persien auch nur annähernd darzustellen, liegt außerhalb unserer Aufgabe; wir begnügen uns mit kurzer Anführung der berühmtesten Dichter. Enveri aus Balkh, der noch vor Nisami dichtete, bewährte in den Lobgedichten, die er an vornehme und angesehene Personen richtete, einen großen Reichthum an Bildern und ansprechenden Wendungen, zog sich aber auch den Vorwurf der Schmeichelei zu; einen Vorwurf, gegen den ihn Goethe *) mit seltenem Nachdruck in Schutz nimmt. Die mystische Denkweise, welche die höchste Wonne darin findet, das eigene Selbst durch Versenkung in die göttliche Weltseele zugleich aufzugeben und zu weihen, und welche in der Erscheinungswelt nur den farbigen Abglanz des einen Gotteslichtes erkennt, fand einen gluth- und schwungvollen Ausdruck in den Hymnen und Lehrgedichten des Dschelaleddin Rumi, welche geeignet sind, inbrünstige Gemüther jedes Bekenntnisses, die sich weniger dem Dogma als der Sehnsucht zum Ewigen und der Erleuchtung durch Liebe zuwenden, zu erfreuen und zu erbauen. Der Dichter, welcher den angesehenen Derwisch-Orden der Mewlewi gründete, starb 1273 zu Jeonium in Kleinasien. Ein sehr vielseitiger und allbeliebter lyrischer Dichter unter den Persern war Saadi, der an den Kreuzzügen persönlich Antheil nahm und 1291 zu Schiras in einem Alter von mehr als hundert Jahren starb; die berühmtere unter seinen zwei Gedichtsammlungen ist der Gülistan oder Rosengarten. Frei von Verstiegenheit oder Grübelei ist er doch sinnreich, dem Lehrhaften geneigt und in der Einkleidung klar und anmuthig. Nicht leicht sind aus einem anderen Dichter des Morgenlandes so viele Fabeln, Allegorien und Gleichnißreden auch in den europäischen Gedankenschatz gekommen; wie denn schon der gelehrte Reisende Olearius († 1671) den Rosengarten über-

*) In den Anmerkungen zum westöstlichen Divan.

setzt hat. Mohammed Schemseddin endlich, den man den Hafis oder Aufbewahrer nannte, weil er den ganzen Koran auswendig wußte, gehört einer noch vorgerückteren Periode an als Saadi; er war etwa ein Zeitgenosse Boccaccio's. Seinen reizenden Liedern, die den Wein, die Liebe und den Naturgenuß preisen, hat man mystische Bedeutung untergelegt, zum Theil um die Verehrung vor seinem Geist mit der moslemischen Frömmigkeit vereinigen zu können; denn der Mohammedaner will an jedem Gegenstand seiner Ehrfurcht auch eine religiöse Seite erkennen, und zum Grab des Hafis († in Schiras 1389) wird noch heute gewallfahrtet. Uebrigens hält es nicht allzuschwer, in seiner Lebensfreude einen frommen Zug zu erkennen, da er dieselbe auf Beschaulichkeit und Bedürfnißlosigkeit begründet. Eine Epigonenpoesie lebte unter den Persern bis zum 16. Jahrhundert und ist heute noch nicht ausgestorben. Die Hauptform der persischen Lyrik ist das Ghasel, in welchem derselbe Reim durch eine Reihe von Doppelversen sich hindurchzieht; es begünstigt eine lose Zusammensetzung von Bildern wie von Gedanken und macht es begreiflich, daß morgenländische Gedichte gern mit Perlenschnüren verglichen werden.

Von der Litteratur des äußersten Ostens wenden wir uns zu dem, was im äußersten Westen unter den spanischen Ommejaden für die Wissenschaft und Kunst der Araber geschah. Diese hatten kaum ihren Thron befestigt, als sie in Cordova einen Hof einrichteten, der dem abbasidischen an Glanz, Pracht und Ansehen nicht nachstehen sollte. Zu einem solchen Hofe gehörten nach orientalischen Begriffen auch Dichter, Gelehrte und Künstler, die der Regent durch Freigebigkeit anlocken mußte. Am meisten zeichnete sich in dieser Hinsicht Hakem II. aus. Er zog ganze Schaaren von Gelehrten aus dem fernen Orient herbei und richtete gleich den Ptolemäern besondere Anstalten ein, in welchen Hunderte von Abschreibern unter Aufsicht der für die Correctur besoldeten Gelehrten Bücher abschrieben. Daß er auf diese Weise die Bibliothek von Cordova auf die Zahl von 600,000 Bänden gebracht haben soll, darf uns nicht zu sehr befremden, da wir ja wissen, daß die Araber stets gewaltig übertreiben; merkwürdig ist aber, daß Hakem selbst in jedes Buch eine Bemerkung über Inhalt und Verfasser und über die Zeit der Abfassung einschrieb. Die Dichtkunst und Bildung wurden in Spanien unter der arabischen Herrschaft so allgemein verbreitet, daß man häufig improvisirte und auch das weibliche Geschlecht schrieb und dichtete. Hakem's II. Favorit-Sultanin Kelam ist durch ihre historischen und poetischen Aufsätze bekannt, und wir kennen außerdem eine ganze Reihe von Namen berühmter spanisch-arabischer Dichterinnen. Die freiere gesellige Stellung der Frauen belebte auch die Liebesdichtung. Neben der hofmäßigen Poesie entwickelte sich zu dem

eine mehr volksthümliche; Sänger zogen von Burg zu Burg, und in zahlreichen arabischen Liedern wird die Schönheit des spanischen und insbesondere des andalusischen Landes gepriesen. Abderrahman I. besang in schönen Strophen, die wir noch besitzen, die erste von ihm selbst in spanischen Boden gepflanzte Palme; Motammid von Sevilla (um 1070) beklagt in einem trefflichen Liede seine Gefangenschaft und sein Leid. Auch die Musik hob sich unter den Ommejaden in Spanien; Gerbert, der berühmte Lehrer des Kaisers Otto III., schöpfte dort seine musikalischen Kenntnisse, und der Italiener Guido von Arrezzo, welcher im elften Jahrhundert das sogenannte Solfiren*) erfunden und in Europa die Noten und das Liniensystem statt der vorher gebrauchten Buchstaben eingeführt haben soll, verdankte diese Erfindungen wahrscheinlich den Arabern in Spanien. Als nachher im 11. und 12. Jahrhundert der Hof von Cordova nicht mehr der einzige unter diesem Volke war, sondern Granada, Sevilla, Toledo und Valencia mit ihm wetteiferten, zählte man zu einer Zeit, wo die Völker der lateinischen Zunge nirgends eine ordentliche Bibliothek und nur zwei Universitäten hatten, welche diesen Namen verdienten, in Spanien 70 große Bibliotheken mit vielen Tausenden von Büchern und 17 glänzende höhere Lehranstalten.

Unter den Gelehrten von Spanien ist Dschafar Ibn Tofail zu erwähnen, der in einem philosophischen Roman „der Naturmensch" den Versuch macht, die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten von der dumpfen Thierähnlichkeit bis zur höchsten Ausbildung anschaulich zu machen. Sein Held, Ibn Rakhdan, ist, wie Rousseau's Emil, ein Idealknabe, welcher einzig durch die Natur, durch Uebung der eigenen Sinne und durch geistige Thätigkeit allmählich zur Erkenntniß der Dinge, ihres ursächlichen Zusammenhanges und der göttlichen Weltregierung gelangt, welche Erkenntniß ihm nachher durch einen frommen Mann als Glaubenslehre bekräftigt wird. Gleichzeitig mit ihm, im Anfange des 13. Jahrhunderts, trat in Spanien ein sehr einflußreicher Denker auf, ein Deuter und Erklärer des Aristoteles, der dem Avicenna gerade entgegenstand, so daß die Anhänger beider Männer sich ebenso bekämpften, wie unter den christlichen Philosophen des Mittel-

*) Die Tonleiter wird gern von einem lateinischen Odenvers abgeleitet, den man dem Paul Warnefried zuschreibt:

Ut queant laxis resonare fibris
Mira gestorum famuli tuorum,
Solve polluti labii reatum,
Sancte Joannes!

Aus den Anfangssylben der Halbzeilen und aus den Anfangsbuchstaben der zwei Schlußworte soll die Sylbenreihe ut, la, mi, fa, sol, la, si entstanden sein.

alters die Thomisten und Scotisten. Den langen Namen dieses in Cordova geborenen Arztes und Philosophen, Mohammed Abul Walid Ebn Ahmed Ebn Roschd, haben die Araber in Ebn Roschd, die Christen in Averroës abgekürzt. Selbst die christlichen Schulen nahmen einen Theil seiner Theorieen an, und theilten sich bis ins 14. Jahrhundert in Betreff der Ansichten über das Verhältniß der Seele zum Leibe in Avicennisten und Averroisten. Averroës behandelte ebensowohl den Aristoteles als den Plato, und schrieb ein berühmtes Werk, um die Philosophie des Galenus mit der des Aristoteles zu vereinigen und diesen gegen jenen zu vertheidigen. Etwas später als Averroës lebte der große Botaniker und Naturforscher Ebn Baithar von Malaga, welcher aus Spanien auswanderte und 1248 als Director der unvergleichlichen botanischen Gärten zu Damaskus starb. Er studirte die Naturwissenschaften, wie sie jetzt studirt werden, durch wissenschaftliche Beobachtung und durch Experimente, welche überhaupt als ein Mittel zur Erkenntniß der Naturkräfte zuerst unter den Arabern selbstständig betrieben wurden. Er durchreiste alle arabischen Reiche und auch Griechenland, verstand, wie seine Schriften beweisen, die Griechen so zu benutzen, wie sie benutzt werden müssen, und sein Buch über die Pflanzen und über einfache Arzneimittel war lange Zeit auch auf den lateinischen Schulen ein Hauptbuch der gelehrten und philosophischen Aerzte.

In den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften, besonders in der Optik und Astronomie, sowie in der Baukunst, verdankt Europa dem mohammedanischen Spanien unendlich viel. Dies ließe sich, wenn es der Zweck dieser Weltgeschichte erlaubte, auf unwiderlegliche Weise darthun; wir wollen uns aber, um verständlich zu bleiben, damit begnügen, nur einige wenige Andeutungen zu geben. Was die Optik angeht, so ward sie in Deutschland erst vom 16. Jahrhundert an eifrig betrieben, man stützte sich dabei aber, bis die Copernicus, Galilei, Tycho de Brahe und Kepler neue Wege bahnten, ganz und gar auf die Lehrbücher spanischer Araber. Das Hauptbuch, nämlich Rißner's um 1572 erschienene Encyklopädie der Optik, bestand eigentlich nur aus einer lateinischen Uebersetzung der arabisch geschriebenen Optik des Al Hazen. Auch Vitello, welcher wahrscheinlich im 13. Jahrhundert lebte, hat aus arabischen Quellen geschöpft, wiewohl er seine Kenntnisse nicht von den spanischen, sondern von den sicilianischen Arabern erhielt. Die Astronomie ward in Spanien mit dem gleichen Eifer getrieben, wie im fernen Osten, und die Beobachtungen und Berechnungen, deren Benutzung im 16. und 17. Jahrhundert die neuere Astronomie ganz plötzlich über alles dasjenige, was die Urzeit, die Griechen, Römer und Araber geleistet hatten, weit hinausrückte,

kamen von Spanien aus zu uns. Schon um 1080 verfertigte ein arabischer Astronom zu Toledo die Tafeln, die unter dem Namen der Toledanischen einige Jahrhunderte hindurch für die besten galten. Im 13. Jahrhundert benutzte der castilianische König und deutsche Titularkaiser Alphons X. alle astronomischen Arbeiten der Orientalen, um die sogenannten Alphonsinischen Tafeln, die Grundlage der neueren Astronomie, anfertigen zu lassen. Man gab ihm dafür, statt ihn den Gelehrten zu benennen, unverdienter Weise den Beinamen des Weisen, und da er, was wir übrigens dahin gestellt sein lassen, nicht weniger als 400,000 Goldstücke auf die Tafeln verwendet haben soll, so ist die ganze Sache allerdings ein Unternehmen, das eines lateinischen und christlichen Regenten würdig war; bei näherer Betrachtung erkennt man aber doch, daß die Christen nur geringen Antheil an diesem Werke hatten. Es wurden allerdings Christen dabei gebraucht, allein die obere Leitung hatten der Ober-Rabbiner von Toledo, Isaak Seid's Sohn, und die arabischen Gelehrten Aben Ragel und al Kabiz. Auch des Ptolemäus Almagest, welcher im Mittelalter das allgemeine Lehrbuch der Astronomie war, wurde in Spanien den wissenschaftlichen Fortschritten der Araber gemäß verbessert, und kam in dieser Gestalt zu den Christen, bei welchen er in den lateinischen Schulen des 16. Jahrhunderts als Handbuch gebraucht ward. Diese Verbesserungen wurden von Dscheber ben Afla gemacht.

An die moslemische Geistesbildung in Spanien reiht sich, obwohl auf selbstständiger Grundlage, die Blüthe der jüdischen Dichtung und Wissenschaft an. Die höheren jüdischen Schulen in Babylonien gingen unter; in den Ländern, wo der Islam herrschte, fanden die Juden Duldung und Anregung; so in Sicilien, in Unteritalien, wo sie zu Bari und Otranto Lehranstalten hatten, vor Allem aber in Spanien, wo sie den Arabern bei Eroberung des Landes manchen Vorschub leisten konnten. Die mystischen Lehren der Kabbala, die sich auf eine Buchstaben- und Zahlen-Allegorie zurückführen lassen, gehen uns hier nicht an, obwohl die Kabbala auch bei christlichen Theologen Ruf genoß und z. B. im 16. Jahrhundert an dem berühmten Reuchlin einen aufrichtigen Verehrer hatte. Von geschichtlicher Bedeutung ist jedoch die rege Theilnahme an der allgemeinen Bildung, welche den spanischen Juden eigen war. Jener Chasdai, der sich den Gesandten Kaiser Otto's des Großen durch seine Rathschläge nützlich erwies, förderte einen gelehrten Juden bei Abfassung des ersten hebräischen Wörterbuches. Die jüdischen Dichter waren, wie die arabischen, meist auch Philosophen und Grammatiker; so Gabirol, dem die Synagogenpoesie einige ihrer schönsten Gesänge verdankt,

und der noch weit berühmtere Jehuda Halevi, der um die Zeit des zweiten Kreuzzuges, von innerer Sehnsucht getrieben, eine Reise nach Palästina unternahm, aber gleich nach seiner Ankunft in Jerusalem starb (1150). Außer seinen schönen Liedern hat er den „Chosari" geschrieben, ein Gespräch über die Religionen, worin er den Werth der drei monotheistischen Bekenntnisse mit Einsicht und Billigkeit abwägt; die Bekehrung eines Chazarenkönigs zum Judenthum gab ihm dazu Veranlassung. Aben Esra, der 1168 in Rom starb, war der vielseitigste unter den jüdischen Gelehrten, als Sprachforscher, Mathematiker und Dichter von Bedeutung; seine Liebeslieder zeichnen sich durch Geist und Feuer aus. Vor Allen ist Mose ben Maimun aus Cordova hervorzuheben, der, durch Verfolgung aus Andalusien vertrieben, sich nach Fez, später nach Jerusalem und von da nach Fostat begab; er war eine Zeit lang Leibarzt des berühmten Saladin. Maimonides († 1204), suchte die aristotelische Philosophie mit der religiösen Wahrheit im Judenthum zu vermitteln, die Gotteserkenntniß durch Vernunft zu stärken; sein Hauptwerk, der „Führer der Verirrten", das er in arabischer Sprache abfaßte, wurde früh ins Lateinische übersetzt und war im 13. Jahrhundert auch deutschen Theologen bekannt.

In den bildenden Künsten ist, wenn wir von der Architektur absehen, von den Arabern kein so bedeutender Aufschwung ausgegangen, wie in den Wissenschaften. Was Malerei und Bildhauerkunst angeht, so erklärt sich die mangelhafte Ausbildung derselben zum Theil aus der Natur des semitischen Stammes, welche zu bewegt ist, um sich der Auffassung und stilvollen Durchbildung schöner Lebensformen hinzugeben. Dazu kommen die religiösen Vorstellungen, der strenge Gottesbegriff, der, wie bei den Juden, jede körperliche Darstellung des Höchsten untersagte oder doch bedenklich machte. Jede schöne Kunst bedarf aber erfahrungsmäßig in ihrem Ursprung der Anlehnung an die Religion, wenn sie auch in ihrer späteren Ausbildung sich von derselben frei macht. Aber auch abgesehen von der Person Gottes hatten die Araber eine Abneigung, ja ein Grauen vor der Nachbildung der Creatur. Sie gaben zwar allmählich hierin etwas nach; die zwölf Löwen im Hofe der Alhambra, welche eine prachtvolle Brunnenschale tragen, geben nicht allein hiervon Zeugniß. Immerhin erlaubten sie sich solche Ausschreitungen fast nur in ähnlicher Weise, wie das Weintrinken. Da jedoch der Araber sein phantasiereiches Wesen auch in den Bauwerken anzubringen bemüht war, da er namentlich einen sehr lebhaften Farbensinn besaß, so kam dieser Zug besonders in den Ornamenten zum Vorschein. Die Moschee selbst bedurfte zunächst keines künstlerischen Momentes; eine

Nische in der Wand, die Kiblah, bezeichnete die Richtung von Mekka, nach welcher der Betende das Antlitz wandte. Der Brunnen der Reinigung schien eine Säuleneinfassung oder kuppelförmige Ueberwölbung zu erfordern; das schlanke Minaret (d. i. Thurm des Lichtes), welches man in der Ommejadenzeit vereinzelt oder paarweise anzubringen begann, war meist mit runden Ausladungen umgeben, von welchen der Muezzin die fünf Gebetstunden jedes Tages ausrief. Aber die Wände im Inneren wurden früh mit Sinnsprüchen geschmückt, wie denn der moslemische Geist allem Lehrhaften geneigt war. Die decorativen Streifen, in Steinrelief oder blos gemalt, erschienen wie entfernte Rahmen zu diesen Sprüchen. Auch an den geschweiften oder im Ansatz hufeisenförmigen Spitzbogen, der eine Schöpfung der Araber ist, lehnten sich leicht Ornamente an; die Säulen erhielten eine zierlich gewundene Form und der Bogen selbst brach sich häufig in halbkreisförmigen Absätzen. In den Zierrathen und in ihrer Verschlingung nun zeigt der Araber eine reiche Erfindungskraft; sie nähern sich mitunter den Formen des Pflanzen- und in manchen Fällen selbst des Thierlebens, bleiben aber meist im Ansatz stehen und gehen dann in ein anderes Motiv über; noch öfter erscheinen sie als anmuthig spielende Ausschmückung mathematisch angelegter Windungen. Diesen Gewinden der sogenannten Arabesken halb träumerisch ruhend mit dem Auge zu folgen, ist dem Morgenländer ein eigenthümlicher Genuß. Die berühmtesten moslemischen Gebäude sind übrigens, — wenn wir die Kaaba außer Beachtung lassen, die, nomadisch roh angelegt, mit ihrer nächsten Umgebung wie eine gemauerte Stiftshütte erscheint, — aus der früheren Zeitperiode: die große Moschee zu Damaskus, die Moschee el Aksa zu Jerusalem und die älteren Gotteshäuser zu Kairo. In Spanien haben sich einige der großartigsten Bauwerke, freilich zum Theil umgestaltet, bis auf den heutigen Tag erhalten; sie zeichnen sich zum Theil durch großartige Anlage, zum Theil durch überaus feine Arbeit in den Ornamenten aus. So die Moschee zu Cordova mit ihrem auf elf Schiffe vertheilten Säulenwalde; der Königspalast in der maurischen Citadelle von Granada, Kelat al hamrah, d. i. die rothe Burg, meist kürzer Alhambra genannt. Das Schloß Abderrahman's III. bei Cordova, die Azzähra, haben wir bereits erwähnt. Der berühmte Thurm Giralda in Sevilla ist seiner ursprünglichen Bestimmung nach ein in mächtigem Stil angelegtes Minaret; den großartigen Audienzsaal im Palast oder Alkazar derselben Stadt ließ König Peter der Grausame (im 14. Jahrhundert) mit Beibehaltung des maurischen Stils erbauen.

II. Geschichte der nordischen Völker in der ersten Zeit des Mittelalters.

1. Die Urzeit der skandinavischen Völker.

Die skandinavische Geschichte beginnt, wie die griechische (s. Th. I. S. 145 u. ff.), mit einem heroischen Zeitalter, dessen Hauptcharakter in Tapferkeit und kriegerischem Sinne bestand und das mit dem Eindringen einer höheren Art von Cultur zu Ende ging. Während einer solchen Zeit werden die Begebenheiten nur poetisch aufgefaßt und als dichterisch ausgeschmückte Volkssage den Nachkommen überliefert. So reichlich daher auch die aus derselben erhaltenen Nachrichten sein mögen, so wenig ist es doch möglich, aus ihnen den Gang der Dinge im Einzelnen zu ermitteln. Dagegen haben diese Sagen den großen Werth, daß sie uns den Geist und Zustand der Völker, von welchen sie handeln, zu erkennen geben, da in solchen Zeiten die Menschen nur wenig von einander verschieden sind und alle Verhältnisse einen sehr bestimmten allgemeinen Charakter haben. Nicht also die Fürsten und Helden, deren Thaten die Sage erzählt; vielmehr der allgemeine Ton und Charakter, den diese poetischen Gestalten haben, ist der Gegenstand für die historische Erkenntniß einer heroischen Zeit.

Soweit die Geschichte und die alten Sagen reichen, finden wir in Skandinavien zwei von einander verschiedene Arten von Völkerschaften, eigentliche Skandinavier oder, wie sie in Deutschland und Frankreich genannt wurden, Normänner und finnische Völker. Beide gehörten zwar dem kaukasischen Menschenstamme an, die ersteren bildeten aber eine Abtheilung des germanischen Völkerzweiges, während die letzteren nicht einmal der Sprache nach zum indo-germanischen Völkerstamme gehörten, sondern mit einigen anderen Nationen einen besonderen Stamm ausmachten, den man den finnischen nennt. Die bemerkenswerthesten Völker dieses Stammes sind: die Finnen, die Lappländer, die Lieven, die Esthen und die Magyaren (Madscharen) oder Ungarn. Nur von dem germanischen Theile der älteren Bewohner Skandinaviens haben sich Sagen aus der Urzeit erhalten; die finnischen Stämme sind reich an Volksliedern, von ihren mythischen Dichtungen aber hatte man bis in die neueste Zeit nur Bruchstücke. Aus diesen hat in unserem Jahrhundert ein gelehrter und geistvoller Finne, Elias Lönnrott, ein National-Epos zusammengestellt, dem er den Namen „Kalewala", Land des Kalewa (Finnland) verlieh. Die Erzählung beruht auf dem Gegensatze zwischen den Finnen und den roheren Lappen und auf dem Kampfe zwischen beiden

Stämmen. Der finnische Volkscharakter erscheint hier ernst, bieder und gastfrei, tapfer, doch zu sanften und selbst wehmüthigen Gefühlen geneigt; der Aberglaube nimmt übrigens ein weites Gebiet ein, wie denn in einem zweiten Werke von Lönnrott, in den von ihm gesammelten Volksliedern, das Zauberwesen häufig zum Ausdruck kommt. Der Hauptheld des Kalewala ist zugleich Meister des Gesanges und des Harfenspieles; an einen reichen Metallschatz, der schließlich ins Meer versenkt wird, knüpfen sich heroische Kämpfe. Die Sprache, die sich in einem für unser Ohr einförmigen trochäischen Versmaaß bewegt, ist doch echt episch, bilderreich und bei aller Seltsamkeit der Ausschmückung natürlich. Da wir den wesentlichen Bestandtheilen dieses Werkes ein hohes Alter zuschreiben müssen, so geht aus ihnen mit Bestimmtheit hervor, daß die Finnen einst auf einer höheren Stufe der Cultur standen; sie waren früher nicht nur bis in den Süden von Skandinavien und bis tief nach Sibirien hinein verbreitet, sondern sie besaßen auch noch im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung weit mehr Industrie und Wohlstand, als jetzt. Sie wurden von den eingewanderten germanischen Stämmen nach und nach in die unwirthbaren Gegenden des äußersten Nordens zurückgedrängt.

Die skandinavische Göttersage liegt uns abgerundeter und systematischer vor, als die deutsche, mit der sie nahe verwandt ist. Dies hat seinen Grund darin, daß in dem entlegenen Island vom neunten Jahrhundert an, wo es von Norwegen aus bevölkert wurde, die alten Ueberlieferungen als ein werthvolles Besitzthum Pflege fanden. In diesem abgeschiedenen Lande ist das Singen und Sagen, das Lesen und Erzählen noch heute verbreiteter als bei uns, die wir in der europäischen Strömung leben; die Bewegung der Geschichte dringt dorthin nur langsam, so daß der Menschengeist mehr auf den Schatz der Erinnerung angewiesen ist. Wie bei den Arabern die sternhelle Wüstennacht die Vorliebe für dichterisch ausgeschmückte Mittheilung und die Ausbildung eines kunstmäßigen Vortrags begünstigte, so geschah dies im hohen Norden durch das Zusammenfinden in der winterlichen Häuslichkeit oder beim Feuer in der Halle. Dazu kommt, daß das Christenthum in die skandinavischen Länder und namentlich in Island um Jahrhunderte später eindrang, als bei den deutschen Geschichtsvölkern. Der neue Glaube hatte nicht mehr so mühsam um seinen Fortbestand zu kämpfen und fand namentlich in Island meist friedlich seinen Eingang; eine gebildetere Zeit wußte den Werth der alten Ueberlieferungen zu schätzen, und so ist es höchst wahrscheinlich, daß bei Aufzeichnung derselben gerade die Geistlichen thätig waren. So kam im Anfang des 13. Jahrhunderts die berühmte Sammlung zu Stande, welche wohl ursprünglich allein den Namen Edda trug, d. i.

Urgroßmutter (als hochbejahrte Erzählerin). Man kann annehmen, daß der gelehrte Snorre Sturleson († 1241), als dessen Werk sie gewöhnlich bezeichnet wurde, mindestens bei ihrer Abfassung betheiligt war. Diese Sammlung ist gleichsam ein Handbuch für den Skalden oder Sänger, der seine Kunst regelmäßig erlernen will; sie enthält in prosaischer, doch dichterisch angeflogener Darstellung den Hauptinhalt und Stoff der Götter- und Heldengesänge; ferner eine Poetik in mehreren Abtheilungen, in welchen die Lehre von den dichterischen Umschreibungen wie von den Versmaaßen vorgetragen wird. Diese Poetik hat keineswegs den Charakter ursprünglicher Frische, sie ist vielmehr fast überbildet und verkünstelt.*) Auch im Vortrag der Sagen, so unschätzbar der Inhalt uns sein mag, gibt sich ein vorgeschrittenes Zeitalter kund; denn da die Aufzeichner fromme Christen waren, so verhielten sie sich zu der nordischen Götterlehre selbst nothwendig als Rationalisten. Ihre Auffassung der mythischen Persönlichkeiten erinnert mitunter an die des griechischen Aufklärungsphilosophen Euhemeros, der die alten Götter für begabte, hochverdiente Menschen erklärte, welche das Volk in den Himmel versetzt habe. Aehnliche Begriffe, nur noch ausgeprägter, finden sich bei dem berühmten dänischen Chronisten Saxo Grammaticus († um 1204), der in gutem Latein schrieb. Namentlich der Gott Odin erscheint in christlicher Darstellung als eine Art von Moses, der die Völker des Nordens auf ihrer Wanderung von Asien aus geführt habe.**)

Diese Sammlung, die man heutzutage meist als die jüngere oder als Snorre's Edda bezeichnet, wurde im Jahre 1628 neu aufgefunden. Fünfzehn Jahre später entdeckte der Bischof Brynhild Svendson eine Handschrift, welche Götter- und Heldenlieder aus alter Zeit umfaßte und welche er mit dem Namen eines wegen seiner Kenntnisse und seiner vielen Reisen hochberühmten Isländers, Sämund's des Weisen (Saemundr hinn frodii † 1133) überschrieb. Mit welchem Rechte Svendson diesen gelehrten Priester, der viele Jahre in Italien zubrachte und später seine Muße in Island zur Abfassung historischer

*) Wenn z. B. empfohlen wird, das Gold als „Bette des Drachen" oder als „Tagglanz der Zwerge" zu bezeichnen, so ist dies kaum minder schulmäßig, als manche Vorschriften des Nürnberger Trichters.

**) Auch die Bezeichnung Asen für die Götter wurde mit Asien in Verbindung gebracht, während doch das Wort As mit Os und dem deutschen Ans identisch ist, welche beide in so vielen Personennamen — Oskar, Ansgar, Anshelm oder Anselm, Ausgisil oder Godegisil — vorkommen und wahrscheinlich Balken oder Säule bezeichnen. In ganz anderer Weise bringt freilich die neuere Wissenschaft den skandinavischen Götterglauben mit Asien, als dem Stammsitze des Mythus indogermanischer Völker, in Zusammenhang.

Schriften verwandte, als Zusammensteller jener Lieder angab, ist nicht zu ermitteln. Jedenfalls haben sie einen hohen Werth; manche bezeugen durch ihren rauhen, kraftvollen, räthselhaften Ton und die ungesuchte Feierlichkeit des Vortrags ihr urzeitliches Alter, andere sind späteren Ursprunges. Einige, besonders das berühmte Lied Hawamal, enthalten die Spruchweisheit des nordischen Alterthums und geben vom Geiste derselben in ähnlicher Weise Zeugniß, wie Salomo vom hebräischen und Hesiod's „Werke und Tage" vom altgriechischen Leben. „Hawamal" empfiehlt besonders kluges Benehmen daheim und auf Reisen, Vermeidung überflüssiger Sorgen, dazu Pflege des Eigenthums, Mäßigkeit im Biertrinken, bescheidene Vorsicht, ausdauerndes Hoffen im Unglück, Sorge für den Nachruhm. Das ganze Werk übrigens, welches aus 39 Liedern besteht und als die ältere oder Sämund's Edda bezeichnet wird, gehört zu den werthvollsten Urkunden des Menschengeschlechts; aus ihm lernen wir die Begriffe der alten Skandinavier über die Entstehung der Welt und der Götter, über ihren Zusammenhang mit dem Menschenleben und über ihren einstigen Untergang, dem eine neue Welt folgen werde, kennen. Der Form nach bestehen die meisten dieser Eddalieder aus Strophen von acht kurzen Zeilen, deren je zwei durch den Stabreim (die Alliteration) zu einer Langzeile verbunden sind.

Da die skandinavischen Religionsbegriffe und die meisten der nordischen Götterwesen mit den deutschen urverwandt sind, so kann die ältere wie die jüngere Edda auch als Quelle für die deutsche Mythologie gelten. Nur muß dabei mit Vorsicht verfahren werden; denn während die Deutschen frühzeitiger mit den Geschichtsvölkern in Berührung kamen, blieb die Entwickelung der Göttersage im entlegenen Norden eine abgeschlossene. Dazu kommt noch ein wichtiger Umstand. Es erhalten nämlich die vorzüglichsten mythischen Gestalten bei Deutschen und Skandinaviern wie bei allen Völkern arischen Stammes von Anfang an eine sehr entschiedene Naturbeziehung zum Tages- und Jahreslauf der Sonne, woran sich später eine sittliche Beziehung auf die Vergänglichkeit der Dinge, auf das Entstehen und Vergehen, auf den Kampf des Guten und Schönen mit feindlichen Mächten anschließt. Wenn nun der Sonnenlauf schon in Mitteleuropa für das Jahresleben einflußreicher ist als im Süden, so wirkt er im hohen Norden fast ausschließlich entscheidend auf die Vorstellungen von Welt und Natur. Der Gegensatz der Sommerzeit, die mit ihren entfesselten Bächen, dem freien Meeresspiegel und der von Vogelsang belebten Waldeinsamkeit so erfreulich wirkt, zu der Winternacht, in welcher Eisriesen und Nebelgeister wirken, durchzieht auch die mythische Darstellung der Götterwelt. Das Jahr bewegt sich zwischen diesen zwei Julzeiten,

deren Eintreten man mit Festen, Opfern und Anzünden von Lichtern beging.*) Das alljährliche Absterben der Natur wurde in Skandinavien viel deutlicher auf den einstigen Weltuntergang (Ragnarök, auch Götterdämmerung genannt) bezogen, als in Deutschland, obwohl die Vorstellungen von einem künftigen Erdbrand auch hier einheimisch waren und mit der christlichen Verkündigung des jüngsten Gerichtes in Zusammenhang gebracht worden sein mögen.

Die nordische Kosmogonie weiß von einem gähnenden Schlund oder Chaos zu berichten, aus welchem sich Niflheim, das Reich des Nebels und der Nacht, von dem Licht- und Feuerreiche Muspelheim schied, das man sich nach Süden gelegen dachte. Funken aus dem letzteren brachten das Eis zum Thauen; aus ihm entstand Ymir, der Urweltriese. Ein anderes Wesen, die Kuh Audhumla, leckte den salzigen Schnee, aus dem nun am ersten Tage eines Menschen Haar, am zweiten das Haupt, sodann Buri, der erste Mann, hervorging. Buri's Enkel waren Odin, Vili und We, welche den Ymir erschlugen und aus seinem Körper das Weltall schufen; in seinem Blute aber ertranken die Riesen bis auf ein Paar, welches die Gattung fortpflanzte. So endigt die älteste mythische Dynastie, welche in kolossalem Maaßstabe die Schöpfungskraft der Natur darstellt; an ihre Stelle tritt nun zunächst eine Götterdreiheit, welche bereits auf das Geistige und auf die Menschenwelt Bezug nimmt. Odin und seine zwei Genossen (ihre Namen wechseln) erschaffen aus Esche und Erle das erste Menschenpaar. Wie bei den Griechen einige Gestalten der Titanenzeit, z. B. Okeanos und Hyperion, auch neben dem Geschlechte des Zeus fortbestehen, so neben Odin und den Seinen der alte Meergott Oegir, der weise Mimer und Andere.

Die Zahl der Asen oder der Genossen Odin's wächst später durch Ausbildung der personificirten Begriffe bis auf zwölf heran, wobei die Asinnen nicht mitgerechnet sind. Immer jedoch behält Odin eine Art von vorwaltendem Ansehen; nicht nur war er der Hauptgott bei den Dänen und Gothen, sondern der monotheistische Begriff eines Allvaters lehnt sich fast nur an ihn an. Vor Allem beherrscht er das

*) In der Volksvorstellung gelten nicht der 21., sondern der 24. Juni und December als Tage der Sonnenwende. An diese Daten schließt sich denn auch das Weihnachtsfest, indem Gottes Geburt der neu sich hebenden Sonne entsprach; folgerecht bietet sich der 24. März als der Tag der Verkündigung, und da bei Mariä Heimsuchung die Geburt Johannis des Täufers noch drei Monate entfernt war, so ging die christliche Symbolik leicht auf den 24. Juni als Johannistag ein. Schon Augustinus bemerkt, daß nur diese zwei Feste den Geburtstag verherrlichen, während andere Heilige an ihrem Sterbetage gefeiert werden. Der Tannenbaum des Weihnachtsfestes leuchtet nicht soweit die Christenheit, sondern nur soweit das deutsche Volksthum sich ausdehnt.

Menschenleben in Bezug auf Geistesthätigkeit wie auf Krieg und Kampf. Er ist Sonnengott, einäugig, vielleicht weil die Sonne nur einen Theil der Zeit verwaltet; der Himmel ist sein Mantel, das Gewölk wird als Hut zu seinem Hauptkennzeichen. Sein Roß Sleipnir ist achtfüßig und erinnert im Lauf an die Stetigkeit der Radbewegung. Seine Sturmritte, die er im Lenz mit zahlreichem Gefolge unternimmt, sind als die Züge des Wodanheeres (wofür mißverständlich wüthendes Heer) auch in Deutschland bekannt. Er ist Geber des Reichthums und vor Allem des Sieges, wie er denn begünstigten Königen das Geheimniß einer unfehlbaren Schlachtordnung mittheilt. Von seinem Sitz im Himmel überschaut er die Welt; zudem fliegen von seinen Schultern tagtäglich die Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung) aus, um ihm von allen Dingen Kunde zu bringen. Eine gewisse thatkräftige Ueberlegenheit, die mit Kraft wie mit Geistesschärfe den Erfolg zu Wege bringt, bezeichnet Alles, was von Odin ausgeht; der Gemüthsseite tritt er weniger nahe. Die jungfräulichen Walkyren walten unter seiner Leitung in Schlacht und Krieg; sie geleiten die Gefallenen nach Walhalla, wo sie sich den Tag über im Kampfe ergötzen und Abends mit geheilten Wunden bei der Tafel zusammenfinden, wo die Ziege Heidrun den Trank spendet, der ihnen ihre Persönlichkeit wahrt. Diese Tischgenossen Odin's werden Einherier genannt; beim Einbruch des Weltunterganges sollen ihrer 432,000 sein. Doch gelangen nur solche zur Walhalla, welche ihren Wunden erlegen sind; das Sterben durch Alter oder Krankheit wird als Strohtod bezeichnet, und um diesem zu entgehen, ritzte sich der nordische Greis vor dem Abscheiden mit dem Speer blutig, um sich für Odin zu zeichnen; denn wer den Strohtod stirbt, wandert durch dumpfe Schluchten in das traurige Reich der blaßblauen Göttin Hel (daher Hölle); von ihr heißt es, Elend sei ihr Saal, Hunger ihre Schüssel und Kümmerniß ihr Bette. Die verstorbenen Mädchen empfängt Freia und für das jenseitige Unterkommen der Knechte hat Thor zu sorgen. Da Odin der Geistesthätigkeit vorsteht, so treten Braga, der Dichtergott, und Saga, die Personification der Erzählung und Geschichte, zu ihm in nahen Verkehr; ja Odin selbst reicht den Trank der Poesie, erfindet Runenzauber und versteht sich auf Räthselfragen.

Wenn wir diesen Gott mit den Todten in Verbindung sehen, wenn wir ihn als Meister der Rede und des Geisteslebens erkennen, so begreifen wir, wie Tacitus in ihm oder dem deutschen Wodan den Mercurius zu erkennen glaubte, wiewohl auf den ersten Anblick das Bild des schlanken Hermes wenig zu dem einäugigen Riesen passen mag; das Sinnbild des Hutes ist jedoch Beiden gemeinsam. Darum ist der

Mittwoch, dies Mercurii, zugleich Wodanstag, Wednesday; der Donnerstag, dies Jovis (Giovedi) ist dem Thor oder Donar geweiht, dessen Hammer an den Donnerkeil erinnert; für den dies Veneris (Vendredi) trat Freia ein und im Ziustag (Tuesday, Dienstag) hat man den Schlachtengott Tyr, der bei den Deutschen Ziu heißt, mit dem Mars zu einer Person gemacht.

Der Gott Thor, der fortwährend gegen die Feinde der Asen wie der menschlichen Ansiedelungen im Kampfe steht, ist Odin's Sohn und mit der goldhaarigen Sif (dem Ackerfelde) vermählt. Als Naturgott spaltet er mit seinem Blitze das Erdreich und macht es fruchtbar. Er ist der wahrhaft arbeitende Gott, der Freund des Landmannes und auch des Seefahrers, wie denn die Spiegel der norwegischen Schiffe bis ins elfte Jahrhundert häufig sein Bild trugen. Er kämpft nicht aus ritterlicher Lust, sondern zum Schutze der Götter wie der menschlichen Arbeit. Wenn Odin sich zu Rosse zeigt, so fährt sein kraftvoller rothbärtiger Sohn auf dem mit Böcken bespannten Wagen, dessen Rollen den Donner hervorbringt. Dieser Gott, dessen Cultus in Norwegen der verbreitetste war, hat in seiner rüstigen Weise ein volksthümliches, beinahe demokratisches Gepräge; er steht dem Freibauer, dem Allodbesitzer, dem Heerbanne näher, während Odin mehr Beziehung zu den fürstlichen Anführern und zu den Gefolgschaften hat.

Wenn von den Wanen berichtet wird als von einem sanfteren Göttergeschlechte, aus welchem Niörd und seine Kinder, Frey und Freya, in den Kreis der Asen eintraten, so liegt darin wohl die Erinnerung an uralte Kämpfe mit einem Volke, dessen Religion mehr priesterlich geordnet war und von dem man den Cultus einiger mythischen Gestalten annahm. Heimdall, der weitblickende Gott, wird unter dem Namen Rig in directe Verbindung mit der ältesten Menschengeschichte gebracht; auf drei Wanderfahrten bewirkt er die Entstehung dreier Stammpaare, von welchen sich alsdann die Thräle, Enke oder Knechte, die freien Besitzer und die Jarle oder Edlen herleiten. Die ersteren sind plump gestaltet und leben in rauher Arbeit bei schwarzem, zähem Brode; bei den zweiten herrscht Sitte, Reinlichkeit, Arbeit und Wohlstand; die dritten verbringen die Zeit wohl geschmückt bei adeligem Thun, schon ihre Kinder werden im Waffenwerk erzogen und sind am scharfblickenden Auge kenntlich. Heimdall kann übrigens als Wächter von Asgard gelten, wo die Götter wohnen; das Reich der Menschen wird Manheim, das Gebiet der Riesen Jötunheim genannt.

Eine sinnvolle, ethisch bedeutsame Gedankenreihe knüpft sich an die Gestalt des jugendschönen, schuldlos reinen Baldur; ja, wenn irgend ein Mythus als vordeutend für die Lehre von Christus dem

Weltheilande gelten könnte, so wäre es dieser. Im Naturleben bedeutete wohl Baldur die Mittsommerzeit, mit deren Untergang die längeren Nächte einbrechen, seine Gemahlin Nanna die Blüthenpracht. Sittlich ist er der tapfere Hüter des Friedens und des Guten; an sein Leben ist der Bestand der Asenherrschaft geknüpft. Ygdrasil, die große Esche oder der Weltbaum, ist Sinnbild des belebten Alls; in dieser Vorstellung gibt sich die Ehrfurcht kund, welche die deutschen Volksstämme vor allen Bäumen hegten, wie denn häufig unter hohen Linden der Sitz der Gerichte, sowie der Sammelplatz der Gemeinde war. An diesem Baume weilen die Nornen oder Schicksalsschwestern Urda, Verdandi und Skuld (Wurde, Werdend und Schuld oder Soll), Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; sie besprengen ihn aus dem Quell der Unsterblichkeit. Daß dieses Naß versiecht, gehört zu den Anzeichen von Baldur's Untergang; derselbe wird herbeigeführt durch die Hinterlist Loki's, welcher in tiefsinniger Weise das böse Prineip zur Anschauung bringt. Obwohl er der Götterherrschaft grimmig feind ist, obwohl zu seiner Familie die Ungeheuer gehören, die einst bei Vernichtung des Weltalls thätig sein werden, der Fenriswolf und die Midgardschlange, die alles Land umwindet, — geben ihm die Götter Zugang in ihren Kreis, hören seine Vorschläge und bedienen sich seiner geistigen Lebendigkeit. Nachdem alle Gegenstände der äußeren Natur in Pflicht genommen sind, Baldur nicht zu verletzen, — nur die unscheinbare Mistel hat den Schwur nicht geleistet, — geschieht es auf Loki's Anstiften, daß der blinde Hödur den Gott mit einem Mistelzweige tödtet. Mit Baldur's Tode gewinnt das Böse an Macht, wenn auch die Götter selbst lange schon von der Unschuld jener Anfangszeit entfernt sind, da sie mit Golde spielten, ohne dessen Werth zu kennen. In dem sehr alten Liede „Wöluspa" verkündet die abgeschiedene Seherin jene Schreckenszeichen, an welchen das Herannahen der Götterdämmerung erkannt wird: drei furchtbare Winter, Verheerungen in der äußeren Natur, Sturmzeit, aber auch Beil- und Schwertzeit, wilde Kriege, Lösung der sittlichen Bande durch Frevel jeder Art. Die Midgardschlange (das Meer) schwillt empor, Riesen und Ungeheuer werden frei und fahren auf dem Todtenschiffe Naglfar herbei; die Feuergeister brechen aus Muspelheim los. Heimdall, der an der Brücke Bifrost Wache hält, läßt das Gjallarhorn durch alle Welten tönen. Odin in Harnisch und Goldhelm reitet heran, mit ihm die sämmtlichen Einherier, um auf der Ebene Wigrid, welche 100 Rasten breit ist, den Feind zu bestehen. Er nimmt den Kampf mit dem Fenriswolf auf und wird getödtet; der klaffende Rachen verschlingt die geschwärzte Sonne. Thor tödtet die Midgardschlange, aber von ihrem Gifte getroffen, vermag er nur neun Schritte noch zu gehen und bricht zusammen.

Die Erde versinkt, die Sterne fallen, der Weltbrand vollendet sich; aber aus ihm geht eine neue, schönere Welt, eine bessere Sonne und ein schuldloses Göttergeschlecht hervor; Baldur kehrt wieder und neben ihm sind Odin's Söhne Widar und Wali sammt zwei Söhnen Thor's der Vernichtung entgangen, welche des Vaters Hammer, den Miölner, in die neue Schöpfung mitbringen.

Aus allem diesem ist erkennbar, daß die nordische Mythologie ungeachtet des Furchtbaren, Schreckhaften und kriegerisch Rauhen ihrer Gebilde, einen sittlichen Gehalt in sich trug. Die Vorstellung vom Untergehen und Wiederaufleben, von Naturgottheiten, die sich eine Zeit lang verbergen, ist in der germanischen Sage wie in der ganzen Denkweise des Volkes einheimisch; selbst geschichtlich hat sie in den Erzählungen von entrückten mächtigen Herrschern Gestalt und Leben gewonnen. Neben der Edda, die zunächst Skandinavien angehört, hat man früher die zerstreuten Bemerkungen römischer Autoren als Quelle zur Kenntniß deutscher Götterlehre benutzt; diese Quelle fließt spärlich, ist jedoch älteren Ursprungs und echter als selbst die meisten Eddalieder. Aber es gibt noch eine dritte Quelle ganz eigenthümlicher Art, welche die Wissenschaft erst in unserer Zeit erschlossen hat; sie besteht in der Erforschung der Sitten, Sagen und Gebräuche, die zum Theil noch in unserem Volksleben vorhanden sind, zum Theil in älteren Schriften erwähnt werden; namentlich die sogenannten Beichtspiegel des Mittelalters sind reich an Auskunft. Indem dieselben nämlich der Geistlichkeit eine systematische Anleitung geben, auf welche Vergehungen der Bußfertige aufmerksam zu machen sei, enthalten sie mitunter ausführliche Verzeichnisse der abergläubigen Meinungen und Gewohnheiten, die noch in der christlichen Zeit viel verbreitet waren; so namentlich der Beichtspiegel, den Bischof Burkard von Worms im Anfang des 11. Jahrhunderts aufsetzte.

Die skandinavischen Völker übten ihren Gottesdienst mit Gebet, ferner mit Frucht-, Thier- und Menschenopfern. Am höchsten unter den Thieren stand das Pferd; man erinnert sich an die geweihten Rosse bei den Iraniern des Alterthums und bei den sächsischen Stämmen der Heidenzeit. Auch bestand ein Cyclus von neun Jahren, bei dessen Abschluß die Festlichkeiten mit erhöhter Weihe vorgenommen wurden. Uebrigens war der Familienvater Priester fürs Haus und in den meisten Fällen der König für den Staat. Wenn Tacitus berichtet, die Germanen hätten ihre Götter nicht in Heiligthümer bannen mögen, so bedarf diese Notiz schon für die Deutschen der Einschränkung; auf die skandinavischen Völker beim Eintritte der geschichtlichen Zeit hat sie vollends keine Anwendung. Bei ihnen hatte wahrscheinlich jede Landschaft ihren Tempel; an berühmtesten war der schwedische zu Upsala,

wo man die Bilder von Odin, Thor und Frey neben einander sah. Die Dänen hatten ein bevorzugtes Heiligthum zu Ledra auf Seeland, die Norweger zu Möre bei Drontheim. Was die Ausübung des Tempeldienstes betrifft, so können wir mit größerer Sicherheit auf den Bestand einer weiblichen als einer männlichen Priesterschaft schließen. Die Zahl der Seherinnen war nicht gering; Frauen lasen die Runen, d. h. die Buchstaben und Zeichen, die, anfangs wenigstens, vorzugsweise dem gottesdienstlichen Brauche gewidmet waren.*)

Die älteste Kunde von Skandinavien erhielten die Alten durch den Seefahrer Pytheas von Massilia, der zur Zeit Alexanders die brittische Landschaft Kent besuchte und vom Lande Thule Nachricht gab, unter welchem einige (namentlich Humboldt) die Shetlandinseln, andere die norwegische Küste erkennen wollen. Der Gothe Jornandes erzählt, daß seine Stammgenossen noch als Nachbarn des römischen Reiches sich ihres nordischen Heimathlandes Skanzia erinnerten; denn die Gothen der ältesten Zeit haben wir uns sowohl an der Bernsteinküste, wie gegenüber im Lande Schonen und auf Gothland wohnhaft zu denken. Genauere Auskunft gibt Prokopius, der Geschichtschreiber Justinian's; er versteht unter Thule ganz entschieden Skandinavien und gibt an, daß in dem bewohnten Theile desselben dreizehn Völkerschaften unter Königen leben. Er schildert die Winternacht, wo die Sonne vierzig Tage lang nicht zu sehen sei, sowie die Spannung, mit welcher das Volk die frohe Botschaft vom erneuten Aufgang derselben erwartet; ja er meint, es befürchte wohl das völlige Ausbleiben derselben. Unter den Bewohnern scheidet er genau die ganz rohen Skritifinnen, die ihre Kinder in Häute wickeln und mit Thiermark nähren, von den übrigen Thuliten, welche zwar dem Kriegsgotte den ersten gefangenen Feind opfern, im übrigen aber gleich anderen Völkern die Götter des Meeres, der Erde und des Himmels verehren.

Eben solche Vorstellungen von reinerer und besserer Art, wie die Götterlehre der Skandinavier, gibt auch ihr Leben zu erkennen, obgleich dieses wegen der vorherrschenden kriegerischen Richtung sehr roh war und im Laufe der Zeit immer mehr verwilderte. Krieg, Jagd und Waffenübung waren die Beschäftigungen des nordischen Helden. Kein Edler arbeitete, sondern er ließ Ackerbau und Viehzucht durch seine Sklaven verrichten. Er selbst glaubte sich nur für den Gebrauch der Waffen geboren, führte von Jugend auf ein kriegerisches Leben und fand außerdem nur an der Jagd, an den heiteren Genüssen der Trinkgelage und an den poetischen Erzählungen von früheren Heldenthaten Wohlgefallen. Diese Reize eines halbwilden Lebens

*) Daher so manche Frauennamen auf run endigen: Gudrun, Sigrun, Albrun.

füllten seine ganze Seele aus. Die Vorträge, mit welchen der Skalde die versammelten Krieger unterhielt, waren in einer Hinsicht von denen der alten Griechen sehr verschieden; denn wie nach den religiösen Ansichten der Skandinavier die göttlichen Gewalten mit sich selbst und mit den Kräften der Natur im Streite lagen, so hatten auch ihre Heldensagen einen düsteren und traurigen Grundzug; sie drehten sich nämlich nicht blos um Kampf und Sieg, sondern meistens auch um die Schuld und den schrecklichen Untergang gepriesener Helden. Ein ebenso auffallender Unterschied zwischen beiden Völkern zeigt sich in der Gleichgültigkeit der Skandinavier gegen das Leben. Sie schlugen, im Gegensatz mit den heiteren Griechen, den Werth desselben sehr gering an, und setzten die höchste Ehre nicht nur in Tapferkeit, sondern auch in kalte Todesverachtung. Man hielt sogar, wie oben bemerkt, den Tod durch Krankheit oder durch Altersschwäche für schimpflich, und tödtete sich, um demselben auszuweichen, lieber durch eigene Hand; die Todesqualen aber mit lachendem Munde zu ertragen, war der größte Stolz des Helden. Manchmal ging ein Krieger sogar ohne irgend eine Vertheidigungswaffe und mit Ablegung seiner Kleider in den Kampf. Man nannte diese bis zu einer Art von Raserei gesteigerte Tapferkeit die Berserker-Wuth*) und hatte den Glauben, daß ein solcher Muth unbesiegbar sei. Bei einem Volke von so rauhem und wildem Sinne waren gegenseitige Befehdungen der Nachbarstämme und abenteuerliche Raubzüge in entlegene Länder eine ganz natürliche Erscheinung, und da bei den Skandinaviern ebenso, wie bei allen anderen kriegerischen Stämmen, die noch auf einer niederen Stufe der Cultur stehen, die Blutrache als eine heilige Pflicht angesehen ward, so fehlte es auch nicht an erblichen Familienfeindschaften. Doch bestand für die Zeit der Götterfeste, in welcher man sich zu gemeinschaftlichen Opfern, zu Berathschlagungen und zum Rechtsprechen versammelte, ein Waffenstillstand oder eine Art Gottesfriede, und die Tempel gewährten dem Verfolgten stets eine Freistätte für seine Person. Die Raubzüge gingen von tapferen Männern fürstlichen Geschlechts aus, an welche sich eine Schaar von Freiwilligen anschloß; denn ein eigentlicher Volkskrieg konnte nur in Folge des Beschlusses aller freien Männer begonnen werden. Die Zunahme der Bevölkerung und die immer größer werdende Rohheit machten diese kühnen Unternehmungen im Laufe der Zeit immer häufiger. Der erstere Umstand und die damit verbundene häufig eintretende Hungersnoth hatten ihren Grund hauptsächlich in der großen Fruchtbarkeit der Ehen

*) Berserkr, d. i. panzerbloß, hieß ursprünglich ein Enkel des gewaltigen Stärkodder; der Name ging auf seine Söhne und später auf alle kampfwüthige Menschen über.

bei den alten Skandinaviern. Außerdem wirkte aber zur Vermehrung der Raubfahrten auch noch der Umstand mit, daß das väterliche Besitzthum nur an Einen Sohn vererbt zu werden pflegte, daß also die anderen Söhne sich selbst eines suchen und erkämpfen mußten. In Folge dieser Verhältnisse wurden Auswanderungen und Raubzüge so häufig, daß zuletzt eine allgemeine Sitte und ein förmliches Handwerk daraus ward. Wie innig sie mit dem ganzen Charakter des skandinavischen Lebens und Wesens zusammenhingen, kann man aus den herrschenden Vorstellungen über das Leben nach dem Tode ersehen. Die Normänner hatten nämlich den Glauben, es sei nicht gut, arm zu Odin zu fahren, und je mehr erworbene Schätze der Todte mit auf den Scheiterhaufen nehme, um so größer sei sein Genuß in Walhalla. Uebrigens beschränkten sich die Raubzüge anfangs auf die gegenseitige Beraubung der verschiedenen skandinavischen Stämme; später aber wurden sie vorzugsweise gegen fremde und entfernte Länder gerichtet. Die Führer nannten sich, je nachdem sie ihre Züge zu Land oder zu Wasser machten, Heerkönige oder Seekönige. Die Raubfahrten zur See oder die sogenannten Wikingerzüge wurden bald vorherrschend und führten die Skandinavier nach den deutschen Küsten der Nordsee, nach Britannien, nach den Orkaden und Faröer-Inseln, nach den Niederlanden, nach Frankreich, nach Spanien und Portugal, ja sogar bis über die Straße von Gibraltar hinaus. Das Boot, dem man sich auf diesen Fahrten anvertraute, war ein leichter Kahn, welcher höchstens 120 Mann faßte; nicht selten erlag es der Gewalt der Stürme und Meereswellen, aber der Untergang auf der See ward dem Heldentode gleich geachtet. Die Fahrzeuge hatten meistens keine Segel, sondern wurden durch etwa fünfzehn Ruder fortbewegt; sie waren oft schön gearbeitet, mit Kupfer oder Eisenblech beschlagen und mit Bildern ausgeschmückt. Das dreizehn Ellen lange Ruder war der Prüfstein der Kraft; wer es nicht führen konnte, durfte nicht mitziehen. Zu einem Seezuge vereinigte man zwölf bis hundert Schiffe. Die Raubfahrer plünderten nicht blos die Seeküste, sondern sie fuhren auch auf Flüssen bis tief in das Innere des Landes; wurde ihnen durch Feinde die Rückkehr ins Meer versperrt, so schleppten sie ihre Fahrzeuge mit der gemachten Beute auf den Schultern an einen andern Strom und fuhren auf diesem in die See zurück. Am stärksten wurden diese Raubzüge im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung getrieben. Sie verschafften den Skandinaviern Ueberfluß an Lebensmitteln, sowie viele Sklaven und Kostbarkeiten, und brachten manches Handwerk und manche Kunst in ihr Land. Uebrigens setzten die Skandinavier neben diesen kühnen Seefahrten auch ihre Raubzüge zu Lande fort, und bei ihrem erstaunlichen Unternehmungsgeiste, ihrer wachsenden Begierde nach

Abenteuern, ihrer außerordentlichen Körperkraft und Abhärtung wird man es begreiflich finden, daß sie schon früh auch durch Rußland drangen, sich seit dem Beginn des 6. Jahrhunderts den Anwohnern des schwarzen Meeres bekannt machten, und unter dem Namen Waräger (d. i. wörtlich Söldner) Dienste bei den griechischen Kaisern nahmen, deren Leibwache lange Zeit vorzugsweise aus ihnen bestand. Wie der Skandinavier das eigene Leben geringschätzte, ebenso galt ihm in seiner kriegerischen Rohheit auch das Leben Anderer nichts. Er war hart und grausam gegen die Feinde, die er kämpfend besiegte oder deren Land er raubend durchzog, und brachte, wiewohl freilich nicht häufig, seinen Göttern auch Menschenopfer dar. Zu diesen Opfern wurden nicht nur Gefangene, Sklaven und Todesverbrecher bestimmt, sondern bei außerordentlichen Unglücksfällen opferte auch wohl ein Vater seinen Sohn oder eine Völkerschaft ihren König. Außerdem hatte bei den Skandinaviern, wie bei den älteren Griechen und Römern und bei allen heidnischen Völkern überhaupt, der Vater das Recht, sein neugeborenes Kind auszusetzen, und von diesem Rechte, das man aber richtiger ein Herkommen oder eine Sitte benennt, ward bei mißgestalten Kindern fast immer Gebrauch gemacht.

Die angegebenen Charakterzüge und Sitten der Skandinavier oder Normänner bezeichnen einen äußerst rohen Zustand der Empfindungen, wie er dem wilden kriegerischen Leben eigenthümlich zu sein pflegt; die Normänner verwilderten sogar gegen das Ende ihrer heroischen Zeit noch weit mehr. Sie erlaubten sich auf ihren Seezügen zuletzt die ärgsten Gräuelthaten und mißhandelten, was bei germanischen Völkern sonst selten war, sogar die Weiber der Beraubten auf eine wahrhaft thierische Weise. Nichts desto weniger waren sie kein Volk von rohen Wilden, sondern sie zeichneten sich vielmehr, wie alle Germanen, besonders in ihrer früheren Zeit durch einige Züge von besserer Art aus. Diese Züge bestanden in der bei ihnen schon früh eingeführten Beschränkung der Blutrache, in ihrer Treue gegen übernommene Verpflichtungen, in der Ehre, die sie zum Unterschied von allen nichtgermanischen Barbaren den Frauen erwiesen, und in dem edleren Sinne, der sich in ihrer Liebe zur Dichtkunst und zum Theil auch in dem Inhalt ihrer Gesänge zu erkennen gibt. Die Skandinavier sahen zwar die Blutrache als eine heilige Pflicht an und hielten bei einem Morde den nächsten Verwandten des Erschlagenen für verbunden, diesen durch den Tod seines Mörders zu rächen; allein sie hatten dabei, zum Unterschied von den Arabern und anderen Völkern, einen sehr wohlthätigen Gebrauch eingeführt, der mit einer alt-germanischen Vorstellung zusammenhing, nach welcher die Strafe als ein Ersatz des durch den Verbrecher angerichteten Schadens angesehen wurde. Es war

nämlich bei ihnen angenommen, daß die Blutrache erfüllt sei, sobald der Mörder den Verwandten des Getödteten eine Buße an Geld oder Geldeswerth entrichtet habe, die nach vorgenommener Schätzung dem Verlust entsprach. Der gerichtliche Zweikampf bestand in ausgedehnter Weise und wurde erst vom Jahre 1000 an mit Einführung des Christenthums beseitigt. Zu den Strafen gehörte die Anweisung eines niedrigeren Sitzes beim Gelage, ferner Landesflucht und Güter-Einziehung. Die Treue in Worten und Gesinnungen war unter den Skandinaviern so groß, daß selbst ein ihnen sehr abgeneigter christlicher Schriftsteller, der angelsächsische Mönch Osbern, sagt: schonungslos bis zum gegebenen Worte zu sein, aber dieses nicht leicht zu brechen, sei der Skandinavier einzige Tugend. Der Eid war bei ihnen zu allen Zeiten ein heiliges und starkes Band und der Verrath gehörte zu denjenigen Verbrechen, welche mit dem Leben bestraft wurden und nicht, wie die meisten anderen Vergehungen, durch eine Geldbuße gutgemacht werden konnten. Von ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den Führer kann der Umstand als Beispiel dienen, daß nicht selten einzelne Männer, wenn ihr Fürst in der Schlacht gefallen war, sich selbst ins Schwert stürzten, um den Tod desselben nicht zu überleben. Ebenso fest und innig waren die Waffenverbrüderungen, welche zuweilen zwischen zwei Helden geschlossen wurden; sie waren stets mit dem Gelübde verbunden, daß der Ueberlebende den Tod des Anderen rächen wolle, und dieses Gelübde verpflichtete den Ersteren, sogar seinen nächsten Verwandten zu erschlagen, im Falle dieser ihm den Genossen getödtet hatte. Die Stellung der Frauen war zwar nicht die nämliche, wie bei den meisten anderen germanischen Völkern; allein man hatte doch schon in der frühesten Zeit die Ehe eingeführt und unterschied sie stets ehrend von unehelichen Verbindungen. Freilich war und blieb dies der einzige Vorzug, den das skandinavische Weib hatte, bis beim Untergange der heroischen Zeit das Christenthum andere Grundsätze und Sitten brachte. Der Mann war Herr und Gebieter der Seinigen, er durfte ungetadelt Kebsweiber neben seiner Gattin halten, während diese bei Todesstrafe zur Treue gegen ihn verpflichtet war, und die unehelichen Kinder waren nicht von allem Erbe ausgeschlossen. Indessen waren Nebenweiber selten, sie kamen nur bei einzelnen Angesehenen vor und erlangten niemals die Rechte des Eheweibes. Die Poesie endlich war bei den Normännern die einzige selbstständige Regung des geistigen Lebens, doch ward sie nicht in dem Grade, wie bei den Griechen, ein Bildungsmittel, durch welches diese Stämme zu fortschreitender höherer Cultur entwickelt wurden. Auch standen die Normänner den Griechen an Sinn für Schönheit und Ebenmaß weit nach. Dagegen fehlte es den Gesängen der Ersteren weder an Fülle und Lebendigkeit der Bil-

der, noch an Gefühl, an Kraft und Schwung der Phantasie und an großartiger Einfachheit; ihre Dichter ehrten nicht nur den Heldentod des Tapferen, sondern oft auch die Thaten der Gerechtigkeit, der Treue und der Milde mit dem Lohne des Ruhmes. Doch bilden Kämpfe, Schlachten und Kriege den Angelpunkt, um den sich ebenso die Poesie wie das ganze Leben der Normänner drehte. Die Skalden oder Dichter waren, wie die Sänger der griechischen Heroenzeit, hochgeehrt, ihre Kunst ward selbst von Fürsten geübt. Die Gedichte wurden nur durch mündliche Ueberlieferungen aufbewahrt, obgleich man wahrscheinlich schon in früher Zeit eine Schrift hatte. Diese, die Runenschrift genannt, bestand meist aus geraden Strichen, welche durch ihre Stellung von einander unterschieden wurden, und erhielt sich noch sehr lange in die christliche Zeit hinein, ja, bei weitem die meisten noch übrigen Denkmale derselben gehören eben dieser Zeit an. Saxo Grammaticus will sogar Runen-Inschriften als Geschichtsquellen benutzt haben; doch waren sie ohne Zweifel nicht so ergiebig, als er zu verstehen gibt.

Das skandinavische Volk war in eine Anzahl kleiner Stämme oder Völkerschaften aufgelöst, welche von je einem König beherrscht wurden und wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfielen. Die Beherrscher der Letzteren hießen Jarle, sie waren dem König untergeben und hatten ihrerseits wieder die Hersen oder die Häuptlinge kleinerer Districte unter sich. Die Königswürde war erblich und hatte ungefähr dieselbe Bedeutung, wie bei den Germanen in Deutschland: der König war Oberpriester, höchster Richter und Oberfeldherr, über ihm aber stand als höchste Macht der Thing oder die Versammlung aller freien Männer, welche zugleich das höchste Gericht und den Reichstag bildete. Die Könige waren, wie in Deutschland, nur dann mächtig, wenn sie sich ein großes Gefolge zu bilden vermocht hatten. Daraus und aus der Verwandtschaft mit dem Herrscherhause entstand ein großer Vorzug, der aber nicht auf dem Rechte, sondern blos auf der Meinung beruhte; denn von einem eigentlichen Erbadel findet sich in der heroischen Zeit Skandinaviens keine Spur. Den Kern der Gesammtheit bilden die Freibauern, auch Bonden genannt; unter ihnen mochten Angehörige der Königshäuser oder solcher Familien, denen Jarle angehörten, namentlich wo größerer Grundbesitz hinzutrat, ein Vorrecht im Ansehen haben. Noch weniger war an eine Priesterkaste zu denken; das Opfer konnte der König, der Jarl, der Herse, überhaupt jeder Vorsteher einer Gesammtheit verrichten.

Dies war der Zustand der Skandinavier in ihrer heroischen Zeit, in Betreff deren jedoch die überlieferten Sagenberichte nicht weit über Christi Geburt hinausreichen. Die Hauptunterschiede derselben von

der ähnlichen Zeit des griechischen Volkes sind bereits früher angedeutet worden. Von den Charakterzügen, auf welchen diese Verschiedenheit beruhte, war die Wanderungslust der alten Skandinavier der für die Geschichte der Menschheit bedeutendste. Indessen veranlaßte diese nicht, wie unter den Germanen in Deutschland, Auswanderungen von ganzen Völkerschaften, obgleich man Skandinavien schon zur Zeit der Völkerwanderung die Wiege und Werkstätte der Nationen (vagina nationum, officina gentium) nannte; jene häufigen, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Züge bestanden vielmehr, soweit der Blick in die dunkeln Zeiten Skandinaviens zu dringen vermag, blos als Raubfahrten einzelner Schaaren, die sich zu einer solchen gemeinschaftlichen Unternehmung verbunden hatten. Der Hauptgrund derselben aber ist theils in dem abenteuerlichen Sinne der Normänner, theils in öfters eintretender Hungersnoth zu suchen. Im 9. Jahrhundert kam noch die Unzufriedenheit mit der Erweiterung der Königsgewalt hinzu, so daß nun die Raubzüge der Normänner und ihre Niederlassungen in anderen Ländern an Zahl und Ausdehnung zunehmen.

Die Geschichte der ältesten Zeit der Skandinavier wird von der Sage hauptsächlich mit Erzählungen von dem Herrschergeschlechte der Ynglinger ausgefüllt. Diese herrschten in Schweden, welches von zwei später mit einander verschmolzenen germanischen Völkern, den Gothen und den Schweden, bewohnt ward. Schon zur Zeit der letzten Ynglinger wird auch ein dänisches Reich erwähnt, dessen Herrschersitz in Ledra auf der Insel Seeland war. Im 7. Jahrhundert ging das Geschlecht der Ynglinger unter, und an die Stelle desselben trat die von Iwar Widfame d. i. dem Weitumfassenden gestiftete Dynastie. Dieser König herrschte der Sage nach nicht nur über Schweden und Dänemark, sondern er soll sich auch fast alle südlichen Küstenländer der Ostsee unterworfen haben. Noch berühmter, als Iwar, war sein Tochterenkel, Harald Hildetan d. i. der Kriegszahn, der vorzugsweise in Dänemark und Südschweden mächtig war. Er stand schon in hohem Alter und war bereits erblindet, als König Sigurd Ring, der über Schweden und Gothen herrschte, ihn auf dem Brawallafeld in einem furchtbaren Kampfe schlug. Diese Brawallaschlacht, die in das 8. Jahrhundert zu setzen ist, wurde schon frühe durch Lied und Sage verherrlicht; Odin selbst, heißt es, kündigte dem greisen Harald seinen Schutz auf und verlieh ihn dem Sigurd Ring. Auch für die nordische Geschichte ist sie von Bedeutung; das Uebergewicht der rein germanischen Stämme, die auf schwedischer Seite standen, wurde durch sie entschieden. Der Sohn Sigurd Rings war Ragnar Lodbrog; er ward besonders berühmt durch seine kühnen Seezüge und durch seinen Heldentod. Er fiel, nachdem er mehrere Raubfahrten

nach England und Schottland gemacht hatte, zuletzt in Northumberland in die Hände seiner Feinde, ward auf Befehl des Königs Aella in eine Schlangengrube geworfen und starb in derselben, mit heldenmüthiger Ausdauer, eines qualvollen Todes.*) Es hat sich aus späterer Zeit ein Todtengesang erhalten, der dem sterbenden Helden in den Mund gelegt ist und in welchem er mit ungebeugtem Sinne seiner Feinde und der von ihnen bereiteten Todesqualen spottet.

Auch was die Sage von anderen Fürstenhäusern und ihren Unternehmungen berichtet, ist seinem historischen Werth nach nicht zu sichten. Im 9. Jahrhundert treten zwei besonders wichtige Ereignisse ein: die Raubfahrten nach den Ländern des Ostens und Westens wurden häufiger und furchtbarer, und das Christenthum begann in Skandinavien einzudringen. Dieses Zusammentreffen erschwerte der christlichen Religion den Zugang zu den Normännern; denn jene Züge fachten den wilden, abenteuerlichen Sinn dieser Völkerschaften von neuem in hohem Grade an und gewährten denselben leicht erworbene Reichthümer und Lebensgenüsse, während das Christenthum die einträglichen Raubfahrten nach christlichen Ländern untersagte und für die Freuden des Walhalla nichts darbot, was den verwilderten Helden als Ersatz hätte dienen können. Uebrigens knüpft sich der Anfang der sicheren Geschichte Skandinaviens an die beiden angeführten Erscheinungen.

Seit dem Jahre 777 kam Karl der Große, in Folge seiner Kriegszüge gegen die Sachsen, mit dem jütländischen Könige Siegfried in Berührung, an welchen sich der sächsische Herzog Wittekind mehrmals um Hülfe wandte. Auch gegen Siegfried's Nachfolger, Gottfried, bei den Dänen Göttrik genannt, zogen die Franken zu Felde, und als bald nach dem Tode desselben (810) Thronstreitigkeiten unter den Prinzen des königlichen Hauses ausbrachen, wandte sich einer von diesen, Harald Klak, an Karl's Sohn, Ludwig den Frommen, um Hülfe (814). Er erhielt die gewünschte Unterstützung und gelangte in den Besitz der Herrschaft, die er jedoch mit zwei Söhnen Gottfried's theilen mußte. Er erlaubte dafür den Franken die Absendung christlicher Missionäre, an deren Spitze der Erzbischof von Rheims, Ebbo, stand. Auf diese Weise wurden vom Jahr 823 an in Harald's Reich mehrere Heiden bekehrt und dieser selbst ließ sich 826 mit seinem Sohne in der St. Albanskirche zu Mainz taufen. Bei seiner Heimkehr (827) nahm er zur Fortsetzung des von Ebbo begonnenen Werkes den heiligen Ansgarius mit. Dieser berühmte Missionär war ein Mönch

*) Nach Thierry 865; nach Dahlmann hätte er vor Alfred's Geburt (849) sein Ende gefunden; die Beweisführung ist nicht überzeugend.

des Klosters Corbie in der Picardie gewesen und im Jahre 823 in das neue Kloster Corvei versetzt worden, welches Ludwig der Fromme als eine Pflanzung des ersteren an der Weser gestiftet hatte. Er errichtete in Süd-Jütland eine Schule von zwölf größtentheils erkauften Knaben, um sie zu Bekehrern ihres Volkes zu bilden. Seine Wirksamkeit war jedoch nicht nachhaltig, weil Harald's Unterthanen den neuen Glauben haßten und er selbst noch einige Male aus dem Lande vertrieben ward. Ansgar trotzte allen Hindernissen und Schwierigkeiten, und verdiente sich dadurch den Namen Apostel des Nordens, den man ihm später gegeben hat. Er wußte sogar Harald's Mitkönig, Horich oder Erich I., einen der Söhne Gottfried's, wenn auch nicht für seine Lehre, doch wenigstens für seine Person zu gewinnen. Im Jahre 831 wagte er sogar, zur Bekehrung der Heiden nach Schweden zu reisen, wo damals ein König des Namens Björn herrschte. Er ward von diesem wohlwollend aufgenommen, verweilte ein ganzes Jahr in Schweden, taufte einige Einwohner, und soll dem Christenthume unter Andern auch einen Mann vom Hofe gewonnen haben, welcher bald nachher die erste skandinavische Kirche bauen ließ. Nach seiner Rückkehr aus Schweden ward er vom Kaiser zum Erzbischof ernannt und dem zur Bekehrung des Nordens neu errichteten Bisthum Hamburg vorgesetzt. Mit einem Eifer und Muth, wie ihn die Geschichte des Christenthums nur bei den Glaubensboten der ersten Zeiten des Mittelalters zeigt, setzte Ansgar sein schwieriges Werk fort; die Neubekehrten wurden aber von ihren Landsleuten mißhandelt, Harald fiel vom Glauben wieder ab, und im Jahre 845 mußte Ansgar selbst vor einer Schaar Dänen fliehen, welche zu Schiffe nach Hamburg kam, die Stadt plünderte und niederbrannte und viele Einwohner tödtete oder in Gefangenschaft schleppte. Dagegen wurde bald Ansgar's Ansehen und Einfluß dadurch sehr vermehrt, daß eine Mainzer Synode ihm das erledigte Bisthum Bremen zuertheilte, worauf später (858) Papst Nikolaus I. dasselbe für immer mit dem Bisthume Hamburg vereinigte; der erzbischöfliche Sitz ward aber in der Folgezeit wieder nach Bremen verlegt.

Ansgar, welcher noch einmal nach Schweden reiste und dort dem Christenthum theils durch seine persönlichen Bemühungen, theils durch abgeschickte Missionäre mehr Eingang verschaffte, war fortan auch bei den Dänen glücklicher. Erich sah nämlich seine Macht durch Nebenbuhler bedroht, und Ansgar wußte dieses Verhältniß geschickt zu benutzen, indem er den dänischen König auf den Werth einer Verbindung mit den Deutschen aufmerksam machte, einen Frieden zwischen ihm und König Ludwig dem Deutschen zu Stande brachte und dadurch bei dem Ersteren immer mehr Vertrauen und Einfluß gewann. Jetzt

wurden viele Dänen bekehrt; andere ließen sich, nach einem eigenthümlichen Gebrauche, primsignieren, d. h. vorläufig mit dem Zeichen des Kreuzes versehen; sie verschoben sodann die eigentliche Taufe bis zum Herannahen des Todes und zogen dabei das weiße Taufgewand an, um in demselben zu sterben. Erich erlaubte sogar, daß zu Schleswig eine Kirche, die erste im heutigen Dänemark, erbaut wurde. Alle diese Erfolge schienen aber wieder zu schwinden, als nach Erich's Tode (854) die Räthe seines jungen Sohnes, Erich's II., ihre ganze Macht gegen die neue Lehre und ihre Bekenner richteten. Indessen gelang es dem gewandten Bischof bald, auch bei diesem Fürsten so viel Einfluß zu gewinnen, daß nicht nur die Verfolgungen wieder aufhörten, sondern auch die Anbringung einer Glocke in der Kirche von Schleswig und die Erbauung einer zweiten Kirche (zu Ripen) gestattet wurde. Im Jahre 865 starb Ansgar. Wie schwach die Wurzeln waren, die das Christenthum zu seinen Lebzeiten im Norden geschlagen hatte, und wie wenig, ungeachtet der Bekehrung einzelner Fürsten, eine Verbindung zwischen den Skandinaviern und den christlichen germanischen Staaten hergestellt war, beweisen die furchtbaren Gräuelthaten, die sich einige dänische Fürsten während der nächsten Jahrzehnte auf ihren Raubfahrten nach diesen Staaten erlaubten. Im Jahre 881 z. B. verwandelte eine dänische Raubschaar das ganze zwischen Schelde und Somme gelegene Land in eine Brandstätte. Ein westfränkischer König, Ludwig III., Enkel Karls des Kahlen und älterer Bruder Karls des Einfältigen, besiegte damals die Normänner in einem ruhmvollen Treffen bei Saucourt oder Sathileortis. Dieser Sieg ist uns darum denkwürdig, weil er durch das berühmte „Ludwigslied" verherrlicht wurde, das in der nächsten Zeit nach der Schlacht abgefaßt ist und zu den schönsten Resten althochdeutscher Dichtung gehört; denn der französische König wird hier in deutscher Sprache besungen. Die normännische Verheerung wird im Liede, nach mittelalterlicher Vorstellung, als Strafe für die Sünden der Christenheit aufgefaßt; auch vergißt der geistliche Dichter nicht zu bemerken, daß die Franken unter frommem Gesang in die Schlacht zogen.*) Für die Dauer war dieser Sieg keineswegs von Wirkung; in der Nähe der Maas errichteten die Normänner das Schanzlager von Aschloh als Stützpunkt für ihre Raubzüge. Einige Jahre nachher hausten die wilden Räuber auf schreckliche Weise an den Ufern der Seine und bis nach Burgund hin.

*) „All' zusammen sangen Kyrie Eleison; Sang war gesungen, Krieg ward begunnen." In den Kirchen erklang schon um die Mitte des Jahrhunderts das Gebet: „A furore Nortmannorum libera nos, domine" (von dem Wüthen der Normänner mach' uns frei, o Herr und Gott).

Ihre Unternehmungen an der deutschen Küste erlitten durch die später zu berichtende Schlacht bei Löwen (891) einen entscheidenden Stoß.

Der von Ansgar und seinen Nachfolgern in Schleswig und Jütland ausgestreute Saame wurde völlig ausgerottet, als zu Ende des 9. Jahrhunderts Gorm der Alte, dessen Vater aus Norwegen gekommen und daselbst ursprünglich nur Beherrscher von Seeland und Schonen gewesen war, alle anderen Fürsten aus Dänemark verjagte und das ganze Land unter seinem Scepter vereinigte. Gorm haßte das Christenthum und seine Bekenner, ließ diese qualvoll tödten und vertilgte die neue Lehre in seinem Reiche. Auch in Schweden, wohin sich außer Ansgar's nächstem Nachfolger in siebenzig Jahren kein Missionar wagte, scheint das Christenthum damals größtentheils wieder erloschen zu sein. Uebrigens knüpft sich unter Gorm die Geschichte Dänemarks auf eine engere und zuverlässigere Weise an die deutsche an. Gorm reizte nämlich durch einen Einfall in Friesland den tapferen deutschen König Heinrich I. zum Kriege, dieser drang um 934 siegreich in Jütland ein, zwang den Dänen zu einem Tribut, und stellte die deutsche Grenzprovinz wieder her, welche unter dem Namen der dänischen Mark wahrscheinlich schon von Karl dem Großen eingerichtet worden war. Auch zwang er den Dänen-König, daß er einem deutschen Bischofe erlaubte, das Christenthum in seinem Lande von neuem zu predigen. Gorm's Sohn und Nachfolger, Harald Blauzahn, der seinem Vater um 936 in der Regierung nachfolgte, hatte Neigung für das Christenthum kundgegeben; er blieb der deutschen Zinspflichtigkeit so lang getreu, bis er von anderen Seiten her freie Hand erhielt. Er zog am Anfang seiner Regierung den Normännern zu Hülfe, welche sich einige Jahrzehnte früher in der nach ihnen benannten Normandie niedergelassen hatten und von dem damaligen Könige von Frankreich bedrängt wurden. Dann benutzte er die Lage der Dinge in Norwegen, um dieses Land seinem Reiche einzuverleiben.

In Norwegen zählte man früher, ohne die vielen Jarle, welche kaum ihren Oberherren gehorchten, etliche dreißig kleine Könige; außerdem gab es in allen Theilen des Landes trotzige Männer, welche einsam mit ihren Knechten lebten und weder irgend einem Menschen unterworfen sein wollten, noch einen anderen Schutz als von ihrem eigenen Arm verlangten. Auch die Herren der Inseln und Vorgebirge oder die sogenannten Inselkönige erkannten Niemand über sich. Dieser rohe und verwirrte Zustand des Lebens mußte endlich, wiewohl freilich nur langsam, der Cultur und einer geordneten Regierung weichen; der Anfang dazu fällt in dieselbe Zeit, in welcher Gorm der Alte die dänischen Länder mit einander vereinigte. Schon vorher hatte sich

nämlich einer der Könige im südlichen Norwegen, Halfdan der Schwarze, der sein Geschlecht von den Ynglingern herleitete, sechs oder sieben kleine Herrschaften unterworfen. Sein Sohn, Harald Haarfagr d. i. Schönhaar, ein Zeitgenosse Gorm's des Alten, ging auf der betretenen Bahn weiter fort; er baute sich die Königsburg im Landgerichte Drontheim, verbrachte hier den Winter und zog im Sommer aus, um seine Eroberungen zu behaupten und zu erweitern, bis sie nach und nach ganz Norwegen umfaßten. Dieser glückliche und schnelle Erfolg seiner Unternehmungen ist bei einem so kriegerischen und tapferen Volke überraschend, zumal da Harald den Widerstand gegen seine Herrschaft dadurch noch verstärkte, daß er allen besiegten Fürsten ihren Privatbesitz nahm und ihren Unterthanen schwere Steuern auferlegte; allein da in Skandinavien damals jeder kühne und tapfere Führer Tausende an sich lockte, welche unbekümmert um sein Recht ihm für reiche Beute und Belohnung gern dienten, so konnte Harald leicht eine Menge Krieger zusammenbringen. Außerdem vermehrte er durch jede gemachte Eroberung die Zahl seiner Vasallen, und zugleich hatten die ihm unterworfenen Könige den Vortheil, daß sie im Vertrauen auf seine Macht jetzt selbst größeren Druck üben konnten, als früher. Indessen fehlte es nicht an entschlossenen Männern, denen die ererbte Freiheit lieber war, als Leben und Gut, und die deshalb auswanderten, um sich in fremden Ländern die Möglichkeit eines unabhängigen Daseins zu verschaffen. In Folge davon ward Harald's Herrschsucht die Veranlassung zu vielen neuen normännischen Ansiedelungen. Island, die Farör-Inseln, die Orkaden und die Shetlands-Inseln wurden damals theils entdeckt, theils neu bevölkert; ganze Schaaren flüchteten sich auf die dänischen Inseln; Andere fuhren nach England, Schottland und Irland, wo sich schon früher Skandinavier niedergelassen hatten. Zum Jarl der Orkaden erhob sich Einar, der auf den holzarmen Inseln die Erfindung des Torfstechens machte und darum Torf-Einar hieß. Glänzender war das Loos jenes Rolf, dessen unehelicher Bruder Einar war. Da ihn kein Roß zu tragen vermochte, nannte man ihn Gangarolf, d. i. Rolf den Gänger; aus Norwegen verbannt, schiffte er 876 nach Frankreich, wo er später das oben erwähnte Herzogthum der Normandie gründete. Vielleicht gelangten die kühnen skandinavischen Seefahrer damals auch schon nach Grönland.

Es ist nöthig, bei dieser Gelegenheit der Entdeckung und ersten Besetzung von Island ausführlicher zu gedenken, weil dieselbe später für die skandinavische Geschichte sehr wichtig wurde. Die Insel Island ward nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen schon zu Ende des 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Irländern

entdeckt. Um das Jahr 861 landete der erste Normanne, Nadodd, daselbst; die erste Niederlassung auf Island aber fand im Jahr 874 Statt, und zwar unter Anführung der beiden Norweger Ingulf und Leif. Ingulf brachte den heimischen Cultus mit und ist als der eigentliche norwegische Besiedler zu betrachten; er warf, als die Insel vor seinem Blick erschien, die zu Götterbildern ausgeschnitzten Thürpfosten seines Vaterhauses ins Meer und errichtete seinen Wohnsitz da, wo sie ans Land trieben; es war in der Bucht von Reikiavik. Bald folgten Andere nach, und die Insel ward einer der Zufluchtsorte für alle diejenigen, welche Niemanden über sich erkennen wollten. Aus diesem Grunde wurde dort auch gleich anfangs ein Freistaat eingerichtet, und zwar ein streng aristokratischer, weil nur Fürsten und Herren durch solche Beweggründe zur Auswanderung getrieben wurden. Ein Versuch König Harald's, die Insel unter die Verwaltung eines Jarl zu stellen, mißlang. Etwa fünfzig Jahre nach Ingulf's Ankunft wurde ein Mann Namens Ulfliot mit der Abfassung eines Gesetzbuches beauftragt; dieser ging auf drei Jahre nach Norwegen, um die Vorbereitungen zu treffen; inzwischen richtete Grim eine geeignete Stätte zur Abhaltung von Landtagen beim See Tingwalla ein, wofür er von jedem Einwohner einen Pfennig erhielt. Bei der Abhärtung und Entbehrung, an welche die alten Skandinavier von Jugend auf gewöhnt waren, konnte die nördliche Lage der Insel für diese nichts Abschreckendes haben, zumal da Island damals noch beträchtliche Waldungen enthielt, sich zum Getreidebau eignete, und ein Klima hatte, welches wenigstens nicht kälter war, als das der nördlichen Striche von Norwegen. Heut zu Tage kommen daselbst bekanntlich außer strauchartigen Birken keine Bäume mehr fort, und die einzigen Erzeugnisse des Ackerbaues sind Kartoffeln, Kohl und Rüben, woran theils das Verschwinden der Wälder, welche einst die Stürme brachen und die Luft während des Winters feuchter erhielten, theils auch das vielleicht seitdem eingetretene südlichere Vordringen des Polar-Eises schuld sein mag. Uebrigens bildeten auch in der alten Zeit die Viehzucht, der Vogelfang und die Fischerei die Haupterwerbsquellen auf der Insel, man konnte auch damals das dort häufig gelandete Treibholz nicht entbehren, und schon in der ersten normannischen Zeit werden Zeiten der Hungersnoth erwähnt, in welchen man die ältesten Leute erschlug. Bereits um das Jahr 1000 ward das Christenthum auf der Insel durch Beschluß einer Landesversammlung gesetzlich eingeführt. Dessen ungeachtet erhielt sich auf Island die alte skandinavische Poesie und Sagenwelt, ja, sie lebte dort gewissermaaßen von neuem auf. Wißbegierde, Wohlgefallen an Lectüre und Liebe zu historischen Erzählungen wurden und blieben bis auf den heutigen Tag die Haupt-Charakterzüge der Isländer, und

das Großartige, Romantische und Abenteuerliche der alten Sagen ersetzte dem Bewohner einer armen und kalten Insel den ihm versagten Reiz und Genuß der Natur. Isländer bildeten daher auch die Mehrzahl der Skalden, welche später noch an den christlichen Höfen von Skandinavien die Thaten der Vorzeit erzählten, und auf Island wurden die Sagensammlungen verfertigt, welche den Namen der älteren und der jüngeren Edda führen. Noch heut zu Tage bilden Erzählungen aus der alten Landesgeschichte bei den Isländern einen Lieblingsgegenstand der Unterhaltung, und die Liebe zum Lernen und zum ernsten Lesen ist kaum irgendwo so allgemein verbreitet, als auf dieser Insel. Im Jahr 1118 wurde mit Benutzung der älteren, von Ulfliot aufgestellten Satzungen ein neues Rechtsbuch für den isländischen Freistaat angefertigt, welches die Graugans genannt wird; bald nachher fand auch die Abfassung eines Kirchenrechtes statt; beide sind uns noch erhalten. Von Island aus machten übrigens die kühnen Normänner weitere Seezüge. Im Jahre 932 oder 982 wurde durch Erik Rauda Grönland entdeckt, und schon 986 ließen sich daselbst die ersten Colonisten aus Island nieder.

Die Normänner, welche vor Harald Haarfagr aus Norwegen geflohen waren, suchten sich an ihrem Feinde durch öftere Raubfahrten nach der alten Heimath zu rächen. Dadurch sah sich Harald bewogen, von Zeit zu Zeit auch sie in ihren neuen Wohnsitzen aufzusuchen. Auf einem dieser Züge trat er in England mit dem angelsächsischen König Athelstan in Verbindung, welchem er zehn Jahre vor seinem Tode seinen jüngsten Sohn, Hakon den Guten, zur Erziehung zusandte. Die anderen Söhne Harald's waren schon zu seinen Lebzeiten mit einander in Zwist gerathen; er glaubte daher klug zu handeln, wenn er jedem von ihnen ein erbliches Fürstenthum anwiese und dem ältesten außerdem noch die Würde eines Oberkönigs gäbe; er machte aber dadurch ihren Zwiespalt nur noch größer. Sein ältester Sohn, Erich, welcher wegen der Ermordung zweier Brüder den Beinamen Blutaxt erhielt, folgte ihm als Oberkönig um das Jahr 936 nach. Dieser tödtete zwei von seinen Brüdern und verjagte die anderen, bereitete sich aber durch sein Verfahren noch im Todesjahre des Vaters seinen Sturz. Bei seinem wilden und grausamen Sinne gab er nämlich die Politik Harald's auf, welcher die Rechte gewisser Jarle und Herse zu schonen gesucht hatte. Einer von diesen Vasallen, der Jarl von Drontheim, Sigurd, ermunterte Hakon den Guten zu einem Angriffe auf Norwegen. Hakon erschien, von seinem Pflegevater unterstützt, Alles fiel ihm zu, und Erich mußte die Flucht ergreifen. Der Letztere begab sich nach England, wo er bald nachher starb, seine Söhne aber fanden bei dem dänischen Könige Harald Blauzahn Aufnahme.

Hakon war in England getauft und christlich erzogen worden, und suchte das Christenthum in seinem Reiche einzuführen. Er erbitterte aber sowohl dadurch, als auch durch sein Bestreben, das Land vermittelst neuer Gesetze und Ordnungen zu heben, seine Unterthanen, die ihn anfangs mit Freuden aufgenommen hatten. Als er zu Trondhjem (Trondheim) das Volk in einer Ansprache aufforderte, zum Christenthum überzutreten, antwortete ihm ein Wortführer mit entschiedener Gegenrede, worin besonders hervorgehoben war, die heidnischen Vorfahren seien weit vortrefflicher gewesen als die Männer der Gegenwart; daß er bei Festmahlen sich der Götterspräche und des Pferdefleisches enthielt, erregte Verstimmung. Selbst seine ungemein große Tapferkeit, wegen deren ihn später die Skalden, obgleich er ein Christ war, doch als einen Helden des Walhalla verherrlichten, erregte nur Bewunderung, aber keine Zuneigung, weil sie nicht mit Raubsucht verbunden war, also die Untergebenen nicht zu Plünderungen führte. Erich's Söhne, welche ihres Vaters blutgierigen Sinn besaßen, fanden daher leicht einen Anhang, als sie von Dänemark her den verhaßten König angriffen. Mehrere Male wurden sie von Hakon, der sie sogar in Dänemark aufsuchte, zurückgejagt, endlich aber fiel dieser in einer bereits gewonnenen Schlacht (um 951); seine Beisetzung erfolgte unter heidnischen Bräuchen. Erich's Söhne theilten sich in den Besitz von Norwegen. Ihre Herrschaft dauerte nicht lange. Sie erschlugen den Jarl Sigurd, welcher Hakon den Guten gerufen hatte, und der Sohn desselben, der Jarl Hakon, auch der Reiche genannt, nahm seine Zuflucht zum dänischen Könige Harald Blauzahn, der ihn ebenso, wie vorher Erich's Söhne, gern aufnahm und unterstützte, weil er aus den norwegischen Händeln Vortheil zu ziehen hoffte. Von Harald unterstützt, verjagte Hakon Jarl (um 960) die Söhne Erich's und ward als Vasall des dänischen Königs Herr von Norwegen.

Bald nachher gerieth Harald Blauzahn mit seinem eigenen Oberlehnsherrn, Otto dem Großen, in Zwist. Er war, obgleich ihn Hakon in diesem Kriege unterstützte, dem mächtigen deutschen Kaiser nicht gewachsen, erlitt eine Niederlage und mußte nicht allein von neuem Otto's Oberherrschaft anerkennen, sondern sich auch zur Annahme des Christenthums bequemen. Auch Hakon ward dazu gezwungen, fiel aber bald wieder von dem neuen Glauben, sowie von seinem bekehrten Oberherrn ab. Der Verlust von Norwegen war nicht der einzige Nachtheil, welchen Otto's des Großen Zug den Dänen brachte. Harald wagte gleich nach dem Tode seines Besiegers einen Krieg gegen dessen Sohn und Nachfolger, Otto II.; er war auch damals unglücklich, und dies führte nicht nur eine weitere Verbreitung des Christenthums in

Dänemark herbei, sondern in Folge davon auch einen Zwist zwischen Harald und seinem Sohne, Sven dem Glücklichen (auch Sven Gabelbart genannt). Der Letztere war zwar zugleich mit seinem Vater getauft worden und Otto der Große selbst hatte bei ihm Pathenstelle vertreten; Sven entsagte aber dem Christenthume wieder und erhielt dadurch die Unterstützung aller Heiden im Lande und aller derer, welche die neue Lehre gezwungen angenommen hatten. Er ergriff die Waffen gegen seinen fast 80jährigen Vater, dieser unterlag im Kampfe und starb bald nachher (986). Sven, welcher gleich nach seinem Regierungsantritt die Christen seines Landes mit Härte verfolgte, ward später durch Eroberung Herr von England; wir müssen daher hier die skandinavische Geschichte abbrechen und uns zunächst der Betrachtung der früheren Zeit Britanniens zuwenden.

In demselben Jahre, da Harald Blauzahn starb, während Hakon Jarl noch in Norwegen regierte, gründete der Isländer Erich der Rothe eine Niederlassung in Grönland (dem grünen Lande), also auf dem Continent von Amerika; er fand hier zwar keine Menschen, doch Reste von Wohnungen. Erich's Sohn Leif setzte um das Jahr 1000 die Küstenfahrt nach westlicher und südlicher Richtung fort; er gelangte bis in die Mitte des 42. Breitegrades, etwas südlicher als Boston. Die Normänner hatten mehrfach mit den kleingewachsenen Skrälingern zu kämpfen, in welchen man die Eskimos wiedererkennt. Unter den Küstenstrichen unterschieden sie Groß- und Klein-Helluland, welches letztere ungefähr mit Newfoundland stimmt; weiter südlich lag Markland. Endlich kamen sie in eine Gegend, wo ein mitziehender Deutscher Namens Tyrker wilden Wein entdeckte, so daß der Landstrich, welcher ungefähr mit dem römischen Gebiet in gleicher Breite liegt, als das gute Winland bezeichnet wurde; dasselbe sah in der Zeit des deutschen Kaisers Heinrich V. einen grönländischen Bischof als Missionar. Die Winlandsfahrten dauerten fort bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts; noch im Jahre 1347 ist die Absendung eines grönländischen Schiffes nach dem jetzigen Neubraunschweig nachweisbar. Von dieser Zeit an kommen sie jedoch rasch in völlige Abnahme, wozu das Zurückgehen des isländischen Gemeinwesens und das mörderische Auftreten der großen Pest beitrugen; und wenn Columbus im Jahre 1477 auf Island gewesen ist, so konnte er dort keine Auskunft gewinnen, die seinen großen Plan unterstützte. Für die Weltgeschichte ist die normannische Entdeckung von Amerika eine anziehende Seltsamkeit; sie kann uns lehren, daß eine zufällig gewonnene Erkenntniß nur da wirksam ist, wo der vorbereitete Menschengeist und ein in der Zeit liegendes Bedürfniß ihr entgegenkommt.

2. Geschichte der britischen Inseln bis auf Sven den Glücklichen.

Obgleich wir über den Zustand der alten heidnischen Briten nur sehr dürftige Nachrichten besitzen, so kennen wir doch auch bei demjenigen Theil derselben, welcher in Schottland und Irland wohnte, eine heroische Zeit. Indessen gehören die uns aus ihr überlieferten Sagen und Lieder nicht den ersten Anfängen der britischen Geschichte an, sondern entweder der späteren Zeit der römischen Herrschaft oder den ersten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Völkerschaften, von welchen sie herrühren, waren nicht, wie die Skandinavier, von germanischer Abkunft, sondern sie bildeten, wie alle Ureinwohner der britischen Inseln, ein Glied des keltischen Völkerzweigs. Diejenige keltische Mundart, welche in Irland und Schottland heimisch war, wird als die erisische oder gälische bezeichnet; die kymrische Sprache hat sich mit Abänderungen bis in das vorige Jahrhundert in Cornwall und bis auf unsere Zeit in Wales erhalten; beide Zweige gehören dem indogermanischen Sprachstamme an, sind jedoch bei großem Reichthum nicht zu so biegsamer Flexion entwickelt wie die altclassischen und germanischen Sprachen.*) Ueberreste der hochschottischen oder gälischen Lieder sind unter dem Namen Ossian's, des berühmtesten schottischen Barden, zusammengetragen worden. Diese Gesänge zeigen uns in Schottland und England unter einem Theile der Völker, welche bei den Römern Pikten, Skoten und Caledonier hießen, eine dem griechischen und skandinavischen Heroenthume ähnliche Heldenzeit; aber aus ihrem Inhalte kann keine Geschichte, sondern blos die Kenntniß des allgemeinen Zustandes der älteren Bewohner jener Länder geschöpft werden. Ja, selbst in dieser Hinsicht können wir den Erzählungen von der schottischen und irischen Urzeit keinen festen Boden abgewinnen, weil die ganze Darstellung derselben in einen poetischen Halbschatten gehüllt ist, der keinen sicheren Blick zuläßt, und weil jene Lieder nicht in ihrer ersten Gestalt auf uns gekommen sind, sondern im Munde der Nachkommen mannigfache Aenderungen erlitten haben. Macpherson, der zuerst kleinere Bruchstücke gälischer Lieder herausgab und sodann 1762 mit dem Epos Fingal hervortrat, hat jedenfalls auf Grundlage echter alter Hochlandpoesie gearbeitet, diese aber in sehr freier Weise verflochten, so daß die moderne Gefühls- und Denkart vielfach in diese Dichtungen eingedrungen ist. Der Held Fingal war im dritten Jahrhundert bei einem großen keltischen Na-

*) Die Forschungen deutscher Gelehrten, besonders die keltische Grammatik von Zeuß, haben seit etwa 20 Jahren dem Studium des Keltischen auch im Ausland, vor Allem in Dublin, neuen Schwung gegeben.

tionalkampf betheiligt; Ossian, dem das Gedicht, wie es nun vorliegt, vom Herausgeber zugeschrieben wurde, wird als Fingal's Sohn und sein Barde bezeichnet. Er besingt neben den Thaten Fingal's auch die Kämpfe anderer Edlen von Morwen und Erin mit den tapferen Kriegern von Lochlin. Wenn wir diesen Poesieen mehr traueten, als wir zu thun wagen, so könnten wir Ossian's sentimentale Helden im glänzenden Contrast gegen die rohen Skandinavier aufführen; wir scheuen uns aber, Dichtkunst und Geschichte zu vermengen. Was man indessen auch von den poetischen Urkunden der Schotten halten mag, so läßt sich annehmen, daß die Bewohner des nördlichen Schottlands Heldenmuth ohne Rohheit, poetische Schwärmerei und Melancholie mit einfachen Sitten vereinigten, und daß ihre Helden an Ossian oder Oisin einen Homer gefunden haben.

Was die kymrischen Kelten betrifft, so war bei ihnen das Bardenwesen tief gewurzelt und ihre Poesie gelangte zu einer ausgebildeten und selbst gelehrten Technik, die mit dem Einströmen britischer Unzufriedenen oder Flüchtlinge nach Armorika oder der kleinen Bretagne auch in diesem Lande einheimisch wurde. Merkwürdig sind die sogenannten Triaden, dreizeilige Dichtungen, die in regelmäßiger Gliederung theils Denksprüche und Weisheitslehren, theils mythologische Ueberlieferungen und selbst Erzählungen, theils auch Regeln der Poetik enthalten. Einzelne Lieder voll rauher Kraft werden berühmten Barden in den Mund gelegt, namentlich solchen, die, wie Taliesin, im Kampfe gegen das Christenthum zu Märtyrern des alten Glaubens und Volksthums wurden. Ferner besaß der kymrische Stamm einen Erzählungsschatz, der an bunten, abenteuerlichen Sagen und Erfindungen fast überreich war und sich zum Theil an geschichtliche Ueberlieferungen lose anschloß; dieselben wurden unter dem Titel Mabinogion gesammelt und bilden nebst den Berichten des Galfried von Monmouth (im 12. Jahrhundert) eine Quelle, aus welcher die Ritterpoesie ihre Artusgeschichten und andere romantische Gebilde schöpfte.

Das südliche Schottland und das heutige England hatten in den letzten Jahrhunderten des Alterthums eine der schönsten römischen Provinzen gebildet, die Bewohner derselben hatten römische Cultur angenommen und auch das Christenthum war unter ihnen schon früh allgemein verbreitet worden. Das Land bedurfte übrigens stets einer gehörigen Besatzung zum Schutze gegen die räuberischen und armen Pikten*) und Skoten, welche zwar den kriegerischen Muth, nicht aber die freundliche und hochherzige Sinnesart von Ossian's Helden

*) Eigentlich Peghten; der Name wurde später an das lateinische Picti, die Gemalten oder Tättowirten, angelehnt.

besaßen. Dieser Schutz wurde im Laufe der Zeit immer nothwendiger, weil die Briten durch die Künste des Friedens mehr und mehr verweichlichten und sich daher nicht selbst zu vertheidigen vermochten. Sie kamen in Folge davon in große Noth, als zur Zeit der Völkerwanderung die Römer ihre Truppen von der Insel zurückzogen und es den Bewohnern Britanniens überließen, nach ihrem Gutdünken die Regierung zu bestellen und die nöthigen Schutzmaaßregeln zu treffen. Im Jahre 411 kämpften zum letzten Mal römische Truppen gegen die Feinde der Briten; vor ihrem Wegzuge besserten sie noch einmal den Grenzwall sowie die Wachtthürme am Meer aus. Bald aber erklärte Kaiser Honorius den Briten geradezu, sie hätten künftig selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. Um das Jahr 430 erkämpften dieselben sogar einen Sieg unter der Leitung des gallischen Bischofs Germanus (St. Germain l'Auxerrois); bald aber (446) wandten sie sich an den Consul Aëtius mit der wehmüthigen Klage, sie würden von den Barbaren ans Meer, vom Meer zu den Barbaren getrieben. Sich selbst überlassen, theilten sie ihre Insel in eine Anzahl Distriete, und untergaben jede derselben einem Häuptling als erblichem Regenten. Bald nachher verdrängte einer dieser kleinen Fürsten, Vortigern, die Uebrigen und warf sich zum Herrn des ganzen Landes auf. Er war jedoch nicht im Stande, sich zugleich im Besitze seiner neuen Herrschaft zu behaupten und das Land gegen die wilden Pikten und Skoten zu schützen. Er sah sich deshalb nach fremder Hülfe um, und glaubte dieselbe am sichersten bei den auf der deutschen Küste der Nordsee wohnenden Sachsen zu finden. Diese waren den Briten schon längst als kühne Seeleute und Räuber bekannt geworden. Ihr Land war nämlich damals noch nicht wie jetzt durch Dämme gegen das Meer geschützt, sondern es ward von diesem zur Zeit der Fluth und im Herbste stets überschwemmt; die Sachsen wohnten daher, wie noch heut zu Tage die Bewohner mancher kleinen Inseln an den Küsten von Jütland und Schleswig, auf Hügeln, welche gleichsam im Meere selbst künstlich errichtet waren. Auch lebten sie von Kindesbeinen an mehr in Kähnen, als auf dem Boden der Erde. Als gewandte Seefahrer fanden sie es bei dem unvollkommenen Zustande der römischen Seemacht leicht, an den Küsten von Gallien und Britannien zu landen und sich durch Raub einen besseren Lebensunterhalt zu verschaffen. Die spätere römische Regierung hatte sich dadurch genöthigt gesehen, eigene Seegrafen in der Nordsee zu bestellen. Dem neuen britischen Könige Vortigern dagegen schienen die räuberischen Sachsen weniger furchtbar zu sein, als die Pikten und Skoten. Er wandte sich an einige ihrer Führer um Hülfe gegen die Letzteren, und that das Nämliche, was einst ein aegyptischer König in ähnlicher Lage gethan hatte. Wie

dieser sich gegen seine Nebenbuhler und gegen sein Volk dadurch half, daß er griechische und karische Seeräuber in sein Land aufnahm, so schloß Vortigern, heißt es, mit Hengist und Horsa, zwei sächsischen Führern, einen Vertrag, kraft dessen ihnen und ihren Schaaren die kleine englische Insel Thanet zum Wohnsitz eingeräumt wurde, unter der Bedingung, daß sie die Vertheidigung des Landes gegen seine räuberischen Nachbarn im Norden übernähmen. Wenn wir im Allgemeinen diese vielverbreitete Darstellung vom ersten Auftreten der deutschen Seefahrer in Britannien nicht unwahrscheinlich finden, so ist sie doch auch nicht ausreichend verbürgt, und am wenigsten kann die Jahreszahl 449, in welche der Beginn der sächsischen Einwanderung gesetzt wird, als feststehend angenommen werden; die Einwanderung der Angeln in die nördlichen, der Jüten und Sachsen in die östlichen Landschaften war allmählich erfolgt und hatte um das genannte Jahr schon eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Vortigern soll aus Liebe zu der schönen Rowena, Schwester des Hengist, welche ihm bei einem Gastmahl unter dem deutschen Gruße „Waes heil" den Becher reichte, seinen neuen Bundesgenossen die Landschaft Kent überlassen haben.

Eine Zeit lang ward der von Vortigern beabsichtigte Zweck erreicht; bald bemerkten aber die Sachsen, deren Zahl sich durch die Ankunft neuer Schaaren fortwährend vermehrte, daß sie den blos mit den friedlichen Geschäften des bürgerlichen Lebens beschäftigten Briten an Kraft weit überlegen seien. Sie machten daher trotzige Forderungen und als man ihnen diese nicht gewährte, fingen sie an, das Land zu besetzen, zu dessen Beschützung man sie gerufen hatte. Sie traten zuletzt sogar mit den Pikten und Skoten in Verbindung und vertrieben die Briten nach und nach aus allen ebenen Gegenden der Insel. Die Eroberung des Landes ward ihnen um so leichter, da zwischen ihren Kräften und denen der Briten ein großes Mißverhältniß bestand. Sie selbst wurden nämlich nicht nur beständig durch neu ankommende Schaaren ihrer Landsleute verstärkt, sondern der Krieg war auch von Hause aus ihre eigentliche Beschäftigung und die Gleichheit ihres Wesens und Treibens vereinigte sie zu einer geschlossenen Macht. Die Briten dagegen waren durch die neu eingerichtete Regierungsverfassung unter einander in Zwietracht gerathen, sie erkannten in ihrem verweichlichten Zustande die Verfeinerung des Lebens und die bürgerliche Behaglichkeit als das Höchste der Güter, nicht als Mittel zu demselben, und ihre Geistlichen, anstatt den Christen Frieden unter einander zu predigen und sie zum Vertheidigungskampfe gegen die Heiden anzufeuern, verwickelten sie in unselige Streitigkeiten über Dogmen, und vermehrten so die Parteiungen. Erst als die Briten aus allen ebenen Gegenden ihrer Insel verdrängt waren, fanden sie in

den Gebirgen des Westens die durch das frühere Wohlleben verlorene Kraft wieder. Dort, d. h. in dem heutigen Wales und Cornwallis, begannen sie daher auch einen nachdrücklicheren Kampf gegen die Sachsen. Sie wurden dabei von den Bewohnern der Bretagne unterstützt, welches Land theils schon vor dem Untergange des römischen Reiches, theils neuerdings durch ausgewanderte Briten besetzt worden war und davon seinen heutigen Namen erhalten hat. Bald wagten sich sogar die Briten wieder aus den Gebirgen hervor, und es schien eine Zeit lang, als wenn sie die ihnen entrissene Herrschaft in Britannien wieder erlangen würden. Ambrosius Aurelianus, der römischer Abstammung war, trat den heidnischen Sachsen, Jüten und Angeln mit überlegener Kriegskunst und nicht ohne Glück entgegen. Arthur (Artus) vertheidigte im westlichen Gebirgslande das heimische Volksthum in ähnlicher Weise, wie später Pelagius im nordwestlichen Spanien, wenn auch nicht mit so ausdauerndem Erfolg. Die historischen Anhaltspunkte, welche wir für sein Leben und seine Thaten allenfalls gelten lassen können, beschränken sich auf einen Sieg, den er im Jahre 516 erfochten haben soll, und auf seinen Tod, der um das Jahr 536 in Cornwall erfolgt sei. Für die Bewohner Englands behielt sein Andenken Lebenskraft, wie denn der berühmte König Heinrich II. kurz vor seinem Tode (1189) die Eröffnung von Arthurs Grab zu Glastonbury veranlaßte. Seine Thaten sind als Muster ritterlicher Kämpfe in den Gesängen und Chroniken der Nachkommen glänzend verherrlicht und über die Thaten aller anderen im Mittelalter besungenen Helden, selbst Karl's des Großen, erhoben worden. Seine Geschichte ist dadurch freilich zugleich dem Gebiete der Wirklichkeit entrückt worden und den fabelnden Ausschmückungen der romantischen Dichtkunst anheimgefallen. Besonders wurden auf Arthur von den Dichtern der folgenden Zeiten nicht nur die tapfersten Kriegsthaten übertragen, sondern man hat ihm auch, den späteren Sitten des Ritterthums gemäß, glänzende Feste, große Turniere und die Stiftung einer aus erlesenen Rittern bestehenden Tafelrunde angedichtet. „Auf diese Weise ward", wie sich ein Geschichtschreiber des Mittelalters trefflich und würdig ausdrückt, „das Andenken eines Mannes in fabelhafte Träume eingehüllt, welcher das ächte, schlichte Lob der Geschichte verdient hätte; denn er hielt lange Zeit sein wankendes Vaterland aufrecht und gab dem gebrochenen Muth seiner Landsleute neue Kraft." Später trennten sich die Briten von Wales und Cornwallis in viele kleine Herrschaften; sie blieben zwar noch eine Zeit lang unabhängig, allein an eine Behauptung ihrer Freiheit oder gar an eine Wiedereroberung des Verlorenen war nicht zu denken. Die Sachsen dagegen setzten sich für immer in dem britischen Lande fest, welches davon

später nach den Angeln, einem der eingewanderten sächsischen Stämme, den Namen England erhalten hat, sowie man die Eroberer selbst, unter welchen sich freilich auch Jüten und Friesen befanden, zum Unterschied von ihren Stammverwandten in Deutschland Angelsachsen zu nennen pflegt.

Die Sachsen bildeten in England keineswegs ein einziges Reich, sondern ihre einzelnen Schaaren und Führer gründeten besondere Staaten. Da die Zahl derselben zuletzt sieben betrug, so hat man sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der angelsächsischen Heptarchie oder Siebenherrschaft zusammengefaßt. Diese Staaten waren Kent, Sussex oder Süd-Sachsen, Wessex oder West-Sachsen, Essex oder Ost-Sachsen, Northumberland, Ostangeln und Mercia. Das letztgenannte Reich, dessen Name wahrscheinlich Markland bedeutet, erhielt seine Begründung am spätesten, nämlich um 590, nachdem seit den ersten Landungen ungefähr anderthalb Jahrhunderte verflossen waren. Eigentlich waren aber acht Reiche vorhanden, da Northumberland während längerer Zeit in die zwei Staaten Deira und Bernicia geschieden war, und man würde daher auch alle zusammen richtiger die Oktarchie oder Achtherrschaft nennen. Verfassung und Gesetze waren die nämlichen, wie sie in der früheren Heimath der Sachsen gewesen waren, wodurch dann die im Lande zurückgebliebenen und den Eroberern unterworfenen Briten doppelt zu leiden hatten. Auch ward das Germanische herrschend, indem die Angelsachsen die römische Cultur und Sprache mit dem Christenthume in ihrer neuen Heimath ganz ausrotteten; sie behaupteten dadurch ihren alten National-Charakter, während die in Italien und Spanien eingedrungenen Germanen römische Bildung und Sitte annahmen, und in Folge davon nach und nach in den sogenannten romanischen Charakter übergingen.

Schon 150 Jahre nach dem Eindringen der Angelsachsen in England wurde das Christenthum auf die Insel zurückgebracht und unter den neuen Bewohnern derselben eingeführt. Diese wichtige Veränderung ging weder von den an der Westgrenze des angelsächsischen Landes wohnenden freien Briten, noch auch von den nächsten südlichen Nachbarn, den Franken in Gallien, aus. Die Ersteren wurden durch Haß und Feindschaft von den Angelsachsen, besonders von ihren Höfen und vom weiblichen Geschlechte, ohne welches das Christenthum in keinem Lande feste Wurzeln geschlagen hat, zurückgehalten. Die rohen Franken aber besaßen selbst kaum einen dunkeln Schein der Wahrheit, sie waren also auch nicht im Stande, andere Völker zu belehren. Unter diesen Umständen ist es als eine wunderbare Fügung der Vorsehung anzusehen, daß zu Ende des 6. Jahrhunderts der römische Bischof Gregor der Große auf den Gedanken kam, Missionare nach Eng-

land zu senden; denn der Begriff des Papstthums als einer leitenden Oberbehörde der Christenheit existirte zu jener Zeit noch nicht oder gewann erst gerade durch die vielseitige Thätigkeit dieses Mannes Leben und Gestalt. Zunächst wurde er von rein persönlichen Beweggründen getrieben, und sein Entschluß ist um so überraschender, da er sein Auge auf ein so weit entferntes Land warf. Er soll zuerst durch den Anblick einiger schönen Angelsachsen, die man auf dem Sklavenmarkt in Rom zum Verkaufe feil bot, auf diesen Gedanken gebracht worden sein;*) wie es sich aber auch damit verhalten mag, gewiß ist jedenfalls, daß nur durch seinen rastlosen Eifer eine Anzahl römischer Mönche, an deren Spitze der nachherige erste Bischof von Canterbury, Augustinus, stand, zu dem schwierigen Versuche einer Bekehrung der Angelsachsen bewogen wurden (596). Befördert ward das Unternehmen dieser Mönche dadurch, daß der damalige König von Kent, Ethelbert, der sich alle angelsächsischen Fürsten mit Ausnahme des Königs von Northumberland unterworfen hatte, mit der fränkischen Prinzessin Bertha vermählt war. Er hatte bereits viele Jahre mit dieser christlichen Gemahlin gelebt, ohne daß er nur entfernt daran dachte, Christ zu werden, als ganz unerwartet die von Gregor gesandten Mönche im Lande erschienen. Anfangs glaubte er Zauberer in ihnen zu sehen und hütete sich deshalb nach den unter seinem Volke herrschenden Vorstellungen, mit ihnen anders als unter freiem Himmel zu sprechen; durch Zureden seiner Gemahlin ward er aber überzeugt, daß ihr Eifer, so weit entfernten Nebenmenschen eine ihrem Glauben nach Segen bringende Lehre anzubieten, Dank verdiene. Er erlaubte ihnen daher, öffentlich im Lande zu predigen, und ihre Bemühungen hatten einen ungemein schnellen und ausgedehnten Erfolg. Selbst Ethelbert ließ sich im Jahre 597 taufen; Augustinus wurde zum Erzbischof von Canterbury eingesetzt. Auch in Essex waren königliche Frauen für die Annahme des Christenthums thätig; dem ersten Bischof von London wurde ein alter Dianatempel als Kirche eingeräumt.

Diese im Vergleich mit der Einführung des Christenthums in Skandinavien überraschend schnelle Verbreitung desselben unter den kriegerischen Angelsachsen ist hauptsächlich dem milden, freundlichen Wesen

*) Als er hörte, die schönen blonden Knaben seien Angeln, meinte er, sie seien Angeli (Engel) von Antlitz; da man ihre Heimath Deira nannte, bemerkte er, sie seien de ira eruti, dem Zorn Gottes entnommen; zum Namen Aella ihres Königs bemerkte er, es solle bei ihnen Allelujah gesungen werden. Uebrigens begab sich dies vor seiner Erhebung zum Papstthum. Daß man auch, abgesehen von diesem zufälligen Anlaß, in Rom ein Auge auf die Bekehrung Britanniens haben mochte, ist hierdurch nicht ausgeschlossen.

der römischen Missionare und der verständigen Art, mit der sie zu Werke gingen, zuzuschreiben; obwohl gerade der erste Begründer, Augustinus, sich mitunter als ein Mann von starrem und beschränktem Sinn erwies. Wenn man das Wesen und Benehmen dieser Mönche mit dem Charakter der britischen Geistlichen in Wales und Irland vergleicht, so wird man einsehen, daß die Letzteren sich nicht zu Aposteln des Glaubens bei den Angelsachsen geeignet hätten, und daß allein Gregor's Entschluß, italienische Mönche zu schicken, dem Christenthume bei diesem Volke Eingang verschaffen konnte. Die Ersteren hatten in ihrer felsigen und nebeligen Heimath ganz den Charakter jener Menschen angenommen, welche Ossian's Gesänge uns darstellen: sie waren Leute, die ihre Gedanken stets über die vorübereilende Gegenwart hinausrichteten, und das Leben mit allen seinen Genüssen um eines zukünftigen Gutes willen verachteten, welches sie nicht etwa blos hofften, sondern im Geiste bereits recht eigentlich schauten. Sie zeichneten sich durch ihre äußerst strenge Klosterzucht, durch ihre fast unglaubliche Beschränkung auf die einfachsten Lebensbedürfnisse und durch die emsige Betriebsamkeit, mit der sie von ihrer Hände Arbeit lebten, vor den schwärmerischen und trägen Mönchen südlicher Länder aus. Dieser Geist war früher den britischen Christen lange Zeit fremd geblieben; er hatte erst dann Eingang bei ihnen gefunden, als der heilige Patrik,*) der Begründer des Christenthums in Irland, um das Jahr 432 die römische Ansicht vom Mönchthum einführte, worauf dann durch irische Mönche, welche die Bewohner von Südschottland bekehrten und sich unter den Briten in England, sowie unter den Franken in Frankreich niederließen, der strengste klösterliche Sinn auch in diese Länder gebracht wurde. Welch ein Geist dies war, kann aus einigen wenigen Angaben über die Disciplin und das Leben in den beiden Klöstern Bangor in Irland und Wales erkannt werden. Dort bildeten die Mönche ganze Ortschaften, sie waren in sieben Abtheilungen gebracht, von welchen keine weniger als 300 Klosterbrüder enthielt; diese mußten nicht allein häufige Fasten und andere Entbehrungen erdulden, sondern auch alles, was sie zum Leben brauchten, im Schweiße ihres Angesichts erarbeiten. Ihre Einrichtung war militärisch streng, und die bei ihnen üblichen Strafen bestanden fast insgesammt in Schlägen, welche selbst für unbedeutende Versehen ausgetheilt wurden; wer z. B. beim Essen vergaß, ein Kreuz über dem Löffel zu machen, bekam sechs Hiebe; wer sein Oelfläschchen fallen ließ, zwölf; wer es umzuhängen versäumte, fünfundzwanzig. Bei einer solchen Zucht wird der

*) Er war um 372 in dem heutigen Kilpatrik, d. i. Patrikszell, in Schottland geboren; der Scherzname Paddy, den man den Irländern beilegt, ist aus seinem Namen entstanden.

Mensch freilich gut, aber auch, wenn er Abt ist, hartnäckig. Dagegen wirkten diese Mönche auch fördernd für den Anbau des Bodens; sie machten manche öde oder verwilderte Gegend urbar. Was aber noch weit wichtiger ist, ihre Klöster wurden bei dem ernsten Sinne, den ein solches Leben und der britische Himmel erweckten, auch Sitze der Gelehrsamkeit und Bildung und Pflanzschulen für die Lehrer der germanischen Stämme. Deutschland und Frankreich besonders verdanken den irischen und britischen Mönchen in dieser Hinsicht ungemein viel. Diese Verdienste fallen jedoch erst in die folgende Zeit. Uebrigens konnte die strenge Zucht und die finstere, harte Lehre jener Mönche wohl bei den britischen Nachkommen der alten Gallier leicht Eingang finden, da bei diesen vielleicht noch Vieles von der Erziehung ihrer Druiden oder heidnischen Priester übrig war, welche als besonderer Stand im Volke einen gewissen Einfluß besessen und den jungen Leuten ein trockenes Gedächtnißwissen beigebracht hatten. Dagegen mußten die wilden, an zügellose Freiheit gewöhnten Sachsen durch solche Glaubensboten von der neuen Lehre zurückgeschreckt werden. Für sie waren die mit Freundlichkeit und verständiger Rücksicht auftretenden italienischen Missionare die besten Verkündiger des Christenthums; denn diese wandten die strengen Enthaltsamkeitsvorschriften der christlichen Mönchsmoral nur auf sich selbst an, und erweckten dadurch bei den Sachsen Aufmerksamkeit und Achtung; gegen die Neubekehrten aber verfuhren sie mit der größten Milde und Nachsicht, so daß sie von den kirchlichen Pflichten und Gebräuchen so viel nachgaben, als nur irgend nachgegeben werden konnte. Sie würden noch weit mehr Gutes gestiftet haben, wenn sie nicht aus Sectengeist den ohnehin schon heftigen Haß der Sachsen gegen die Briten so sehr gesteigert hätten, daß jene in ihren Kriegen mit diesen sich berechtigt glaubten, die Menschenliebe zu verleugnen, um die Feinde ihres Glaubens zu vernichten. Freilich sahen auch die Briten, von gleichem Sectengeist getrieben, die bekehrten Sachsen wegen der Unterschiede in einigen Gebräuchen und Lehren nicht als Glaubensbrüder an. Diese Unterschiede bezogen sich auf den Schnitt der Tonsur, auf die Ansetzung der Festzeiten; wichtiger allerdings waren die Abweichungen in Hinsicht auf die Ehe und auf die Ordination der Bischöfe, deren die Briten eine große Anzahl besaßen. Uebrigens nahmen bald auch ihre Mönche an der Verbreitung des Christenthums unter den Angelsachsen Theil, indem sie für dasselbe in Northumberland thätig auftraten.

Das Christenthum machte in England sehr schnelle Fortschritte, und schon sehr früh wurden die beiden ältesten bischöflichen Sitze, neben dem von Canterbury der von York, gegründet, welche bis zum heutigen Tage die vornehmsten Bisthümer der englischen Staatskirche

geblieben sind. Zwar fielen Ethelbert's Sohn und Nachfolger, Eadbald, und sein Neffe, der König von Essex, wieder vom Christenthum ab, und verfolgten die Lehrer desselben, weil sie von ihnen für sich selbst Vergünstigungen verlangten, die das christliche Gesetz durchaus nicht gestattete; allein die Gemüther der Angelsachsen waren unter dem Himmel Englands den Ahnungen einer höheren Leitung der Dinge und der inneren Bangigkeit vor derselben zu sehr zugänglich geworden, als daß sie das Christenthum, nachdem es ihnen durch die Erzählungen von Wundern und Engeln, durch die Bilder von Paradies und Hölle und durch die Veranschaulichung einer sinnlich dargestellten göttlichen Regierung der Welt nahe gebracht worden war, wieder hätten aufgeben können. Oefter kam es vor, daß die christliche Lehre durch Abstimmung des Witenagemot, d. h. der Versammlung angesehener Männer um die Person des Königs, angenommen wurde. Das merkwürdigste Beispiel bietet uns die Geschichte Edwin's, Königs von Northumberland; seine Gemahlin Aethelberga, dem kentischen Herrscherhaus angehörend, war von dem Bischof Paulinus in ihre neue Heimath begleitet worden. Dieser wußte die Stimmung Edwin's, der eine schicksalsreiche Jugend gehabt hatte und zum Nachdenken geneigt war, zu benutzen und zu lenken. Auf einem Witenagemot erklärte sich vor dem versammelten Adel der bisherige heidnische Oberpriester für die neue Lehre und legte selbst die zerstörende Hand an den Tempel und Altar. Ein geistlicher Vortrag des Paulinus vollendete die Bekehrung; der König legte feierlich sein Glaubensbekenntniß ab (627) und eine vorläufig in Holz gebaute Kirche des Apostels Petrus zu York wurde der Mittelpunkt der Thätigkeit des Paulinus, der bald von Rom als erster Bischof dieser Diöceſe bestätigt ward.

Höchst wichtig und folgenreich war der Umstand, daß die ersten christlichen Könige der Angelsachsen den Geistlichen nicht allein die inneren Angelegenheiten der Kirche ganz überließen, sondern ihnen auch besondere Rechte und Freiheiten gewährten. Die Bischöfe erlangten dadurch einen sehr bedeutenden Einfluß im Staat. Dagegen ward die durch den neuen Glauben hergestellte Verbindung mit Rom, wo damals von der Cultur des klassischen Alterthums immer noch am meisten übrig war, den Angelsachsen selbst höchst nützlich; doch trat dieser Vortheil erst später ein, weil die Rohheit der angelsächsischen Sitten noch zu groß war, und durch die vielen kleinen Kriege, welche die einzelnen Staaten theils unter einander, theils mit den Briten und Hochschotten zu führen hatten, genährt und verstärkt wurde. Vom Ende des 7. Jahrhunderts an ward jene Verbindung erst recht innig und wirksam. Damals kam bei den angelsächsischen Königen die für die Belebung der Bildung in England sehr einflußreiche Sitte

auf, in den letzten Jahren ihres Lebens das Büßergewand anzulegen und eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen. Die Könige, welche dies thaten, gehören fast insgesammt zu den bedeutenderen; denn auch bei den Angelsachsen bewährte sich die Wirkung des britischen Klimas, und man hat dort, wie schon Ossian's Gedichte zeigen, zu allen Zeiten den Sinn für Waffenehre und Nachruhm mit dem lebendigen Gefühle der Unbeständigkeit und Nichtigkeit alles Irdischen zu verbinden gewußt. Die Reiselust war dabei nicht unwirksam neben der Frömmigkeit; man wollte dem Petrus, dem heiligen Pförtner des Himmels, schon hienieden Ehrerbietung erweisen. Im 8. Jahrhundert schickte man viele junge Leute nach Rom, um daselbst ihre Bildung zu empfangen; diese hatten in einer der Vorstädte von Rom eine besondere Schule oder Akademie; es wurde nachher zugleich für ihren Unterricht und für die Verpflegung angelsächsischer Pilger sogar eine regelmäßige jährliche Beisteuer eingeführt. England erhielt hierdurch tüchtig gebildete Geistliche, von welchen manche, wie z. B. Karl's des Großen Freund Alkuin, auch für die Verbreitung der höheren Cultur in anderen Ländern bedeutend wurden. Uebrigens ward aus jener Steuer, deren Ertrag man unter die unmittelbare Verwaltung des römischen Bischofs stellte, später ein eigentlicher Tribut an diesen, welcher unter dem Namen des Peterspfennigs im ganzen Lande der Angelsachsen entrichtet wurde; sie ward von den Häusern aller derer, welche über dreißig Schillinge Einkünfte hatten, erhoben; diese steuerten von je dreißig Schillingen jährlicher Einnahme einen Schilling.

Die Darstellung der Schicksale und Verhältnisse der sieben angelsächsischen Reiche bis zu ihrer Vereinigung in ein Ganzes gehört der allgemeinen Geschichte nicht an. Eine Art von Gemeinsamkeit inmitten der fortwährenden Kämpfe stellte sich dar in der Person des Bretwalda, indem einer der angelsächsischen Könige vorzugsweise bei Kriegen gegen britische und nordische Stämme die Oberleitung führte. Anfangs war Kent mit dieser Führung betraut, später ging sie auf Northumberland, Mercia und Wessex über. Doch läßt sich das Bretwaldathum nicht als eine in regelmäßiger Folge verliehene Macht oder Würde nachweisen; es hat einige Aehnlichkeit mit dem deutschen Wahlkönigthum, wie es von Heinrich I. aufgefaßt wurde. Der Uebergang zu einer wirklichen staatlichen Vereinigung erfolgte durch den König Egbert von Wessex im Anfang des 9. Jahrhunderts; doch begriff Egbert's Reich das Land Mercia nicht mit in sich, dieses ward vielmehr erst später mit den übrigen Ländern der Angelsachsen vereinigt. Der wichtigste allgemeine Charakterzug, welcher die Geschichte der Angelsachsen bis auf Egbert's Zeit auszeichnet, ist der diesem Volke innewohnende Sinn für bürgerliche Ordnung, der es sogar schon im

Anfangszustande seiner Cultur einzelnen Fürsten sehr leicht machte, die inneren Angelegenheiten durch gesetzliche Bestimmungen zu ordnen. Wir sehen daher unter den Angelsachsen früher und häufiger, als unter anderen Völkern, einzelne Fürsten mit solchen Bestrebungen auftreten. So stellte z. B. der oben erwähnte Edwin von Northumberland um 620 nicht allein die seit der Besitznahme Englands vergessenen alten sächsischen Gesetze wieder her, sondern er sorgte auch für die polizeiliche Sicherheit und sogar für die Bequemlichkeit der Reisenden in seinem Lande. Noch merkwürdiger aber ist das, was König Ina von Wessex (688—726) that. Dieser veranstaltete nämlich eine Sammlung sehr verständiger, den Sitten seines Volkes entsprechender Gesetze und hob die zur Cultur und Bildung dienenden Anstalten. Auf ihn wird das Bestreben zurückgeführt, durch Erleichterung von Heirathsverbindungen zwischen den Sachsen und den unterworfenen Briten (Connubium) eine Verschmelzung beider Nationen zu Stande zu bringen, welche vorher so wenig möglich gewesen war, daß die Angesehneren unter den Sachsen, anstatt Britinnen zu heirathen, sich lieber heidnische Weiber aus ihrem alten Vaterlande jenseits des Meeres holten. Zu Ina's Freunden gehörte der berühmte Bischof Aldhelm. Ina selbst veranstaltete im Jahr 725 eine glänzende Festlichkeit, worauf er die Regierung niederlegte, um mit seiner Gemahlin nach Rom zu pilgern und seine noch übrigen Lebensjahre in stiller Andacht zu verbringen. Diese Bestrebungen einzelner Könige hatten freilich nicht insgesammt Bestand, und durch die ewigen Kriege der Angelsachsen ward die Rohheit immer wieder von neuem angefacht; allein sie zeigen doch in Verbindung mit der fortwährenden Liebe der Angelsachsen zur Poesie und mit dem bei ihnen schnell steigenden Interesse an Unterricht und Kirche, daß unter diesem Volke ein ganz anderer Sinn und Geist lebte, als z. B. unter den barbarischen Franken jener Zeit. Auch in England hören wir zwar, wie im fränkischen Reiche, von Mordthaten, Völlerei, Wollust und anderen Lastern, aber es zeigt sich daneben doch auch etwas Höheres, während bei den damaligen Franken kaum ein Lied ertönte.

Egbert, mit welchem wir die Darstellung der angelsächsischen Geschichte in ihrem Zusammenhange beginnen, hatte als junger Mann aus seinem Lande Wessex fliehen müssen, weil die ihm rechtmäßiger Weise gebührende Herrschaft von einem der Großen, Britherich, geraubt worden war. Er begab sich damals an Karl's des Großen Hof und kehrte erst bei Britherich's Tode wieder zurück. Er ward sogleich von seinem Volke als Herrscher anerkannt (800), kurz bevor Karl den Kaisertitel annahm. Von Bedeutung ist die Angabe, daß er bei seinem Regierungsantritt den Vorschlag durchsetzte, für das gesammte

angelsächsische Land den Namen Anglia einzuführen; eine Bezeichnung, die früher nicht vorkommt, wenn auch der Name der mehr im Norden angesiedelten Angeln schon seit längerer Zeit als der vorherrschende für die gesammte Bevölkerung galt. Egbert wußte sich durch geschickte Benutzung der Verhältnisse und durch die glückliche Fügung der Umstände auch die übrigen angelsächsischen Reiche zu unterwerfen; namentlich besiegte er in der durch ein Volkslied verherrlichten Schlacht bei Ellendune (823) die Heeresmacht von Mercia sammt ihrem Führer Bernewolf und gewann zwei Jahre später das Land. Er ist deshalb der erste Regent, an dessen Namen sich etwa von 827 an die Geschichte von ganz England anknüpfen läßt, um so mehr, als er auch einige britische Stämme zinsbar machte. Seine Regierung würde auch der Anfang von Englands Größe gewesen sein, wenn die Insel nicht gerade um dieselbe Zeit mehr, als alle anderen Länder, von jenen Räubern heimgesucht worden wäre, welche nicht lange nachher für Frankreich ebenso furchtbar wurden. Unter seinem nächsten Vorgänger hatten nämlich die Normänner oder, wie sie in der englischen Geschichte insgesammt genannt werden, die Dänen, ihre Raubfahrten nach England begonnen; denn was die skandinavischen Sagen von früheren Fahrten dahin berichten, kann sich nur auf Schottland und auf das angrenzende Northumberland beziehen. Unter Egbert blieb das Land lange Zeit von diesen Räubern verschont; endlich aber erschienen sie mehrere Jahre hinter einander in großer Menge. Obgleich im Kampfe mit ihnen nicht immer glücklich, schlug Egbert sie doch mehrere Male und wendete die drohende Gefahr ab. Auch gegen Wales machte er glückliche Züge; die Insel Mona, ehemals der Hauptsitz des Druidenthums, wurde von ihm unterworfen und erhielt später den Namen Angels Ey (Angeln-Eiland, Anglesey). In Betreff der inneren Angelegenheiten seines Reiches darf man nicht unbeachtet lassen, daß er nicht in allen von ihm unterworfenen Staaten die Könige vertrieb; bis auf Alfred's Zeit werden Könige von Mercia, Ostangeln und andere genannt, die zu dem Herrscherhause von Wessex in einem Bundes- oder Abhängigkeitsverhältniß standen. Eben so wenig hob er die Witenagemots oder diejenigen Versammlungen auf, in welchen die Könige mit ihrem Adel (den Witena) gewisse allgemeine Angelegenheiten beriethen und entschieden. Egbert's Alleinherrschaft in England beruhte also nicht auf einer eigentlichen Einverleibung aller seither neben Wessex bestandenen Reiche. Unter diesen Umständen war es sehr zu beklagen, daß das Schicksal ihm einen kräftigen Nachfolger versagte, der im Stande gewesen wäre, die neu errichtete Monarchie aufrecht zu erhalten; denn da die unterworfenen Fürsten und Völkerschaften ihre frühere Unabhängigkeit nicht vergessen

konnten, so war unter einem schwachen Regenten an Kraft der Regierung und an Einheit in den Maaßregeln nicht zu denken, und dies mußte in einer Zeit, wo die Gefahr von den wilden Dänen immer größer wurde, ebenso viel Unglück über England bringen, als die Schwäche der letzten Karolinger über Frankreich und über die Niederlande verbreitete.

Egbert starb im Jahre 936, nachdem er seinem ältesten Sohne, Ethelwulf, das Reich ungetheilt übergeben hatte. Dieser war von Natur nicht kriegerisch und hatte, da er in einem Kloster aufgewachsen war, eine ganz mönchische Erziehung erhalten. Seine Regierung litt daher gerade an den Mängeln, welche in einem neu gegründeten Reiche und beim Kampfe gegen mächtige äußere Feinde die schlimmsten sind. Er hatte die Herrschaft kaum übernommen, als er sie mit seinem ältesten Sohne Athelstan theilte. Dieser starb zwar bald, allein die Kraft der Regierung wurde dadurch keineswegs wiederhergestellt; denn Ethelwulf erregte durch die Vorliebe für seinen fünften und jüngsten Sohn, Alfred, die Eifersucht der Brüder desselben,*) während zugleich einerseits die unterdrückten Könige Empörungsversuche machten, und anderseits die verheerenden Einfälle der dänischen Räuber das Reich in Verwirrung brachten. Die Letzteren, welche immer häufiger erschienen, wurden damals aus verschiedenen Gründen gefährlicher, als vorher. Ethelwulf sprach nämlich gegen die Meinung seiner Räthe alle Geistlichen und ihre Unterthanen vom Kriegsdienste frei, und beraubte sich dadurch selbst eines großen Theiles seiner Kräfte; an ein allgemeines Aufgebot aber war nicht zu denken, weil dazu eine Kraft und Thätigkeit des leitenden Oberhauptes nöthig war, wie sie Ethelwulf nicht besaß. Die Dänen hatten daher meistens nur die Miliz der einzelnen Ortschaften und Districte zu überwältigen. Sie kamen jetzt fast jedes Jahr nach England, landeten bald da, bald dort, und richteten nicht allein schreckliche Verheerungen an, sondern blieben auch im Jahre 851 zum ersten Male einen Winter über auf englischem Boden und begannen dann, sich auf demselben festzusetzen. Gerade als auf diese Weise die Bedrängniß größer denn je zuvor geworden war, machte Ethelwulf eine Pilgerreise nach Rom (855). Er schadete sich selbst dabei in mehrfacher Hinsicht. Er ließ nämlich seinen Sohn Alfred, obgleich derselbe erst sieben Jahre zählte, vom Papste salben, ohne daß man weiß, welchen Sinn er und der Papst mit dieser

*) Die fünf Söhne Ethelwulf's, die nach einander Königswürde erlangt haben, stammen sämmtlich aus seiner ersten Ehe mit der frommen und unterrichteten Osburga; es waren Ethelstan, Ethelbald, Ethelbert, Ethelred oder Ethred und Aelfred oder Alfred. Für den ersten dieser Namen ist die Schreibart Athelstan gebräuchlich; für die folgenden ziehen Viele sprachlich die Form Aethelbald u. s. w. vor.

Ceremonie verbanden; zugleich setzte er die jährliche Absendung einer bestimmten Summe nach Rom fest, welche Römerschoß (Rome scot) und später Peterspfennig genannt wurde. Ethelwulf vermählte sich auf seiner Rückreise in Frankreich mit Karl's des Kahlen Tochter, Judith. Beides erregte den Argwohn seines ältesten Sohnes, Ethelbald, dem er für die Zeit seiner Abwesenheit die Verwaltung des Reiches anvertraut hatte. Dieser empörte sich in Verbindung mit einem Bischof und einigen Großen, und da der Vater zu schwach und zu geistlich gesinnt war, um über weltliche Herrschaft zu streiten, so ward ein Vertrag zwischen Beiden geschlossen, durch welchen Ethelbald den besten Theil des Reiches erhielt, während sich Ethelwulf mit den schlechteren östlichen Strichen begnügte, die den Angriffen der Normänner am meisten ausgesetzt waren. Dies Alles wird begreiflicher, wenn man erfährt, welch ein Weib Judith war, und wie natürlich es daher war, daß Ethelbald und die Großen des Reiches sich gegen die Folgen ihrer Vermählung mit dem regierenden König zu schützen suchten. Man braucht zu diesem Zweck nur einen Blick auf den späteren Lebenslauf der Königin zu werfen. Judith heirathete nach Ethelwulf's Tode ihren Stiefsohn Ethelbald, verkaufte, als dieser kurze Zeit nachher starb, ihr englisches Wittwengut, und ging nach Frankreich zurück; hier ließ sie sich von dem flandrischen Grafen Balduin entführen, und beschimpfte sich dann bis zu ihrem Ende durch ein umherschweifendes, zügelloses Leben.

Ethelwulf hinterließ 858 seinen Antheil am Reiche seinem dritten Sohne, Ethelbert, welcher 860 bei Ethelbald's Tode das Ganze unter sich vereinigte, aber selbst schon 866 starb und die Herrschaft auf den vierten der Brüder, Ethelred I., vererbte. Dieser hatte während seiner ganzen Regierung mit den immer zahlreicher einbrechenden Dänen zu kämpfen. Er konnte, so tapfer er auch war, ihnen um so weniger einen erfolgreichen Widerstand leisten, als sie aus dem Thronstreite zweier Fürsten von Northumberland den besten Vortheil zogen. Vergebens suchte man ihre verheerenden Einfälle durch Geld abzukaufen, sie wurden dadurch nur zu neuen Angriffen gereizt. Sie fielen über Northumberland her, besetzten einen großen Theil desselben, und gründeten dort ein normännisch-englisches Reich; von hier aus zogen sie dann bald in diese, bald in jene Gegend, zerstörten Heiliges und Unheiliges und übten die empörendsten Gräuelthaten. Das Schicksal des Klosters Croyland mag als Beispiel ihres gräßlichen Verfahrens dienen. Sie ermordeten den Abt und alle Bewohner des Klosters bis auf einen zehnjährigen Knaben, nachdem sie viele von ihnen vorher durch fürchterliche Qualen zur Anzeige der vergrabenen Schätze zu zwingen gesucht hatten. Selbst die Gräber

wühlten sie aus Habgier auf. Uebrigens vertheidigten sich die Angelsachsen mit weit mehr Muth und Ausdauer gegen sie, als die ebenso sehr von ihnen heimgesuchten Franken; aber die Ersteren hatten dabei den Umstand gegen sich, daß ihr Land eine Insel und also von allen Seiten her angreifsbar war. So oft sie daher auch ganze Schaaren ihrer ungestümen Feinde aufrieben, so versiegte doch die Quelle derselben in Skandinavien nicht, während in England zugleich die Zahl der Menschen und die Mittel zum Lebensunterhalte abnahmen. Auch reichte bei dem schlechten Zustande des angelsächsischen Kriegswesens das von den einzelnen Fürsten und Großen in Masse aufgebotene Volk, trotz aller Tapferkeit, gegen die stets erneuten Angriffe der Dänen nicht hin. Im Jahr 870 gerieth der König von Ostanglien, Edmund, in die Gewalt des grausamen Dänenführers Ingvar, der als ein Sohn des im Schlangenthurm verstorbenen Ragnar Lodbrog bezeichnet wird. Da Edmund sich weigerte, das Christenthum abzuschwören, ließ Ingvar ihn an einen Baum fesseln, mit Pfeilen nach ihm schießen und, als er standhaft blieb, ihn enthaupten; die Kirche hat den heldenmüthigen Bekenner unter die Heiligen versetzt. Das Land Wessex behauptete sich noch am längsten gegen die dänische Verheerung, weil Ethelred's Ansehen dort mehr galt, als in den anderen Theilen des Reichs, und weil er mit seinem gleich tapferen Bruder Alfred mehr that, als man den Umständen nach von ihm erwarten konnte. Doch war Ethelred zuletzt mit seinen geringen Kräften auch dort nicht im Stande, die immer neu verstärkten, im angelsächsischen Reiche selbst ansässig gewordenen Feinde, die in ihren Kriegen nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten, abzuwehren. Er lieferte ihnen in Einem Jahre drei Schlachten, siegte in der ersten, mußte sich aber in der zweiten zurückziehen, und ward in der dritten geschlagen. Er starb kurze Zeit nachher, bis zum letzten Augenblicke rastlos bemüht, den Normännern jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, und hinterließ die Herrschaft seinem jüngsten Bruder (871).

Dieser neue König, Alfred der Große, war einer der seltensten Männer, deren die Geschichte gedenkt. Er verband Schlauheit, Staatsklugheit, Gelehrsamkeit, Sinn für Ordnung und Recht und echte Frömmigkeit mit einer solchen Tapferkeit und Ausdauer, daß er im Kampfe mit den Dänen, welchen Deutschland und Frankreich damals fast völlig unterlagen, der Welt den Beweis gab, was eines einzigen Mannes Geist und Wille auch gegen die größte äußere Uebermacht vermag. Gleich im Beginne seiner Regierung änderte er die Art und Weise, mit den durch Riesenstärke, Gewohnheit des Kampfes und wilde Tapferkeit unbesieglichen Räubern zu streiten: er nahm andere Seeräuber in seine Dienste und griff die Dänen, welche nur kleine Fahrzeuge

hatten, mit größeren Schiffen auf der See selbst an, um vor allen Dingen ihren in England ansässigen Landsleuten die unabläßig herbeiströmenden Verstärkungen abzuschneiden. Ein Sieg, den Alfred's Krieger um diese Zeit erfochten, ist bemerkenswerth wegen eines heidnisch alterthümlichen Zuges, der davon berichtet wird. Die Angelsachsen waren zu Schloß Kymwith in Devonshire belagert, machten jedoch einen Ausfall von so glücklichem Erfolg, daß sie das Heer der Feinde vom Meeresufer abschnitten und ihren Anführer Ubba sammt einer großen Zahl von Dänen erschlugen. Ubba war, wie Ingvar, ein Sohn Ragnar Lodbrogs; seine drei Schwestern hatten durch außergewöhnliche Kunst an einem Tag eine Fahne gestickt, auf welcher man einen großen Raben, den Vogel Odins, erblickte; vor der Schlacht pflegten die Dänen diese Schicksalsfahne zu betrachten und wenn der Rabe die Flügel zu bewegen schien, einen glücklichen Ausgang zu erwarten. Diese Fahne wurde bei dem Ausfall von Kymwith erbeutet.

Alfred's Kraft reichte jedoch in diesen Kämpfen nicht aus; die Zahl der Feinde wuchs ungeachtet aller Verluste immer mehr und bis ins Ungeheure an; die Angelsachsen, welche im ersten Jahre von Alfred's Regierung nicht weniger als acht größere Treffen zu bestehen hatten, verloren den Muth ganz, und jeder schien zuletzt nur noch auf seine persönliche Vertheidigung bedacht zu sein. Alfred sah bald ein, daß auf dem gewöhnlichen Wege keine Rettung möglich sei. Er beschloß also, den Kampf für einige Zeit ganz aufzugeben und die Wirkung der Verzweiflung abzuwarten, da er wohl wußte, daß dadurch einem gedrückten Volke unter der Leitung eines geschickten Anführers das Unmögliche möglich gemacht wird. Er flüchtete sich mit wenigen Freunden und mit einem Theil der auf seinen Privatgütern bediensteten Leute in die Sümpfe und Brüche von Somersetshire, wo er sich verschanzte und längere Zeit in großem Mangel lebte. Die Sage hat diese Lage Alfred's ebenso, wie alle außerordentlichen Begebenheiten großer Männer, romantisch ausgeschmückt. Er soll sich z. B. eine Zeit lang unerkannt bei einem armen Hirten aufgehalten haben und, als er hier eines Tages beim Brodbacken die seiner Aufsicht anvertrauten Brode nachlässiger Weise verbrennen ließ, von der Frau des Hirten hart gescholten worden sein.*) Ein andermal schlich er sich, wie es heißt, als Harfenspieler verkleidet in ein dänisches Lager, kundschaftete, während er seine Lieder sang, Alles aus, sammelte dann schnell die umwohnenden Leute seines Volkes, und vernichtete durch unerwarteten Angriff die Feinde. Diese und ähnliche Erzählungen

*) „O Mensch, du siehst das Brod anbrennen und es kümmert dich nicht! Freilich, du verzehrst es lieber, wenn es gebacken ist!" Alfred's Biograph Assen kleidet diese Anrede in lateinische Verse.

widerlegen sich schon durch ihren nicht dem wirklichen Leben, sondern den Bildungen der Poesie entsprechenden Anstrich; außerdem findet sich aber der Beweis, daß Alfred's Schicksal und Verfahren nicht so wunderbar gewesen sein können, noch besonders in bestimmten uns überlieferten Angaben ausgesprochen, nach welchen er sich nicht nur in Begleitung einer kleinen Schaar in die Sümpfe zurückgezogen, sondern dort auch eine feste Verschanzung errichtet hatte.

Alfred begann von seinem Versteck aus den sogenannten kleinen Krieg, er machte Streifzüge gegen die umherschwärmenden Feinde, gab dadurch seinen Leuten das verlorene Selbstvertrauen wieder, und verschaffte sich zugleich die Mittel, immer mehr Krieger ernähren zu können. Die Sachsen sammelten sich nach und nach in zunehmender Anzahl um ihn, und bald war seine Schaar so stark und durch den erlittenen schmachvollen Druck so sehr zu neuem und nachdrücklicherem Widerstande erstarkt, daß er wagen konnte, es mit einem ganzen dänischen Heere aufzunehmen; er besiegte dasselbe in der Schlacht bei Eddington (880) und betrieb die Verfolgung auf die nachdrücklichste Weise. Damals entschloß sich der dänische Fürst oder König Guthrum, den freien Abzug mit dem Versprechen der Huldigung und der Bekehrung zum Christenthume zu erkaufen, wogegen Alfred ihm erlaubte, sich mit den Seinigen in Northumberland und Ostangeln niederzulassen; denn um seine bisher vereinigten Feinde zu trennen und das Erbe seiner Väter allmählich von ihnen zu befreien, entsagte der angelsächsische König gern dem Besitze von Ländern, die seiner Familie eigentlich fast nie ganz gehört hatten. Schon ein Jahr nachher zwang er eine frische Räuberschaar, die den Süden bedrohte, sich zu ihren Brüdern unter Guthrum zu begeben, welcher letztere bei seiner Taufe den Namen Athelstan angenommen hatte. Als Alfred auf diese Weise nach und nach einen großen Theil des Reichs von den Feinden befreit hatte, suchte er sein voriges Mittel wieder hervor; er ließ nach eigener von ihm selbst angegebenen Bauart größere Schiffe errichten, als man bisher gehabt, und bemannte sie mit seekundigen Männern, Friesen, Niederländern und andern, welche gern Dienst bei ihm nahmen, weil sie sich unter seinem Schirm mit dem Raub der Skandinavier bereichern konnten. So schuf er eine Flotte, welche bald die See halten konnte. Der angelsächsische König ward dabei vom Schicksal begünstigt; denn die Dänen fingen gerade damals an, die Länder der schwachen Nachkommen Karl's des Großen zum Hauptziel ihrer Raubfahrten zu machen und landeten in Folge davon nur vorübergehend an der Küste von England. Alfred's große Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, außer jenen Seeleuten, die sich selbst ernährten, eine Art stehender Landtruppen zu halten, von welchen er nachher die Tüchtig-

sten mit herrenlos gewordenen Ländereien versorgte. Bald richtete er die zerstörten Städte und Schlösser des Landes wieder auf und ließ an den Hauptlandungspunkten neue erbauen, durch welche das Reich gegen die Seeräuber geschützt ward.

Nachdem Alfred auf diese Weise sein Land nicht allein von den Feinden befreit, sondern auch gegen einen neuen Angriff derselben gesichert hatte, suchte er die Ordnung im Innern wieder herzustellen. Er erneute und verbesserte die zerrüttete alt-germanische Eintheilung des Volkes in Shires oder Gaue, Hunderte und Zehnten oder, nach unserer Weise zu reden, in Kreise, Aemter und Gemeinden, und machte diese Eintheilung zur Grundlage der Justiz, der Polizeiverwaltung und der Kriegsverfassung. Die angelsächsische Nation bestand nämlich aus den sogenannten Keorlen (Kerlen) oder den freien Bürgern und Bauern und aus einem Adel, welcher dem Range nach in die zwei Klassen der Earle und Thane zerfiel. Während die beiden letzteren Stände nicht nur die höchsten Aemter bekleideten, sondern auch in dem Witenagemot oder dem schon längst an die Stelle der alten Volksversammlung getretenen Reichstag das Uebergewicht hatten, gab Alfred dem Bürger- und Bauernstand die Handhabung der Rechtspflege und der Polizei zurück, so daß also die Verfassung in Bezug auf diese demokratisch eingerichtet ward, die Gesetzgebung und Staatsverwaltung aber einen aristokratisch monarchischen Charakter erhielten. Das Oberrichteramt ruhte freilich in der Person des Königs, allein die Zehnten, Hunderte und Gaue bildeten ebensoviele aus einer bestimmten Zahl Hausväter bestehende Gerichte. Für jeden Gau wurden vom Könige zwei Grafen ernannt, von welchen der eine die Verwaltung leitete, der andere aber der Vorsitzer des aus Bürgern und Bauern zusammengesetzten Gau-Gerichts und zugleich die Appellations-Instanz für die Gerichte der Zehnten und Hunderte war. Den Kriegsdienst richtete Alfred so ein, daß die einzelnen Abtheilungen des Volkes in zwei gleiche Schaaren zerfielen, von welchen die eine zur Vertheidigung ihrer Wohnsitze, die andere auch außerhalb derselben verwendet wurde. Alfred machte die Zehnten, Hunderte und Gaue für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verantwortlich; sie mußten für jedes bei ihnen vorfallende Vergehen haften und, im Fall der Thäter desselben nicht zur Strafe gezogen werden konnte, den durch ihn herbeigeführten Schaden ersetzen. In Folge dieser Einrichtung hatte also ihrerseits die Obrigkeit ihrer Ehre wegen ein scharfes Auge auf jeden Gewaltthätigen und Ruhestörer, das ganze Volk aber paßte seines eigenen, jeden Einzelnen unmittelbar berührenden Vortheils wegen der Obrigkeit auf; der König endlich führte, ohne viel beschäftigt zu sein, sowie ohne eigenen Nutzen und ohne Leidenschaft als Schützer, Helfer und

Rathgeber Aller von oben her die Aufsicht; denn da die Staatsmaschine sich von selbst bewegte, so brauchte er nur dann einzugreifen, wenn eine Stockung eintrat. Alfred gab durch diese von ihm erneuerte und dem Geiste des Christenthums, sowie den veränderten Verhältnissen angepaßte Verfassung seinem Volke zugleich Leben, Freiheit und Ordnung; er wollte nur über und durch eine freie Nation gebieten, welche sich selbst bewachte und regierte und selbst Ordnung und Zucht unter sich erhielt, nicht aber von ihrem Beherrscher durch äußere Gewalt gebändigt war und so zu sagen bewußtlos am Gängelbande geführt ward. Wie nützlich und dem Geiste nordischer Völker angemessen diese Einrichtung war, beweist der Umstand, daß dieselbe sich dem Wesentlichen nach in England bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und daß bald nachher die Dänen und später die französischen Normänner, als sie sich der Insel bemächtigten, Alfred's Anordnungen zwar erschütterten, aber, sobald sie selbst zu Engländern geworden waren, die Rückkehr zu ihnen als eine Rückkehr zur Freiheit ansahen. Daß die angelsächsische Nation durch Alfred ungemein gehoben wurde, bedarf nach dem Angegebenen keiner besonderen Beweisführung. Die unmittelbare wohlthätige Wirkung seiner Einrichtungen, sowie der bedeutende persönliche Einfluß, den dieser große König auf die Ordnung im Staate ausübte, sind besonders in der außerordentlichen Sicherheit zu erkennen, welche unter ihm in England herrschte. Sie war um so größer, da in jenen Zeiten ein König dem Eigenthum einen weit kräftigeren Schutz gegen Gewalt und List gewähren konnte, als es in unseren Tagen die Verfassung Englands zu thun vermag, weil diese weniger vom Staatsoberhaupte beaufsichtigt und durch dessen Ansehen unterstützt wird. England erfreute sich, wie es in den Chroniken heißt, unter Alfred's Regierung einer so großen Sicherheit, daß ein Wanderer, wenn er auf der Landstraße Abends seine Börse verloren hatte, sich mit der Gewißheit, sie am anderen Morgen wiederzufinden, ruhig niederlegen konnte. Indessen muß man solche, auch bei anderen Gelegenheiten vorkommende Redensarten nicht wörtlich nehmen, da sie nichts Anderes als die handgreifliche Bezeichnung eines besonders sicheren Zustandes sein sollen. Wie sehr übrigens Alfred durch die Selbstständigkeit und freie Bewegung, die er seinem Volke gab, sein eigenes Ansehen, seine persönliche Macht und seinen Ruhm vermehrte, das beweisen alle ferneren Umstände seines Lebens.

Im Jahre 893 landeten nicht nur zwei große dänische Flotten zu gleicher Zeit an der englischen Küste, sondern es erhoben sich auch die in Northumberland und Ostangeln angesiedelten Barbaren, deren König Guthrum-Athelstan kurz vorher gestorben war. So groß auch diese dreifache gleichzeitige Gefahr war, so hatte doch Alfred seinem

Reiche eine solche Kraft und Festigkeit gegeben, daß es durch keine Gewalt erschüttert werden konnte. Die Feinde wurden nach einem dreijährigen Kampfe theils nach Frankreich, theils nach Northumberland und Ostangeln zurückgejagt und wagten, so lange ihr siegreicher Gegner lebte, keinen neuen Angriff mehr. Alfred hatte auch ein wissenschaftliches Interesse für den hohen Norden, dem seine Gegner entstammten. Er kannte einen Norweger, Namens Other, der, um Wallroßzähne zu gewinnen, das Nordcap umfahren hatte und wahrscheinlich bis zum weißen Meer gekommen war. Dieser Mann besaß zu Hause 600 Rennthiere, aber nur zwanzig Schafe, zwanzig Rinder und ebensoviel Schweine; die Finnen zinsten ihm Pelzwerk, Eiderdunen, Walfischbarten und andere Landesproducte. Diese Nachrichten erkundete der König mit großer Sorgfalt und ließ später von einem anderen Seemann, Wulfstan, eine skandinavische Küstenfahrt unternehmen, welche denselben in die Ostsee bis an die Weichselmündung führte. Die Mittheilungen dieser Männer schaltete Alfred in seine angelsächsische Uebersetzung der Weltgeschichte des Orosius ein, und gibt uns damit ein sicheres Document über den früheren Zustand der nördlichsten Striche Europas.

Wie schon diese Unternehmungen nicht blos die Sorge für das äußere Wohl der Angelsachsen zum Zweck hatten, so gibt sich Alfred's Sinn für das Höhere im Menschen auch in vielen anderen Dingen zu erkennen. Er sammelte, wie Karl der Große, die alten Lieder seines Volkes, an denen er selbst in der Jugend seine Seele gebildet hatte, und verfaßte im Geiste und in der Sprache dieser Heldengesänge neue Lieder. Er stellte die einst so blühenden Schulen Englands, welche bei der Zerstörung der Klöster und Kirchen fast sämmtlich untergegangen waren, wieder her, erlernte selbst noch im 36. Lebensjahre die lateinische Sprache, und trug für die Erneuerung der Verbindung mit Rom, sowie für das Aufblühen der dort bestehenden Sachsen-Schule Sorge. Freilich hatte er bei allen diesen Bemühungen mit Recht vorzugsweise die Bildung der Geistlichen im Auge; allein sein ordnender, die Welt richtig erfassender Sinn hieß ihn dabei auch das Nützliche im Leben nicht verachten. Dies beweist unter Anderm das, was er für die Bildung des jungen Adels that, sowie der Umstand, daß er die Beamten, welche nicht lesen und schreiben konnten, auf jede Weise zum Nachholen des Versäumten antrieb. Noch mehr aber zeigt es sich in den Schriften, welche Alfred verfaßte, sowie in seinem Eifer für Geschichte, in seinen Uebersetzungen mehrerer lateinischen Werke, von welchen des Boëthius Schrift über die Tröstung der Philosophie das wichtigste ist, und in der Wahl der Gelehrten, die er nach England berief. Bei seinen Schriften hatte er hauptsächlich die Absicht, die

fremde Litteratur und ihre Vortheile in England einheimisch zu machen; er selbst spricht in den Einleitungen zu diesen Werken aus, daß er sie nur darum verfaßt habe, damit bis zum Wiederaufleben des Studiums der lateinischen Sprache doch nicht aller Antheil am Höheren und Edleren erlösche und alles Wissen verschwinde. Dabei blieb er ganz frei von jenem Stolze, welcher vornehmen Schriftstellern in der Regel eigen ist: während sich diese nämlich bei ihren Arbeiten der Gelehrten nur dazu bedienen, um sich selbst das Ansehen zu verschaffen, daß sie den großen Haufen auch durch Geist und Wissen überstrahlen, geht dagegen Alfred ehrlich und bescheiden zu Werke und schreibt alles Verdienst seiner Schriften den Gelehrten zu, die er aus den Ländern der Briten und Franken an sich gezogen hatte. Die berühmtesten dieser von Alfred berufenen Gelehrten waren Plegmund, Athelstan, Asser, der uns eine Lebensbeschreibung Alfred's hinterlassen hat, Grimbald und Johannes Scotus Erigena. Daß er nicht immer glücklich wählte, ist weniger ihm zuzuschreiben, als vielmehr dem Charakter, den die Gelehrsamkeit, wenn sie als Handwerk getrieben wird, allen ihren Jüngern aufdrückt. Die drei zuerst Genannten waren würdige Männer, wie man sie selten findet. Grimbald und Johannes Scotus erweckten in England heftigen Widerspruch gegen die von ihnen vorgetragenen Lehren, und riefen arge Streitigkeiten hervor; doch waren daran zum Theil auch die harten Köpfe der Angelsachsen schuld, welche für die Art, wie diese Männer die gelehrten Dinge auffaßten und behandelten, keinen Sinn hatten. Der gute König gab sich persönliche Mühe, Grimbald's Zwist mit den nach der alten Weise lehrenden Mönchen in Oxford durch freundliche Einsprache beizulegen, fand aber bald, daß es leichter sei, mit den kriegerischen Dänen, als mit gelehrten Pedanten fertig zu werden. Johann Scotus Erigena war übrigens einer der tiefsten und freiesten Denker seiner Zeit. Von Geburt wahrscheinlich ein Irländer, war er von Karl dem Kahlen nach Frankreich berufen worden, hatte jedoch dieses Land, wo seine Meinungen für ketzerisch galten, wieder verlassen müssen. Durch Alfred erhielt er nun um 877 in England eine Lehrthätigkeit, starb aber wenige Jahre nachher, nach Einigen von seinen Schülern getödtet. Auf Wunsch Karl's des Kahlen übersetzte er die vorgeblichen Schriften des Dionysius Areopagita aus dem Griechischen ins Lateinische. Hierdurch gab er der Theologie des Mittelalters einen mächtigen Anstoß. Erigena sucht die Religion und die Philosophie als eins zu fassen; nach ihm sind die Grundursachen der Dinge in Gott enthalten, aus welchem sie in die Erscheinungswelt treten, um wieder in ihn zurückzukehren. Da diese nahezu pantheistische Weltanschauung das Böse nur als ein Endliches erkennt, setzte sie sich

mit dem vielbehandelten Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen in Widerspruch. Erigena eröffnet eigentlich die christliche Religionsphilosophie des Abendlandes.

Alfred war vorzugsweise bestrebt, die Klöster ihrer eigentlichen Bestimmung näher zu bringen, vermöge deren sie Bildungsanstalten und Zufluchtsorte für alle die sein sollten, welche des Lebens müde nur Gott und den Wissenschaften zu leben wünschten. Diese Bemühung war und blieb jedoch dem Hauptstreben Alfred's, seines Volkes Wohl auf feste und allgemeine Grundlage zu bauen, untergeordnet. Mehr, als durch Klöster und Geistliche, durch Beten und Gottesdienst allein geschehen kann, bahnte er seiner Nation und sich selbst den Weg zum Himmel dadurch, daß er das Recht und die Gesetze schützte, Ordnung und Thätigkeit unter seinen Unterthanen förderte und den Sinn für Freiheit, Zucht und Häuslichkeit, der dem deutschen Stamme angeboren ist, zu erhalten und zu nähren suchte.

Er selbst war seinem Volke in Gesinnung und Lebensweise das schönste Vorbild. Die Schule des Unglücks, die beste Lehrerin des Menschen, hatte, wie er selbst in seinen Schriften ausspricht, sein Herz entwickelt und seinem Geiste Erfahrung und Menschenkenntniß verschafft, so daß ihm fast allein unter seinen Zeitgenossen verliehen ward, zugleich fromm, klug und tapfer zu sein. Seine ganze Kraft war dem Wohl seiner Nation und den höheren Interessen seines eigenen Inneren gewidmet. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er bis zu seinem Tode, obgleich er von Jugend auf mit einer wankenden Gesundheit zu kämpfen hatte; ein Krankheitsanfall, wie er ihn schon in der Kindheit häufig ergriffen hatte, befiel ihn nach langer Unterbrechung aufs Neue während der Festlichkeiten, mit denen man seine Hochzeit beging, und suchte ihn von dieser Zeit an fast an jedem Tage heim. Dieser Umstand mag ihm erhöhte Selbstüberwindung und sittliche Kraft verliehen haben. Er gab seinen Leuten persönlich Unterweisung in den Handwerken und Künsten, verfertigte die Pläne für seine Bauten und dachte sich die Bauart neuer Schiffe aus. Die Hindernisse, die ihm aus seiner körperlichen Schwäche erwuchsen, beseitigte er durch Mäßigkeit und durch große Regelmäßigkeit in seiner Lebenseinrichtung. Er theilte seine Zeit in drei gleiche Theile: das eine Drittel von den 24 Stunden jedes Tages war dem Essen, dem Schlaf und der körperlichen Erholung gewidmet, das andere den Staatsgeschäften, das dritte dem Gebet und der geistigen Thätigkeit. Wie er mit seiner Zeit sorgfältig zu Rathe ging, ebenso war er auch in seinen Ausgaben auf verständige Weise sparsam. Er sammelte sogar, besonders in seinen letzten Regierungsjahren, in welchen Ruhe von innen und außen herrschte, einen Schatz für seinen Nachfolger.

Auch diese Ersparnisse hingen mit dem Hauptstreben zusammen, durch welches er das Wohl seines Volkes fest zu gründen gesucht hatte. Die von Alfred hergestellte und verbesserte Gerichtsverfassung und die Freiheit und Selbstregierung, deren seine Unterthanen sich erfreuten, überhoben ihn der Verwaltungskosten, die Klöster und Domstifter aber der Ausgaben für den Unterricht, sowie die erkämpfte Ruhe vor den Dänen und die neue, auf der Volkseintheilung beruhende Miliz-Ordnung der Hauptkosten für das Kriegswesen. Auf diese Weise konnte er, der schon im Leben Kirchen, Klöster, Geistliche und Gelehrte reich beschenkt hatte, in seinem Testament seinen Angehörigen und Dienern eine sehr große Summe vermachen. Alfred starb im Jahre 901.

Sein Sohn und Nachfolger, der tapfere und verständige Eduard der Aeltere, hatte in den ersten Jahren einen Vetter zu bekämpfen, der ihn mit Hülfe der Dänen von Northumberland und Ostangeln zu stürzen suchte, zuletzt aber im Kampfe erschlagen ward. Jene Dänen erregten auch später beständig Unruhen, und wenn man bedenkt, daß Eduard in seinen Verordnungen und Strafen einen ungerechten und harten Unterschied zwischen Angelsachsen und Dänen machte, so kann man darüber nicht befremdet sein. Auch die Normannen, die sich um jene Zeit im Norden von Frankreich niederließen, machten häufige Landungen. Doch schlug sie Eduard glücklich zurück, und die von seinem Vater getroffenen Einrichtungen bewährten sich auch damals. Mit den Briten, den Schotten und dem Reiche Mercia hatte er ebenfalls Kriege zu führen; er brachte das letztere, das bisher noch immer seine eigenen Könige gehabt hatte, völlig zur Unterwerfung; die Könige von Wales, Schottland, Northumberland und Ostangeln aber wurden wenigstens dem Namen nach zur Anerkennung der angelsächsischen Oberherrschaft gezwungen. Eduard that Vieles für Bürgerthum und Städtewesen, wie sein jüngerer Zeitgenosse Heinrich I. in Deutschland; hierin wie auch in kriegerischen Unternehmungen stand ihm seine hochsinnige Schwester, die Königin Ethelfleda von Mercia, zur Seite. Wenn Egbert von Wessex in manchen Dingen Karl den Großen zum Muster genommen haben mag, so erinnert die Regierungsweise unserer ersten sächsischen Könige noch deutlicher an diejenige des stammverwandten Hauses in Anglien.

Als Eduard 924 starb, folgte ihm sein Sohn Athelstan, der tapferste Mann seiner Zeit; er wurde zu Kingston vom Erzbischof Athelm von Canterbury gekrönt. Wohl bedurften die Angelsachsen damals eines solchen Mannes; denn sie selbst begannen in Folge der unter ihnen neu belebten Cultur weichlicher zu werden, und die Dänen bildeten nicht nur in den nördlichen Gegenden des Reichs die Mehrzahl der Einwohner, sondern sie waren auch im Inneren der übrigen

Theile und in Irland hie und da angesiedelt und hatten an den Küsten einige bedeutende Colonieen, welche stets mit großen Schaaren von Skandinavien her verstärkt wurden. Bedenkt man dabei noch den alten Stammhaß der Briten und Schotten gegen die Angelsachsen, so sieht man ein, daß der Regent der Letzteren, um sein Reich, das so wenige Hülfsquellen hatte, gegen drei Feinde zugleich zu schützen, einer Weisheit und Tapferkeit bedurfte, welche selten mit einander vereinigt gefunden werden. Vergebens half sich Athelstan damit, daß er eine seiner Schwestern mit dem König Sigthrik von Northumberland vermählte; der Barbar verstieß seine Gemahlin bald und trat sogar zum Heidenthum zurück. Athelstan fiel sogleich in Sigthrik's Land ein, besetzte es, und verjagte die Söhne seines Schwagers, welcher selbst gerade zu dieser Zeit gestorben war. Einer von Sigthrik's Söhnen, Olaf oder Anlaf, der zu seinen Landsleuten in Irland floh, ward von diesen zum Anführer erwählt, und kehrte an ihrer Spitze nach England zurück: Constantin, der angesehenste von den schottischen Fürsten, schloß sich an ihn an; Eugenius, der Beherrscher der in Cumberland wohnenden Briten, benutzte gleichfalls die Gelegenheit, um wo möglich die ihm von Eduard entrissenen Vortheile wieder zu gewinnen; endlich erhoben sich auch viele der in England ansässigen Dänen, unter deren Führern der aus Norwegen vertriebene Sohn Harald Haarfagr's, Erich Blutaxt, der bedeutendste war. Alle diese Feinde vereinigten sich zu einem großen Heere, und lieferten den Angelsachsen bei Brunaburg eine entscheidende Schlacht (937). Die Letzteren waren an Zahl und Kraft der verbundenen Macht ihrer Gegner keineswegs gewachsen; allein Athelstan und sein Bruder Edmund waren als Feldherren den rohen Führern, die ihnen entgegenstanden, weit überlegen. Sie erfochten einen glänzenden Sieg und verschafften dadurch ihrem Lande eine Ruhe, die man seit Alfred's letzten Lebensjahren nicht gekannt hatte. Die Namen Athelstan's und Edmund's lebten seitdem in den Heldenliedern ihres Volkes fort, und der blutige Kampf bei Brunaburg ward unter dem Namen der großen Schlacht nicht nur bei den Angelsachsen, sondern auch im fernen Skandinavien vielfach besungen. Daß, wie berichtet wird, Olaf vor der Schlacht als Harfner vor Athelstan erschienen sei und auf diese Weise das angelsächsische Lager ausgekundschaftet habe, ist eine Erzählung, welche wahrscheinlich mit der zuvor erwähnten ähnlichen Anekdote von Alfred gleichen Ursprung und gleichen Gehalt hat; sie liefert aber, wie diese, selbst als bloße Dichtung den Beweis, daß die alte Sitte, die Thaten der Vorzeit im Liede zu preisen, damals noch allgemein herrschend war. Die Dichter waren es auch, die Athelstan's Namen und Ruhm über ganz Europa verbreiteten und sein

Gedächtniß besonders auch den Skalden des Nordens überlieferten, welche die Tapferkeit an Freund und Feind zu preisen gewohnt waren und daher seine Thaten in Norwegen, wie an den Küsten der Ostsee sangen. Nach dem Siege bei Brunaburg machte sich Athelstan zum Oberherrn von ganz England. Daß er sich dabei durch das Streben nach Kriegsruhm über die Grenzen der Mäßigung hinaus fortreißen ließ, lag in der menschlichen Natur; er bedrückte die Briten mit einem harten Tribut, drang den Dänen von Northumberland einen neuen Herrscher auf, und zog dadurch seinen Nachfolgern schwere Kriege zu. Zu verwundern ist, daß er bei seiner kriegerischen Richtung die Verfassung Alfred's nicht allein ungeschmälert erhielt, sondern sogar durch neue Gesetze vervollkommnete. Von seinen Verordnungen wird besonders die eine stets hervorgehoben, daß jeder Kaufmann, welcher drei Seereisen gemacht habe, die Würde eines Thans erhalten solle. Obgleich dieses Gesetz als ein Zeichen der Achtung für die Gewerbe und des Strebens, den Handel zu beleben, betrachtet werden muß, so darf man dabei doch nicht übersehen, daß die Thane erst über hundert Jahre später als Barone angesehen wurden, zu Athelstan's Zeiten aber dem Range nach nur wenig über den Bürgerstand erhoben waren. Nach der Angabe eines Chronikschreibers soll Athelstan einen seiner Halbbrüder, Edwin, aus Argwohn ermordet haben; die anderen Geschichtschreiber erwähnen zwar nichts davon, dessen ungeachtet könnte aber die lange Buße, der er sich unterwarf, und die Stiftung vieler neuen Klöster als Zeichen eines geängsteten Gewissens mit einer solchen That in Beziehung gebracht werden.

Athelstan hatte zwölf Geschwister; mehrere seiner Schwestern wurden an mächtige Fürsten vermählt. Schon sein Vater hatte die älteste, Edgiva oder Ogiva, Karl dem Einfältigen zur Ehe gegeben; als ihr Gemahl in Gefangenschaft gerieth, entfloh sie (923) mit ihrem unmündigen Sohn, dem späteren König Ludwig IV. d'Outremer, nach England. Für uns noch anziehender ist die Vermählung Editha's mit Otto von Sachsen (später Kaiser Otto der Große). Heinrich I. hatte für diesen seinen Sohn eine Prinzessin des Hauses von Wessex zur Gemahlin erbeten, wodurch Athelstan so geschmeichelt war, daß er unter Begleitung des Abtes Thurketul zwei seiner Schwestern zur Auswahl nach Deutschland sandte (929); von diesen erhielt Editha die Hand Otto's und Magdeburg als Morgengabe.

Athelstan starb 941 und erhielt seinen jungen Bruder Edmund zum Nachfolger. Dieser war ebenso tapfer und nicht weniger glücklich; doch theilte seinen Ruhm der Abt Thurketul, ein naher Anverwandter des königlichen Hauses, der sich nicht blos in Schlachten den ersten Helden gleich bewies, sondern auch schon seit Eduard's letz-

ten Jahren die Staatsgeschäfte mit Kraft und Erfahrung leitete. Nicht lange nach Edmund's Regierungsantritt erschien Olaf aufs neue aus Irland, ward in Northumberland zum Herrscher ausgerufen, und behauptete sich eine Zeit lang daselbst; er machte sich aber durch seine Barbarei den bereits an eine geordnete Regierung gewöhnten Einwohnern des Landes so sehr verhaßt, daß Edmund sich mit seinem Heere kaum zeigte, als diese den Dänen verließen und von den Angelsachsen einen Beherrscher annahmen. Die Schotten hielt Edmund gleich anfangs dadurch von einem Bündnisse mit Olaf ab, daß er ihren König Malkolm mit Cumberland belehnte, welches von tributpflichtigen Briten bewohnt war. Eine andere wichtige Maaßregel Edmund's war die Wegführung der Dänen aus den von ihnen außerhalb Northumberland und Ostangeln bewohnten Städten, die er dann mit Angelsachsen bevölkerte. So trefflich sich übrigens Edmund als Regent zeigte, so war doch in seinem Verfahren auch manches Jugendliche sichtbar, und eine Aufwallung des Gemüths kostete ihm endlich das Leben. Er hielt ein großes Fest, bei dem sich nach der Sitte der Zeit auch eine bedeutende Anzahl ungebetener Gäste einfand. Unter diesen war ein wenige Jahre vorher verbannter Räuberhauptmann Leof, dessen Frechheit hierin um so größer war, da Edmund gegen die seither unter den Angelsachsen übliche Sitte, alle Verbrechen mit Geld lösen zu lassen, die Todesstrafe auf Räubereien gesetzt hatte. Edmund sprang, als er den verwegenen Menschen beim Mahle erblickte, erzürnt auf und zuckte den Dolch gegen ihn; der Räuber kam ihm zuvor und tödtete den König (946).

Mit der Thronbesteigung von Edmund's Bruder, Edred, wird ein Geistlicher, der schon vorher in großem Ansehen gestanden hatte, das Hauptrad der ganzen Staatsmaschine. Dieser Mann war der heilige Dunstan. Aus einer angesehenen Familie entsprossen, war er von Jugend auf zum Mönche bestimmt gewesen und erhielt seine gelehrte Bildung im Kloster Glastonbury, hegte aber eine große Abneigung gegen den Mönchsstand und wandte sich deshalb vorzugsweise den weltlichen Wissenschaften zu, in welchen er sich auch so schnell und in so umfassendem Maaße Kenntnisse erwarb, daß er schon als Jüngling seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente wegen berühmt wurde. Am Hofe Athelstan's machte man ihm seine Liebe für Lieder und Ueberlieferungen aus heidnischen Zeiten zum Vorwurf; auch war er Maler, Musiker und sogar geschickter Metallarbeiter. Er war aber von Natur zu einem betrachtenden Leben geneigt und ließ sich daher bei einer schweren Krankheit durch einen ihm nahe verwandten Bischof leicht bewegen, endlich doch Mönch zu werden. In diesem neuen Stande nahm er die strenge Richtung an, die zu Clugny herrschte; er übte,

nachdem er schon im 20. Lebensjahre Abt geworden war, nicht nur gegen sich selbst die größte Strenge, sondern er machte sich auch durch den außerordentlichen Eifer berühmt, mit dem er die alte Klosterzucht wieder herzustellen suchte. Der Schein des Heiligen, mit welchem dieses Streben ihn umgab; seine großen Fähigkeiten und die Gunst Thurketul's brachten ihn an Edmund's Hof, wo er zu verschiedenen Geschäften gebraucht wurde. Zum Abt von Glastonbury ernannt, führte er dort die reformirte Benedictiner-Regel von Clugny ein. Doch konnten ihm seine Jugend, seine furchtbare Strenge und das Einseitige seiner Festigkeit und Geschicklichkeit am Hof nicht viele Freunde machen, zumal da er den für jene Zeiten wunderlichen Plan verfolgte, die verheiratheten Geistlichen aus allen ansehnlichen Kirchenämtern zu verdrängen und lauter Mönche an ihre Stelle zu bringen. Er wurde daher bald wieder vom Hofe entfernt. Schon unter Edmund zurückgerufen, strebte er vergebens, seine Idee in Betreff der geistlichen Stellen durchzusetzen, obgleich er Thurketul für dieselbe zu gewinnen gewußt hatte. Sobald Edred König geworden war, trat Dunstan als Leiter des Staats an die Stelle Thurketul's, der sich damals in ein Kloster zurückzog. An Sittenreinheit, nicht aber an Weltklugheit diesem Manne gleich, konnte Dunstan sich nicht in demselben Grade, wie Thurketul, in seiner neuen Stellung festsetzen. Doch war bei Edred's Tode (955) sein Ansehen und der Einfluß, welchen andere Geistliche durch ihn erhalten hatten, bereits so überwiegend, daß er und der Erzbischof Odo von Canterbury ohne einen anderen Anspruch, als den ihrer geistlichen Würde, sich zu Vormündern des noch ganz jungen Königs Edwy, eines Sohnes von Edmund, aufwerfen konnten. Als dieser bei seiner Krönung sich zu großem Aergerniß der Edlen vom Festmahl entfernte, um mit seiner Geliebten (vielleicht auch ihm in ungültiger Ehe vermählten Gattin) Elgiva zu tändeln, verfügte sich auf den Rath Odo's Dunstan zu ihm und führte ihn bei der Hand zurück. Durch diese rücksichtslose Strenge bereitete er sich selbst seinen Sturz. Edwy forderte, um sich des lästigen Aufsehers zu entledigen, Rechenschaft über die von ihm unter Edred geführte Verwaltung, welche Dunstan weder zu geben brauchte, noch auch bei der damaligen Art, die Regierungsgeschäfte zu treiben, hinreichend hätte geben können. Als sich der verhaßte Mönch dessen weigerte, ward er aus dem Reiche verbannt. Daß die ihm bei dieser Gelegenheit gemachten Vorwürfe zum Theil ungerecht waren, scheint aus dem ganzen Gange von Edwy's Regierung geschlossen werden zu können; denn das Reich ward bis zu des Königs Tode durch Unzufriedenheit und Zwietracht zerrissen und von fortwährenden Unglücksfällen heimgesucht, und dies Alles kann doch unmöglich blos den Mönchen zugeschrieben werden, obwohl nicht zu

leugnen ist, daß Dunstan's Freund Odo dabei eine eben nicht sehr ehrenvolle Rolle spielte. Die rücksichtslos sinnliche Lebensweise Edwy's war jedenfalls die Hauptursache jener Uebel. Edwy setzte das Verhältniß mit Elgiva auf eine sehr anstößige Weise fort und beleidigte dadurch die englische Nation, die auch jetzt noch lieber von einem als Privatmann und im häuslichen Leben schätzbaren König einiges Uebel erduldet, als daß sie einen Wüstling, wenn dessen Regierung auch nicht gerade schlecht ist, mit Gelassenheit auf ihrem Throne sieht. Die Unzufriedenheit ward endlich so groß, daß Elgiva die Flucht ergreifen mußte. Sie fiel in die Hände ihrer erbitterten Gegner, welche, um ihre verderbenbringende Schönheit zu zerstören, ihr das Antlitz mit glühendem Eisen brannten; als sie bald nachher zurückzukehren wagte, wurden ihr die Muskeln und Sehnen der Beine zerschnitten, worauf sie nach wenigen Tagen starb. Neuere Geschichtschreiber haben diese Barbarei mit großer Ungerechtigkeit auf die Rechnung Dunstan's gesetzt; denn dieser lebte damals zurückgezogen in einem Kloster der belgischen Stadt Gent, wohin er sich bei seiner Verbannung begeben hatte. Die ganze Schuld trägt der Erzbischof Odo, ein roher Mensch, welcher von Geburt ein heidnischer Däne war, früher sehr lange unter dem Kriegsvolke gedient hatte, erst im hohen Alter zum Christenthum übergetreten und nur aus Staatsklugheit zum Erzbischof gemacht worden war. Der König Edwy selbst war schon vorher durch seine empörten Unterthanen gezwungen worden, alles im Norden der Themse gelegene Land bis nach Edinburg (Castrum puellarum) hin seinem 13jährigen Bruder Edgar abzutreten, dessen Anhänger sogleich Dunstan aus der Verbannung zurückriefen und ihm zwei Bisthümer übertrugen. Daß zwischen beiden Reichen kein Friede bestehen konnte, wird man leicht begreifen; zum Glück machte der schon nach zwei Jahren (959) erfolgende Tod Edwy's dem inneren Kriege bald ein Ende, und Edgar ward Herr des Ganzen.

Jetzt erhielt Dunstan, welcher bald nachher auch Erzbischof von Canterbury und als solcher Primas des Reiches wurde, auf ganz natürliche Weise die Leitung des Staats in seine Gewalt. Er benutzte sie, um vor allem Andern seinen alten Plan in Betreff der geistlichen Stellen durchzuführen, wie er denn alsbald in die ihm vorher verliehenen Bisthümer (Worcester und London) zwei Geistliche der neuen strengen Art einsetzte; doch konnte er erst nach zehn Jahren damit durchdringen. Uebrigens kann man ihm weder Einsicht noch Kraft, noch wirkliche Frömmigkeit absprechen, und obgleich er seinen Stand und seine Grundsätze dem Reiche zu sehr aufdrang, so ist doch nicht zu verkennen, daß er in anderen Hinsichten für das Wohl des Staates trefflich sorgte. Er schützte, nach dem einstimmigen Zeugnisse aller

Schriftsteller, England gegen jeden Angriffsversuch der Seeräuber und hob den Handel zu einer so außerordentlichen Blüthe empor, daß man versichert, derselbe habe sogar schon zu seiner Zeit einen sichtbaren Einfluß auf den moralischen Zustand des Reiches gehabt; denn die Sitten und der Sinn der Angelsachsen sollen durch den herrschend gewordenen Handelsgeist, durch den schnell vermehrten Wohlstand und durch den zu starken Verkehr mit Fremden bereits damals sehr gelitten haben. Auch die Schafzucht, der erste Haupterwerb Englands, erhielt durch Dunstan einen neuen Aufschwung, wiewohl die Erzählung, daß er den Briten von Wales statt des bisherigen Geld-Tributs die jährliche Lieferung von 300 Wolfsköpfen auferlegt und dadurch die Ausrottung der Wölfe in England bewirkt habe, unwahrscheinlich ist. Dunstan verlor freilich sein Hauptziel nie aus den Augen, und schadete durch die Erreichung desselben seinem Volke nicht wenig. Die Entrichtung der geistlichen Zehnten und des Peterspfennigs, sowie die Sonntagsfeier wurden von ihm durch harte Strafgesetze eingeschärft und auch die Alleinherrschaft der Mönche und unverheiratheten Geistlichen setzte Dunstan endlich nach großen Anstrengungen durch. Er wußte dabei Edgar's Schwächen vortrefflich zu seinen Absichten zu benutzen. Der König hatte eine heftige und wilde Natur, und Dunstan duldete manche Ausschweifung, wenn nur dadurch kein öffentliches Aergerniß gegeben ward. Als Edgar aber einst ein Mädchen, welches entweder Nonne war oder sich doch vor seinen Nachstellungen in ein Kloster geflüchtet hatte, gewaltsam entführte, legte ihm Dunstan nicht nur eine harte äußere Buße auf (er soll ihm unter Andern auf sieben Jahre verboten haben, die Krone zu tragen), sondern er zwang ihn auch, den Lieblingsplan des Erzbischofs ausführen zu helfen, den dieser seither wegen des Widerstrebens der unterworfenen Fürsten immer noch nicht hatte durchsetzen können. Vom Jahre 969 an wurden die geistlichen Stellen, soweit es möglich war, mit Mönchen besetzt und, wo dies nicht anging, die Weltgeistlichen gezwungen, unverheirathet zu bleiben; die verheiratheten, welche man großentheils vertrieb, fanden eine Zuflucht in Schottland, wo Viele ihnen gleichgesinnt waren. Zugleich beförderte Dunstan auf jede Weise die Unabhängigkeit des geistlichen Standes, und lieferte dadurch Kirche und Staat ganz und gar in die Hände der Earle und Thane oder der beiden einzigen Klassen der damaligen Gesellschaft, welche in Betreff der Bestimmung ihrer Kinder freie Wahl hatten.

König Edgar ließ sich im 16. Jahre seiner Regierung (973) zu Bath von Dunstan feierlich krönen und nahm den Titel „König der Angelsachsen und Herr der Insel- und Seekönige" an. Seine Macht und Würde zeigte sich besonders glänzend, als er kurz nach dieser Krö-

nung, wie öfters, eine Seefahrt um die Küste von England veranstaltete; zu Chester bestieg er ein Boot, in welchem acht Könige, darunter Kenneth von Schottland, ihn auf dem Flusse Dee bis nach dem Johanneskloster ruderten. Zwei Jahre nachher starb er (975) und Dunstan verfügte über den Thron. Da Edgar's zweite Gemahlin, Elfriede, die von Vielen als die allein rechtmäßige angesehen wurde, wegen ihrer Herrschsucht dem eigentlichen Oberherrn des Reiches verdächtig war, so bewirkte dieser, daß nicht einer ihrer beiden Söhne, sondern Eduard, Edgar's Sohn erster Ehe, der später den Beinamen des Heiligen oder Märtyrers erhielt, zum König erwählt wurde.

Elfriede hatte durch ihren Anhang auch unter Eduard einen großen Einfluß und Dunstan, der noch immer die Reichsgeschäfte leitete, mußte in Folge davon zugeben, daß in einem Theile des Landes die Mönche aus den früher erhaltenen Stellen und Pfründen wieder verdrängt und diese den vertriebenen Weltgeistlichen ertheilt wurden. Einige derselben brachten aus Schottland den wegen seiner Beredsamkeit hochverehrten Bischof Börnhelm mit, welcher ihre Ansichten vertheidigen sollte. Auf einer großen Versammlung, welche in Wiltshire gehalten ward, würde sogar die ungerechte Maaßregel gegen die Verheiratheten ganz aufgehoben worden sein, wenn nicht ein Zufall es verhindert hätte. Der Versammlungsplatz stürzte nämlich plötzlich ein und während einige von Dunstan's Gegnern das Leben verloren, ward er selbst wie durch ein Wunder gerettet. Dieser Vorfall, welchen übrigens manche Geschichtschreiber dem Letzteren mit Unrecht als absichtliche Hinterlist und Frevelthat Schuld geben, wurde vom Volke für ein Gottesurtheil gehalten und befestigte Dunstan's Macht von neuem. Bald nachher (978) ward Eduard vor dem Hause seiner Stiefmutter Elfriede ermordet; ob auf ihr Anstiften muß unentschieden bleiben; doch geht aus allen Berichten deutlich hervor, daß eine Partei dabei im Spiel war. Elfrieden's zehnjähriger, zu nichts weniger als zum Herrschen geborener Sohn, Ethelred II., bestieg den blutbefleckten Thron. Bedenkt man die Jugend und Unfähigkeit des neuen Königs, sowie die Art und Weise, wie er zur Herrschaft gelangt war, so wird man sich nicht wundern, daß der alte, kluge Staatsmann Dunstan, der sich damals von den Geschäften zurückzog und 988 starb, mit Bestimmtheit voraussagen konnte, es werde lauter Unglück folgen. Unter Ethelred's Regierung ward England aufs neue von den skandinavischen Raubfahrten heimgesucht, und zwar nicht blos, wie früher, von den Schaaren einzelner Abenteurer, sondern von mächtigen Königen, welche die britische Insel zum Ziele planmäßiger Heerzüge machten. Endlich erlag es den Angriffen des dänischen Königs Sven des Glücklichen, welcher im Jahre 986 seinem Vater Harald Blauzahn in der Regierung gefolgt war.

3. Geschichte der Angelsachsen und Skandinavier von Sven Gabelbart bis auf Wilhelm den Eroberer.

Sven's Thronbesteigung hängt mit der Entstehung der merkwürdigen Seeräuber-Republik Jomsburg*) oder Winneta an der Ostseeküste nächst der Odermündung zusammen, deren Geschichte näher angegeben werden muß. Was den Stifter dieses Freistaates, den dänischen Häuptling Palnatoke, zur Gründung desselben veranlaßte, ist unbekannt; die skandinavische Sage berichtet von einem zwischen ihm und Harald Blauzahn ausgebrochenen Zwiste und verwebt in dessen Darstellung die Geschichte von einem Pfeilschuß, welche noch von anderen Männern Skandinaviens erzählt wird, und zu der Erfindung der vom Schweizer Tell erzählten Legende Veranlassung gegeben haben soll. Weil, so sangen die Skalden, Palnatoke sich einst vor Harald brüstete, der beste Bogenschütze zu sein, so befahl ihm dieser bei Todesstrafe, einen Apfel vom Haupte seines eigenen Kindes zu schießen. Er that es, hatte aber vor dem Schusse noch einen zweiten Pfeil aus dem Köcher genommen, und antwortete dem darüber befremdeten König ebenso, wie Wilhelm Tell dem Landvogt Geßler, daß er, im Fall er sein Kind getroffen hätte, ihn selbst damit getödtet haben würde.**) Was übrigens auch den kühnen Palnatoke zur Auswanderung aus Dänemark bewogen haben mag, genug, er gründete mit anderen tapferen Männern an der Mündung der Oder den Seeräuberstaat Jomsburg und gab demselben eine sehr sonderbare, durch strenge Gesetze festgestellte Einrichtung. Seeraub war die einzige Beschäftigung der Bewohner von Jomsburg und die gemachte Beute das gemeinschaftliche Eigenthum derselben; alle Piraten der Ostsee fanden bei ihnen eine willkommene Aufnahme, wenn sie sich vorher als tapfere Männer erprobt hatten, Weiber dagegen wurden nicht zugelassen. Dieser Raubstaat machte den Namen der Dänen bald allen Bewohnern der deutschen Ostsee-Küsten sehr furchtbar, wiewohl nicht lange nach der Gründung desselben eine Schaar Schweden unter Styrbjörn dem Starken, einem Sohne des schwedischen Königs Olaf, Jomsburg eroberten und Palnatoke mit den Seinen auf kurze Zeit vertrieben. Als Harald Blauzahn im Kampfe mit seinem Sohne Sven besiegt worden war, begab er sich unter den Schutz Styrbjörn's, wurde aber bald nachher von Palnatoke, der mit Sven ver-

*) Auch Jumne genannt, wofür Wineta oder Vineta nach Einigen irrige Schreibart ist; selbst die Formen Julin (statt Jumin oder Uimin) und demnach auch Wollin werden auf den gleichen Wortstamm zurückgeführt.

**) In der skandinavischen Wilkina-Sage (14. Jahrh.) wird der Apfelschuß dem Eigil, der ein Bruder des Schmiedes Wieland gewesen, zugeschrieben.

bündet war, getödtet. Seine Leiche wurde in der aus Holz erbauten Dreifaltigkeitskirche zu Roeskild (Rothschild) auf Seeland beigesetzt, die er selbst hier, in der Nähe der altheidnischen Cultusstätte Lethra, hatte errichten lassen. Styrbjörn zog hierauf gegen seinen Oheim, Erich den Siegreichen von Schweden, ward von diesem in einer blutigen Schlacht besiegt und verlor dabei mit seinen Leuten das Leben.

Sven Gabelbart entzweite sich bald nach seinem Regierungsantritt mit den Jomsburgern. Er wurde zweimal von ihnen gefangen genommen und nur gegen schweres Lösegeld wieder freigelassen. Als er sich mit ihnen ausgesöhnt hatte, hielt er in Roeskild ein Festmahl, bei welchem er selbst beim Trinken gelobte, den angelsächsischen König Ethelred vom Throne zu stoßen, und Sigvald, der damalige Führer der Jomsburger, das gleiche Gelübde in Betreff des norwegischen Königs Hakon des Reichen that. Die Jomsburger segelten sogleich mit 60 Schiffen nach Norwegen; sie wurden aber von Hakon in einer Schlacht besiegt, und nur die Hälfte von ihnen rettete fliehend ihr Leben. Sven selbst ward durch Erich den Siegreichen von Schweden an der unmittelbaren Ausführung seines Gelübdes gehindert. Erich zog (987) mit überlegener Macht gegen Sven, schlug ihn in mehreren Treffen, vertrieb ihn aus dem Reiche und unterwarf ganz Dänemark, in dessen Besitz er sich dann bis zu seinem Tode (um das Jahr 1000) behauptet haben soll. Um das Christenthum in Dänemark stand es damals schlecht; Sven war zwar als Kind getauft und nach seinem Pathen Otto dem Großen Sven-Otto genannt worden, trat jedoch zum Heidenthum zurück; auch Erich von Schweden, der ihn aus Dänemark verdrängte, war dem Christenthum feindselig. Die drei unter Harald Blauzahn gestifteten dänischen Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhuus waren um das Jahr 1000 nahezu eingegangen. Sven schweifte nach seiner Vertreibung mit einer Flotte raubend in der Nordsee umher, trat mit einem anderen Anführer von Raubschiffen, Olaf Tryggweson, vom Stamme Harald Harfagr's von Norwegen, in Verbindung, und plünderte mit ihm vereinigt die Küsten von England. Der elende Ethelred II., auch der Unberathene genannt, ebenso unfähig zur Anführung eines Heeres, als zur Leitung der Regierung, vermochte sein Land nicht gegen die Verheerungen beider Abenteurer zu schützen und half sich endlich damit, daß er den Ertrag der Steuer, welche seither unter dem Namen des Danegeldes zur Bezahlung der Vertheidiger des Reiches erhoben worden war, zum Abkaufen der Räuber verwandte. Die ungeheuren Summen, welche Sven theils auf diese Weise, theils durch Raubzüge in England gewann und mit denen er seine zahlreichen Schaaren besoldete, haben ihm bei seinen Landsleuten den Beinamen des Glücklichen

verschafft, sie verhalfen ihm zugleich auch zum Besitze seines väterlichen Reiches. Er kehrte, als Erich gestorben war, nach Dänemark zurück, vermählte sich mit der Wittwe des schwedischen Königs, einer Tochter des Polenherzogs Misiko, und wurde von dem jungen Sohne und Nachfolger Erich's, Olaf Schoßkönig, als König der Dänen anerkannt; von dieser Zeit an erwies er sich duldsam gegen das Christenthum. Schon einige Jahre vorher hatte auch Olaf Tryggweson sich in seinem Vaterlande Norwegen zum Herrscher aufgeworfen. Hier behauptete sich nämlich Hakon der Reiche schon längst nur mit Mühe im Besitze der Herrschaft; denn er hatte sich seinen Unterthanen durch Wollust, Uebermuth und Gewaltthätigkeiten verhaßt gemacht, und wurde außerdem von Anfang an auch deswegen mit Widerwillen auf dem Throne gesehen, weil er nicht aus dem alten königlichen Hause entsprossen war und daher in den Augen der Norweger, bei denen die Abstammung eine große Bedeutung hatte, nicht als rechtmäßiger Herrscher erschien. Dagegen ward Olaf Tryggweson, der Sprößling Harald Harfagr's, wegen seiner kühnen und abenteuerlichen Züge, die ihn nicht nur nach den britischen Inseln und nach Island, sondern auch nach Rußland und nach Griechenland geführt hatten, überall im Lande gerühmt und besungen. Hakon gerieth seinetwegen in Besorgniß und schickte deshalb einen seiner Großen nach Irland, wo Olaf sich damals aufhielt. Der Späher verband sich aber mit diesem und munterte ihn auf, seine Ansprüche auf Norwegen geltend zu machen. Olaf landete unerwartet und Hakon wurde von seinen eigenen Leuten getödtet (996).

Olaf Tryggweson, der auf seinen abenteuerlichen Zügen Christ geworden war, breitete als König von Norwegen die neue Lehre überall im Lande aus; er verfuhr aber dabei so gewaltsam, daß er nicht nur allgemeine Unzufriedenheit hervorrief, sondern auch das Christenthum selbst durch seine Art es einzuführen nichts weniger als empfehlen konnte. Er beleidigte außerdem die Wittwe des schwedischen Königs Erich zu derselben Zeit, als er um ihre Hand warb; diese vermählte sich bald nachher mit dem Dänen Sven und reizte ihren neuen Gemahl zu einem Zuge gegen Norwegen. Auch die beiden entflohenen Söhne des gestürzten Hakon boten Alles auf, um sowohl Sven, als Olaf Schoßkönig zum Kriege mit Olaf Tryggweson zu bewegen. Es kam wirklich eine Verbindung der beiden Könige gegen den Letzteren zu Stande, und die Gefahr ward für diesen um so größer, da er die entflohene Gemahlin des wendischen Fürsten Burisleif von Rügen, eine Schwester Sven's, geheirathet und dieser sich deshalb an seine Feinde angeschlossen hatte. Olaf wurde von der verbundenen Flotte seiner Feinde im Sund überfallen, erlitt ungeachtet des tapferen Kampfes seiner Norweger eine völlige Niederlage und stürzte sich, als

er Alles verloren sah, ins Meer (1000). Auch von ihm, wie von so manchen anderen plötzlich verschwundenen Königen, erzählt die Sage, daß er nicht umgekommen sei. Er soll sich vielmehr durch Schwimmen nach Rügen gerettet haben, und von dort verkleidet über Rom und Jerusalem nach Aegypten gereist sein, wo er Abt in einem Kloster wurde und, wie es heißt, noch mehr als vierzig Jahre lebte. Sven und Olaf Schoßkönig theilten sich in sein Reich, übergaben aber den größten Theil des Landes den beiden Söhnen Hakon Jarl's des Reichen als Lehen.

Nach Olaf's Besiegung ließ sich der schwache König Ethelred von England bewegen, durch ein Verfahren, das an den einst von Mithridates veranstalteten Römermord oder an die spätere sicilianische Vesper erinnert, die Dänen zu einem Rachezug aufzureizen, der um so verderblicher werden mußte, je mehr Sven's Ansehen durch die Eroberung von Norwegen gestiegen, je tiefer das angelsächsische Volk moralisch gesunken, und je enger die Verbindung zwischen England und Skandinavien geworden war. Die Angelsachsen wurden nicht allein schlecht regiert, sondern es herrschte auch Zwietracht und Verrath bei ihren Großen und die Masse des Volkes war bereits so sehr entartet, daß die meisten Krieger nur gezwungen und von Furcht erfüllt in den Kampf zogen. Wie enge die Verbindung zwischen England und Skandinavien sein mußte, kann aus verschiedenen Umständen ermessen werden. In dem letzteren Lande waren damals alle Metallarbeiter Engländer, das Lehenswesen wurde nach dem englischen eingerichtet, auch für die Gesetzgebung ward Vieles von den Einrichtungen der Angelsachsen entlehnt und König Olaf der Heilige, welcher zwei Jahrzehnte später das Christenthum in Norwegen fest begründete, ließ die Bekehrung seines Reiches ohne Antheil Roms durch englische und deutsche Geistliche bewerkstelligen. Anderes Theils wurden in England alle königlichen Wachen und fast alle Dienste, zu denen es der Vertrautheit mit den Waffen bedurfte, von Dänen versehen, welche sich den Angelsachsen gegenüber wie eine vorzüglichere Klasse von Menschen, wie eine Art von gewaltthätigem Adel benahmen, und ihren Landsleuten, so oft diese brandschatzend und plündernd erschienen, als Wegweiser, Wirthe und Gehülfen dienten. Es war daher ebenso thöricht als grausam, daß Ethelred am 13. November 1002*) eine gleichzeitige Ermordung aller unter den Angelsachsen ansässigen Dänen veranstaltete. Vielleicht war er durch seine Vermählung in zweiter Ehe mit der schönen Emma,

*) In der St. Bricciusnacht, mitunter auch dänische Vesper genannt, jedoch wenig passend, indem nur die letztere (1282) wirklich beim Begehen der Vesperzeit ausbrach.

der Schwester des mächtigen Herzogs Richard II. von der Normandie, kühner geworden, eine Verbindung, die dem angelsächsischen Reiche zwar die Aussicht auf kräftigen Schutz eröffnete, zugleich aber auch eine neue Abhängigkeit von fremder Macht bereitete; vielleicht ließ sich Ethelred mehr noch durch die allgemeine Stimme seines Volkes, welches von dem Uebermuth und der Rohheit der Dänen ungemein zu leiden hatte, zu jenem tollkühnen Entschlusse drängen. Außerdem wird berichtet, daß unter den Dänen eine Verschwörung gegen Ethelred und die vornehmsten Angelsachsen sich gebildet habe. Genug, an einem und demselben Tage fielen auf seine Veranstaltung die Angelsachsen über alle unter ihnen lebenden Dänen her. Die Provinzen Northumberland und Ostanglien, sowie einzelne Städte in Mercia, wo dänische Geschlechter seit mehr als einem Menschenalter wohnten, wurden von der Rachethat wohl nicht betroffen; dieselbe richtete sich gegen die späteren Einwanderer; doch aber kamen viele tausend Dänen bei diesem Blutbad ums Leben, und das lange gequälte Volk wüthete in seiner Rachgier um so ärger, je mehr es zum offenen Kampfe den Muth verloren hatte; selbst die Weiber und Kinder der verhaßten Peiniger wurden auf empörende Weise getödtet. Dieser Dänenmord war um so thörichter, da die Brüder der Erschlagenen in Ostanglien und Northumberland, in Irland und auf anderen britischen Inseln verschont blieben und mächtig genug waren, um auch ohne auswärtige Hülfe es mit den Angelsachsen aufnehmen zu können. Außerdem hätte dem dänischen Könige Sven nach den über Norwegen errungenen Vortheilen nichts erwünschter kommen können, als diese günstige Gelegenheit, England mit der ganzen inneren und äußeren Kraft seines Volkes anzugreifen. Er erschien seitdem wenigstens jedes zweite Jahr auf der Insel, landete bald da, bald dort, und verwüstete eine Gegend nach der andern. An unversöhnliche Rache dachte er dabei ebenso wenig, als vorerst an eine Eroberung des ganzen Landes; dies geht daraus hervor, daß er sich im Jahre 1007 durch eine ungeheure Summe Geldes beschwichtigen ließ. Andererseits darf man aber auch das Letztere nicht gerade für eine Vernachlässigung der erschlagenen Brüder halten; denn obgleich bei den nordischen Völkern die Blutrache als eine heilige Verpflichtung angesehen wurde, so bestand doch bei ihnen die wohlthätige Sitte, daß jeder Mord durch eine Summe Geldes, die man den Verwandten des Getödteten entrichtete, gesühnt werden konnte. Die Angelsachsen zeigten sich bei den wiederholten Angriffen der Dänen des Looses, das ihnen bereitet wurde, werth; unter ihren Großen blieb kaum ein einziger von Verrath und Feigheit frei; selbst Ethelred's eigener Schwiegersohn unterhielt ein geheimes Einverständniß mit den Feinden. Einer der dänischen Führer, Thur-

kil, der Bruder des berühmten Signald von Jomsburg, trat zwar mit seinen Leuten in Ethelred's Dienste, weil er mit Sven in Zwist gerathen war; dadurch ward aber den Angelsachsen nicht geholfen, Thurkil plünderte vielmehr nachher als Freund das Land derselben ebenso, wie Sven als Feind. Auch die übermäßige Anstrengung, mit welcher Ethelred im Jahre 1009 eine ungeheure Flotte, wie man sie in England noch nicht gesehen, schuf, blieb fruchtlos, weil die Angelsachsen, mit denen die Schiffe bemannt wurden, jeden Antrieb des Nationalsinnes und der Ehrliebe verloren hatten. Wir besitzen noch eine merkwürdige Predigt des Mönches Lupus in angelsächsischer Sprache, die ein ergreifendes Bild des Nothstandes und der sittlichen Schlaffheit gibt, zu welcher ein Volk durch andauernde Knechtung und Einschüchterung gebracht werden kann. Damals jagte im Kampf ein Däne zehn Angelsachsen in die Flucht; um das Danegeld aufzubringen, verkaufte man die nächsten Blutsverwandten in die Sklaverei. Nachdem in den nächsten Jahren England von den Dänen in immer größerer Ausdehnung besetzt und verwüstet worden war, vollzog Sven 1013 die Eroberung der Insel; Ethelred aber rettete sich zu seinem Schwager in die Normandie.

Sven starb schon wenige Monate nach der Eroberung von England (Februar 1014). Er hinterließ zwei Söhne, Knut (Kanut) den Großen und Harald, welche ihm von der oben erwähnten christlichen Prinzessin von Polen geboren worden waren und bald nach seinem Tode getauft wurden, nachdem er selbst schon seit der Besetzung von Norwegen das Christenthum geschützt hatte. Alsbald nach seinem Tode verfügte sich eine Gesandtschaft, von den angesehensten Männern in England abgeschickt, zu König Ethelred nach Rouen, um ihn zur Heimkehr einzuladen. Knut, Sven's ältester Sohn, der sich bei seines Vaters Tode in England befand, stand damals kaum im 14. Jahr; er konnte weder die mit ihrer Beute nach Hause eilenden Jarle und Herfen, deren Dienst nur freiwillig war, zurückhalten, noch mit dem schwachen Reste seines Heeres das eroberte Land gegen Ethelred behaupten, welcher sogleich aus der Normandie herbeigeeilt war. Er kehrte daher schon im April 1014 nach Dänemark zurück, wo er sich mit Harald über das väterliche Erbe verständigte. Harald behielt Dänemark für sich und versprach dagegen seinem Bruder Flotte und Heer, um ihm das Reich, welches Sven für Knut bestimmt hatte, erobern zu helfen. Knut hatte bei diesem Unternehmen um so mehr Hoffnung auf Erfolg, da Thurkil, der sich damals mit ihm aussöhnte, durch seine Schaaren dafür sorgte, daß die Landung ohne Schwierigkeit geschehen konnte. Mit einem Heere von 16,000 Mann segelte Knut nach England (1015), und seine aus wenigstens 200 Kriegs-

schiffen bestehende Flotte, welche gleich der letzten seines Vaters aufs prächtigste ausgestattet war, kann als ein Zeichen gelten, wie blühend damals das nordische Seewesen war und mit welcher Lust die Skandinavier ihre Seezüge betrieben. Die Dänen fanden diesmal einen kräftigeren Widerstand, als vorher; es dauerte ungeachtet der Verrätherei des mächtigsten angelsächsischen Fürsten, Edrik's von Mercia, ein halbes Jahr, bis Knut gegen London vorrücken und den dort weilenden König Ethelred angreifen konnte. Zum Glück starb der Letztere gerade in diesem Augenblick (Frühjahr 1016); denn sein wackerer Sohn und Nachfolger, Edmund Eisenseite, benahm sich viel kräftiger und entschlossener. Leider war aber der neue König von feigen und treulosen Menschen umgeben; auch Edrik schlich sich in sein Vertrauen ein, obgleich derselbe nicht blos kurz zuvor, sondern sogar schon im Kampfe mit Sven argen Verrath begangen hatte. Edmund trieb die Dänen durch fünf Schlachten von London zurück, forderte Knut vergebens zu einem entscheidenden Zweikampf auf und behauptete sich gegen ihn, ungeachtet er nur die festen Plätze sein nennen konnte und Edrik zum dritten Male ein Verräther seines Volkes ward. Der tapfere König brachte es endlich doch dahin, daß Knut sich entschließen mußte, das Land mit ihm zu theilen. Bald nachher (1017) fiel Edmund durch die Hand eines Meuchelmörders. Der allgemeine Glaube des Volks, der seinen Tod theils dem Verräther Edrik, theils dem dänischen König Knut Schuld gab, ist zwar nicht zu erweisen; doch könnte Edmund's Ermordung allerdings mit einem Plane, seinem Feinde das ganze Reich zu verschaffen, in Zusammenhang gebracht werden, indem Knut sich bald nachher mit der Königin Emma, Ethelred's Wittwe, vermählte.*)

Diese Vermählung, die dem Dänen-König den Besitz des Reiches sicherte und die Hoffnung der Angelsachsen auf Hülfe von der Normandie vereitelte, beweist, daß Knut seine Herrschaft nicht, wie Sven, blos auf rohe Gewalt zu gründen suchte, sondern feinere Bildung und Staatsklugheit besaß. Dies zeigt sich auch in seinem Eifer für das Christenthum und in der Strenge, mit welcher er die heidnischen Gebräuche verbot, sowie darin, daß er denjenigen Heiligen, die, wie Dunstan und König Eduard, bei den Engländern im höchsten An-

*) Edmund Eisenseite war der älteste Sohn Ethelred's II. aus dessen erster Ehe mit Ethelfleda; die Vermählung mit Emma, Schwester Herzog Richard's II. von der Normandie, vollzog Ethelred zu Anfang des Jahres 1002. Ein Ehebündniß dieser Art war bei den angelsächsischen Königen eine neue Erscheinung, da diese sich meist mit Töchtern der Edlen ihres Landes verbanden. Als Emma sich 14 Jahre später in zweiter Ehe mit dem 16jährigen Knut verband, hatte sie die weiter unten genannten zwei Söhne und wahrscheinlich zwei Töchter.

sehen standen, ganz besondere Aufmerksamkeit erwies, während er doch sonst nicht leichtgläubig war und den mit dem Heiligen-Wesen getriebenen Unfug verspottete. Uebrigens theilte Knut, nachdem er 1017 in London sich feierlich hatte krönen lassen, England in vier große Districte, um seine bedeutendsten Anhänger zu belohnen, indem er diese später bei schicklicher Gelegenheit wieder außer Besitz zu bringen hoffte; den einen Theil des Landes, Wessex, behielt er für sich allein, die drei anderen gab er als Lehen dem Verräther Edrik, dem Dänen Thurkil und dem früher schon in Norwegen belehnten Erich, welcher mit Knut's Schwester vermählt war und ihm bei der Eroberung von England kräftig beigestanden hatte. Noch in demselben Jahre entledigte sich Knut des Ersteren durch Hinrichtung, Erich starb bald nachher eines natürlichen Todes, und Thurkil ward vier Jahre später durch einen Bauer erschlagen. Auch die Gefahr, welche von den noch übrigen Sprößlingen des angelsächsischen Hauses zu befürchten war, suchte Knut gleich anfangs zu beseitigen. Er ließ einen Bruder Edmund's meuchlings ermorden und schickte die beiden Söhne Edmund's seinem Stiefbruder, dem Könige von Schweden, zu, der sie weiter nach Ungarn an den Hof Stephan's des Heiligen sandte, wo der eine von ihnen bald starb. Nur Edmund's beide Stiefbrüder, die Söhne Ethelred's und der Emma, Alfred und Eduard, waren für Knut's Arm unerreichbar, weil sie in der Normandie zurückgeblieben waren.

Im Jahre 1018 erbte Knut durch den Tod seines Bruders Harald das Reich Dänemark. Er suchte die Religion, die Gesetze und die Sitten, welche in England das Regieren um vieles leichter machten, auch in Dänemark einzuführen und überhaupt beide Nationen ganz mit einander zu verschmelzen, was durch die nahe Verwandtschaft ihrer Sprache ungemein erleichtert ward. Auch das Christenthum breitete er, zuerst nur aus Staatsklugheit, in seinen späteren Jahren aber aus Frömmigkeit, in Dänemark eifrig und kräftig aus und verlieh englischen Geistlichen die dänischen Bisthümer. Bei seiner Anwesenheit in Dänemark 1019 soll er die Wenden bekriegt haben, bei welcher Gelegenheit der später sehr mächtige Earl Godwin zuerst durch eine glückliche Unternehmung gegen diese Feinde Gunst und Ansehen erwarb. Sein Eifer für die christliche Lehre hielt ihn jedoch nicht ab, den größten Beförderer derselben in Norwegen zu bekriegen. Dort hatte nämlich Olaf der Heilige, ein Sprößling Harald Harfagr's, bald nach Erich's Tode sowohl dessen Hinterlassenschaft, als auch den schwedischen und dänischen Antheil am Lande in Besitz genommen. Olaf, der von Kindheit an Christ gewesen war und früher in England auf Seiten Ethelred's gegen Knut gekämpft hatte, eröffnete den fliehenden Angelsachsen nicht allein eine Zufluchtsstätte, sondern er ließ

auch durch sie das Christenthum in seinem Reiche so fest gründen, daß es nachher nicht mehr ausgerottet werden konnte; er verfuhr aber dabei mit solcher Härte und Grausamkeit, daß er seine Unterthanen gegen sich erbitterte und dadurch einem auswärtigen Feinde den Angriff auf seine Herrschaft erleichterte. Mit Olaf Schoßkönig von Schweden, dem jede Schmälerung von Knut's Macht nur erwünscht sein konnte, verständigte er sich zwar gleich anfangs, ja, er sicherte sich sogar seine Unterstützung durch die Heirath einer schwedischen Prinzessin; dagegen hatte er aber an Knut einen weit gefährlicheren Gegner, dem er nur so lange die Spitze zu bieten vermochte, als er im Inneren seines Reiches nichts zu fürchten hatte. Was half es ihm, daß die vereinigte norwegische und schwedische Seemacht der dänischen überlegen war? Knut's Reichthum überwog; die Schweden trennten sich von den Norwegern, und Knut ward, als er in Olaf's Reich landete, mit offenen Armen aufgenommen. Olaf mußte, von den Seinigen verlassen, aus dem Lande fliehen (1028). Er kehrte zwar im nächsten Jahre wieder zurück und versuchte das Kriegsglück noch einmal, ward aber 1030 in einem Treffen erschlagen. Knut ließ das eroberte Reich zuerst kurze Zeit durch einen Jarl verwalten, und setzte dann seinen Sohn, Sven den Jüngeren, als Regenten ein.

Von den drei Reichen, welche Knut seitdem besaß, wurde England, dessen Einrichtungen, Gesetze und Sitten er auch in den andern Ländern einzuführen suchte, durch seine Herrschaft am meisten beglückt. Dieses Reich, welches er durch Unterwerfung der schottischen und cumberländischen Fürsten Dunkan, Malkolm und Makbeth bedeutend vergrößerte, wurde von ihm mit den Schätzen der anderen Länder bereichert und fühlte unter seiner Regierung keinen willkürlichen Druck der übermüthigen dänischen Eroberer, weil Knut dieselben schon aus Staatsklugheit in Schranken hielt. Außerdem erstarkten aber die angelsächsischen Einwohner auch theils durch die Kriegszüge, die sie mitmachen mußten, theils durch die häufigen Heirathsverbindungen und den lebhaften Verkehr mit dem kräftigen Volke der Dänen. Da die Letzteren, als eine eben erst in den gebildeten Zustand übergehende Nation, nach einem allgemeinen Naturgesetze sich dem gebildeteren Volke einverleibten, so hatte die innige Verbindung mit ihnen für die Angelsachsen nur eine wohlthätige Wirkung. Dies Alles beweisen die Thatsachen hinlänglich, da namentlich die alten englischen Gesetze durch Knut wieder ihre volle Gültigkeit erhielten, und da ja selbst seine mit der Bewachung des Landes beauftragten Thingmänner oder Huskarle nur eine Nachahmung der dänischen Garden waren, welche die angelsächsischen Könige gehalten hatten. Diese Truppen, deren Zahl in England 3000, in Dänemark 6000 Mann betrug, bestanden

der Mehrzahl nach aus Dänen, die Uebrigen waren auserlesene Krieger aus anderen Nationen. Knut erließ für sie ein eigenes Gesetz, das Witherlagsrecht genannt. Die Thingmänner waren durch wechselseitige Eide, die sie bei der Aufnahme leisteten, gebunden, sie bildeten also eine Art von heiliger Schaar; sie richteten über jedes in ihrer Mitte vorgefallene Verbrechen, und Knut selbst unterwarf sich, als er einst einen von ihnen getödtet hatte, ihrem Spruche und büßte die That nach skandinavischem Gebrauch durch einen Gelderſatz für den Erschlagenen. Diese Krieger wurden freilich durch das Witherlagsrecht zu einer Art Adel erhoben und erlaubten sich manche Anmaßung; allein der von ihnen zu erduldende Druck war in England wenigstens nicht größer, als in Dänemark. Knut hatte ferner die Gewohnheit, in den einzelnen Gegenden von England herumzureisen, die Klagen der Unterthanen über Bedrückung anzuhören und denselben abzuhelfen; doch ward dies dadurch sehr lästig, daß alle Männer seines Gefolges, welche auf den umliegenden königlichen Landgütern kein Unterkommen fanden, bei den Bewohnern der Städte und Dörfer einquartiert wurden.

Dänemark hatte unter Knut im Grunde gar keinen Vorzug vor England; denn wenn man die Einführung des Christenthums ausnimmt, welches dort nur durch einen solchen Mann festgegründet werden konnte, so waren damals die Anstrengungen der dänischen Nation größer, als die durch dieselben erlangten Vortheile. Die Dänen bezahlten den Ruhm ihres Königs mit ihrem Blute. Außerdem zielten aber auch fast alle Gesetze, welche Knut seinem Volke gab, nur auf die Vermehrung der Kriegsmacht und auf die Befestigung der königlichen Gewalt. Uebrigens äußerte die christliche Religion auf Knut selbst, trotz seiner späteren Frömmigkeit, keinen sehr wohlthätigen Einfluß; wenigstens heilte es ihn nicht von seinen beiden Hauptleidenschaften, der Eroberungssucht und der Sinnlichkeit. Man erzählt wohl, wie er die Schmeichelreden seiner Höflinge beschämt habe, als diese rühmten, Wind und Fluth müßten ihm gehorchen; er setzte sich an den Strand, bis die steigende Welle seinen Fuß bespülte, und erhob sich dann mit dem Ausspruch, nur Gott seien die Fluthen unterthan; indessen würde dieser schöne patriarchalische Zug auch etwa einem morgenländischen Weisen anstehen. Selbst nach der Pilgerreise, die er 1026 und 1027 nach Rom zu den Gebeinen der Apostel Petrus und Paulus machte, hatte er nicht allein seine Angriffe auf Olaf von Norwegen fortgesetzt und dadurch dessen fromme Bestrebungen gestört, sondern auch seiner Geliebten, Alfgiwa, öffentlich alle Rechte seiner rechtmäßigen Gemahlin gewährt, obgleich diese noch lebte, so daß Alfgiwa sogar ihre Unterschrift neben die seinige unter die königlichen

Documente setzte. Dagegen that er den äußeren Formen der christlichen Kirche Genüge, so lange sein und seines Reiches Vortheil dadurch nicht zu leiden schien. Auf jener Romfahrt, die ihn von Dänemark aus über Flandern, Frankreich und Burgund nach Italien führte, gab er unterwegs in allen Gegenden, die er durchreiste, glänzende Beweise von Freigebigkeit, beschenkte den Papst Johann XIX. und die Kirche sehr reichlich und verhalf jenem wieder zu den früher aus England bezogenen rechtmäßigen Einkünften, die in den letzten Zeiten wahrscheinlich aufgehört hatten. Dagegen bewirkte er aber auch, daß die schon damals zu hoch gesteigerten Gebühren für die Bestätigung der höheren Geistlichkeit gemildert wurden. Während seines Aufenthaltes in Rom wohnte er der Krönung des römischen Kaisers Konrad II. bei, zu welcher sich auch der letzte König von Hoch-Burgund, Rudolf III. eingefunden hatte. Hier wahrscheinlich verabredete Knut die eheliche Verbindung seiner Tochter Gunhilde mit Konrad's Sohn, dem nachmaligen Kaiser Heinrich III.; die Vermählung fand 1036, also nach Knut's Tode, statt und wurde zwei Jahre später durch Gunhilden's frühes Hinscheiden gelöst; diese ist im Kloster Limburg beigesetzt. Auch mag hier durch Verabredung mit Konrad die Mark Schleswig von der Schlei bis zur Eider an Dänemark abgetreten worden sein. Von beiden Fürsten, dem Kaiser und dem burgundischen König, erlangte Knut damals eine Milderung der Zölle und Abgaben, denen die aus seinen Reichen nach Italien reisenden Pilger unterworfen waren, und die besonders in den Alpen-Pässen auf sehr drückende Weise erhoben wurden; somit schloß er die ersten Handelsverträge, deren die englische Geschichte erwähnt. Bei allen diesen Unterhandlungen betrachtete er England, wo er sich auch seit der Eroberung Norwegens gewöhnlich aufhielt, als sein Hauptreich.

Knut starb im Jahre 1035 zu Shaftsbury und wurde bei den Königen von Wessex in der Kathedrale von Wincheſter begraben. Mit seinem Tode zerfiel das von ihm gestiftete Reich, was theils seinen eigenen Verordnungen Schuld zu geben ist, theils in dem natürlichen Gange der Begebenheiten gegründet war. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Emma einen rechtmäßigen Sohn, Hardiknut, und außerdem noch zwei uneheliche Söhne von der Alfgiwa, den uns bereits bekannten Sven den Jüngeren und Harald, dem man wegen seines raschen Ganges den Beinamen Harefoot oder Hasenfuß gab. Hardiknut folgte in Dänemark seinem Vater ohne irgend einen Widerstreit nach; in England dagegen machte außer ihm auch Harald Harefoot Anspruch an die Herrschaft. Sven, welcher seit 1028 König von Norwegen war, wurde entweder noch vor oder doch gleich nach des Vaters Tode von dort vertrieben; denn ein Sohn Olaf's

des Heiligen, Magnus, dem dieser Name nach dem berühmten Frankenkönig Karl dem Großen oder Karolus Magnus gegeben worden war, drang von Schweden her in das Reich ein und ward von den Einwohnern sogleich als rechtmäßiger König anerkannt (1035). Man wird die Leichtigkeit, mit welcher Sven gestürzt ward, begreiflich finden, wenn man hört, daß Knut den Norwegern sehr harte Gesetze gegeben und unter Andern sogar verordnet hatte, daß das Zeugniß eines einzigen Dänen mehr gelten solle, als das von zehn Norwegern. Der vertriebene Sven begab sich nach Dänemark und starb bald nachher (1036). Sein Bruder Hardiknut suchte zwar des Hauses Ansprüche an Norwegen geltend zu machen und schickte sich zu einem Kriegszug gegen Magnus an, sah sich aber durch sein Verhältniß zu Harald Harefoot genöthigt, die Sache friedlich beizulegen; er schloß 1039 einen Vertrag mit Magnus, in welchem beide Könige einander als Herren ihrer Länder anerkannten und sich gegenseitig die Erbschaft derselben zusicherten.

In England hatte Hardiknut als Sohn der Emma unstreitig gerechtere Ansprüche, als Harald Harefoot; auch erklärte sich eine Versammlung zu Winchester und namentlich Graf Godwin für ihn, und seine Mutter trat in seinem Namen die Regierung an; allein weder die angelsächsischen Großen, noch die meisten dänischen Herren im Lande wollten sie anerkennen. Jene wünschten einen der beiden Söhne Ethelred's, die noch immer in der Normandie waren, auf dem Thron zu sehen; diese verlangten Harald Harefoot zum König, weil seine Mutter Alfgiwa die Tochter eines in England ansässigen dänischen Grafen war. Hardiknut konnte eine Zeit lang wegen des gegen Magnus beschlossenen Krieges sein Recht an das englische Reich nicht geltend machen, Harald erhielt dadurch die Oberhand, und ward im Norden des Landes ziemlich allgemein als König anerkannt. Emma, deren Benehmen dadurch sehr verdächtig wird, trat hierauf mit ihm in Unterhandlung, obgleich Hardiknut im Süden noch immer als König betrachtet wurde und der aus angelsächsischem Blute entsprossene Erzbischof Ethelnoth Harald's Krönung mit der Erklärung verweigerte, daß er nur Emma's Söhne als rechtmäßige Erben Knut's ansehen könne. Die Königin ließ sogar während der Unterhandlungen mit Harald ihre beiden Söhne erster Ehe aus der Normandie kommen. Von diesen fiel der eine, Alfred, kurz nach seiner Ankunft durch die Nachstellungen Harald's und starb an den Folgen gewaltsamer Blendung; der Andere, Eduard, floh, seiner Mutter mißtrauend, nach der Normandie zurück. Emma muß, wenn sie auch an Alfred's Tod nicht schuldig war, wenigstens einen starken Schein des Verdachts gegen sich erregt haben; denn als sie gleich nachher durch Harald ge-

nöthigt ward, aus England zu entfliehen, begab sie sich nicht in die Normandie, sondern nach Flandern, wo sich später ihr Sohn Hardiknut bei ihr einfand. Harald ward nun Herr von ganz England. Hardiknut setzte sich, nach dem Friedensschlusse mit Magnus, gegen ihn in Bewegung; noch ehe er aber an der englischen Küste landete, war Harald bereits eines plötzlichen Todes gestorben (1039). Hardiknut nahm England, ohne Widerstand zu finden, in Besitz, und übte seine Rachgier an der Leiche seines Halbbruders aus; er ließ sie wieder ausgraben und das abgeschlagene Haupt nicht nur in die Themse werfen, sondern auch, als es wieder aufgefunden und begraben wurde, das schmähliche Verfahren wiederholen.

Hardiknut, der sich nur durch Schwelgerei und habgierige Bedrückungen auszeichnete, starb 1042 plötzlich bei einem Hochzeitsmahl, während er den Becher hob, um der Braut Heil zu trinken. Er hatte schon ein Jahr vorher seinen Stiefbruder, den Sohn Ethelred's, Eduard III., dem man wegen seines mönchischen Wesens den eigentlich nur für Märtyrer gebräuchlichen Beinamen des Bekenners gegeben hat, nach England kommen lassen; dieser bestieg nun, hauptsächlich durch des dänischen Grafen Godwin's Zureden bewogen, den Thron; seine Krönung in Winchester fand jedoch erst im Jahr 1043 statt. Magnus von Norwegen aber machte sich in Folge des mit Hardiknut geschlossenen Erbvertrags zum Herrn von Dänemark; er suchte diesen Tractat auch auf England auszudehnen, und schickte eine Flotte dahin ab, er starb aber, als der Krieg kaum begonnen war, und sein Nachfolger konnte an die Fortsetzung desselben nicht denken. Eduard der Bekenner war in jeder Hinsicht zum Regieren unfähig und blieb sein ganzes Leben hindurch von seiner Umgebung abhängig. Zuerst herrschte unter seinem Namen der übermächtige Godwin, dem man Schuld gab, daß er früher des Königs Bruder Alfred verrathen und ermordet habe. Er verschaffte sich und seinen Söhnen die Herrschaft über die besten südöstlichen Provinzen und drang dem König seine Tochter Edgytha zur Gemahlin auf, von welcher sich freilich der fromme König klösterlich entfernt hielt. Godwin war seitdem unumschränkter Regent und brachte die ganze Kriegsmacht des Staats in die Gewalt seiner ehrgeizigen Familie. Hätte sich übrigens Eduard ganz der Leitung Godwin's hingegeben, so wären seine Angelegenheiten doch wohl noch leidlich geführt worden; er ließ sich aber, nach der Weise schwacher Menschen, außerdem nicht nur von seinen angelsächsischen Landsleuten bestimmen, denen der Däne Godwin verhaßt war, sondern schenkte auch den vielen Normannen Gehör, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, besonders seinen beiden Jugendlehrern Robert und Wilhelm, von welchen er den einen zum Erz-

bischof von Canterbury, den andern zum Bischof von London machte. Er hatte an dem glänzenden Hofe zu Rouen, besonders bei Robert dem Teufel, Vorliebe für das normannische Wesen und besonders für die streng römische Auffassung des Christenthums angenommen, der die Normannen weit mehr als die Angelsachsen zugethan waren. Er verschönerte die Abtei von Westminster durch eine prächtige Kirche, an deren Stelle im 13. Jahrhundert die weltberühmte Kathedrale errichtet wurde. Er ehrte den Papst durch Gesandtschaften und Geschenke, bevorzugte normannische Geistliche und begünstigte sogar die normannisch-französische Schrift und Sprache.

Eine Zeit lang blieb gleichwohl die Gewalt in den Händen Godwin's und seiner vielen Söhne, bis endlich der schwache König mit Hülfe mehrerer Großen eine günstige Gelegenheit zum Sturze des übermächtigen Mannes benutzte. Godwin ward mit seinen Söhnen aus England verbannt und seine Tochter, die Gemahlin des Königs, in ein Kloster gesteckt (1052). Die Vertriebenen sammelten in Irland und Flandern Raubschaaren und beunruhigten England so lange, bis andere Große, durch die Begünstigung der Normannen aufgebracht, den König zuerst zur Entfernung der Letzteren und dann zur Zurückrufung der verbannten Familie nöthigten; so war das dänische Haus für die Wahrung angelsächsischer Nationalität eingetreten; die französischen Hofleute und Mönche wurden vertrieben. Godwin erhielt seine ganze frühere Macht wieder, starb aber gleich nachher (1053). An seine Stelle trat sein Sohn Harald, der Wessex beherrschte, und sowohl die Person des Königs, als auch fast das ganze Land blieb in den Händen einer einzigen Familie. Harald machte sich sogar Hoffnung, Nachfolger des kinderlosen Königs zu werden, obgleich dieser seinen zu Knut's Zeit nach Ungarn geschickten Neffen, den einzigen noch übrigen Sprößling seiner Familie, von dort hatte kommen lassen. Harald's Hoffnung ward noch erweitert, als dieser Prinz gleich nach seiner Ankunft starb und einen unmündigen Sohn, Edgar Atheling, hinterließ, welcher zu jung war, als daß man ihm bei Eduard's Tode die Regierung hätte geben können. Auch war Eduard kaum gestorben (1066), als Harald eine Versammlung der Großen berief und sich zum König wählen ließ. Er war dieser Wahl würdig, hatte aber das Schicksal gegen sich, und verlor im Kampfe mit dem Herzog Wilhelm II. von der Normandie Thron und Leben.

Eine mit Erfolg gekrönte kriegerische Unternehmung Eduard's des Bekenners war gegen den schottischen König Macbeth gerichtet. Schottland war um die Zeit des Vertrages von Verdun zu einem Reiche verbunden worden; seit aber die Könige von England einem schottischen König die Landschaft Cumberland verliehen hatten, zeigten sie

mitunter das Bestreben, ihre Oberherrlichkeit auch über Schottland selbst anerkannt zu sehen. Im Jahre 1039 wurde König Duncan von seinem Vetter Macbeth, der durch seine Gemahlin ein näheres Anrecht auf den Thron zu haben glaubte, zu Bothgowan bei Elgin getödtet; sein Sohn Malcolm Canmore flüchtete nach England. Macbeth regierte nicht untüchtig, reizte jedoch den englischen König, indem er nach Godwin's Sturz vertriebene Normannen bei sich aufnahm; zudem erbitterte er durch harte Maaßregeln den Adel und besonders den mächtigen Than Macduff. Dieser begab sich zu Malcolm und beide wußten zu bewirken, daß Eduard III. ein Heer unter dem riesenstarken Grafen Siward von Northumberland gegen Macbeth absandte. Siward, ein Held alter Art, gewann mehrere Treffen und eroberte das Schloß Dunsinan, verlor aber im Kampfe seinen Sohn Osborn. Als er vernommen hatte, daß dieser auf der Brust verwundet worden, ordnete er frohen Muthes die Bestattung an. Macbeth fand 1056 den Tod. Malcolm III. Canmore (Großkopf) wurde nun zu Scone gekrönt, auf jenem Stein sitzend, welcher durch eine Umrahmung von Holz als Thron eingerichtet ist und nach alter Sage für denselben Stein gehalten wurde, auf dem einst der Patriarch Jakob auf seiner Flucht nach Haran das Haupt niederlegte. Diese von der volksthümlichen Ueberlieferung ausgeschmückte und in einer großartigen Dichtung verewigte Begebenheit war auch für Schottland von großer geschichtlicher Bedeutung; Malcolm III. bewies bei der normännischen Eroberung Anhänglichkeit für das angelsächsische Königshaus und brachte Keime einer neuen Bildung von England aus in sein Reich. Von ihm stammten sämmtliche Herrscher von Schottland bis auf das Jahr 1286.

Wenn wir Eduard den Bekenner als den dritten seines Namens bezeichnen, so ist zu bemerken, daß in der späteren Zahlbezeichnung der Könige die angelsächsischen Eduarde oder Eadwarde nicht mitgezählt wurden.

4. Geschichte der Normannen in Frankreich bis auf ihre Eroberung Englands.

Es ist bereits oben berichtet worden, daß Harald Harfagr's Eroberung von Norwegen die Gründung vieler normännischen Colonieen veranlaßte, und daß sich unter den Fürsten, welche vor ihm aus Norwegen entflohen, auch Rolf oder Rollo befand. Dieser landete mit seinen Schaaren im Jahre 876 an der Nordküste von Frankreich und machte dort nach allen Seiten hin verheerende Raubzüge. Die schrecklichen Verwüstungen, mit denen er Frankreich heimsuchte, wurden nicht einmal dann unterbrochen, wenn er etwa eine Niederlage

durch die Franken erlitten hatte; im Gegentheil, die Normänner hausten dann aus Rachgier nur noch ärger. In den Kämpfen gegen die Normänner hatte Robert der Tapfere, Graf der Mark Anjou, hohen Ruhm erworben und war kämpfend gefallen. Seine Söhne, Odo und Robert, vertheidigten vorzugsweise Paris und gründeten die Grafschaft Francien, mit welchem bald allgemein das ganze Land bezeichnet werden sollte. Odo, den die Franzosen Eude nennen, erhielt sogar die Königswürde; doch war der karolingische Name noch zu mächtig. Im Jahre 898, nach Odo's Tode, erlangte Karl der Einfältige die Krone und unter ihm stellte Odo's Bruder Robert den Normännern, die unter Rolf's Leitung von Rouen aus vordrangen, eine feste Schranke entgegen; von Bundesgenossen unterstützt, errang er sogar 911 in einer Schlacht bei Chartres Vortheile gegen den gefürchteten Gegner. So wurde dieser zu einem Abkommen geneigt. Das früher erlittene Unglück und vielleicht auch die Hoffnung, durch Rolf Schutz gegen andere normännische Raubschaaren und gegen die übermächtig gewordenen Großen des Reichs zu erhalten, bewogen Karl den Einfältigen zu einem Vergleiche. Er schloß 911 mit Rolf einen Vertrag, der im folgenden Jahre auf einer Zusammenkunft zu St. Clair an der Egte zum völligen Ausgleich gedieh. Durch diesen Vertrag erhielt Gangrolf oder Rollo Karl's Tochter Gisela zur Gemahlin, sowie das zwischen der Bretagne und dem Eure-Flusse gelegene Land zum erblichen Besitzthum, und verband sich dagegen mit seinen Gefährten zur Annahme des Christenthums und zur Anerkennung der fränkischen Oberlehensherrlichkeit. Auf diese Weise entstand das Herzogthum der Normandie. Die Fürsten desselben waren noch weniger, als die anderen Großen von Frankreich, wirkliche Unterthanen des Königs; denn sie erwiesen dem Letzteren nichts als die Huldigung, die für sie durchaus nur eine Ceremonie war, deren Sinn sie anfangs nicht einmal verstanden. Rolf oder, wie er in der Taufe nach seinem früheren Gegner und nunmehrigen Pathen genannt wurde, Robert, richtete in der Normandie eine förmliche Colonie ein; er vertheilte das Land unter seine Schaaren, versetzte die wenigen noch übrigen alten Einwohner diesen gegenüber in eine Art von Lehensverhältniß, sorgte für die Wiederherstellung des Ackerbaues, ließ die zerstörten Städte wieder aufbauen und traf Maaßregeln zum Schutze gegen andere normännische Raubfahrer. Außerdem sicherte er durch Gesetze und Einrichtungen die Ruhe und Ordnung seines Landes so sehr, daß man später von ihm in ähnlicher Weise, wie von Alfred dem Großen, erzählte, er habe goldene Armbänder im Walde aufhängen lassen, und diese seien, bis er sie nach drei Jahren wieder abnehmen ließ, unberührt geblieben. Dagegen litt die benachbarte Bretagne, die von der

Landseite her keinen Schutz hatte, unsäglich durch die Bewohner des neuen Herzogthums. Sie ward zuerst schrecklich geplündert und später den Normannen unterworfen.

Als Robert I. 931 starb, folgte ihm sein Sohn, Wilhelm I., welcher nach der im Mittelalter herrschenden Sitte, die in der Geschichte auftretenden Personen durch Beinamen kenntlicher zu machen, Wilhelm Langschwert genannt wurde. Er war bereits ein überaus frommer Christ und zugleich einer der edelsten Charaktere in jener nicht blos ihrer äußeren Erscheinung nach eisernen Zeit, und machte sich wegen seiner Tapferkeit und Großmuth weit und breit berühmt. Uebrigens bediente auch er sich noch immer bewaffneter Zuzüge aus der nordischen Heimath, die unter krieggewohnten Führern standen. Er war und blieb die Hauptstütze seines Königs, Ludwig's IV. d'Outremer, und nahm alle Bedrängten in seinen Schutz, ward aber zuletzt das Opfer seiner Güte; denn als er einem Edelmanne, Herluin von Ponthieu, welchem Graf Arnulf von Flandern das Schloß Montreuil entrissen hatte, dieses wieder verschaffte, ließ ihn Arnulf heimtückischer Weise ermorden (942). Die Minderjährigkeit seines Sohnes, Richard I., welcher den Beinamen Langbein erhielt, ward von dem undankbaren König Ludwig zu selbstsüchtigen Zwecken benutzt. Ludwig bemächtigte sich in der Absicht, das Herzogthum an sich zu reißen, des jungen Herzogs und ließ ihn unter dem Vorwand besserer Erziehung nach Laon an seinen Hof bringen. Dies reizte die streitbaren Normannen. Sie ließen zuerst ihren Herzog heimlich entführen und suchten dann eine Gelegenheit, dem Könige nicht nur die vielen Landsleute zu entziehen, welche er in seine Dienste gezogen hatte und als Geiseln ansehen konnte, sondern ihm zugleich auch eine Bürgschaft in Betreff seiner Absichten abzunöthigen. Hierzu bedienten sie sich der Hülfe des dänischen Königs Harald Blauzahn, der ihnen schon vor Wilhelm's Tode bei einem Aufstand der Bretagne Beistand geleistet und damals von Wilhelm die Landschaft Cotentin erhalten hatte. In Verbindung mit Harald legten sie dem französischen Könige mit großer Schlauheit eine Schlinge, in welche dieser auch wirklich ging. Sie heuchelten nämlich Unterwerfung und Treue und Ludwig ließ sich dadurch zu einer Zusammenkunft mit Harald bewegen, bei welcher er festgehalten und in Ketten nach Rouen gebracht wurde. Man gab ihn nicht eher wieder frei, als bis er zu Gunsten des jungen Herzogs alle Forderungen der Normannen eidlich zugestand, und ihnen seinen eigenen Sohn Karlmann als Unterpfand ließ (945). Zwar versuchte er im nächsten Jahr, sich der ihm aufgedrungenen Bedingungen wieder zu entledigen, und bediente sich dazu der Hülfe seines Schwagers, des deutschen Kaisers Otto I.; allein alle seine Anstrengungen

waren vergeblich. Otto ward, als er das Heer der Normannen in ihre Hauptstadt Rouen eingeschlossen hatte, durch den Verrath des Grafen Arnulf, welcher früher den Herzog Wilhelm hatte ermorden lassen, zum Rückzug genöthigt.

Richard I. war als Herzog einer der erbittertsten und mächtigsten Feinde des Königs Ludwig und seiner Nachfolger und trug nicht wenig zur Erhebung des Hauses Capet bei, welches damals die Karolinger vom französischen Throne verdrängte. Er verband sich schon mit dem eigentlichen Stifter der Capetingischen Herrschaft, Hugo dem Großen, dessen Tochter Emma er 960 zur Gemahlin nahm, und war der treueste Freund seines Sohnes und Nachfolgers, Hugo Capet, der im Jahre 987 den königlichen Thron in Besitz nahm. Vergebens machte der vorletzte Karolinger, Lothar, um das Jahr 963 den Versuch, ihn, mit Hülfe anderer Vasallen der französischen Krone, seiner Macht zu berauben; Richard rief seinen alten Freund Blauzahn mit seinen kräftigen Dänen herbei und zwang dadurch die Gegner zu einem Frieden, dessen Bedingungen er vorschrieb. Die enge Verbindung mit den Dänen unterhielt übrigens Richard auf jede Weise. Er erklärte nicht nur die Söhne seiner dänischen Geliebten Gunnor, die er vielleicht später heirathete, für seine Nachfolger, sondern vermählte auch einen seiner Söhne, Wilhelm, mit der Tochter des oben oft genannten Dänen Thurkil. Er starb nach der wahrscheinlichsten Annahme 996.

Sein Sohn, Richard II. (996—1027), wird ebenso wegen seiner Güte und Frömmigkeit, als wegen seiner Tapferkeit gerühmt, ließ sich aber in seinen Handlungen vorzugsweise von seinem schlauen Sinne leiten, und ordnete die Frömmigkeit der Staatsklugheit unter. Er gewährte z. B. zwar seiner Schwester Emma und ihrem Gemahle König Ethelfred von England Aufnahme und Schutz, unterhielt aber zugleich auch mit ihren Feinden, den Dänen, ein freundschaftliches Verhältniß. Die Bisthümer des Landes betrachtete er gleich seinen Nachfolgern als Lehen, welche zur Versorgung von Freunden und Verwandten dienten und ohne die mindeste Rücksicht auf Tüchtigkeit verliehen wurden. Daß Richard ebenso, wie die anderen Großen von Frankreich, das Volk um sein gutes Recht brachte, und alle, welche sich dagegen auflehnten, mit Gewalt bändigte, lag im Geiste der Zeit, und wird deshalb auch von seinen Geschichtschreibern als etwas Rühmliches berichtet. Die Großen machten nämlich damals ein Herkommen geltend, durch welches die Bürger und Bauern ihrer alten Rechte und ihres Antheils an der Verwaltung mit Gewalt beraubt und zum Eigenthum der großen Herren herabgewürdigt wurden, welche seitdem das Volk wie Vieh anzusehen begannen. Wenn der Raum gestattete,

das damalige Verfahren gegen die große Masse der Freien ausführlich darzustellen, so würde daraus erkannt werden können, daß die Barone auf ebenso grausame Weise zu ihren Rechten kamen, wie in späterer Zeit die Bauern ihnen dieselben wieder zu entreißen suchten. Uebrigens waren diejenigen Barone, welche nicht Macht genug besaßen, um der Gewalt der Mächtigeren Widerstand leisten zu können, nicht viel besser daran, als das Volk; denn die Herzöge und die großen Barone verfuhren auch gegen die kleinen Herren ohne Rücksicht auf das Recht. Diese Gewaltthätigkeiten führten unter Richard's II. Regierung viele Auswanderungen herbei; jedoch hat hierzu gewiß der aus dem Norden mitgebrachte Wandertrieb und Unternehmungsgeist nicht minder beigetragen. Einige Normannen kamen um diese Zeit nach Unteritalien, eigentlich um von da weiter nach Jerusalem zu pilgern, wurden jedoch von apulischen Herren in Kriegsdienst genommen; dies war der Anfang der normannischen Ansiedelungen im Gebiet von Neapel. Unter Richard II. wird auch Tancred von Hauteville bekannt, der durch die Kühnheit, womit er einen Eber tödtete, die Gunst des Herzogs gewann; von seinen zwölf Söhnen war es den glücklichsten beschieden, in Unteritalien neue normännische Reiche zu stiften.

Bei Richard's II. Tode zeigten sich die nachtheiligen Folgen, welche der Mangel fester Bestimmungen über das Recht der Nachfolge herbeiführen mußte. Man war bei den Normannen nicht einmal darüber im Klaren, welche Söhne eines Herzogs als rechtmäßige und welche als außer der Ehe erzeugte Kinder angesehen werden sollten, und es entsprangen hieraus später nicht allein manche Unruhen, sondern auch Mordthaten. Um seinem ältesten Sohne, Richard III., die Nachfolge zu sichern, verlobte ihn Richard nicht nur mit einer noch unmündigen Tochter des Königs von Frankreich, sondern er hielt auch vor seinem Tode eine Versammlung des normännischen Adels, in welcher er jenem die Regierung übergab. Kaum war aber der Vater gestorben, als sein zweiter Sohn, Robert II., die Herrschaft an sich zu reißen suchte. Er wurde von Richard III. mit den Waffen zur Unterwerfung genöthigt, und erhielt von ihm billige Bedingungen; Richard starb aber gleich nachher (1028), und das Gerücht sagte, Robert habe ihm Gift beibringen lassen. Die Barone wählten sich jetzt den Letzteren zum Herzog. Dieser verfuhr, als der bedrängte französische König, Heinrich I., sich in seine Arme warf, gegen die übermüthigen Großen desselben, sowie gegen seine eigenen Vasallen mit solcher Härte und Grausamkeit, daß man ihm wahrscheinlich deswegen den Beinamen des Teufels gegeben hat. In den letzten Jahren seines Lebens machte er eine Pilgerreise in das gelobte Land; er ging nach Italien, zog in auffälliger Weise auf einem Maulthier in Rom ein, fuhr sodann nach

Constantinopel und wanderte vom asiatischen Ufer des Bosporus aus zu Fuße nach Jerusalem. Wahrscheinlich wurde Robert durch einen seiner Verwandten, den Abt Richard von Verdun, der ihn ganz leitete und schon bei lebendigem Leibe ein Heiliger war, zu der Wallfahrt bewogen. Ehe er abreiste, ließ er sich von den Großen der Normandie geloben, daß sie seinen noch ganz jungen Sohn, Wilhelm, den ihm die schöne Herlotte, eine Kürschnerstochter aus Falaise, geboren hatte, als Nachfolger anerkennen wollten. Dieser Sohn Robert's ist der nachher so berühmt gewordene Wilhelm II., der wegen seiner Eroberung von England den Beinamen des Eroberers erhielt, und als Stifter einer neuen Dynastie auf dieser Insel Wilhelm I. genannt wird. Sein Vater starb auf der Rückreise von Palästina, als Wilhelm noch nicht das 10. Jahr seines Alters erreicht hatte (1035).*)

Robert hatte für seinen Sohn nicht besser sorgen zu können geglaubt, als daß er ihn dem Schutze des französischen Königs Heinrich I. empfahl, den er allein auf dem Thron erhalten hatte. Er gab aber seinem Sohne außerdem einen nahen mütterlichen Anverwandten, Walther, zum Pfleger und die tapfersten normannischen Hofbeamten zu Vertheidigern; die Letzteren verloren nachher im Kampfe für den jungen Herzog größtentheils das Leben. Wilhelm ward an den französischen Hof gebracht und bildete hier seine angeborene Schlauheit aus, durch die er sich später ebenso sehr wie durch Körperkraft und Kühnheit auszeichnete. Seine Minderjährigkeit stürzte das Herzogthum in große Verwirrung und Gefahr, und die ersten 20 Jahre nach Robert's Tode waren mit Verschwörungen übermüthiger Großen und mit den herrschsüchtigen Bestrebungen mehrerer Verwandten der herzoglichen Familie angefüllt. Auch der König Heinrich war unedel genug, aus den Verhältnissen Vortheil zu ziehen; er behandelte das Herzogthum seines Schützlings eine Zeit lang wie eine Domäne der französischen Krone, unterstützte einzelne Empörer, und ließ sich, wenn er gegen sie auftrat, seine Hülfe recht theuer durch Abtretung fester Plätze bezahlen. Nur der ängstlichen Sorgfalt seines Oheims Walther verdankte Wilhelm als Kind, daß er den Anschlägen seiner Verwandten entging; diese Nachstellungen brachten ihn in nicht geringe Gefahr und Walther mußte ihn oft in den Hütten armer Leute versteckt halten, bis die Getreuen gesammelt waren. Die bedrängten Umstände, in denen Wilhelm aufwuchs, und der verwirrte Zustand der Normandie

*) Robert's wilde Thatkraft im Gegensatze zu seiner Bußfertigkeit hat ihn zu einem Lieblingsgegenstande der Volkssage gemacht; doch ist in dem überaus beliebten Roman „La vie du terrible Robert le diable, lequel fut après l'homme de Dieu", der zuerst 1496 in Paris erschien, die Anknüpfung an das Geschichtliche kaum noch aufzufinden.

während seiner Minderjährigkeit mußten dem jungen Herzog wohl zeigen, daß nur durch gewaltsame Mittel die Ruhe erhalten werden könne; er hatte daher kaum die Regierung angetreten, als er nach einem Plane zu handeln begann, der sich nur dann ausführen ließ, wenn man, wie er that, die Moral immer der Politik unterordnete. Er sah ein, daß seine Verwandten von väterlicher Seite seine natürlichen Feinde, der König von Frankreich aber ein gefährlicher Freund sei; er suchte also die Ersteren zu unterdrücken, dem Anderen ein mächtiges Bündniß entgegenzusetzen und sich in den Anverwandten seiner Mutter, welche Macht und Einfluß gewonnen hatten, sowie in seinen Halbbrüdern eine Stütze im Lande zu verschaffen. Er ertheilte gleich nach seinem Regierungsantritt dem einen der Letzteren, Odo, das erledigte Bisthum Bayeux und belehnte den anderen, Robert, mit den Grafschaften Eu und Moritemil, deren Besitzer, zwei Enkel Richard's I., von Wilhelm verjagt wurden. Dann verdrängte er auch seine übrigen väterlichen Verwandten, Einen nach dem Andern, aus ihren Lehen oder Bisthümern. Gegen den König Heinrich schützte sich Wilhelm durch eine enge Verbindung mit dem mächtigen Grafen Balduin von Flandern, dessen Tochter Mathilde er zur Gemahlin nahm (1053), obgleich dieselbe so nahe mit ihm verwandt war, daß er nach den Kirchengesetzen keine Ehe mit ihr hätte eingehen dürfen. Bald nachher (1054) gerieth er mit dem französischen König in einen offenen Krieg; er schlug ihn, baute neue Festungen, entriß dem Feinde die früher abgetretenen normannischen Plätze, und behauptete dieselben nachher beim Friedensschluß (1059). Drei Jahre später gewann er die wichtige Grafschaft Maine.

Wie Wilhelm sich bei seiner Vermählung nicht im geringsten um die Gesetze der Kirche bekümmert hatte, so fragte er auch sonst weder in weltlichen, noch in geistlichen Dingen nach dem Rechte. Er selbst rühmte sich, daß er dazu berufen sei, den unbändigen Sinn der Normänner zu zügeln. Mit welcher Rücksichtslosigkeit er sein Ansehen gegen die Geistlichkeit und sogar gegen das damals sonst überall gefürchtete Oberhaupt derselben in Rom behauptete, bewies er, als seine Ehe mit Mathilde von der Kirche angefochten wurde. Sein getreuer Rathgeber, der Abt Lanfrane vom Kloster Bec, welcher später als Philosoph und als Erzbischof von Canterbury gleich berühmt geworden ist, hatte ihn vor seiner Vermählung oft vergebens zu bewegen gesucht, den Papst nicht durch eine gesetzlich verbotene Heirath zu reizen. Wilhelm kehrte sich an des gelehrten Abts Vorstellungen eben so wenig, als an den Bannfluch, welchen der Papst Nikolaus II. wegen dieser Ehe gegen ihn schleuderte. Lanfranc reiste hierauf nach Rom und überzeugte den Papst, daß Wilhelm durch nichts zu beugen sei, und

daß unter dem Banne nur die Unterthanen und Geistlichen des Landes litten; Nikolaus war vernünftig genug, nachzugeben, er hob den Bann auf, und genehmigte die Ehe Wilhelm's unter der Bedingung, daß derselbe einige neue Klöster stifte. Ebenso wenig nützte es einige Jahre später einem von Wilhelm mißhandelten Abt, daß er sich an den Papst um Hülfe wandte; der Herzog erklärte den in Begleitung jenes Abts an ihn geschickten päpstlichen Gesandten, in Glaubensangelegenheiten erkenne er zwar ihren Herrn als Oberhaupt an, wenn sich aber einer der Mönche seines Landes erfreche, ihm Ungelegenheiten zu bereiten, so werde er denselben an den ersten besten Baum aufknüpfen lassen. Die Gesandten eilten hierauf mit dem erschreckten Abt unverrichteter Sache zurück.

Das seitherige Verfahren Wilhelm's würde sich noch mit dem Geiste der Zeit und mit der Nothwendigkeit entschuldigen lassen: der Angriff auf England aber, den er im Jahre 1066 unternahm, zeigt einen Mann, welchem Recht und Unrecht gleichgültige Dinge waren, wenn er nur Gelegenheit und Mittel erhielt, die kühnen Abenteurer zu unterhalten, die sein Ruf von allen Seiten her um ihn sammelte. Der englische König Eduard der Bekenner hatte keine Kinder; er ließ den Edgar Atheling, der ein Enkel des Edmund Eisenseite und der letzte Sprößling der angelsächsischen Dynastie war, aus Ungarn nach England bringen und hatte vielleicht im Sinne, ihm die Nachfolge zu verschaffen. Dies war jedoch bei seinem jugendlichen Alter voraussichtlich kaum durchzuführen, da bei den Angelsachsen das Herkommen entschieden gegen die Einsetzung unmündiger Herrscher war. Daher entwarf Wilhelm schon lange vor Eduard's Tod den geheimen Plan, sich unter irgend einem Vorwand Englands zu bemächtigen. Der gewöhnlichen Sage und der Behauptung Wilhelm's nach hätte Eduard selbst, aus Dankbarkeit für die einst bei Wilhelm's Vater und Großvater gefundene Aufnahme, durch ein Testament den Normannen-Herzog zu seinem Nachfolger ernannt. Dies ist jedoch mehr als unwahrscheinlich; denn nicht nur hat Wilhelm selbst nie das Document hierüber beigebracht, sondern es waren auch bei allen germanischen und nordischen Völkern testamentarische Verfügungen über ein Reich ebenso unerhört, als beim Abgang eines Herrschergeschlechts die Einsetzung einer neuen Familie durch freie Wahl der Nation gebräuchlich und unbestritten war. Es könnte freilich wohl der Fall gewesen sein, daß Eduard, von lauter Feinden und noch dazu von solchen, welche größtentheils dem verhaßten dänischen Stamme angehörten, umgeben, dem Sohne und Enkel seiner Wohlthäter, der ihm immer freundlich begegnet war und ihn 1051 in England besucht hatte, eine Zusage über die Nachfolge gemacht hätte; allein diese Annahme bliebe doch

immer nur eine bloße Vermuthung, und würde noch dazu aus dem Grunde sehr verdächtig sein, weil Wilhelm angelegentlich das Gerücht ausspreugen und unterhalten ließ, daß er durch Eduard's letzten Willen zum König von England bestimmt worden sei. Noch weniger stichhaltig war die Behauptung, mit welcher Wilhelm ebenfalls hervortrat, daß Harald, der sich nach Eduard's Tode sogleich des Thrones bemächtigte, ihm einst persönlich sein Recht an England abgetreten, sogar seinen Beistand zur Geltendmachung des vorgeblichen Erbrechts zugesagt und beide Zusagen durch einen Schwur auf sehr heilige Reliquien bekräftigt habe. Jedenfalls baute Wilhelm mehr auf seine Macht, als auf alle wirklichen oder angeblichen Gründe des Rechts. Besonders kam ihm seine Reiterei sehr zu Statten; denn er hatte diese durch seine Sorge für die Pferdezucht, welche seitdem in der Normandie ausgezeichnet geblieben ist, zur berühmtesten in ganz Europa gemacht. Außerdem ließ er aber auch die Nachricht von seinem Vorhaben überall hin verbreiten, und da er als Freund aller tapferen Männer weithin berühmt war, und viele neue Verbindungen schloß, während er die alten zu befestigen suchte, so war es für ihn leicht, ein großes Heer zusammenzubringen. Endlich waren ihm auch die Verhältnisse in Frankreich und England sehr günstig. Ueber das erstere Reich herrschte damals der minderjährige König Philipp I., dessen Vormund, Balduin VI. von Flandern, ein naher Verwandter Wilhelm's war. Von den französischen Großen war nur einer, Conan von der Bretagne, Wilhelm's Feind; dieser hätte ihm allerdings während seiner Abwesenheit gefährlich werden können, er starb aber zur glücklichen Stunde, und das Gerücht sagte, Wilhelm habe ihn durch einen vergifteten Handschuh tödten lassen. Conan's Sohn trat ebenso, wie einige andere französische Grafen, mit Wilhelm in Verbindung. In Betreff der englischen Verhältnisse war es für den Letzteren besonders vortheilhaft, daß Harald, wahrscheinlich um sich beim Volke beliebt zu machen, noch zu Eduard's Lebzeiten seinen eigenen Bruder, den Grafen von Northumberland, Tostig, der seine Unterthanen grausam drückte, hatte vertreiben helfen. Tostig hatte sich, um an seinem Bruder Rache zu nehmen, mit dem Oheim des norwegischen Königs Magnus, Harald dem Harten, verbunden, welcher nach seines Neffen Tode (1047) König von Norwegen geworden war, und ebenso, wie Tostig, den größten Theil seines Lebens auf abenteuerlichen Fahrten zugebracht hatte. Beide landeten gerade zu derselben Zeit, als Wilhelm seinen Eroberungsplan nach England antrat, an der englischen Küste. Wilhelm ward übrigens bei seiner Unternehmung nicht blos vom Glücke begünstigt, sondern er verstand es vermöge seiner großen Schlauheit auch, die Umstände zu seinem Vortheile zu

wenden. Selbst den römischen Papst, den er doch früher durch Rücksichtslosigkeit und Trotz so schwer beleidigt hatte, wußte er in sein Interesse zu ziehen. Da nämlich der Hof und die Geistlichkeit von England mit dem römischen Stuhle in stetem Zwiste lagen, so benutzte dies Wilhelm sehr geschickt, um von dem Papst Alexander II. einen günstigen Ausspruch über sein Recht an England zu erlangen. Für das Papstthum war es von großer Wichtigkeit, daß England völlig in den Kreis der abendländischen Kirche, die gerade damals in einem strengen und ernsten Geiste sich zusammennahm, eintreten möge; das angelsächsische Wesen hatte sich dem Kirchenthum, wie es in Rom und namentlich in Clugny aufgefaßt wurde, niemals recht gefügt; die Normannen aber konnten gerade die auserwählten Rüstzeuge Roms werden. Diese Rücksicht war mächtiger als der Eindruck von Wilhelm's Gewaltthätigkeiten, die doch nur vereinzelte Ausbrüche einer heroischen Natur waren. Der Papst übersandte sogar dem Herzog zu diesem Kriege eine reich gewirkte Kreuzesfahne, ferner einen Ring mit Haaren des heiligen Petrus; Hildebrand, damals noch Archidiaconus, zeigte sich dem Unternehmen besonders günstig.

Wilhelm setzte sich gleich nach Eduard's Tod in den Stand, England anzugreifen. Er hatte bei der Menge der durch seinen Ruf angezogenen Krieger verschiedener Länder bald ein so großes Heer zusammengebracht, daß man die Stärke desselben auf 60,000 Mann angibt. Es ist aber eine sichere Regel, daß man alle solche Angaben um ein Bedeutendes herabsetzen muß. Seine Anstalten konnten dem König Harald nicht verborgen bleiben. Dieser traf sogleich die besten Maaßregeln zur Vertheidigung. Er beschloß, Wilhelm's Flotte, welche aus einer ungeheuren Menge kleiner Fahrzeuge bestand und deswegen leicht in den Grund gebohrt werden konnte, auf der See selbst anzugreifen; er ließ sich aber zu seinem Unglücke durch Tostig's und Harald des Harten unerwartete Landung im Norden der Insel bewegen, seinen Plan wieder aufzugeben und sich mit seiner ganzen Macht zuerst gegen diese Feinde zu wenden. Dies entschied das Schicksal von England. Harald's Heer besiegte und tödtete zwar die beiden verwegenen Abenteurer in dem Treffen bei Battlebridge (25. September 1066), nachdem sie vorher zwei englische Heere unter der Anführung einiger Grafen geschlagen hatten; allein fast zu derselben Zeit (am Michaelstage, 29. September) bewerkstelligte Wilhelm, den bisher widrige Winde zurückgehalten hatten, seine Landung im Süden. Aehnlich wie von Julius Cäsar, da dieser in Afrika landete, wird von Wilhelm erzählt, daß er beim Betreten der englischen Küste strauchelte und auf die Hand fiel; „bei Gottes Glanze", rief er, „ich nehme mit den Händen Besitz von diesem Land." Durch ungerechte Vertheilung

der bei Battlebridge gemachten Beute beleidigte Harald viele der Seinigen; doch scheinen, als er darauf, schon zu spät, ein allgemeines Aufgebot gegen die Normannen erließ, die Engländer die Größe der Gefahr gefühlt und sich zahlreich um ihn gesammelt zu haben. Bei Hastings trafen beide Heere am 14. October 1066 auf einander. Wilhelm, der an Kriegserfahrenheit, an Schlauheit und sogar an Kenntnissen alle seine Zeitgenossen übertraf, stellte sein in zwei Schlachtordnungen gereihtes Fußvolk voran; er selbst stand an der Spitze des ganzen kriegslustigen und kriegsgewohnten normannischen Adels, zu dem sich viele nach Abenteuern und Ruhm strebende Ritter aus Frankreich, Flandern und Deutschland gesellt hatten, und bildete aus ihnen und dem berittenen Theile seines Heeres die dritte Schlachtlinie. In der Morgenfrühe begannen die Normannen den Kampf; ihnen ritt der allbekannte Ritter Taillefer voran, mehrere Schwerter wie zum Spiel emporwerfend und ein Lied von Roland*) singend; doch fanden sie an den Angelsachsen Gegner, die auf ruhmvolle Weise zum letzten Male für ihre Selbstständigkeit und Nationalität fochten. In engeschlossenen Reihen und Schild an Schild gedrängt, zogen die Angelsachsen zu Fuß den beiden ersten Linien der Normannen entgegen; sie trieben dieselben auch nach einem hartnäckigen Kampfe zurück, trennten aber, als sich, vielleicht auf Wilhelm's eigenes Veranstalten, das Gerücht verbreitete, der Herzog sei gefallen, ihre dichten Reihen, um die weichenden Feinde besser verfolgen und niedermachen zu können. Nun rückte Wilhelm selbst mit bloßem Haupt an der Spitze der dritten Schlachtordnung auf sie los; diesem Angriffe erlag ihre Tapferkeit; König Harald selbst fiel nebst zwei Brüdern, und am Abend des blutigen Tages hatte der Normannen-Herzog zugleich die Schlacht und das Reich gewonnen. Doch war sein Sieg nur mit großen Opfern errungen worden; denn von den Normannen sollen nicht weniger als 15,000 geblieben sein, dem Herzog selbst waren drei Pferde unter dem Leib getödtet worden.

An diese Schlacht von Hastings, früher auch Schlacht von Senlac genannt, knüpfen sich so bedeutende Veränderungen, wie sie seit der Schlacht bei Xeres ein einziger Kriegstag nicht hervorgebracht hatte. Ihre folgenschwere Bedeutung war schon den Zeitgenossen klar; mit der Besitznahme von England finden die normannischen Wanderzüge, ja findet gewissermaaßen die deutsche Völkerbewegung ihren Abschluß. Mehrere Jahrhunderte lang bezeichnete die sogenannte „Schlacht-Abtei" (Battle Abbey) den Ort, wo auf der Wahlstatt

*) Es scheint Ueberkritik, wenn man mit Turner diesen Umstand leugnen und dem Taillefer dafür ein Lied von Rollo in den Mund legen will.

am Morgen Harald's Banner und am Abend Papst Alexander's Kreuzfahne aufgesteckt war. Unter den sächsischen Leichen fand sich die des Abtes von Hyde und einer Anzahl von Mönchen; die des Königs Harald, sehr entstellt, wurde erst herausgefunden, als man zu diesem Zweck seine Geliebte, die schöne Editha Schwanenhals, herbeigerufen hatte.

Die Besiegten versuchten zwar auch nach der Schlacht noch, die Fremdherrschaft von sich abzuwenden, sie konnten sich aber über die zu ergreifenden Maaßregeln nicht verständigen; die beiden mächtigsten Großen, die northumbrischen Grafen Edwy und Morkar, zogen sich sogleich in ihre entlegene Grafschaft zurück; Edgar Atheling, den man in London zum König ausrief, war zu jung, um sich an die Spitze stellen zu können; der Erzbischof Stigand von Canterbury war mit dem Papste in Streit und von diesem nicht anerkannt worden; der zweite Geistliche des Reiches aber, Ethelred von York, ließ sich von Wilhelm gewinnen. Ehe man noch zu einem festen Entschluß kam, eroberte Wilhelm den ganzen Süden, und erschien plötzlich vor London. Nun unterwarfen sich ihm die meisten weltlichen und geistlichen Großen, sowie auch Edgar Atheling; er nahm den Letzteren freundlich auf und gab sich überhaupt das Ansehen, als wenn er nicht das Recht eines Eroberers, sondern blos sein Erbrecht geltend machen wollte. Dann versammelte er in London auf ziemlich tumultuarische Weise eine Anzahl Engländer nebst seinen Normannen und ließ sich zum König erwählen, sowie gleich darauf vom Erzbischof von York krönen (am 26. December). Seine Normannen steckten sogar am Krönungstag auf das falsche Gerücht, es sei ein Aufruhr entstanden, einen Theil von London in Brand. Unmittelbar nach der Krönung ward Wilhelm allgemein als König anerkannt, und die Eroberung von England war also in drei Monaten vollendet; die Kronländereien und die Erbschaft Edmund's des Bekenners nahm er als Eigenthum in Anspruch. Doch mußte die erste Unterwerfung des Landes bei den nachher entstandenen Empörungen mühsam vollendet werden. Bei diesen wiederholten Unterwerfungen behandelte Wilhelm das Reich ganz wie ein erobertes Land, tilgte fast alle angelsächsischen Adelsfamilien aus und brachte seine normannischen Barone in die Aemter und Güter derselben. Der Zustand des Landes erlitt eine völlige Umänderung: die Normannen traten als herrschende Klasse an die Stelle des sächsischen und dänischen Adels. Wilhelm stellte in England ein strenges und folgerecht durchgeführtes Lehenssystem auf, wie es in keinem anderen Lande Europas bestand, und beraubte nicht nur das eigentliche Volk seiner Freiheit, sondern beugte auch die normannischen Barone unter den harten Druck einer militärisch-despotischen Königsherrschaft; selbst

die Sitten und die Sprache wurden durch den Einfluß des normännisch-französischen Wesens wesentlich umgewandelt. Da alle diese Veränderungen auf den Gang der nächsten Zeiten vorzugsweise bestimmend eingewirkt haben, so können sie erst im Zusammenhang mit der späteren Geschichte ausführlicher dargestellt werden.

5. Bildung und Litteratur des Nordens von Europa in ihrem Uebergang zu der christlichen des Mittelalters.

1. Einleitende Bemerkung.

Wir glauben, nach den in der Vorrede zu diesem Bande der Weltgeschichte aufgestellten Grundsätzen, auf eine Untersuchung über die Bildung der celtischen und germanischen Völkerstämme in ihrer Urzeit nicht eingehen zu dürfen. Wir werden uns begnügen, einige litterarische Nachweisungen darüber zu geben und diesen hier und da eine allgemeine Andeutung beizufügen. So viele Lieder sich nämlich auch unter dem Namen schottischer, britischer und skandinavischer Barden erhalten haben, so darf man diesen angeblichen Ueberbleibseln aus der Urzeit jener Völker doch nicht unbedingtes Vertrauen schenken, weil sie uns nicht in ihrer ersten und ursprünglichen Gestalt überliefert worden sind. In den Zeiten, als das Christenthum im Norden bereits allgemein eingeführt war, beschäftigten sich viele poetische und patriotische Gemüther damit, die im Gedächtnisse des Volkes erhaltenen Sagen und Lieder der heidnischen Vorzeit niederzuschreiben, und dabei ward diesen nicht nur eine neue Form gegeben, sondern auch manches von den Kenntnissen und Vorstellungen mit aufgenommen, welche durch das Christenthum in den Norden gelangten oder von den Sammlern und Bearbeitern jener Gesänge auf Reisen erlernt wurden. Die Gesänge können also nur dazu dienen, den Zustand der nordischen Völker während ihrer Urzeit ganz im Allgemeinen zu erkennen; für das Einzelne dagegen sind sie eine trübe Quelle. Ueberdies giebt es da, wo keine Entwickelung ist, auch keine Geschichte; ein Fortschritt aber oder überhaupt eine Veränderung des geistigen Lebens zeigt sich in jenen Ueberbleibseln nicht. Alle diese Sagen und Lieder stellen uns nur einen Zustand, aber keine Entwickelung und keine Geschichte der nordischen Völker dar. Eine eigentlich historische Bedeutung erhielt die nordische Urbildung erst von der Zeit an, als sie durch die Ausbreitung des Christenthums in Skandinavien und Britannien einen Einfluß auf die christliche Lehre auszuüben begann und mit der neuen, aus den letzten Zeiten des Alterthums empfangenen römischen Bildung verschmolz. Diese Verbindung der nordischen Bildung mit der christlich-römischen ist daher die Hauptseite, die wir bei der Betrachtung jener Zeit ins Auge fassen.

Ehe wir zur Darſtellung der nordiſchen Urbildung übergehen, iſt es nöthig, einige litterariſche Nachweiſungen über dieſelbe vorauszuſchicken. Die ſchottiſchen oder gaeliſchen Lieder, welche Oſſian's Namen tragen, ſind, wie oben bemerkt, zuerſt vor etwa achtzig Jahren von dem Schotten Macpherſon in einer engliſchen Ueberſetzung bekannt gemacht worden. Sie haben gleich nach ihrer Erſcheinung in der ganzen civiliſirten Welt ein außerordentliches Aufſehen erregt und auf die neue Litteratur, beſonders auf die der Deutſchen zu Klopſtock's und Herder's Zeit, einen großen Einfluß gehabt. Ganz Europa ſtaunte über den neu aufgefundenen ſchottiſchen Homer, und die angeblichen Werke desſelben wurden nicht nur ſogleich in viele Sprachen überſetzt, ſondern auch bei den meiſten Völkern von den Dichtern nachgeahmt. Nicht lange nachher fing man jedoch an, die Echtheit dieſer Geſänge zu bezweifeln; engliſche und deutſche Gelehrte erklärten ſie ſogar geradezu für ein Machwerk ihres Herausgebers Macpherſon. Es iſt hierüber viel geſtritten worden, und obgleich ſpäter die Oſſianiſchen Lieder auch in ihrer gaeliſchen Originalſprache bekannt gemacht wurden, ſo ſchwebt doch über dieſer Frage immer noch einiges Dunkel. Indeſſen iſt jetzt die Anſicht ziemlich allgemein herrſchend, daß die Gedichte Oſſian's kein Werk Macpherſon's ſind, wohl aber von ihm und anderen ſchottiſchen Patrioten im Einzelnen überarbeitet und vielfach umgeändert wurden.

Auch von den Briten in Wales und Cornwallis haben ſich aus der Zeit ihres Kampfes mit den Angelſachſen Heldenlieder erhalten, welche mit den ſchottiſchen und ſkandinaviſchen viele Aehnlichkeit haben; Dichtungen einzelner Barden reichen bis in das ſechſte Jahrhundert hinauf. Patriotiſche Walliſer haben dieſelben neuerdings auf ähnliche Weiſe geſammelt und bekannt gemacht, wie dies in Hinſicht der Lieder aus der ſchottiſchen Urzeit geſchehen iſt; ſie haben aber mit dieſen Reſten der Vorzeit ihres Volkes bei weitem nicht ſo viel Glück gehabt, als Macpherſon, weil ſie nicht, wie dieſer, den Dichtern nachgeholfen haben, und weil die in den Gedichten vorkommenden Namen zu wunderlich klingen. Dieſe altbritiſchen Poeſieen und Erzählungen ſind in einem Buche zuſammengetragen, welches den Titel „Walliſiſche Archäologie“*) führt. Vor Allem fuhren die celtiſchen Briten fort, den Sagenkreis von Artus oder Arthur auszuſpinnen und wir haben dieſe dichtende Thätigkeit ſchon darum zu erwähnen, weil die franzöſiſche Ritterdichtung, und namentlich auch die deutſche auf ihrer Höhe, dieſe celtiſchen Gebilde zum Stoff genommen hat, aus welchem ſie glänzende und gedankenreiche Werke formten. Schon in Bardenliedern

*) Myrvyrian Archeology of Wales, London 1801—7.

des 6. Jahrhunderts kam Arthur vor; in den Chroniken steht es fest, daß er mit dem Zauberer Merlin in Berührung stand, auf dem Festlande große Siege selbst über die Römer erfocht und in Cornwall, wo er gegen einen treulosen Neffen kämpfte, 542 den Tod fand oder vielmehr die Gestalt eines Raben annahm; zu Carlleon in Wales hielt er Hof mit den edelsten Rittern und Frauen. In der schon erwähnten Chronik des Jeffrey oder Gottfried von Monmouth, um 1140, wurde die Artusgeschichte wie die phantastischen Anknüpfungen der britischen Vorzeit an das trojanische und römische Alterthum in ein für jene Zeit anziehendes Ganze gebracht. Weitere märchenhafte Ausschmückungen brachte das höfische Ritterthum hinzu, das im Artushof und der Tafelrunde sein eigenes Ideal sah. Daß aber auch diese weiteren Zuthaten in ihrem abenteuerlichen Farbenglanze zum Theil celtischen Ursprungs waren, scheint sich aus der Sammlung von Erzählungen zu ergeben, welche unter dem Titel „Mabinogion oder die Märchen des rothen Buches von Hergest" vorhanden ist, allerdings in dieser Form erst dem 14. Jahrhundert angehörig; sie ist in englischer Uebersetzung von Lady Charlotte Guest herausgegeben worden.

Von den Skandinaviern ist eine Menge von Sagen und historischen Liedern auf unsere Zeit gekommen. Diese wurden in Island während der kurzen Blüthe der dortigen normännischen Colonie entweder verfertigt oder doch niedergeschrieben. Sie sind nicht nur weit zahlreicher, als die noch übrigen Sagen aller anderen älteren Stämme des germanischen Völkerzweigs, sondern auch mit Ausnahme der angelsächsischen Dichtungen die einzigen germanischen Sagen, welche sich in der heimischen Sprache erhalten haben. Die der anderen germanischen Völker sind uns nur durch die in lateinischer Sprache geschriebenen Chroniken von Paul Warnefried, Jornandes, Gregorius von Tours und einigen anderen Geschichtschreibern überliefert worden, und wir haben bei dem rhetorischen, biblischen und poetischen Stil dieser Schriften oft Mühe, die Spuren der ursprünglichen Tradition aus dem Latein herauszufinden. Die skandinavischen Sagen dagegen sind in der Ursprache selbst erhalten, und dänische Gelehrte haben sich in unseren Tagen um das Studium derselben dadurch große Verdienste erworben, daß sie sie in ihrer ursprünglichen Form bekannt gemacht haben. Uebrigens besitzen wir auch über die Geschichte der skandinavischen Vorzeit lateinisch geschriebene Chroniken, denen ebenso, wie den erwähnten Chroniken anderer germanischen Stämme, alte Bardenlieder und Volkssagen zu Grunde liegen. So haben namentlich Adam von Bremen im 11. Jahrhundert und Saxo Grammaticus im 12. die dänische, Torfäus aber im 17. Jahrhundert die norwegische

Geschichte geschrieben. Diese Männer suchten in dem zierlichen und rhetorischen Stil der Zeiten eines Seneca zu schreiben, und da mußte denn nothwendiger Weise die Darstellung einer furchtbaren barbarischen Heldenzeit oft ein sehr sonderbares Aussehen erhalten. Dessen ungeachtet macht die Geschichte, wie sie Torfäus, Saxo Grammaticus und Adam von Bremen aus und nach den alten Gesängen erzählen, einen eigenthümlichen Eindruck, vielleicht gerade wegen des Contrastes, den die zierliche lateinische Form zum Inhalte bildet. Man kann daher auch in diesen lateinischen Ueberarbeitungen den Geist und Charakter der heroischen Zeit Skandinaviens nicht verkennen. Weit besser aber leuchtet derselbe aus den in der Ursprache überlieferten isländischen Originalgedichten selbst hervor. Von diesen ist diejenige Sammlung die berühmteste, welche unter dem Namen Heimskringla von Snorre Sturleson, dem schon früher erwähnten Verfasser der jüngeren Edda, gemacht und nachher von Anderen fortgesetzt wurde. Wer den ganzen historischen Zusammenhang der skandinavischen Sagen kennen lernen will, muß dasjenige lesen, was Peter Erasmus Müller in einem dänisch geschriebenen Buche, welches „dänische Sagenhistorie" betitelt und 1823 zu Kopenhagen erschienen ist, darüber gesagt hat. Wir verweisen auf diese Schrift eines Geschichtschreibers, der zugleich speculativer Philosoph war, ausdrücklich, weil derselbe die skandinavische Urgeschichte nach jenen Sagen ausführlich behandelt hat, wir aber in dem vorliegenden Werke hierauf durchaus nicht eingehen dürfen. Um sich übrigens von dem ungemein großen Reichthum an Sagen, die uns durch den isländischen Freistaat der Normänner erhalten worden sind, einen Begriff zu machen, braucht man nur eine der verschiedenen Sammlungen derselben zur Hand zu nehmen und die Titel der darin aufgenommenen Sagen zu lesen.

Von den Angelsachsen hat sich eine ganze Litteratur erhalten, die zum Theil noch ungedruckt in englischen Handschriften-Sammlungen liegt. Von dieser Litteratur rührt, soviel wir wissen, kein einziges Stück aus der heidnischen Zeit der Angelsachsen her, obgleich wir überzeugt sind, daß Alles älter ist, als irgend ein Stück der skandinavischen Litteratur. Man muß jedoch in Betreff dieses höheren Alters der angelsächsischen Schriften, welches zu beweisen hier der Ort nicht ist, den Umstand beachten, daß die Skandinavier erst im 11. Jahrhundert und selbst dann noch sehr unvollkommen das Christenthum angenommen haben. Uebrigens kann man über die Bildung der Angelsachsen und über den Gang ihrer Entwickelung mit weit mehr Sicherheit urtheilen, als über die Urzeit der Skandinavier, Briten und Schotten, weil uns von den Ersteren zuverlässigere Berichte überliefert worden sind und weil in neuerer Zeit die englischen Gelehrten Turner

und noch mehr J. W. Kemble ihre Geschichte so sorgfältig geprüft und aufzuklären gesucht haben, daß man ihren Forschungen mit Zuversicht folgen kann. Dies ist um so erfreulicher, da die Angelsachsen auf die Bildung Frankreichs und Deutschlands im Mittelalter einen weit größeren Einfluß gehabt haben, als ihre britischen und schottischen Nachbarn oder als die Bewohner von Skandinavien. Die Angelsachsen kamen nämlich schon früh in eine unmittelbare Verbindung mit Rom; sie hatten daselbst, um nach unserer Weise zu reden, ihre Universität, sie erhielten von dort ihre Lehrer und wurden in Folge davon das erste germanische Volk, dessen Nationallitteratur durch die römische Bildung ganz verändert und umgewandelt ward. Der fränkische König Karl der Große ließ daher die Gelehrten und Bücher, durch welche er seine Völker zu bilden suchte, vorzugsweise aus England kommen, und so wurden die Angelsachsen nicht blos die Lehrer der Franken und der anderen zum fränkischen Reiche gehörenden Völker, sondern sie führten dieselben auch zu jener halb römischen und halb deutschen, halb christlichen und halb heidnischen Bildung hinüber, auf welcher der Charakter der ersten Hälfte des Mittelalters hauptsächlich beruht.

2. Heroische Poesie der schottischen, britischen und skandinavischen Urzeit.

Die schottischen Gesänge, die uns unter Ossian's Namen überliefert worden sind, können zwar nicht wohl für neuere Dichtungen gehalten werden; der historische Sinn sträubt sich aber, auch nachdem die gaelischen Originale derselben bekannt gemacht sind, gegen die in ihnen herrschende Sentimentalität und Regelmäßigkeit, weil diese Charakterzüge mit dem Begriffe einer Urzeit und eines heroischen Lebens nicht vereinigt werden können. Wir lassen jedoch die schwierige Frage über die Echtheit des Einzelnen unentschieden, und bemerken nur, daß, wenn wir den in diesen Gesängen enthaltenen Angaben unbedingt trauen dürften, die in ihnen besungenen Helden der Zeit angehören würden, in welcher die Mitte und der Süden von Britannien unter römischer Herrschaft standen. Jedenfalls ist es, wenn man nicht einer zu großen Zweifelsucht Raum gibt, für gewiß zu halten, daß Ossian's Helden und die Barden, deren er erwähnt, nicht bloße Erfindungen der Phantasie sind, und daß das Gemälde des Lebens der Hochländer, wie es Ossian entworfen hat, mit späteren prosaischen Nachrichten sehr gut übereinstimmt. Wir verweilen bei den Gedichten gleichwohl nicht, weil ein Fortschreiten nicht bemerkbar ist und weil mit dem veränderten Zustande die ganze Idylle des Naturlebens verschwand und die Dichter verstummten. In Irland lebte, wie man

berichtet, der Bardengesang der Gaelen fort, als er im Hochlande von Schottland längst verklungen war. Dort wurden sogar die Lieder niedergeschrieben; denn der Geschichtschreiber der ältesten englischen Poesie, Warton, sagt, der Apostel Irlands, der heil. Patrik, habe 300 Rollen alter heidnischer Dichtungen der Gaelen verbrennen lassen.

Von der Sage und Dichtung der ältesten Briten und von den vielen Tausenden von Versen, welche nach Cäsar, Lucan und anderen glaubwürdigen Schriftstellern in den Druiden-Schulen auswendig gelernt wurden, hat sich nichts erhalten. Die einzige britische Litteratur, die wir kennen, ist die der christlichen Briten, welche unter der römischen Herrschaft die Civilisation und Bildung ihrer Gebieter angenommen hatten, nachher aber von den Angelsachsen in die Gebirge von Wales und Cornwallis zurückgedrängt wurden, in fortwährendem Kampfe mit ihnen verwilderten und auf dieselbe Stufe herabsanken, auf welcher ihre Feinde standen. Das letztere zeigt sich in den Gesängen und Chroniken, welche zu jener Zeit unter ihnen entstanden und mit den schottischen und skandinavischen viele Aehnlichkeit haben. Diese Litteratur muß, nach den Resten zu urtheilen, welche von den Wallisern in neuerer Zeit gesammelt und bekannt gemacht wurden, mitten in den Kriegen und durch die Kriege einen großen Aufschwung erhalten haben, und jene Männer, die sich um die Erhaltung derselben so viele Mühe gegeben haben, versichern, daß die Reste der britisch-wallisischen Poesie weit origineller sind, als alles, was uns von den Angelsachsen überliefert worden ist. Wir dürfen aber nicht, wie wir nachher in Betreff der angelsächsischen Litteratur thun werden, auf eine nähere Bezeichnung und Beurtheilung dieser Gesänge eingehen, weil die Völker des celtischen Stammes, zu denen auch die Briten gehörten, nie in den Bildungskreis des Mittelalters aufgenommen worden sind. Auch zeigt sich in ihnen kein Fortschreiten, keine Entwickelung; die Darstellung feststehender Zustände aber liegt außerhalb der Zwecke der historischen Erkenntniß. Nur wenn wir in den späteren Abschnitten von Volkspoesie ausführlich handeln und der provençalischen oder mittelhochdeutschen Dichtkunst in allen ihren Zweigen folgen dürften, müßten wir bei der Litteratur der Briten länger verweilen; denn die in dieser Poesie so häufig vorkommenden Gesänge von Arthur's Tafelrunde und ihren Rittern und vom heiligen Gral sind, wie oben ausgeführt wurde, von den Briten ausgegangen. Unter den Barden hat nur Taliesin's Name auch auf dem Continent Verbreitung erlangt; die übrigen sind blos den neueren Wallisern oder wenigen Engländern bekannt.

Die durch die isländischen Normänner uns überlieferten skandinavischen Sagen und historischen Lieder sind für die Geschichte des

Nordens sehr wichtig. Wären sie auch nicht wegen der Darstellung der Zustände, die ihre Beglaubigung in sich selbst hat, von großer Bedeutung, so würden sie, selbst wenn viele von ihnen in das spätere Mittelalter, d. h. in die Zeit nach der Einführung des Christenthums, gehören sollten, doch als historische Documente wichtig bleiben. Personen und Begebenheiten der Skalden gelten in der nordischen Geschichte schon so lange für wahr und wirklich, daß die Kritik an ihnen zu Schanden werden würde. Was aber die Schilderungen des Lebens angeht, so wird jeder, der die skandinavischen Zustände späterer Zeit und die Geschichte der in anderen Gegenden angesiedelten Normänner in Erwägung zieht, überall den Charakter wiederfinden, den die Skalden darstellen. Von Ossian's Schwärmerei und Gefühlsamkeit ist bei ihnen keine Spur, die rohe Kraft und irokesische Verleugnung der Schmerzen leuchtet überall hervor. Selbst in der ganz fremdartig zierlichen Bearbeitung, welche diese Sagen bei Saxo Grammaticus, Adam von Bremen und Torfäus erlitten haben, ist der Geist und Charakter der heroischen Zeit nicht zu verkennen. Man sieht die Menschheit auf derselben Stufe stehen, auf der sie überall steht, wo physische Stärke und geistige Ueberlegenheit, nicht Geld und Geburt allein nothwendige Bedingung aristokratischer Vorrechte sind, wo die Beraubung der Schwächeren und Fremden erlaubt und sogar rühmlich ist. Das ganze Leben der Menschenklasse, welche in den skandinavischen Sagen und Liedern geschildert wird, ist entweder ein unaufhörlicher Kampf oder ein fortdauerndes Fest, bei welchem Essen, Trinken und begeisternder Gesang mit träger Ruhe abwechseln; denn Arbeit ward von diesen Helden als ein Schimpf angesehen. Bei den Griechen der älteren Zeit, auf den Südsee-Inseln, im schottischen Hochlande und bei den meisten germanischen Stämmen finden wir dieselben Verhältnisse. Dieser Zustand setzt aber eine schwache Bevölkerung, eine Entfernung aller künstlichen Bedürfnisse und jedes Anspruchs an Bequemlichkeit voraus, wenn er dauerhaft sein soll.

3. Angelsächsische Litteratur.

Auch von den Angelsachsen können wir nicht etwa eine Reihe von bedeutenden Werken, von Fortschritten, welche die Wissenschaft oder die Dichtkunst durch sie gemacht hätte, anführen; aber die unbedeutend scheinenden Arbeiten von Mönchen, Uebersetzern und Nachahmern, die wir aus der angelsächsischen Litteratur anführen werden, erhalten dadurch eine große Wichtigkeit, daß man an ihnen sieht, auf welche Weise sich die Bildung des Alterthums und die christlichen Vorstellungen zuerst mit dem deutschen Leben innig verbanden. Dies ist für uns Deutsche besonders darum wichtig zu wissen, weil Karl der

Große zwar auch aus Italien römische Bildung nach Deutschland brachte, sich aber bei dem Bestreben, diese Bildung in seinem Reiche einzuführen, doch eigentlich mehr des Angelsachsen Alkuin, als der Italiener bediente, die er an sich zog. Die Angelsachsen haben daher für die früheren Zeiten des Mittelalters eine vorwiegende Bedeutung, annähernd wie die Italiener für die späteren. Zweimal ward nämlich im Mittelalter den neuen Völkern Europas eine ganz neue Richtung gegeben: in der früheren Zeit wurde die Bildung durch Geistliche aus Rom in den Norden gebracht, im 13. Jahrhundert durch Lehrer der griechischen und römischen Sprache und Litteratur aus den größeren italienischen Städten überhaupt nach Frankreich und Deutschland. Das erste Mal waren es hauptsächlich angelsächsische Geistliche, welche die spätere lateinische Litteratur in den Norden verpflanzten. Sie verdrängten die frühere Dichtung und Geschichte ihrer Landsleute, setzten eine romanisirte allmählich an ihre Stelle und wandelten dadurch, daß Karl der Große Lehrer und Bücher aus England kommen ließ, auch im fränkischen Reiche die Cultur auf gleiche Weise um.

Dies ist der Hauptgedanke, den man bei der Betrachtung der angelsächsischen Litteratur festhalten muß. Ehe wir ihn jedoch verfolgen und die Art und Weise der angedeuteten Umwandlung zeigen, müssen wir zuerst nachweisen, daß auch die Angelsachsen eine ähnliche Litteratur hatten, wie die gaelischen und kymrischen Kelten und wie die Skandinavier. Dies geht nicht nur aus dem, was uns von Alfred's des Großen Jugendbildung berichtet wird, hervor, sondern es haben sich auch einige Reste der alten heroischen Poesie der Angelsachsen erhalten. In der von dem angelsächsischen Gelehrten Asser verfaßten Biographie Alfred's findet sich nämlich die Angabe, dieser König sei dadurch zum Lesenlernen angespornt worden, daß man ihn auf die alten niedergeschriebenen Heldengesänge und Erzählungen der Angelsachsen aufmerksam gemacht habe. Außerdem hat uns der im 12. Jahrhundert lebende Mönch Wilhelm von Malmesbury eine mit rhetorischem Bombast in poetischer Prosa geschriebene lateinische Chronik hinterlassen, in welcher sich die von ihm benutzten angelsächsischen Heldenlieder ebenso gut wieder erkennen lassen, als die skandinavischen in der Chronik eines Saxo Grammaticus und Adam von Bremen. Wilhelm von Malmesbury sagt sogar mit ausdrücklichen Worten, daß er in seiner Erzählung diesen Gedichten folge. Von den Gedichten selbst haben sich nur wenige in der Ursprache erhalten. Sie gehören insgesammt der christlichen Zeit der Angelsachsen an; es zeigt sich daher in ihnen auch der Einfluß des Christenthums und der neuen Civilisation, obgleich die Dichter die Spuren desselben zu verdecken gesucht haben. Dessen ungeachtet sind sie die einzigen noch

übrigen Werke der angelsächsischen Litteratur, welche nicht romanisirt oder aus dem Einfluß der römischen und christlichen Bildung hervorgegangen sind.

Der Dichter (Scop, Schöpfer) war bei den Angelsachsen eine bedeutende und geehrte Persönlichkeit. Lange Zeit hindurch wurden die Gesänge nur dem Gedächtniß anvertraut und der Erinnerungsschatz des Volkes, ja der ganze Vorrath seines Wissens lag einzig in den Liedern. Dieser Vorstellungsweise verdankt ein vielleicht am Schlusse des 8. Jahrhunderts entstandenes Lied seinen Ursprung, das nach dem Anfang „Sängers Weitfahrt" (Scopes widsith, Travellers song) genannt wird und den Inbegriff einiger nordischen Sagenkreise an eine Reihe von Länder- und Völkernamen anknüpft. Der alterthümliche Ausdruck, der durch Parallelismus und umschreibende Andeutungen gehoben ist, waltet auch in kleineren Liedern belehrenden Inhaltes vor, deren einige die im Norden stets beliebte Räthselform haben. Der bedeutendste Ueberrest aus dem angelsächsischen Heroenzeitalter ist jedoch die epische Dichtung Beowulf (der Name bedeutet etwa Bienenwolf, Specht), deren mythische Grundlage wohl noch aus der alten sächsischen und jütischen Heimath stammt; dieses merkwürdige Gedicht, für die Kenntniß echt uralten germanischen Wesens höchst wichtig, ist nur in einer einzigen, wahrscheinlich dem 10. Jahrhundert angehörigen Handschrift erhalten, die zudem bei einem Brande im Britischen Museum sehr beschädigt wurde.

Das Gedicht erzählt und preist die Thaten des Helden Beowulf, welcher der Sage nach um die Mitte des 4. Jahrhunderts in Jütland erschlagen wurde. Es ist auch für die Erkenntniß der alten Skalden-Manier belehrend, weil es nicht nur dem Inhalt, sondern sogar auch der Sprache nach ebensowohl den Skandinaviern, als den Angelsachsen angehört. Die Sprache dieses Gedichtes gleicht nämlich der Sprache, in welcher die von den Isländern erhaltenen skandinavischen Skalden-Gesänge verfaßt sind, so sehr, daß Thorkelin, der dasselbe 1815 zum ersten Male drucken ließ,*) es geradezu ein dänisches Gedicht nannte. Es ist für uns überflüssig, zu untersuchen, ob das Gedicht ein im eigentlichen Sinne historisches Epos oder eine Romanze im neueren Sinne des Wortes ist; denn auf jeden Fall ist, worauf es hierbei allein ankommt, in demselben die Sitte und das Leben der Heldenzeit der Wahrheit gemäß geschildert, mögen nun die darin

*) In Kopenhagen; von ungleich höherem Werth als diese sehr fehlerhafte Ausgabe ist diejenige, die 1835 von John M. Kemble in London veranstaltet wurde und die außer dem Beowulf noch den Travellers song und das Lied von der Finsbury-Schlacht enthält.

erzählten Thaten, welche an und für sich selbst wenig Interesse für uns haben, wirklich vollbracht oder vom Dichter erfunden sein.

Wir wollen den Inhalt dieses Gedichtes kurz angeben, weil dasselbe nicht so allgemein bekannt und so häufig behandelt ist, als Ossian's Lieder oder als die zahlreichen Gesänge der Skalden, und doch den Geist und die Art und Weise der angelsächsischen und alt-skandinavischen Heldendichtung ebenso gut bezeichnet, als jedes Werk von diesen. Der Dichter beginnt seinen Gesang mit der Schilderung der Vorbereitungen, welche der Seekönig Hrothgar, der Sohn und Nachfolger des vielbesungenen dänischen Königs Halfdan, für einen abenteuerlichen Kriegszug macht. Er beschreibt dann das Hauptschiff desselben mit allem, was in und an demselben ist, bis zu dem hoch über den Köpfen der Krieger flatternden Banner. Dann erscheint Hrothgar selbst. Er ruft seine Kriegsmänner zu einer allgemeinen Versammlung in seine Wohnung, wo eine sehr große Halle ist, welche der Dichter des Königs Heort nennt. Während hier ein Fest gefeiert wird, kommt die Nachricht an, daß ein feindlicher Dämon den Gästen mit boshafter und verderblicher Absicht auflauere. Die unmittelbar darauf folgenden Worte des Dichters beweisen, daß dieser, wie die meisten Skalden, sich in eine Zeit versetzt, die nicht die seinige war, und daß er die biblischen Geschichten und die christlich lateinische Dichtung kennt und benutzt, aber gleich den Skalden das Costüm zu bewahren sucht. Er läßt nämlich bei Hrothgar's Festmahl nach alter Sitte einen Sänger (Scop) auftreten, der von der Weltschöpfung nach Moses, von Kain und Abel, sowie von den bösen Dämonen singt, deren einer, Grendel genannt, zur Maschinerie des Gedichts gehört. Dieser böse Dämon überfällt die schlafenden Krieger (Degen, Thegn) und tödtet ihrer dreißig. König Hrothgar wird seit diesem Tage Allen verdächtig und verhaßt, weil er die Unthat nicht verhütet oder nicht gerächt hat. Zwölf Winter hindurch dauert der Groll des Volks und der Gram des Königs, bis endlich Beowulf einen Kriegszug rüstet, um dem Könige Hrothgar beizustehen, Grendel aufzusuchen und ihn für seine immer noch fortdauernden mitternächtlichen Mordthaten zu bestrafen.

Beowulf ist nicht eigentlich ein See- oder Landkönig, sondern Karl's des Großen Paladinen oder Arthur's Rittern von der Tafelrunde vergleichbar; er heißt bald ein Degen (Thegn), bald Heort Geneſt und Beod Geneſt (Haus- und Bettgenosse) des Königs Higelak. Er wird auch Gebieter der Scyldingi genannt. Sein Vater war Ekgtheow, sein Volk trägt den Namen Geata oder Jüten. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß der Dichter Thaten der Angelsachsen vor ihrer Ankunft in England besingt, da Beowulf und seine Thaten in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts fallen sollen. Der Held versam-

melt ſeine Genoſſen und ſchifft ſich mit ihnen auf einem Segelſchiffe ein, deſſen leichte Fahrt dann der Dichter beſchreibt. Das Schiff landet an Hrothgar's Gebiet, deſſen Küſte von Hrothgar's Degen bewacht wird. Die Beſchreibung dieſer Küſtenwächter und die ihnen in den Mund gelegten Fragen an Beowulf beweiſen, daß der Dichter einer Zeit angehört, wo die Bewaffnung ſchon ritterlich war. „Wer ſeid ihr", ſagt einer der Wächter, „die ihr eine geharniſchte Schaar bewaffneter Männer über die Wogen bringt? Kommt ihr über die See, um den Frieden des Landes zu ſtören? Ich halte hier Wache, damit keinerlei Feind der Dänen Land mit einem Heere, das er auf Schiffen zu uns gebracht, zu verwüſten im Stande ſei." Beowulf hält auch ein Geſpräch mit Wulfgar vom Wendel-Volk, dem er ſagt, er wolle mit ſeinem Ealdor reden. Dieſer Ealdor iſt Hrothgar. Wie Beowulf zu ihm geführt wird, ruft er: „Heil dir, Hrothgar! Ich bin Higelak's Blutsfreund, ein geborener Degen; viele Thaten habe ich ſchon in meiner Jugend gethan. Mir eröffnete der, dem mein Geburtsland gehorcht, das, was Grendel verübt hat" u. ſ. w. Er wird dann freundlich empfangen, Bänke werden in die Bierhalle geſtellt, das Feſtmahl beginnt, der Sänger erſcheint und ſingt. Diesmal Frieden in Heort; aber Hunferth iſt neidiſch auf Beowulf; er wirft ihm vor, daß er als Seekönig oder Wikinger Raub und Mord geübt hat. Beowulf beginnt ſeine Antwort, welche in der Anführung ſeiner tapferen Thaten beſteht, mit den Worten: „Was für einen Wortſchwall, mein Freund Hunferth, haſt du geſprochen, trunken von Bier!" Nachdem Beowulf ſeine Thaten aufgezählt hat, erſcheint auch die Königin und reicht ihm als ihrem Gaſte den Ehrenbecher. Die Beſchreibung des Feſtes wird dann fortgeſetzt. Die Königin, „rund um mit Gold umkränzt", ſetzt ſich zu ihrem Herrn, bis dieſer mit den Seinen zur Ruhe geht. Dann betet die Königin „zum König der Herrlichkeit gegen Grendel", und der Hausmeiſter führt Beowulf an den Ort, wo er ruhen ſoll.

Jetzt beginnt die Verwickelung, Grendel rüſtet aufs neue mitternächtlichen Mord; ſeine Erſcheinung wird ausführlich beſchrieben. Beowulf erwacht, als einem ſeiner Genoſſen mit dem Streitkolben der Kopf zerſchmettert wird; er beginnt den Kampf mit Grendel und verjagt ihn. Jubel im Volk und ein neues Feſt belohnt den Helden. Der König gibt ihm in der Halle Ehrengeſchenke, nämlich Halfdan's Schwert, ein goldenes Banner, einen Helm und ein Panzerhemd. Ein großes Schwert mit Zierrathen ſahen Viele vor dem Helden hertragen, und ſein Helm, die Burg des Haupts, war oben mit einem Helmkranz umgeben, um die Schneide des Schwerts abzuhalten. Acht Stuten führte man dann herbei, mit Sätteln und reichem Zeug verſehen. Dann folgt eine Anführung anderer Gaben, eine moraliſi-

reude Abschweifung und eine Episode vom Kriegszug gegen die Finnen, welche Hrothgar's Sänger, wie es heißt, „hinter dem Tische der Methtrinker" sang. Gleich nachher wird die Königin beim Feste redend eingeführt. Um ihren Sitz stehen ihre Kinder und ihre jungen Freunde. Wie sie geredet hat, beginnt der Sänger wieder. Dann spricht sie vor der Versammlung: „Nimm dies Armband, theurer Beowulf, möge es Vorbedeutung deines künftigen Lohnes sein; und diese Kleider, genieße ihres Reichthums." Nach dem Feste legen sich Alle zur Ruhe, und diesmal mordet nicht Grendel, sondern dessen Mutter an einem von Beowulf's Lager entfernten Platze, nicht einen von seinen, sondern von Hrothgar's Freunden. Er klagt: „Todt ist Aeschere, der Sohn Irinelate's, der Bruder der Aeltermänner, einer von meinen Run-witan, von meinen Raedbora." Nun erst zieht Beowulf aus, um Grendel aufzusuchen. Er nimmt auf diesem Zuge das berühmte Schwert, Hrunting genannt, mit sich, und bittet beim Abschiede Hrothgar, daß, wenn ihn Hilda, die Kriegsgöttin, wegnehmen sollte, er die Geschenke, die er empfangen habe, an seinen Lehnsherrn Higelak senden möge. Der Kampf mit Grendel und seiner Mutter ist abenteuerlich genug und ganz in der Manier späterer Romanzen. Grendel's Mutter greift den Helden als Seewolf an, sein berühmtes Schwert schneidet nicht, er liegt am Boden, aber ein Zauberschwert der alten Riesen, das von ihrer Arbeit ist, rettet ihn. Grendel's Mutter fällt durch einen Streich des Schwerts, und Grendel's Haupt wird Hrothgar überreicht. Beowulf kehrt in seine schwedische Heimath und regiert noch viele Jahre glücklich, bis er in hohem Alter eine ähnliche That zum Heil der Seinen unternimmt, wie diejenige war, die ihm als Jüngling Ruhm und Macht verschafft hatte; er bekämpft einen verwüstenden Drachen, tödtet ihn auch, geht aber am Giftbisse desselben zu Grunde, wie Thor am Geifer der Midgardschlange. Daß es in diesem Gedichte, welches im Allgemeinen den Ton eines strengen rauhen Heldenthums trägt, auch am Ausdruck ernster und milder Gefühle nicht mangelt, mag aus wenigen Stellen hervorgehen, die wir dem letzten Abschnitt entnehmen. Beowulf, der das Nahen des Todes empfindet, widmet seinem Volke die Schätze, die er dem Drachen abgenommen; er hat „die rothen Ringe mit der Lebensflamme redlich bezahlt", nun sollen sie die Noth der Leute lindern. „Nicht lang werd' ich noch hier bleiben", spricht er; „heißet die Kriegberühmten einen Hügel herstellen, über dem Bühel blinkend an der Brandungsklippe, daß die Seefahrer ihn sehen und nennen Beowulf's Burg, wenn sie die schäumenden Barken über die dunkle Fluth fernhin steuern." Und als man den Todtenhügel errichtet hatte, legte man hinein Rüstzeug und Schmuck, so daß nun unter Kies und Erde das Gold lag, unnütz

wie zuvor. „Dann ritten um den Hügel Edelinge, es waren deren zwölf; sie sprachen und sangen zu seinem Preise, wie es recht ist, daß Männer ihren holden Herrn mit Worten loben, wenn er fort muß aus der Leibeshülle. Sie sagten, daß von allen Königen der Welt er der freigebigste gewesen und freundlichste, dem Volke der mildeste und nach Edlem begierig."

Wir glauben, daß das Angeführte hinreicht, um die Art von Bildung und Litteratur, der das Gedicht angehört, zu bezeichnen. Diese ist offenbar die skandinavische oder nordische überhaupt, die den Angelsachsen von ihrer Heimath her eigen war, die wir also gelegentlich bezeichnen wollen, obgleich wir bei den Angelsachsen zunächst nur darum verweilen, weil sie die römische Litteratur den germanischen Stämmen näher brachten und ihr eine Bedeutung im deutschen und nordischen Lande gaben. Unter denjenigen angelsächsischen Liedern, die nicht geistlichen Inhaltes sind, ist das Siegeslied auf Athelstan und die Schlacht von Brunaburg hervorzuheben. Es beginnt mit dem Lob Athelstans und seines Bruders Edmund, wie überhaupt der Bewohner von Wessex und Mercia, die den Sieg erfochten haben. Sodann beschreibt der Dichter die Flucht des Olaf (Anlaf) und preist die überwiegende Macht seiner Landsleute; die Schilderung begleitet das besiegte Heer nach Dublin, den siegreichen König nach Wessex. Dieser Gesang verhält sich zum Beowulf in litteraturgeschichtlicher Beziehung ähnlich wie das deutsche Ludwigslied zum Hildebrandliede. *)

Die römischen Schulen der Angelsachsen und die in denselben gebildeten Lehrer verdrängten leicht die alte Dichtung und also auch die alte Bildung mit der daran geknüpften Lebensweise, weil die Angelsachsen, wie die Römer, in Gesetzgebung, Staatseinrichtung und Verwaltung, kurz in allem Politischen groß und unübertroffen, in der Poesie aber so wenig ausgezeichnet waren, daß man ohne Schwierigkeit die alten, dem Inhalt und der Form nach prosaischen Gedichte durch andere ähnliche ersetzen konnte. Das thaten die Geistlichen und Mönche, in deren Gewalt die Litteratur kam, indem sie die alten Gedichte nach Alfred's Zeit nicht mehr abschreiben und verbreiten ließen, dagegen aber biblische oder doch wenigstens christliche Gedichte in Umlauf brachten. Als Vertreter dieser kirchlich-religiösen Dichtung ist der Mönch Caedmon aus dem Kloster Whitby zu betrachten, der

*) Als Parallele darf wohl angeführt werden, daß Ludwig's Tapferkeit in dem deutschen Liede genau mit derselben Wendung gepriesen wird, wie diejenige Athelstan's und Edmund's im angelsächsischen. Dort heißt es: „Schnell und kühn, das war ihm angestammt" (snel unde kuoni, daz waz im gekünne); und hier kämpfen die Kinder Eduard's „wie ihnen angeboren war von den Geschlechtsverwandten" (swa him geæthele waes from cneo-maegum).

selbst frühe Gegenstand der Legende wurde. Nach Beda's Berichten war er dem Kloster als Hirte zugehörig und zeigte keine besondere Begabung, bis er durch ein Traumgesicht aufgefordert wurde, geistliche Dinge zu besingen, und am nächsten Morgen den Klosterleuten eine herrliche Dichtung über die Schöpfung vortrug. Die einzige Handschrift, welche Caedmon's Dichtungen enthält, befindet sich in Oxford, doch ist anzunehmen, daß dieselben wohl in der Weise, die er zuerst unter den Angelsachsen schuf, doch nicht gerade von ihm selbst abgefaßt sind. Sie gehören theils dem Kreise des alten, theils dem des neuen Testamentes an. Zuerst erzählt der Dichter die Vertreibung der gefallenen Engel und folgt in freiem Gange der biblischen Darstellung bis zur Opferung Isaaks; vereinzelt reiht sich der Auszug aus Aegypten und das Leben Daniels an. Der zweite Theil ist kürzer; er beginnt mit einer höchst lebendigen Schilderung der Berathung Lucifer's mit den Seinen. Wenn hier die Vergleichung mit Milton nahe liegt, so ist doch zu bemerken, daß bei Caedmon die Sprecher nur Niedergeschlagenheit und Verzweiflung ausdrücken; denn durch die Menschwerdung Christi ist das Böse vernichtet, das sie nach der Schöpfung Adams in die Welt zu bringen vermochten. Christi Höllenfahrt reiht sich an; mit der Himmelfahrt und einer Weissagung des Weltgerichts schließt die Dichtung, in ihren Bruchstücken reich an Stellen voll Kraft und rauher Erhabenheit. Wo sie sich auf Kriegshelden wie David und Nebukadnezar bezieht, kommt sie den Heldenliedern im Ton sehr nahe. Caedmon's Gedicht ist unter dem Namen der Paraphrase bekannt, weil die Geschichte vom Fall der Engel eigentlich nur eine Einleitung zu einer Paraphrasis oder Umgestaltung der Erzählung Mosis von der Schöpfung und von der Geschichte der Erzväter ist. Von den übrigen Dichtungen, die ihren Stoff aus den biblischen Schriften nehmen, ist eine Judith wegen ihres Werthes hervorzuheben; wie denn überhaupt der Inhalt dieses apokryphischen Buches im Mittelalter sehr beliebt war und Anspielungen darauf selbst in Volksliedern vorkommen. Ferner hat man zu Vercelli zwei angelsächsische Epopöen aufgefunden, deren eine die Legende des heiligen Andreas, die andere die Entdeckung des heiligen Kreuzes durch Helena, die Mutter Constantins, erzählt; beide sind unter dem Titel „Andreas und Elene" von Jakob Grimm herausgegeben. Der Verfasser des letztgenannten Werkes, von dem auch einige andere religiöse Gedichte herrühren, gibt im Nachwort mit eingeflochtenen Anfangsbuchstaben seinen Namen Cynewulf an.

Diese und andere Arbeiten von ähnlicher Art mußten der eigentlichen Volksbildung und der fortschreitenden Civilisation förderlich sein, weil sie die Gemüther eines Volks, dem poetische Unterhaltung

und Lectüre Lebensbedürfniß war, auf eine dem veränderten Zustande angemessene Art unterhielten. Man schuf aber auch eine lateinische Poesie unter einem deutschen Volke. Diese Poesie und die damit zusammenhängenden lateinischen Studien rief nachher Karl der Große an seinen Hof und in sein Reich, als er aus seinem deutschen Königreich ein römisches Kaiserthum machen wollte. Es entstand nämlich bei den Angelsachsen seit dem Ende des 7. Jahrhunderts eine lateinische Schuldichtung und Schulbildung, welche mehrere Jahrhunderte lang die Producte der unglücklichsten Zeiten des römischen Reichs zum Muster nahm, sie in den Schulen gebrauchen und nachahmen ließ, und den Theil der Nation, der in den Schulen gebildet war, dahin brachte, daß er mit Verachtung auf die vortreffliche Volkssage und Volkspoesie herabsah. In einem blos für Gelehrte bestimmten Werke würden wir die Arbeiten der gelehrten Dichter anführen, welche im 8. Jahrhunderte eine angelsächsisch-lateinische Dichtkunst schufen und durch Alkuin auf den Continent brachten; für unsern Zweck ist es aber genug, die berühmteren Namen zu nennen.

Unter diesen Männern, welche die künstliche und gekünstelte lateinische Poesie des ganzen Mittelalters, nicht blos der Angelsachsen, eingeleitet haben, glänzt vor allen Andern der im Jahre 709 gestorbene Bischof Aldhelm, dessen Gedichte auch auf dem Continent als Meisterstücke betrachtet und nachgeahmt wurden. Er erfand tausend Künsteleien und kindische Spielereien mit Sylben und Buchstaben, mit Anagrammen und Alliterationen, und sein sogenannter viereckiger Vers (quadratum carmen) ist das Meisterstück klösterlicher Verskünstelei. Wir können uns auf die Erklärung dieser poetischen Spielereien hier nicht einlassen, weil dies zu weit führen würde; aber wir dürfen nicht übergehen, daß einzig schon aus Aldhelm's Gedichten zu ersehen ist, wie das Reimen nicht erst durch die Araber in die Dichtung der Abendländer und besonders in die lateinische Poesie kam, deren echtem Wesen diese Form ganz fremd ist. Aldhelm selbst gebrauchte den Reim seltener, die zunächst folgenden Dichter aber (von 700 bis 750), unter denen sich auch Bonifacius, der Apostel der Deutschen, befand, um so häufiger. Diese mönchischen Dichter müssen hier genannt werden, weil ihre Arbeiten im ganzen Mittelalter Lectüre der Gebildeten waren. Die ausgezeichnetsten und gelesensten unter denselben waren außer Aldhelm: Beda, genannt Venerabilis, der uns jedoch als Geschichtschreiber, ja, obwohl seine Werke lateinisch abgefaßt sind, als volksbildender Schriftsteller ungleich höher steht als durch seine Verse; ferner Bonifacius, Leobgitha, Cena und Ethilwald. Auch Karl's des Großen Freund Alkuin gehörte dazu; er hat sich aber seine Verdienste um die Litteratur auf einem

anderen Felde und in einem anderen Lande erworben, und die Würdigung derselben muß daher einem der späteren Abschnitte vorbehalten bleiben. Doch darf hier nicht unerwähnt gelassen werden, daß er es war, der in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten, welche Karl der Große aus Italien zu sich berief, die künstliche Versmacherei in das fränkische Reich verpflanzte. Während diese bald nachher auf dem Continent herrschend wurde, ward dagegen unter den Angelsachsen, ein Jahrhundert nach Alkuin's Zeit, durch Alfred den Großen die Nationalsprache wieder zu Ehren gebracht.

Alfred der Große, dessen wir zum Schlusse noch gedenken müssen, erwarb sich die größten Verdienste um die Bildung der Angelsachsen, und zwar nicht etwa blos um die Bildung der Vornehmen und Geistlichen, sondern um die gesammte Nation. Dieser König schlug den rechten Weg ein: er schuf mit Hülfe der lateinischen Litteratur eine neue Volksbildung, und ließ nicht, wie Karl der Große und seine Nachfolger, eine hierarchisch aristokratische, dem Volke fremde erschaffen. Er sah, als er König wurde, nicht blos das äußere Glück und die politische Selbstständigkeit seiner Nation fast ganz zerstört und vernichtet, sondern auch die angelsächsische Litteratur befand sich, wie er selbst in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Gregor's Pastoralien sagt, in einem traurigen Zustand und sogar das Lesen und Schreiben war selten geworden. Als er daher das Land von den Feinden gereinigt hatte und dann den seinem Volke von jeher eigenthümlichen bürgerlichen Einrichtungen, der Gesetzgebung, der Gerichtsverfassung und dem Wehrsystem, also den Grundlagen aller wahren Civilisation, eine systematische Form gab, suchte er wieder eine ächte und vollständige Nationalbildung zu wecken. Uebrigens war damals die Bildung unter den Angelsachsen nicht, wie zu Karl's des Großen Zeit unter den Franken, ganz erloschen. Das geht sowohl aus dem Vorhergehenden, als auch daraus hervor, daß Alfred seine Lehrer und Freunde nicht, wie Karl der Große, aus der Fremde zu holen brauchte. Er rief die angelsächsischen Gelehrten Wernfrith, Bischof von Worcester, Plegmund und Athelstan, alle drei aus Mercia, an seinen Hof, um sich selbst von ihnen unterweisen zu lassen; fremde Gelehrte zog er erst später herbei. Unter diesen Fremden war Grimbald, der für den römischen Kirchengesang, welchen Karl der Große durch Italiener unter den Franken hatte fördern und emporbringen lassen, sehr thätig war und deshalb als großer Musiker gerühmt wird; er scheint aber nicht sehr freundlicher Natur gewesen zu sein. Erigena legte unter Alfred den Grund zu den philosophisch-theologischen Studien, welche später unter den Normannen durch Anselm und Lanfrane zur Hauptwissenschaft der Schulen gemacht wurden. Den

Mönch Asser, dem wir die genauen und vortrefflichen Nachrichten über Alfred's Leben und Wirksamkeit verdanken, rief der König aus der westlichsten Gegend des Landes Wales zu sich.

In allen Bestrebungen Alfred's zeigt sich königliche Weisheit, nirgends mönchische Beschränktheit. Er sorgte durch die Auswahl der von ihm übersetzten und unter das Volk gebrachten lateinischen Schriften für das Gemüth, weil er fühlte, daß ein germanischer Stamm unter britischem Nebel einer gemüthlichen geistigen Nahrung bedürfe. Er sorgte aber zugleich auch für ein dem äußeren Leben nützliches Wissen; denn er erkannte, daß sowohl das äußere Leben in England, als die Sicherheit seiner Angelsachsen auf den Gewerben und der Schiffahrt beruhe. Dies Alles zeigt sich aufs deutlichste in der Auswahl und Behandlung der Schriften, die er theils selbst übersetzte, theils durch Andere übersetzen ließ. Das Hirtenbuch (liber pastoralis) Gregor's des Großen übersetzte Alfred selbst, weil er es seinen Geistlichen und Bischöfen als eine Anweisung, wie sie die Sittlichkeit fördern sollten, empfehlen wollte. Die Mängel, die wir in diesem Buche entdecken, waren zu jener Zeit unbedeutend, und der Einfluß, den der päpstliche Klerus durch die Befolgung der päpstlichen Regeln des Forschens und Spürens erlangen mußte, war bei der damaligen Verfassung Englands unschädlich. Die Dialoge desselben Papstes übersetzte nicht Alfred selbst, sondern Bischof Wernfrith; Alfred schrieb aber eine Vorrede dazu, welche dadurch anziehend ist, daß er sich darin über Litteratur überhaupt und über ihren Zustand unter den Angelsachsen seiner Zeit insbesondere ausführlich ausspricht. Daß Alfred die abenteuerlichen Wundergeschichten, welche den Inhalt dieser Dialoge bilden, seiner Geistlichkeit vor anderen Büchern empfahl, hat seinen Grund theils in der Sittenlehre, die sich gelegentlich doch auch darin findet, theils in dem Gedanken, daß ein verwildertes Volk auf anderem Wege zur Religion geleitet werden müsse, als ein gebildetes oder verweichlichtes Geschlecht. Zu den Hauptschriften, welche Alfred selbst in die angelsächsische Sprache übertrug, gehören Augustin's Selbstgeständnisse und Boëthius' Trost der Philosophie. Von der Uebersetzung des ersteren Werkes haben sich nur einige wenige Zeilen erhalten; die des Letzteren aber ist neulich von dem Engländer Rawlinson in ihrer echten und wahren Gestalt nach den Handschriften bekannt gemacht worden. Alfred hat des Boëthius' Schrift nicht sowohl übersetzt, als vielmehr eigentlich nur benutzt, um seine eigene, durchaus praktische und gemüthliche Philosophie bescheiden zu entwickeln. Er suchte in diesem Werke seine Landsleute zu belehren, wie sie durch die Schale des Christenthums, welche sie aus Gregor's Dialogen kennen lernen konnten, in den Kern desselben eindringen,

und ganz besonders wie sie Theologie und Philosophie praktisch anwenden und den Umständen und Bedürfnissen ihres Lebens, sowie der bedrängten Lage eines von allen Seiten bedrohten Staates anpassen sollten.

In den angeführten Schriften und in einigen anderen, die wir übergehen, sorgte der große König, von tüchtigen Männern unterstützt, für innere Bildung und Sittlichkeit; er suchte aber seine Angelsachsen auch mit Geschichte, mit Geographie und mit den mathematischen Wissenschaften bekannt zu machen. Er entwarf, als nothwendigen Anhang zu seiner Uebersetzung des Boëthius, ein Leben Theodorich's des Großen. Was die realen Wissenschaften angeht, so ließen sich mehrere Stellen der Uebersetzung des Boëthius anführen, in denen er sehr gute astronomische Kenntnisse beweiset. Seine Kenntnisse in der Schiffsbaukunst trugen viel dazu bei, daß er eine Flotte schaffen konnte, welche die Fremden von der Küste abhielt und Entdeckungsfahrten in entlegene Gegenden des Nordens unternahm. Er übersetzte die Weltgeschichte des Orosius und Beda's „Kirchengeschichte des Volkes der Angeln", wobei zu bemerken ist, daß „Historia Ecclesiastica" nicht dasselbe bedeutet, wie in unserer Zeit, sondern nur eine Geschichtserzählung, die vom kirchlichen Standpunkte ausgeht und die christlichen Zeiten vorzugsweise berücksichtigt. Durch dieses Werk wie durch andere hat Beda der Ehrwürdige auf den Unterrichtsgang im Mittelalter weithin eingewirkt. Wenn Alfred vermittelst der Uebersetzung des Orosius seine Unterthanen mit der alten Geschichte nach dem Gesichtspunkte jener Zeiten bekannt machte, so zeigt sich ein hoher Verstand darin, daß er ihnen nun auch das beste Werk über ihre eigene Vergangenheit eröffnete. Diese Uebersetzung des Beda gab wahrscheinlich den Anstoß zur Abfassung der Sachsenchronik, die in heimischer Sprache, bald notizenhaft, bald erzählend, bis auf das Jahr 1154 fortgeführt wurde.

III. Geschichte Italiens und der Franken in den ersten Zeiten des Mittelalters.

1. Die Franken bis auf Chlodwig's I. Tod.

Die Franken waren ursprünglich kein besonderer Volksstamm, sondern eine jener Vereinigungen mehrerer germanischen Völkerschaften, die sich vom zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an zu bilden begannen. Sie bestanden aus Brukterern, Chamaven, Chatten, Sigambrern und anderen Völkern, und werden zuerst um die Mitte

des dritten Jahrhunderts erwähnt. Ihr Gesammtname Frank bedeutet wohl ursprünglich soviel als kühn oder trotzig, ungebunden; er enthält insofern den Begriff der Freiheit, welcher in der späteren Wendung frank und frei überwiegt.*) Schon früh trennten sie sich in zwei Zweige, in die Ripuarier, welche die Ufer des Niederrheins bis aufwärts an die Lahn in Besitz nahmen, und in die Salier, die sich an der Waal und Maas niederließen; den Namen der letzteren leiten einige von der fränkischen Saale, wo das Volk früher gewohnt habe, andere von dem Fluß Yssel oder Issala her. Ueber die Ersteren herrschte der Sage nach zur Zeit des römischen Kaisers Honorius ein König Pharamund. Unter dem Sohne und Nachfolger desselben, Clodio, scheinen die Ripuarier und Salier wieder in Ein Volk vereinigt gewesen zu sein. Bei seinem Tode (gegen das Jahr 450) trennten sich beide Theile der Franken aufs neue von einander, und die Herrschaft über die salischen Franken erhielt Clodio's jüngerer Sohn, Mervich oder Meroväus**), während der ältere, dessen Name nicht bekannt ist, Oberhaupt der Ripuarier ward. In der Schlacht bei Chalons sur Marne kämpften die Ersteren auf Seiten der Römer, die Letzteren auf Attila's Seite. Als bald nachher des Meroväus Nachfolger, Childerich, seine Franken mit Uebermuth behandelte, verjagten ihn diese und riefen den Römer Aegidius, der sich um Soissons eine unabhängige Herrschaft gegründet hatte, zu ihrem Könige aus, oder vielmehr sie traten zu ihm in dasselbe Verhältniß, in welchem sie früher zu den römischen Kaisern gestanden hatten: sie ertheilten ihm den königlichen Namen und verpflichteten sich, ihm Kriegsdienste zu leisten, blieben aber in ihren inneren Angelegenheiten ganz selbstständig. Aegidius suchte sie in eigentliche Abhängigkeit von sich zu bringen und fing an, Steuern bei ihnen zu erheben, brachte sich aber dadurch um die Herrschaft. Die Franken lösten die Verbindung mit ihm wieder auf und erkannten den zurückkehrenden Childerich von neuem als ihren König an. Childerich, bei Frauen beliebt und noch im Alter ein stattlicher Mann, hatte die acht Jahre seiner Verbannung bei einem Könige in Thüringen verlebt; bei seiner Heimkehr folgte ihm die Gemahlin desselben, Basina, mit Aufgebung des hei-

*) Wir schließen uns hier, soweit unsere Aufgabe es zuläßt, an Thierry und an F. Wachter an; die Ableitung von einer Waffe, der Frame, oder von der Streitaxt Franca, Francica wird nur noch von Wenigen festgehalten. Die allbekannte Redensart bedeutet nach J. Grimm: Franke, und als solcher frei.

**) Die Geschlechtsleiter des Chlodwig oder Chlodowech (bei den Franzosen Clovis) läßt sich mit Sicherheit nicht über seinen Vater hinaus verfolgen. Die Ableitung der Familienbezeichnung Merovinger von dem historisch sehr undeutlichen Meroväus ist unsicher; eine andere, vom Namen der Landschaft Merwe an Maas und Waal, ist mindestens unerwiesen.

mischen Ehebandes nach; sie gebar ihm den Chlodwig. Aegidius starb um diese Zeit und sein Sohn Syagrius war viel zu unkräftig, als daß er den entrissenen Vortheil hätte wieder erringen können. Uebrigens herrschte Childerich nur über einen Theil der salischen Franken; sein Gebiet, in welchem Tournay oder Doornyk der Hauptort war, erstreckte sich nur von der Maas und Waal bis zur Somme; die anderen Stämme hatten besondere Könige. Unter seinem Sohne und Nachfolger Chlodwig I. aber, der ihm, 15 Jahre alt, folgte (481), wurden allmählich nicht nur alle Salier, sondern auch die ripuarischen Franken mit einander vereinigt und durch weitere Eroberungen ein ausgedehntes fränkisches Reich gegründet, aus welchem nach drei bis vier Jahrhunderten Frankreich und Deutschland hervorgingen. Mit Chlodwig beginnt auch zuerst die sichere und zusammenhängende Geschichte der Franken. Seine Nachkommen, die Merowinger, behaupteten sich bis ins 8. Jahrhundert im Besitze der Herrschaft.

Als Chlodwig König ward, hatten die fränkischen Völkerschaften das ganze Land am Niederrhein und in Belgien bis zur Somme hin inne; zwischen der Somme, dem Kanal und dem atlantischen Meere oder mit anderen Worten in dem Lande Armorica hatten sich die aus England geflüchteten Briten niedergelassen und eine Art von Staatenbund gebildet; im Süden der Loire bis nach Spanien hinein einerseits und bis nach der Provence andererseits herrschten die Westgothen; östlich von ihnen und südlich von den Franken wohnten die Burgunder, die sich nach und nach von Wallis an bis nach Langres und Avignon und bis an die obere Loire ausgebreitet hatten und in weit überwiegender Zahl dem arianisch-christlichen Glauben huldigten; zwischen ihnen, den Franken und den Westgothen lag das Reich des Syagrius, der einzige Ueberrest des kurz zuvor untergegangenen weströmischen Reiches; im Osten endlich besaßen die Alemannen das ganze linke Rheinufer von der Lahn-Mündung an bis an die Grenze der Burgunder. Die Alemannen hatten auch das rechte Rheinufer, sowie einen großen Theil der Schweiz besetzt und sich südöstlich bis zum Lech hin ausgebreitet. Dort grenzten sie an das germanische Volk der Bojarier oder Baiern, welches zwischen Lech, Donau und Enns wohnte. Im Norden der Letzteren saßen die Thüringer, welche ihren Wohnsitz von den Grenzen der Franken, Alemannen und Baiern an bis zum Harz ausgedehnt hatten. Nördlich von ihnen hatten die sächsischen Völkerschaften fast das ganze Land zwischen der Elbe und den Franken inne, und von Antwerpen bis nach Jütland wohnten an den Nordsee-Küsten, vom Zuyder See an bis zur Weser in Einem Strich, von dort an nur an einzelnen Stellen, die Friesen.

Chlodwig I. war ein habgieriger und herrschsüchtiger Mann, der, wie der Longobarden-König Alboin und der Ostgothe Theodorich der Große, durch seinen unternehmenden Sinn eine große Bedeutung für die Länder des zerfallenen römischen Weltreichs erhalten hat. Er war kaum einige Jahre König, als er seine Herrschaft auszubreiten anfing. Zuerst griff er, von einigen anderen fränkischen Königen, namentlich von Ragnachar, der in Camerich oder Cambrai residirte, unterstützt, den Römer Syagrius an. Er trug 486 bei Soissons einen vollständigen Sieg über ihn davon und verjagte ihn dann aus seinem Lande. Syagrius flüchtete sich zu dem westgothischen König Alarich II., welcher schwach genug war, ihn auf die Drohungen des Franken-Königs auszuliefern. Chlodwig ließ ihn in der Stille umbringen. Er war durch diese Eroberung Herr des Landes von der Somme bis zur Seine geworden, und vermählte sich nun zunächst, obgleich er schon verheirathet war, mit der Tochter eines burgundischen Königs. Die Burgunder wurden um jene Zeit von vier Brüdern beherrscht, von welchen zwei im Bruderkampfe fielen. Einer der Letzteren hinterließ eine Tochter, Chrotilde oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Chlotilde, welche von ihrem Oheim Gundobald, nachdem derselbe ihren Vater, ihre Mutter und ihre beiden Brüder ermordet hatte, in einer Art von Gefangenschaft gehalten wurde. Von Chlodwig bedroht, mußte Gundobald seine Nichte dem fränkischen Könige zur Gemahlin überlassen (493). Obgleich Chlotilde Christin war und noch dazu der eifrigen athanasianischen oder katholischen Kirche angehörte, so blieb doch ihr Gemahl Heide; er erlaubte zwar bei der Geburt eines Sohnes, daß dieser getauft werde, schrieb aber den bald nachher erfolgten Tod desselben der Tauf-Ceremonie zu, und ward nur mit Mühe dahin gebracht, bei seinem zweiten Sohne die Taufe zuzugeben. Dessen ungeachtet ließ er selbst sich nicht lange darauf durch die Hülfe, welche er in einem Kriege vom Gotte der Christen erhalten zu haben glaubte, zum Uebertritt bewegen. Er ward nämlich von Siegbert, dem Könige der ripuarischen Franken, der zu Köln seinen Sitz hatte, gegen die Alemannen zu Hülfe gerufen, und schlug diese (496) in einem hartnäckigen Treffen, in welchem er seine Bekehrung gelobte, wenn der Gott der Christen ihm zum Siege verhelfe. Man verlegt diese Entscheidungsschlacht gewöhnlich, jedoch irrthümlicher Weise, nach Tolbiacum oder Zülpich. Sein Gelübde erfüllte Chlodwig noch in dem nämlichen Jahre, indem er sich mit seiner Schwester Albofleda und 300 Franken zu Rheims taufen ließ, und zwar nach damaliger Weise durch Untertauchen des Körpers in ein Becken. „Beuge dein Haupt, o Sicamber", rief ihm der Bischof Remigius zu; „verbrenne, was du angebetet hast und bete an, was du verbrannt hast." Da in Folge

von Chlodwig's Bekehrung auch die ganze fränkische Nation zum Christenthum übergeführt wurde, und da der Umstand, daß die Franken sogleich den katholischen Glauben annahmen, zum völligen Sieg dieser Kirche über den in den nächsten Jahrhunderten allmählich untergehenden Arianismus nicht wenig beitrug, so darf es uns nicht wundern, daß in den folgenden Zeiten Chlodwig's Taufe durch Wundergeschichten ausgeschmückt wurde. Die berühmteste von diesen Sagen und Legenden ist diejenige, nach welcher eine vom Himmel gesandte weiße Taube das Oelfläschchen, welches später in Reims bei der Krönung der französischen Könige gezeigt wurde, in die Kirche gebracht habe.*) Uebrigens bestand Chlodwig's Uebertritt zum Christenthum nur darin, daß er seine heidnischen Ceremonieen mit den christlichen vertauschte. Von einer Aenderung seiner Ansichten und Sitten war dabei keine Rede. Er blieb so hinterlistig und grausam, als er vorher gewesen, und nur seine christlichen Unterthanen in Gallien hatten Ursache, sich seiner Bekehrung zu freuen. Auch erwarteten die Geistlichen jener Zeiten selbst von solchen Bekehrungen erst für die nächste Generation Gutes.

In Folge der Schlacht von Zülpich traten die Alemannen gezwungen in den Frankenbund ein und erkannten Chlodwig als ihren Oberherrn; einige Gaue, besonders am mittleren Neckar und am Main, erhielten Ansiedler aus Chlodwig's Reich, so daß dieses Gebiet der Kern des noch heute so genannten Frankenlandes wurde; den südlicheren Theil nahm Theoderich in Schutz und erst 40 Jahre später, während der Kriege mit Belisar, traten die Ostgothen auch ihn an das fränkische Reich ab. Der Landstrich, welchen die Rheinbiegung von Basel umschließt, sammt den Bodenseelanden hat längere Zeit den alemannischen Namen behalten, während er als Volks- und Stammesname sich früh verlor.

Chlodwig brachte nun auch die Bewohner von Armorica, Briten, Gallier und Römer, dazu, sich in seinen Schutz zu begeben; wegen des Uebergewichtes der erstgenannten erhielt Armorica den Namen der kleinen Bretagne. Dann suchte er sich im Süden auf Kosten der burgundischen Könige auszubreiten. Er trat mit Godegisil, dem einen dieser Könige, der in Genf wohnte und sich der Oberherrschaft seines in Lyon residierenden Bruders Gundobald zu entziehen strebte, insgeheim in Verbindung, lieferte dem Letzteren bei Dijon ein Treffen und siegte durch die Verrätherei Godegisil's (500). Der geschlagene König warf sich in die feste Stadt Avignon, ward hier von Chlodwig auf's Aeußerste gebracht, und mußte zuletzt froh sein, sein Leben und einen

*) Die Ampulla Remensis, auch la sainte ampoule genannt; in der Revolutionszeit wurde sie zerschlagen, doch kam unter den Bourbons ein Stückchen wieder zum Vorschein.

Theil seines Landes dadurch zu retten, daß er den andern Theil an Godegisil abtrat und sich gegen den Franken-König zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Schon im folgenden Jahre fiel Gundobald über seinen Bruder her, obgleich dieser fränkische Truppen zu seinem Schutz erhalten hatte; er überrumpelte ihn in der Stadt Vienne und tödtete ihn und seine Rathgeber zur großen Freude aller Burgunder. Gundobald blieb bis zu seinem Tode (516) Beherrscher des ganzen burgundischen Reichs. Er suchte seine Unterthanen fester an sich zu knüpfen, ließ, obgleich er selbst dem Arianismus huldigte, seinen Sohn in dem katholischen Glauben erziehen, und gab seinem Volke ein Gesetzbuch, in welchem besonders den unterworfenen römischen Einwohnern viele Rechte und Vortheile eingeräumt wurden, die sie weder unter den Franken, noch unter den Ostgothen genossen. Daß Chlodwig den burgundischen König ruhen ließ, hatte wohl manche Ursachen; besonders mag er durch die Schwierigkeit, die Allemannen an die Herrschaft der Franken zu gewöhnen, daran gehindert worden sein; denn erst acht Jahre nach der Entscheidungsschlacht (504) folgte die gänzliche Unterwerfung derselben. Chlodwig hatte inzwischen seinen Herrscherſitz nach Paris verlegt.

Während dieser ganzen Zeit hatte Alarich II., König der Westgothen, stete Zänkereien mit den Franken. Er bemühte sich, die Anhänglichkeit der römischen Bevölkerung zu gewinnen; seine ruhmwürdigste Leistung, die Aufstellung des früher erwähnten Gesetzbuches (Breviarium) fällt in diese Zeit. Vergeblich; die Unterthanen katholischen Bekenntnisses erwarteten den Chlodwig als Befreier und dieser erklärte öffentlich, es sei nicht zu dulden, daß arianische Ketzer den schönsten Theil Galliens besitzen. Als es nun zum offenen Kampfe kam, wurden die Westgothen bei Vouglé oder Vouillé in der Nähe von Poitiers vollständig geschlagen, Alarich selbst fiel, man sagt von Chlodwig's Hand, und das ganze Land bis an die Pyrenäen gerieth in die Gewalt der Franken (507). Jetzt schickte der ostgothische König Theodorich der Große, Alarich's Schwiegervater, ein Heer unter dem tapferen Ibbas; Chlodwig erlitt bei Arles eine Niederlage und mußte nachher, obgleich er die Feindseligkeiten noch lange fortsetzte, den Besitz des westgothischen Landes zum Theil wieder aufgeben. Die Provence ward zu Theodorich's Reich geschlagen, die Westgothen behielten das heutige Languedoc, alles übrige Land aber blieb in der Gewalt Chlodwig's, der sich im Besitze desselben um so leichter befestigen konnte, da die römischen Einwohner sich unter der Herrschaft der arianischen Westgothen unglücklich gefühlt hatten. Um diese Zeit erhielt Chlodwig vom Kaiser Anastasius die Ernennung zum römischen Patricius nebst den zu ihr gehörigen Insignien. Der vieldeutige Ausdruck

dieser Würde wurde von ihm und seinen Zeitgenossen als Bestätigung legitimer Herrschaft aufgefaßt; er freute sich ungemein über diese Auszeichnung, die dem fränkischen Heerkönig die Weihe des Imperiums zu verleihen schien. Zu Tours in der Martinskirche legte er Diadem und Purpur an, hielt einen Umritt, wobei er Gold- und Silbermünzen auswarf, und ließ sich als Augustus begrüßen.

Bisher war Chlodwig zwar Oberanführer, nicht aber Herrscher aller Franken-Stämme gewesen; jetzt gab ihm das Glück, welches Eroberer und Herrschsüchtige schafft, den Gedanken ein, sich selbst dazu zu machen. Heuchelei, Hinterlist und Mord waren die Mittel, deren er sich zur Erreichung dieses Zweckes bediente. Er wandte sich zuerst gegen Siegbert, den König der ripuarischen Franken. Da dieser nämlich einen herrschsüchtigen Sohn hatte, dem der Vater zu lange lebte, so reizte Chlodwig denselben zur Ermordung Siegbert's; nachher ließ er ihn selbst auf hinterlistige Weise ums Leben bringen, und berief eine Volksversammlung der Ripuarier, die ihn ohne Widerstreben an die Stelle der ausgestorbenen Herrscherfamilie erhob, weil er ein mächtiger Fürst war, und weil der Tod des Sohnes, mochten sie ihn nun dem Könige Chlodwig zuschreiben oder nicht, von ihnen jedenfalls nur als eine gerechte Strafe angesehen wurde. „So gab Gott täglich", schreibt der kurz nach dieser Zeit lebende Bischof Gregor von Tours, „Chlodwig's Feinde in seine Hand, weil er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte." Man würde übrigens irren, wenn man diesen Ausspruch wörtlich nehmen wollte; es galt dem frommen Gregor dabei, nach dem allgemeinen Streben der Schriftsteller jener Zeit, nur um eine hochklingende Phrase, um einen schönen Schluß seiner Darstellung. Gregor erzählt nämlich jene That selbst ebenso, wie die übrigen Gräuel Chlodwig's, nackt und wahr, und man kann demnach nicht annehmen, daß es ihm in den Sinn kam, das Christenthum dieses Königs zu rühmen oder gar seine Handlungen als Beweis einer besonderen Gunst der Gottheit anzusehen. Beim Morde Siegbert's und seines Sohnes hatte Chlodwig wenigstens den Schein zu retten gewußt. Nicht so leicht war ihm dies, als er auch die anderen fränkischen Erbfürsten aus dem Wege räumte. Den König Ragnachar z. B. hatte er durch Bestechung seiner Vasallen gestürzt. Diese gingen, als Chlodwig gegen ihn zu Felde zog, in der Schlacht zum Feinde über, und Ragnachar wurde nebst seinem Bruder gefangen genommen. Chlodwig erschlug den König mit eigner Hand, weil sich derselbe Fesseln habe anlegen lassen und dadurch die merowingische Familie erniedrigt sei; dann tödtete er auch dessen Bruder, weil dieser nicht durch kräftige Unterstützung seines Bruders einen solchen Schimpf abgewendet habe. Den bestochenen Vasallen Ragnachar's hatte Chlodwig, wie sich nach

dem Sturze desſelben zeigte, falſches Gold gegeben; als ſie ſich darüber beſchwerten, antwortete er ihnen: wer ſeinen Herrn verrathe, verdiene kein beſſeres Gold. Auf ſolche Weiſe verdrängte Chlodwig alle fränkiſchen Fürſtengeſchlechter und erkaufte ſich die ſcheinbare Zuſtimmung ihrer im Raubleben verwilderten Stämme zur Beſitznahme ihrer Herrſchergewalt und ihrer Güter. Den Wenigen, die er nicht ums Leben brachte, ließ er das Haupt ſcheeren; denn langes Haar zu tragen, war ein Vorrecht der merowingiſchen Fürſten, deſſen Verluſt ſie nach den Vorſtellungen der Franken zum Herrſchen unfähig machte. Eines Tages klagte er im Kreiſe ſeiner Großen, wie wehe es ihm thue, daß er wie ein Fremdling unter Fremden daſtehe, weil er keinen Anverwandten mehr habe, auf deſſen Schutz er ſich im Falle der Noth verlaſſen könne. „Dies ſprach er jedoch", ſetzt der zuvor erwähnte Gregor von Tours hinzu, „nicht aus Schmerz über den Untergang der verſchiedenen Nebenzweige ſeines Hauſes, ſondern in der hinterliſtigen Abſicht, daß, wenn etwa noch einer ſeiner Verwandten am Leben ſei, dieſer ſich verrathe und ſo gleichfalls aus dem Wege geräumt werden könne." Uebrigens dachte Chlodwig bei dieſen gräuelhaften Beſtrebungen wohl nicht an Einheit der Monarchie; denn ſonſt hätte er doch gewiß Sorge getragen, daß nicht nach ſeinem im Jahre 511 erfolgten Tode ſeine Söhne das Reich unter ſich getheilt hätten.

Der Uebertritt der Franken zum Chriſtenthum und der rohe Genuß der in cultivirten Ländern leicht erworbenen Güter, die ſie vorher nicht gekannt hatten, riefen in dem Charakter und den Sitten der Franken die größte Veränderung hervor. Dieſe würde noch bedeutender geweſen ſein, wenn nicht alle germaniſchen Stämme ſo feſt am Hergebrachten hingen. Die Sitten und Verhältniſſe erlitten eine völlige Umgeſtaltung und es entſtanden auch bei den Franken nach und nach die Einrichtungen, welche den eigentlichen Charakter der germaniſchen Staaten des Mittelalters bildeten. In dieſen Zeiten wurden daher auch bei den Franken die Geſetze niedergeſchrieben, die ſich unter dem Namen der *ſaliſchen Geſetze* bis auf unſere Tage erhalten haben, und welche theils aus den alten Rechtsgewohnheiten, theils aus den, durch die veränderten Verhältniſſe nöthig gewordenen neuen Beſtimmungen zuſammengeſetzt ſind. Die erſte Faſſung der lex salica war bereits in der Zeit abgefaßt, da die ſaliſchen Franken Heiden waren und ihr Gebiet noch nicht über die Somme ausgedehnt hatten. Die deutſchen Stämme, die nun in romaniſirten Ländern wohnten, fühlten das Bedürfniß, ihre Rechtsgewohnheiten durch Niederſchrift feſtzuhalten und annähernd in ein Syſtem zu bringen; dieſe Niederſchriften, welche man als leges barbarorum bezeichnet, ſind in lateiniſcher Sprache abgefaßt, nur nicht bei den Angelſachſen, die ſich der

Volkssprache bedienten. Der später vorangesetzte Prolog zum salischen Gesetz ist in lateinische Verse eingekleidet; es werden darin die Franken gepriesen als „das vortreffliche Volk, das Gott selber zum Urheber hat, tapfer in den Waffen, daheim durch feste Friedensverträge gesichert, voll tiefer Weisheit im Rathe, an Leib edel und gesund, kühn, schnell, ausgezeichnet durch Gestalt und Redlichkeit;" als das Volk, „das nun auch den katholischen Glauben empfangen habe und von jeder Ketzerei rein sei." Chlodwig unterwarf das Gesetzbuch einer Revision, und unter seinen Nachfolgern erhielt es weitere Umgestaltungen.*) Belehrend ist besonders die Vergleichung der für Mord und Schädigungen angesetzten Wehrgelder. Für Tödtung eines freien fränkischen Mannes sind 200 solidi (solidus, Sou) bestimmt, für den römischen Grundbesitzer nur 100. Wer einen Freien des Daumens beraubt, zahlt 45 solidi; wer ihn einen Hasen schilt, nur 6; wer ihn beschuldigt, den Schild weggeworfen zu haben, 45; wer die Hand einer freien Frau gewaltsam berührt, 35 Goldstücke; zum Wehrgelde trat übrigens bald noch eine weitere Buße für das Vergehen, insofern durch dasselbe des Königs Friede gebrochen war; diese hieß das fredum. War nun auch das Wehrgeld für den Römer geringer als für den Franken, so fand sich gleichwohl die römische Bevölkerung nicht unterdrückt; ihre Wirksamkeit in der Kirche, am Hof und in Staatsämtern sicherte ihnen großen Einfluß. Kein Verhältniß im Mittelalter steht so entschieden mit den Anschauungen unserer Zeit in Widerspruch als dieses, daß in dem gleichen Lande jeder nach dem Rechte lebte, das ihm seiner Abstammung gemäß zukam. Die Franken gehören zu denjenigen germanischen Stämmen, welche, gleich den Burgundern und Westgothen, in dem von ihnen besetzten Lande das römische Wesen nicht vertilgten und daher in vielen Stücken dem Einflusse desselben erlagen. Selbst ihre Sprache ward nach und nach durch die lateinische verdrängt.

2. Die Franken von Chlodwig's I. Tod bis auf Pipin von Landen.

Chlodwig hinterließ vier Söhne, von welchen der älteste, Theodorich, der Sohn seiner ersten Gemahlin, die anderen aber, Chlodomir, Childebert I. und Chlotar I., Söhne der Chlotilde waren. Sie theilten das Reich unter sich. Theodorich erhielt die bedeutendsten Besitzungen, nämlich das sogenannte Austrasien oder

*) Unter dem salischen Gesetz im engeren Sinne versteht man gewöhnlich diejenige Bestimmung, welche die Frauen vom Besitze der Stammgüter ausschloß. Aus dem Vasallenrecht wurde dieselbe später auf das Thronfolgerecht übertragen, am entschiedensten in der fränkischen oder französischen Monarchie, während sie in England nicht zur Geltung kam und in Spanien streitig blieb.

östliche Land, d. h. alles, was auf der rechten Seite des Rheins fränkisch war, und das linke Ufer bis an die Maas. Seine Residenz war in der Stadt Metz. Von dem übrigen westlichen Theile des Reichs, für welchen damals der Name Neustrien aufkam, erhielt Childebert das größere Stück, nämlich die ganze Seeküste mit der Hauptstadt Paris; Chlodomir, der seinen Sitz in Orleans aufschlug, ward Beherrscher des Südens, und Chlotar bekam das Land um Soissons. Uebrigens wurde weder damals, noch bei späteren Theilungen fränkischer Könige auf die Abrundung der einzelnen Reiche oder auf die Stammunterschiede der Bewohner Rücksicht genommen; denn da in jenen Zeiten nicht vom Verwalten, sondern blos vom Regieren und Herrschen die Rede sein konnte, so legte man auf solche Verhältnisse keinen Werth. Die Theilung des Reiches unter Chlodwig's Söhne hatte, bei der Herrschsucht und Habgier der Franken, die natürliche Folge, daß unzählige Zwistigkeiten entstanden; doch war, wie es heißt, Chlotilde so glücklich, eine Zeit lang den Frieden zu erhalten, und mit den Westgothen wurde dadurch, daß Alarich's II. Sohn, Amalarich, die Schwester der Könige zur Gemahlin nahm, ein freundliches Verhältniß angeknüpft. Die Burgunder und Thüringer allein schienen Gelegenheit zu Raubzügen darzubieten. In Burgund regierte seit 516 Gundobald's Sohn, Siegmund, welcher im katholischen Glauben erzogen war. Dieser ließ seines Vaters Gesetze auf's neue durchsehen und von den Vorsitzern der Gau-Gerichte durch ihre Unterschrift bestätigen; er war selbst gebildet und munterte nicht nur das Studium des römischen Rechts sehr auf, sondern bewirkte auch durch besoldete Lehrer, daß in seinem Lande allein die römische und sogar die griechische Litteratur mit Eifer betrieben ward. Er hatte von Theodorich's des Großen Tochter, Ostrogotha, einen Sohn, Siegerich, heirathete aber nachher eine Frau von gemeinem Stande, welche von ihrem Stiefsohn beleidigt wurde, und dafür ihren Gemahl gegen denselben erbitterte. Siegmund ließ 522 seinen Sohn umbringen, verlor dadurch der Ostgothen Freundschaft und machte den Fürsten von Neustrien Muth, ihn anzugreifen. Er bereute seine That bald schmerzlich, bereicherte die Kirchen und Klöster und traf in dem von ihm gestifteten Kloster zu St. Moritz im Walliser-Lande die Einrichtung, daß Tag und Nacht von den Mönchen Bußpsalmen gesungen wurden; er hat dadurch die Geistlichkeit versöhnt, sich selbst den Namen eines Heiligen erworben, auch vielleicht bei Gott Gnade gefunden, aber die Folgen seines Fehltrittes nicht von sich abzuwenden vermocht. Schon ein Jahr nach dem Morde seines Sohnes mußte er mit dem Leben büßen. Die Franken zogen, von ostgothischen Truppen lau unterstützt, gegen ihn zu Felde und nöthigten ihn nach dem Verluste

von zwei Schlachten zur Flucht. Er rettete sich nach St. Moritz, ward dort, ungeachtet er Mönchskleidung angelegt hatte, erkannt, mit Frau und Kindern an Chlodomir ausgeliefert und von diesem in einen Brunnen versenkt. Die Ostgothen und Franken theilten sein Land; kaum war aber der Heerbann beider Völker nach Hause zurückgekehrt, als die Burgunder ihren Fehler einsahen, einen König, der sie nicht beleidigt, treulos aufgegeben zu haben. Sie erhoben sich unter Siegmund's Bruder, Godomar, und vertrieben die Fremden. Chlodomir bekriegte sie sogleich wieder, er verlor aber dabei das Leben und Godomar behauptete sich noch 10 Jahre im Besitze des Landes. Chlodomir hinterließ drei unmündige Söhne. Ihre Großmutter Chlotilde nahm sich ihrer an, ihre beiden Oheime in Neustrien aber ermordeten nach einigen Jahren zwei von ihnen auf eine schauderhafte Weise und nöthigten den dritten, sich selbst die Haare abzuschneiden und ins Kloster zu gehen.

Gräuelthaten blieben bei den Franken an der Tagesordnung, und sie unterschieden sich dadurch sehr auffallend von den meisten anderen germanischen Völkern. Dies zeigt sich besonders, wenn man das Leben und die Sitten ihrer Könige und Großen in Betrachtung zieht oder ihre gesetzlichen Vorschriften über Mordthaten, über fleischliche Vergehungen, über die Leibeigenen und über die alten Einwohner der von ihnen eroberten Länder mit den weit milderen und reineren Bestimmungen zusammenstellt, die sich z. B. in den burgundischen Gesetzen finden. Schämten sich doch die fränkischen Könige sogar nicht, ein silbernes Geräthe für mehr werth zu halten, als ihre Ehre! Theodorich machte einst einen Anschlag auf seines Bruders Chlotar Leben, und versöhnte, als ihm sein Vorhaben mißlang, denselben durch das Geschenk einer silbernen Schüssel; er konnte diese aber nicht verschmerzen und schickte seinen Sohn ab, damit er Chlotar durch Bitten zur Zurückgabe bewege. So roh übrigens die Franken auch waren, so scheinen doch die Thüringer, gegen welche sich Theodorich und Chlotar verbanden, noch roher gewesen zu sein. Dies geht unter Anderm aus den Worten hervor, die ein fränkischer Schriftsteller dem Könige Theodorich in den Mund legt, als dieser sein Volk zum Kriege gegen jene aufmunterte: Theodorich erinnert die Franken an die entsetzlichen Gräuel, welche die Thüringer bei ihren verheerenden Einfällen sogar an Weibern und Kindern verübt hätten. Uebrigens verbanden sich im Kriege gegen sie auch die Sachsen mit den beiden fränkischen Königen. Die Thüringer wurden in einer blutigen Schlacht an der Unstrut geschlagen (529). Nachher fand, wie es scheint, eine freundliche Uebereinkunft zwischen ihrem König Hermanfried und den Franken Statt; denn der Erstere begab sich unmittelbar nachher

zu Theodorich und verkehrte mit ihm als Freund. Er ſtarb aber bald darauf (530) in Zülpich durch einen Sturz von der Stadtmauer herab und Viele ſchrieben ſeinen Tod dem hinterliſtigen Franken-Könige zu. Von ſeinem Lande kam der nördliche Theil an die Sachſen, der größere Theil aber ward von Theodorich beſetzt, welcher den Thüringern härtere Bedingungen auferlegte, als den übrigen germaniſchen Völkern auferlegt wurden.

Faſt um dieſelbe Zeit griff Childebert die Weſtgothen an und entriß ihnen einen großen Theil ihres Landes. Auch gegen die Burgunder richtete er in Verbindung mit Chlotar ſeine Macht. Godomar war zu ſchwach, den Schaaren der beiden fränkiſchen Fürſten zu widerſtehen: er ward 534 beſiegt und gefangen genommen, ſein Land aber zum fränkiſchen Reiche geſchlagen. Doch behielten die Burgunder ihre Geſetze und Einrichtungen bei. Gleich nachher benutzten die Franken den Zuſtand des oſtgothiſchen Reichs in Italien, um ihre Beſitzungen auch über die Alpen hinaus zu erweitern und dort ihren wilden Hang zum Rauben und Kämpfen zu befriedigen. Es vereinigte ſich nämlich bei ihnen ſchon früh eine ungemein große Verdorbenheit mit jener Einfalt, welche einer Heldenzeit eigenthümlich zu ſein pflegt. Dieſer Charakter der Franken beruhte auf der verbundenen Wirkung, welche die Bekanntſchaft mit römiſcher und griechiſcher Schwelgerei, der Einfluß des Treuloſen und Schlechten überbildeter Völker, die deutſche Lebensweiſe und die alten nationalen Gebräuche ausübten. Er verſchlimmerte ſich im Verlaufe der Zeit immer mehr und ward erſt dann wieder beſſer, als alles Alte entweder vernichtet oder mit dem Neuen innig verſchmolzen war. Viel ſchadete den Sitten auch der Umſtand, daß die Könige blos als Feldherren thätig waren und die Staatsgeſchäfte, welche in der ihnen nicht immer geläufigen lateiniſchen Sprache verhandelt wurden, galliſch-römiſchen Unterthanen überließen. Blutige Zwiſte zwiſchen Brüdern des regierenden Hauſes, unverſöhnlicher Haß zwiſchen Vater und Sohn, allgemein herrſchende Raubgier, unmäßige Wolluſt, Doppelehen oder die Annahme von Nebenweibern, ſowie endlich empörende Mißbräuche bei der Beſetzung der geiſtlichen Stellen und Sittenloſigkeit der höheren Geiſtlichen wurden ſo gewöhnlich, daß die Geſchichtsbücher und Legenden der Franken damit angefüllt ſind und daß man in dieſem Volk oft einen bloßen Räuberhaufen zu erkennen glaubt. Indeſſen darf man hierbei nicht überſehen, daß es nicht die ganze Nation, ſondern nur ein Theil derſelben iſt, welcher in den uns überlieferten Erzählungen handelnd auftritt. Von der Zwietracht und dem Haſſe zwiſchen Bruder und Bruder haben wir bereits in dem Mordverſuche Theodorich's gegen Chlotar ein Beiſpiel geſehen; wir brauchen nicht weit zu gehen, um noch ein zweites

Beispiel zu finden. Theodorich's Sohn, Theudebert, der seinem Vater 534 in Austrasien folgte, verband sich im dritten Jahre seiner Regierung mit seinem Oheim Childebert zum Untergange Chlotar's, dieser ward ohne Weiteres vom Bruder und vom Neffen in offenem Kriege angegriffen und seine beiden Gegner konnten nur durch die angestrengtesten Bemühungen seiner Mutter Chlotilde zur Herstellung des Friedens bewogen werden. Ebenderselbe Chlotar mußte Leben und Thron zweimal gegen Empörungen seines Sohnes Chramnus vertheidigen; das zweite Mal ließ er seinen gefangenen Sohn mit Weib und Töchtern verbrennen. Was die rohe Sinnlichkeit der fränkischen Fürsten angeht, so ward nicht nur die Annahme von Concubinen zu einer herrschenden Gewohnheit, sondern sie zog auch alle Uebel orientalischer Vielweiberei nach sich und löste das Band der Ehe so sehr auf, daß thierische Wildheit fast nothwendig eintreten mußte. Die fränkischen Geschichtschreiber nennen sogar die Concubinen ihrer Könige geradezu die Frauen derselben, weil aus der Gewohnheit gleichsam ein Recht ward. Das Verhältniß Chlotar's zu den beiden Schwestern Aregundis und Ingundis kann als Beispiel dieses Unwesens dienen, und die Geschichte desselben erhält durch den biblischen Stil, in welchem Gregor von Tours sie erzählt, noch eine besonders interessante Seite; denn sie erinnert uns an die Aehnlichkeit der fränkischen Sitte mit dem Charakter jener Zeit, wo die Israeliten noch die Rohheit von Nomaden besaßen, und zeigt uns außerdem noch, wie mit den biblischen Ausdrücken auch die orientalische Ansicht von Königen und Priestern nach und nach Eingang finden mußte. Chlotar war mit Ingundis vermählt. Diese pries ihm einst die Schönheit ihrer Schwester Aregundis und bat ihn, derselben einen angesehenen Gemahl zu verschaffen. Chlotar, ein sehr sinnlicher Mensch, wurde dadurch von Begierde nach Aregundis entzündet, begab sich nach dem Wohnsitze derselben und nahm sie sogleich zu sich. Als er zur Ingundis zurückgekehrt war, redete er diese also an: „Ich habe mir Mühe gegeben, die Bitte zu erfüllen, die du mir so dringend ans Herz gelegt hast. Ich habe mich nach einem reichen und verständigen Mann für deine Schwester umgesehen, konnte aber keinen besseren finden, als mich selbst. Ich habe sie daher zur Frau genommen, was dir gewiß Freude machen wird." Ingundis aber antwortete: „Was auch dem Auge meines Herrn gefallen mag, nur möge seine Magd in seiner Gunst und Gnade bleiben!"

Die Raubsucht war bei den Franken so groß und so allgemein herrschend, daß die Könige oft wider ihren Willen genöthigt wurden, die billigsten Anträge bedrohter Völker zu verwerfen, weil sie dem dringenden Verlangen der plünderungssüchtigen Menge nur ein

schwaches Ansehen entgegensetzen konnten. So ward Chlotar einst, als er seinem Volke einen Kriegszug gegen die Sachsen verweigerte, durch eine förmliche Empörung dazu gezwungen, weil seine Franken durchaus rauben wollten, und erlitt von den Sachsen eine Niederlage, wie die Franken sie noch selten erlitten hatten. Das Leben der höheren fränkischen Geistlichkeit endlich, deren Stellen selten durch freie Wahl, sondern meistentheils durch die Könige oder ihre Großen vergeben wurden, weist Unsittlichkeiten der gröbsten Art auf, und die Wirkung, welche dies auf die übrigen Klassen der Nation übte, mußte um so größer sein, da der Klerus bei den Franken ebenso, wie bei den Westgothen, von Anfang an einen Theil der Großen des Reiches bildete und schon früh Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen hatte. Von dem Bischof Cautinus, welcher zu Chlotar's Zeit lebte, berichtet Gregor von Tours, derselbe habe keine Spur von Religion und Frömmigkeit in sich gehabt und sich so betragen, daß er von Allen verflucht worden sei, er sei einer der ärgsten Trunkenbolde gewesen, habe einst, um zum Besitz eines Landguts zu gelangen, einen Mordanschlag auf einen anderen Priester gemacht u. dgl. m. Aehnliche Züge der Habgier, Schwelgerei, Wollust und Hinterlist werden uns von vielen anderen Bischöfen gemeldet. Was Wunder, daß bei einer solchen Verdorbenheit der regierenden Klasse der Verfall der Sitten und die Verwirrung aller Ordnung immer mehr zunahmen! Dabei zeigt sich unter den Franken noch eine Erscheinung, welche sonst in der Regel nur den Zeiten vorbehalten ist, in denen die Bildung eine falsche Richtung genommen hat; roher Aberglaube und trotziger Unglaube fanden sich neben einander. Der Grund davon liegt wohl in der Unwissenheit des Volks und in den Resten des Heidenthums, welche sich noch lange erhielten, obgleich schon die fromme Chlotilde sich Mühe gegeben hatte, sie zu vertilgen. Uebrigens möchte man bei der Betrachtung des sittlichen Zustandes der Franken seinen Glauben an eine im Ganzen gleichmäßig wirkende Vorsehung dadurch bestätigt finden, daß die christliche Religion sich ungeachtet aller dieser Gräuel erhielt, daß damals der Papst Gregor der Große und andere Männer, nicht, wie man oft behauptet hat, von schlauer Politik geleitet, sondern durch ein als Instinkt wirkendes Gefühl getrieben, das Christenthum fester gründeten, und daß trotz der vielen Theilungen im fränkischen Reiche die Einheit des Ganzen bestehen blieb.

Von Chlodwig's I. Söhnen hinterließen nur Theodorich und Chlotar I. Nachkommen; der einzige Sohn Theodorich's aber, Theudebert, und sein Enkel, Theudebald, starben schon früh. Das ganze Reich wurde dadurch im Jahre 558 unter Chlotar I. vereinigt. Als dieser bald nachher (561) starb, suchte sein Sohn vierter Ehe,

Chilperich I., der ſich ſogleich der väterlichen Schätze bemächtigte, Herr des Ganzen zu werden; er ward aber durch ſeine drei Brüder, Charibert I., Guntram und Siegbert I., die der dritten Ehe Chlotar's entſtammten, zu einer Theilung genöthigt, und dies gab Veranlaſſung zu neuen Zwiſtigkeiten und Gräuelthaten. Charibert ſtarb ſchon 568 und ſein Land ward von den Anderen getheilt. Siegbert beſaß ſeitdem Auſtraſien mit der Hauptſtadt Metz, zu welchem Reich auch die rechtsrheiniſchen Gebiete, Thüringen und Allemannien, gehörten; auch die Baiern, unter dem Hauſe der Agilulfinger, ſtanden zu dieſem Reich in einer bedingten Abhängigkeit. Chilperich von Neuſtrien herrſchte in Soiſſons und ſpäter in Paris; Guntram, der in Orleans oder Chalons reſidirte, hatte Burgundien bis an den Genferſee zu ſeinem Antheil. Es fehlte allen dreien nicht an wiſſenſchaftlicher Bildung, ſowie denn überhaupt in Frankreich die alte Cultur durch die daſelbſt angeſiedelten römiſchen Familien erhalten und durch den Handel mit dem öſtlichen Kaiſerreich, durch Wallfahrten nach Jeruſalem und durch die Studien, welche einzelne Franken in Conſtantinopel machten, genährt ward. Leider verſtand jedoch keiner von den drei Brüdern, aus ſeinen Kenntniſſen den rechten Nutzen für das Leben zu ziehen, und ebenſo wenig trug ihre Bildung etwas zur Veredlung ihres ſittlichen Charakters bei. Chilperich war der gelehrteſte von ihnen; er beſaß eine gute Kenntniß der lateiniſchen Sprache, theologiſche Gelehrſamkeit und einiges Talent zur Dichtkunſt; er verfaßte eine Schrift über die Dreifaltigkeit, über deren Inhalt er mit Gregor von Tours einen lebhaften Wortwechſel hatte; er erfand ſogar vier neue Schriftzeichen, die er jedoch vergebens einzuführen ſuchte. Der mildeſte war unſtreitig Guntram, nur war er zugleich auch einfältig, ſchwach und von ſeiner Umgebung abhängig. Siegbert war der einzige von ihnen, der den in der merowingiſchen Familie gewiſſermaaßen erblich gewordenen Hang zur Wolluſt in ſich bändigte.

Die Zwietracht zwiſchen den Brüdern brach nach Charibert's Tode aufs heftigſte aus, und ward durch zwei Frauen nach und nach immer höher geſteigert. Dieſe Frauen waren Brunhilde und Fredegundis. Die erſtere, eine Tochter des weſtgothiſchen Königs Athanagild, ward Siegbert's Gemahlin und ſtand bei den Franken, welche für edle Abſtammung große Achtung hatten, wegen ihrer Abkunft, ſowie wegen ihrer Schönheit und ihrer mitgebrachten Schätze in ſo großem Anſehen, daß Chilperich eine ähnliche Verbindung ſuchte. Er bewarb ſich daher um Galſwintha, die ältere Schweſter der Brunhilde, und erhielt ſie, nachdem er ſich dazu verſtanden hatte, ſeine Concubinen zu entlaſſen. Galſwintha war jedoch kaum einige Zeit vermählt, als Chilperich eine der Letzteren, Fredegundis, wieder zu ſich nahm, und ſeine

Gemahlin hinter dieſelbe zurückſetzte. Darüber entſtanden unaufhörliche Streitigkeiten zwiſchen Galſwintha, Fredegundis und Chilperich. Die erſtere wurde in ihrem Bett erwürgt gefunden und man ſchrieb ihren Tod der herrſchſüchtigen Fredegundis zu, welche Chilperich ſchon wenige Tage nachher für ſeine Gemahlin erklärte. Brunehild, ein Weib von unverſöhnlichem Charakter, und ihr Gemahl Siegbert waren ſeitdem von Rachgier gegen Fredegundis erfüllt; dieſe wußte ſich aber gegen Beide vortrefflich zu vertheidigen, und ſo ſehr man auch die Mittel, deren ſie ſich dabei bediente, mißbilligen muß, ſo kann man doch nicht umhin, ihren natürlichen Verſtand und die Feſtigkeit ihres Charakters anzuerkennen. Sie befand ſich anfangs gegen beide Feinde ſehr im Nachtheil, weil von den drei Brüdern gerade Siegbert am meiſten Anſehen bei den Franken beſaß; doch ward dieſen der Stolz der Brunhilde bald unerträglicher, als die Frevelthaten ihrer Feindin. Fredegundis, unerſchöpflich an Hülfsquellen, wußte ſich, ſo oft auch Alles verloren ſchien, immer zu retten; ſie behauptete ſich gegen alle Angriffe ihrer Gegner und fand ſelbſt da, wo jeder Andere verzweifelte, Mittel und Wege. Ihr Gemahl ſtand ihr weit nach; denn es fehlte ihm bei aller Bildung und Gelehrſamkeit an der Fähigkeit, die der Fredegundis in hohem Grad eigen war, jedesmal das zu thun, was für die Umſtände paßte. Ihre Schlauheit und Gewandtheit ging ſo weit, daß ſie ſogar daran denken konnte, unter den Franken, welche bisher keine Abgaben gezahlt hatten, eine Art von Beſteuerung einzuführen und dadurch ihrem Gemahl eine größere Macht zu verſchaffen. Die Könige der Franken zogen nämlich nur von den unterworfenen römiſchen Einwohnern Steuern, von ihrem eigenen Volke aber erhielten ſie außer dem ihnen zukommenden Antheil an den gerichtlichen Strafgeldern blos freiwillige Geſchenke; ihre Ausgaben beſtritten ſie hauptſächlich von dem Ertrage der vielen Domänen, welche ſie in den verſchiedenen Theilen des Reiches beſaßen und durch ihre Meier verwalten ließen. Hätte daher Fredegundis ihre Abſicht erreicht, ſo würden die bedeutenden Koſten, welche dem König der Unterhalt ſeiner Leute veranlaßte, aus der öffentlichen Kaſſe beſtritten worden ſein; ihr Plan ſcheiterte aber theils an der Art, wie er ausgeführt wurde, theils an dem Widerwillen der Franken gegen jede Art von Beſteuerung.

Im Kampfe der beiden Brüder und ihrer Frauen neigte ſich der Dritte, Guntram, aus Haß gegen Fredegundis mehr auf die Seite Siegbert's. Obgleich ſchwach von Verſtand und ohne kriegeriſche Talente, hatte Guntram doch mehr Glück als jene. Er war fromm, that viel für Kirchen und Geiſtliche und ſtand deshalb bei den Letzteren ſehr in Gunſt, während Chilperich, der ſie zu plündern ſuchte und

ihnen durch seinen Spott, noch mehr aber durch die Einziehung fast aller Vermächtnisse an die Kirchen schadete, vom Klerus bitter gehaßt wurde; durch Gewaltthaten gegen das Bisthum Tours machte er sich namentlich den Geschichtschreiber dieser Zeiten, Gregor, zum Feinde. Andererseits entfremdete sich jedoch Guntram seine Unterthanen durch Handlungen der Härte, zu denen er sich, obgleich er sonst freundlich und mild war, bei der Beschränktheit seines Geistes und der Unselbstständigkeit seines Willens leicht verleiten ließ. Dieselbe Schwäche zeigte sich auch in dem Verhältnisse zu seinen Brüdern. Zuerst führte er mit Siegbert Krieg, der ihm die Stadt Arles entreißen wollte und dem er, als ihn Guntram's Leute geschlagen hatten, aus Gutmüthigkeit die genommenen Striche zurückgab. Dann verband er sich mit demselben gegen Chilperich, ließ den Letzteren durch einen seiner Feldherren besiegen und verhalf dem Siegbert zum Besitz von Poitou. Als nachher dieser auf der rechten Seite des Rheins glücklich gestritten hatte und durch seine deutschen Völker übermächtig zu werden drohte, schloß sich Guntram an Chilperich an, löste aber aus Furcht vor Siegbert's Macht diese Verbindung bald wieder auf, und sah, weil er sich auch zum Vermittler nicht stark genug fühlte, ruhig mit zu, daß Chilperich aus seinem Lande vertrieben und in der Stadt Doornik eingeschlossen wurde. Die unzufriedenen Unterthanen des Letzteren erkannten darauf Siegbert als ihren König an und dieser war ganz nahe daran, Brunhildens Rache an seinem Bruder und dessen Gemahlin zu vollziehen; er ward aber gerade in demselben Augenblick, als ihn Chilperich's Franken in der Ebene von Vitry nach alter Weise auf ihre Schilde erhoben und zum König ausriefen, von zwei Sendlingen der Fredegundis mit vergifteten Messern getödtet (576).

Chilperich eilte nun sogleich nach Paris, wohin sich Brunehild begeben hatte, und nahm diese gefangen; der einzige Sohn Siegbert's aber, Childebert II., damals noch ein Kind, entging ihm durch die Gewandtheit eines austrasischen Großen, der ihn glücklich nach Metz rettete, wo man ihn als Erben des väterlichen Reichs anerkannte. Brunhilde ward auf einem Landsitze Chilperich's bei Rouen gefangen gehalten. Sie fand in Meroväus (Merwich), einem Sohne Chilperich's aus erster Ehe, ihren Erretter. Dieser ward nämlich so sehr von ihr eingenommen, daß er darauf bestand, sie zu heirathen und sich auch wirklich wider Willen und Wissen seines Vaters mit ihr vermählte. Brunhilde ward gleich nachher entweder auf das Verlangen der Großen ihres Sohnes aus der Haft entlassen oder sie entkam durch die Flucht zu diesem nach Metz; ihrem neuen Gemahl aber, der auf Befehl seines Vaters geschoren und zum Geistlichen gemacht worden war, verweigerten jene, als er sich später zu Brunehild retten wollte,

den Eintritt in ihr Land. Der unglückliche junge Mann ward dadurch ein Opfer des Hasses seiner Stiefmutter, die auch seine Mutter und seinen einzigen Bruder tödtete: er irrte eine Zeit lang flüchtig umher, fand eine kurze Rast in der Martinskirche zu Tours, wurde jedoch zuletzt ergriffen, und ließ sich, als er seinem Vater ausgeliefert werden sollte, durch die Hand eines Freundes den Tod geben.

Im Reiche Childebert's II., auf den seine Mutter Brunhilde wenig Einfluß behielt, führten die Großen das Regiment. Ihre Regierung hatte einen echt merowingischen Charakter. Childebert oder vielmehr die in seinem Namen herrschenden Großen versprachen z. B. dem byzantinischen Kaiser Mauritius für eine Summe Geldes, die er ihnen im Voraus zahlte, Hülfe gegen die Longobarden in Italien; sie hielten aber nicht Wort, sondern zogen blos um zu rauben dahin und kehrten dann wieder nach Hause zurück, ohne den betrogenen Kaiser auch nur einer Antwort auf seine Briefe zu würdigen. Nachher stritten sie in Verbindung mit Chilperich gegen Childebert's schwachen Oheim, Guntram, und sobald sich nur eine Gelegenheit dazu zeigte, machten sie wieder gegen Chilperich alte Rechte geltend; sie zwangen ihn z. B. bei der Ausstattung seiner Tochter Rigunthis, die mit dem westgothischen Könige Reccared I. vermählt werden sollte, dieser nichts von den Gütern und Schätzen mitzugeben, welche zu dem merowingischen Familiengut gehörten und als eine Art von Fideicommiß angesehen wurden. Die Heirath kam übrigens, wie bereits oben angegeben ist, nicht zu Stande, und die arme Prinzessin, welche mit einem glänzenden Gefolge von 4000 Leuten nach Spanien geführt werden sollte, hatte ein trauriges Schicksal: ihre Begleiter hausten unterwegs auf eine schändliche Weise gegen die Einwohner und überließen, als sie erfuhren, daß Chilperich gestorben sei, seine Tochter ihrem Schicksal, nahmen von den Gütern, was ihnen gefiel, und kehrten nach Hause zurück; Rigunthis aber ward von einem Herzog an der Grenze in ein Kloster gesteckt, aus dem man sie erst lange nachher zu ihrer Mutter Fredegundis zurückbrachte. Chilperich starb (584) auf der Jagd durch den Dolch eines Mörders. Man hat sowohl seine Feindin Brunhilde, als auch seine eigene Gemahlin Fredegundis, welche mit einem Großen in ehebrecherischem Verhältniß gestanden haben soll, beschuldigt, diese That angestiftet zu haben; allein Beides ist nicht wahrscheinlich, weil Gregor von Tours, der einzige glaubhafte Berichterstatter, Niemanden nennt, und Chilperich nicht nur überhaupt allgemein verhaßt war, sondern auch namentlich zuletzt noch Alles dadurch gegen sich aufgebracht hatte, daß er die 4000 Begleiter seiner Tochter durch ausgeschriebene Lieferungen und nicht, wie unter den Franken Recht und Gebrauch war, aus seinen Gütern hatte verpflegen lassen.

Chilperich hinterließ einen einzigen Sohn, Chlotar II., den ihm Fredegundis erst wenige Monate vor seinem Tode geboren hatte. Da die Letztere bei den meisten Großen so sehr verhaßt war, daß sie gleich nach dem Tode ihres Gemahls in einer Kirche hatte Zuflucht suchen müssen, so wäre Chlotar verloren gewesen, wenn nicht Guntram sich seiner angenommen hätte. Dieser eilte auf Fredegundens Hülfegesuch mit einem Heere nach Paris, wo Chlotar und seine Mutter sich befanden, wies Childebert, der mit seinen habgierigen Großen ebenfalls erschien, zurück, beweinte nach seiner sanften Natur seinen ermordeten Bruder, obgleich dieser sich noch kurze Zeit vorher mit jenem gegen ihn verbündet hatte, und sprach seinem Neffen das Reich Soissons zu. Er veranstaltete auch eine Untersuchung über Chilperich's Mord und muß dabei gegen Fredegundis keine deutlichen Beweise gefunden haben, da er sonst gewiß nicht, was er doch that, Pathenstelle bei ihrem Sohne vertreten haben würde; freilich wurde die echte Geburt des Knaben von drei Bischöfen und 300 edlen Franken beschworen. Ueberdies wies er ihr ein Landgut als Wohnsitz an. Ein Aufstand, welcher kurz vorher im Süden ausgebrochen war und bald eine bedenkliche Gestalt annahm, verschaffte ihr einige Zeit nachher wieder den ganzen früheren Einfluß. Dieser Aufstand ging von einem gewissen Gundobald aus, der sich für einen Enkel Chlodwig's I. von dessen Sohn Chlotar I. ausgab, und es bei der bekannten Vielweiberei der fränkischen Könige auch leicht gewesen sein könnte. Gundobald hatte sich schon vor vielen Jahren, weil man seinem Vorgeben keinen Glauben schenkte, nach Constantinopel geflüchtet. Hier war er als Königssohn anerkannt worden und lebte in guten Umständen, bis unzufriedene fränkische Große ihn bewogen, seine Ansprüche im Franken-Lande geltend zu machen. Diese wollten eigentlich nur seine theils mitgebrachten, theils geraubten Schätze zu ihren Zwecken benutzen und ihn dann treulos verrathen. Er erschien im Süden von Frankreich, fand großen Anhang und setzte dadurch Guntram so sehr in Unruhe, daß derselbe seinen Neffen Childebert feierlich an Kindes Statt annahm und zum Erben seines Reiches erklärte; doch bedachte der gute Mann dabei auch seinen Pathen Chlotar II., und vermachte ihm, damit er nicht ausgeschlossen scheine, einige Städte. Gundobald ward ein Opfer der Verrätherei seiner eigenen Umgebung. Uebrigens hatte man sowohl Brunhilde, als Fredegundis im Verdacht, daß sie den Aufstand desselben insgeheim unterstützt hätten, und Guntram behielt immer einen Argwohn auf die Erstere, obgleich er ihr in einem 588 mit Childebert geschlossenen neuen Theilungsvertrage die Güter ihrer Schwester Galswintha zusprach. Dieser Vertrag wurde zu Andelot, zwischen Langres und Nancy, also auf der Grenze der beiden

Reiche Austrasien und Burgund, abgeschlossen. Auch ließ er auf die Nachricht, daß austrasische Gesandte einige goldene Geräthe nach Spanien bringen wollten, alle Wege und Pässe besetzen, um sie aufzufangen, weil er glaubte, diese Geschenke seien für Gundobald's Kinder bestimmt, die sich in Spanien aufhielten. Als jedoch die Gesandten angehalten wurden, zeigte sich, daß sie mit ihren Geschenken an den westgothischen König Reccared geschickt waren, der sich mit einer Tochter von Brunhilde verlobt hatte, und der gerechte Guntram ließ sie ihres Weges ziehen.

Dies war einer der wenigen Fälle, wo man das Völkerrecht achtete. Nicht, als hätte es vielleicht an Gelegenheit dazu gefehlt; nein, so selten auch ein freundlicher Verkehr mit anderen Staaten war, und so wenige Spuren von fester Staatseinrichtung und eigentlicher Staatshaushaltung wir auch bei den Franken finden, so standen sie doch keineswegs außer Berührung mit der übrigen Welt. Guntram schickte z. B. mehrmals Gesandte nach Constantinopel und Childebert unterhielt einen steten Verkehr mit dem dortigen Hofe. Auch war die Handelsverbindung mit dem Orient nicht ganz unterbrochen; besonders trieb das alte Massilia (Marseille) noch immer einen sehr bedeutenden Handel mit Italien und dem Osten. Der Hauptgrund der Verwirrung und Unordnung bei den Franken war der Zustand der Regierung. Die Aufgabe des Herrschers bestand nicht sowohl darin, Gerechtigkeit zu üben und das Recht zu schützen, als vielmehr Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und Unrecht durch Unrecht in Schranken zu halten. Dies hing damit zusammen, daß die durch das Christenthum empfangenen biblischen Begriffe vom Oberherrscher mit den nationalen Sitten und Verhältnissen der Franken im Widerspruch standen. Das alte Testament war die einzige Quelle der Erkenntniß, Volk und König hörten in den Ausdrücken desselben predigen, sie wurden angewiesen, alle ihre Handlungen nach seinen Vorschriften einzurichten und verwechselten von Anfang an die Geschichte der Offenbarung Gottes mit der Offenbarung selbst. Die auf diese Weise eingeprägten Begriffe aber waren ebenso wenig, wie das stückweise angenommene Ceremoniell des byzantinischen Hofes, mit dem Ton des fränkischen Lebens, mit der wirklichen Macht der Könige und mit den Einkünften derselben zu vereinigen. Was insbesondere die letzteren angeht, so bestand die Haupteinnahme der Herrscher in dem Ertrage der ihnen als Privatpersonen gehörenden Güter; von den Landbewohnern fränkischen Stammes erhielten sie nur freiwillige Geschenke; außerdem hatten sie zwar von den römischen Unterthanen des Reichs Steuern zu empfangen, aber die Erhebung derselben war nicht geordnet; wurde sie einmal gestört und stockte sie kurze Zeit, so ward diese Einnahme

schwer wieder hergestellt; noch dazu hatten ganze Districte und Städte Steuerfreiheit erhalten, und überhaupt galt es gewissermaaßen für Sünde, Abgaben zu nehmen, weil der Arme beitragen mußte. Die letztere Vorstellung wußte man besonders dem streng rechtlichen und gottesfürchtigen Guntram einzuflößen, wodurch dann habsüchtige Geistliche und gewaltthätige Große eine Freiheit von Abgaben (Immunität) und eine Unabhängigkeit erlangten, die für den Armen und Schwachen drückender ward, als es die härteste Steuer hätte sein können.

Bei Guntram's Tode (593) erbte Childebert dessen Land. Er hatte nun zwei Drittheile des Reiches in seinen Händen, und suchte sogleich auch das Erbe Chlotar's II., den er nie als einen Sohn Chilperich's anerkannt hatte, an sich zu reißen; allein Fredegundis, die ihren Sohn in die Schlachtreihen der Neustrier führte, regte dadurch diese zu so tapferer Gegenwehr an, daß die Austrasier mit Schimpf abziehen mußten. Wenige Jahre nachher (596) starb Childebert mit Hinterlassung von zwei minderjährigen Söhnen, Theudebert II. und Theodorich II. Unter diese ward das austrasische Reich so getheilt, daß der Erstere, der seinen Wohnsitz in Metz aufschlug, das eigentliche Austrasien und einige Striche im südlichen Frankreich erhielt, der Andere aber, welcher bald in Chalons, bald in Orleans wohnte, einen Theil des ehemaligen burgundischen Reiches und das Land zwischen der Loire und den Pyrenäen. Fredegundis beeilte sich, aus der Theilung des austrasischen Reiches und aus der Herrschaft zweier Kinder in demselben Nutzen zu ziehen: sie besetzte schnell Paris und trieb Brunhilde, welche in ihrer Enkel Namen den Krieg führen wollte, zurück. Wie traurig die Lage des fränkischen Reiches war, zeigt sich bei einem Blick auf dasselbe, man mag nun den Zustand im Inneren oder die auswärtigen Verhältnisse betrachten. Jene frommen und eifrigen britischen Mönche, welche damals in Gallien sich hier und da niederließen, neue Klöster stifteten, verwilderte Gegenden urbar machten und die Bewohner derselben den Landbau lehrten, fanden nicht nur ganze Landstriche verödet, sondern sie sahen auch die kirchliche Zucht und Ordnung völlig aufgelöst und die Religion selbst fast überall bis auf den Namen und die Form verschwunden. Da nun das Christenthum die Hauptgrundlage war, auf welcher die Herrschaft der Franken über andere germanische Stämme beruhte, so war mit seinem Verfall auch diese gefährdet. Die Thüringer gehorchten den Franken kaum mehr, die Baiern und Allemannen hingen blos an ihren eigenen Herzögen, bei den übrigen Stämmen in Deutschland und Austrasien aber benutzten die Großen die Abneigung der Nation gegen Brunhilde zu Willkür und Anarchie. Auch in Neustrien wollten sich die Großen nicht mehr in die königliche

Oberherrschaft fügen und von dem Ansehen, welches Chlodwig und seine Söhne gehabt hatten, war bei den damaligen Königen kaum noch eine Spur übrig. In den fortwährenden Kriegen, welche die merowingischen Könige unter sich führten, waren sie genöthigt, ihren Vasallen immer mehr Lehngüter und Rechte zu übertragen; so schlug ihre Gier nach ausgedehnter Macht zu ihrem eigenen Schaden und zum Vortheil der Großen aus.

Brunhilde hatte nach Childebert's Tode zuerst in Austrasien unter dem Namen ihres Enkels Theudebert zu herrschen gesucht; sie ward aber bald von den Großen des Landes vertrieben und wandte sich dann mit der gleichen Absicht zu ihrem jüngeren Enkel in Burgund. Hier hatte man bald ebenso wenig Ursache, mit ihrem Betragen zufrieden zu sein, weil sie, je älter sie wurde, desto eifersüchtiger auf ihr Ansehen war und kein Mittel, es zu behaupten, scheute. Viel glücklicher, als sie, war ihre Nebenbuhlerin Fredegundis; denn diese starb 597 im Genuß ihrer ganzen Macht. Sie ist uns, da sie aus Leidenschaft und Begierde die schrecklichsten Thaten beging, eine schlimmere Verbrecherin als Brunhilde, die ihr allerdings an Rachsucht und Härte gleichkam; allein Brunhilde war durch die Ermordung ihrer Schwester und ihres jungen Gemahls Siegbert von Anfang auf das furchtbarste gereizt, und zeigte zudem wahre Herrschergaben. Sie widersetzte sich dem Uebermuthe der austrasischen Großen und bemühte sich mit größerer Kraft, als irgend ein merowingischer König, die Rechte der Lehensherrlichkeit aufrecht zu erhalten. Sie wurde von ihrem eigenen Enkel Theudebert, der sich ganz von seiner Gemahlin und seinen Großen leiten ließ, heftig angefeindet und suchte auch ihrerseits ihm zu schaden. Dagegen verdankte Theodorich von Burgund ihren Rathschlägen, daß Chlotar nach seiner Mutter Tode die Länder, welche diese vom Reiche Childebert's abgerissen hatte, wieder herausgeben und den Burgundern, obgleich sie in ihrem Kriege mit ihm von den Austrasiern nicht unterstützt worden waren, auch die Stadt Paris abtreten mußte. Brunhilde ward jedoch darum in Burgund um nichts weniger gehaßt und sie selbst vermehrte den Haß dadurch, daß sie sich mit Grausamkeit an ihren Feinden rächte und in die ersten Stellen des Reiches vorzugsweise Gallier einsetzte, weil diese sich natürlich besser schmiegten. Sogar die höchste Würde im Reiche, das Amt des Majordomus oder Hausmeiers, welcher neben dem Könige die Reichsangelegenheiten zu leiten hatte, ward einem Mann von römischer Abkunft ertheilt. Um sich und ihren Anhängern Raum zu schaffen, ließ sie jeden, der ihr im Wege stand, umbringen. Ihre Gegner machten es ebenso, und beide Theile verfuhren dabei mit gleicher Rücksichtslosigkeit. Als z. B. Theodorich, von seiner

Mutter gereizt, gegen den Willen seiner Großen den ersten Bruderkrieg begann, brachen diese mit gewaffneter Hand in des Königs Zelt ein, um den von ihnen gehaßten Majordomus, der als Creatur der Brunhilde den Krieg veranlaßt hatte, zu ermorden; ja ein Herzog, den ihnen Theodorich mit dem Befehle, sie davon abzuhalten, entgegenschickte, rief statt dessen den wüthenden Kriegern zu, der König lasse ihnen sagen, sie sollten den Majordomus tödten. Hierauf ward das Zelt in Stücke zerrissen, der verhaßte Mann gemordet und der König zur Heimkehr gezwungen. Wie konnte unter diesen Umständen ein Herrscher die Ordnung wieder herstellen und behaupten, wenn er es nicht wie ein türkischer Großsultan oder wie Peter der Große machte? So sehr übrigens Brunhilde auch den Großen verhaßt war, so würde sie doch nicht gestürzt worden sein, wenn sie nicht den Geistlichen gerechten Grund zur Beschwerde gegeben hätte. Sie bewirkte, als ihr Sohn sich mit der Tochter des westgothischen Königs Witherich vermählt hatte, die Zurücksendung dieser Prinzessin, gönnte den Leidenschaften des jungen Königs alle Freiheit, und verlangte für dessen uneheliche Söhne die Thronfolge. Dies gab Mönchen und Weltgeistlichen ein Recht zu reden, und diese waren damals um so schlimmere Gegner, da kurz zuvor durch den heiligen Columbanus und andere irländische und schottische Geistliche eine wahrhaft spartanische Art von Sittenstrenge, Zucht und Trotz in den fränkischen Klöstern eingeführt und in Folge davon um die Mönche ein weit größerer Schein der Heiligkeit verbreitet worden war. Diese Leute traten gegen Brunhilde mit einem Trotze auf, der nur durch ungerechte Härte und durch Grausamkeit gedämpft werden konnte. Dadurch erhielt aber die Unzufriedenheit neue Nahrung, und es entstanden Gegenreibungen, die, in Verbindung mit dem Hasse der Großen, Brunhildens künstlich erhaltene Macht untergruben und nach einer Reihe von Jahren völlig brachen. Columban verließ, nachdem er durch seine strengen Mahnungen Brunhildens Zorn auf sich geladen, das fränkische Reich; er begab sich in die alemannisch-rhätischen Lande, wo er mit dem heiligen Gallus, dem Stifter von Sanct Gallen, vereint wirkte. Von Bregenz aus zog er später nach Oberitalien und wurde Gründer des berühmten Klosters Bobbio.

Auch in Betreff des Verhältnisses zwischen ihren beiden Enkeln ließ Brunhilde ihrer Rachgier und Herrschsucht die Zügel schießen. Anstatt den Frieden unter ihnen zu erhalten, veranlaßte sie Feindseligkeiten und Kriege, die zuletzt dem einen derselben das Leben kosteten. Theudebert verbündete sich 608 gegen seinen Bruder mit Chlotar von Neustrien, mit dem beleidigten König der Westgothen und mit den Longobarden. Dieser Bund zerfiel freilich, wie es mit weit aus-

sehenden Bündnissen zu geschehen pflegt, bald wieder; allein der Krieg zwischen den beiden Brüdern nahm deshalb doch kein Ende. Mit Hülfe der wilden Alemannen, welche sogar von den Franken dieser Zeit als rohe, mit Mord und Brand hausende Barbaren dargestellt werden, nahm Theudebert seinem Bruder den Elsaß weg und nöthigte ihn, außerdem noch einige Striche in der Schweiz herauszugeben. Theodorich ergriff die erste Gelegenheit, um das Verlorene wieder an sich zu reißen. Er schlug Theudebert in zwei auf einander folgenden Haupttreffen und nahm ihn dann nebst seinem Sohne gefangen (613). Die beiden Gefangenen wurden, man weiß nicht wie, umgebracht. Daß Brunhilde dieses Unglück angestiftet habe, läßt sich nicht wohl beweisen; daß sie aber Theil daran hatte, liegt ebenso klar am Tage, als andererseits aus ihrem Briefwechsel mit Papst Gregor dem Großen hervorgeht, daß sie sich früher sogar Mühe gegeben hatte, in Verbindung mit dem römischen Hof der herrschenden Rohheit Schranken zu setzen, woran sie nur durch den Widerwillen ihrer Unterthanen gehindert worden war.

Theodorich, der nach seines Bruders Tode auch in Austrasien herrschte, starb kurze Zeit nachher. Brunhilde ließ sogleich einen seiner unehelichen Söhne, Siegbert II., zum König ausrufen, weil sie unter dem Namen dieses Urenkels endlich unumschränkt gebieten zu können hoffte; allein gerade jetzt brach der allgemeine Haß gegen sie in lichte Flammen aus. Die austrasischen Großen traten, von Rado, einem aus ihrer Mitte, geleitet, mit Chlotar von Neustrien in Verbindung, und ihrem Beispiele folgten auch die Großen von Burgund unter Warnachar's Anführung. Die Letzteren gaben dem heranrückenden Chlotar ihr Land preis und lieferten die ganze königliche Familie in seine Hände. Siegbert ward nebst einem seiner drei Brüder getödtet; von den anderen zwei Söhnen Theodorich's rettete sich einer durch die Flucht, kam aber nachher nie wieder zum Vorschein, der Andere wurde, weil Chlotar sein Taufpathe war, am Leben gelassen und im Privatstande erzogen; er starb einige Jahre nachher. Ueber Brunhilde ward wegen unerwiesener und auch nicht zu erweisender Verbrechen ein Gericht gehalten, oder vielmehr sie wurde unter dem Scheine des Rechts der Rache Chlotar's und ihrer anderen Feinde geopfert. Der König selbst klagte sie der Ermordung von zehn Gliedern der merowingischen Familie an und die versammelten Franken verurtheilten sie ohne weitere Untersuchung zum Tode. Ihre Strafe war schrecklich. Chlotar ließ sie, nachdem sie drei Tage hinter einander gefoltert worden war, auf einem Kameele im ganzen Heere umherführen, dann an den Schweif eines wilden Pferdes binden und so zu Tode schleifen (614). Die beiden Verräther Rado und Warnachar

erhielten, der Erstere in Austrasien, der Zweite in Burgund, die Würde eines Majordomus oder Reichsstatthalters.*)

Mit dem Untergang der Brunhilde und ihrer Familie war die Einheit des fränkischen Reiches wieder hergestellt und alle Theile desselben standen auf's Neue unter einem einzigen König; aber Selbstsucht, Gemeinheit des Sinnes und geistige Unfähigkeit blieben bei den Herrschern erblich, und die Glieder des königlichen Hauses verfolgten einander, gleich den Pelopiden der griechischen Mythen-Geschichte, nach wie vor mit unversöhnlichem Hasse. Es wiederholten sich also die alten Scenen des Familienzwistes, die Kraft der Regierung ward nach innen und außen immer mehr gebrochen, die Großen erlangten eine immer größere Macht und Selbstständigkeit, und sogar die Würde des Majordomus fing schon unter Chlotar II. an, von dem Könige unabhängig zu werden; denn nach Warnachar's Tod lud Chlotar selbst die Burgunder zur Erwählung seines Nachfolgers ein. Ueberhaupt sank unter diesem Könige, einem schwachen, der Wollust ergebenen Manne, die Monarchie sehr. Er konnte sich im Elsaß nur mit dem Schwerte Gehorsam erzwingen und mußte es ungeahndet lassen, als einige Große und unter ihnen sogar ein Bischof den Herzog Erpo, der in der Schweiz Frieden und Ordnung zu erhalten suchte, erschlugen. Auch die Grenzen des Reiches wurden immer mehr eingeschränkt: Chlotar opferte z. B. in seinen Unterhandlungen mit den Longobarden für 1000 Goldgulden, welche jeder von seinen drei an dieses Volk abgeschickten Großen erhielt, und für 35,000, welche auf einmal an die königliche Kasse bezahlt wurden, den jährlichen Tribut von 12,000 Goldgulden, den die Longobarden bisher entrichtet hatten.

Im Jahre 622 entschloß sich Chlotar, dem Selbstständigkeitstriebe der Austrasier nachgebend, das Reich mit seinem Sohne, Dagobert I., zu theilen und diesen, damit er die Regierungskunst erlerne, als Gebieter auftreten zu lassen. Er ernannte ihn, obgleich er noch unmündig war, zum König von Austrasien. Zwar setzte er dem jungen Fürsten, der seinem Charakter und seinen Fähigkeiten nach dem Vater gleich war und gleich blieb, zwei tüchtige Große, den Majordomus Pipin von Landen und den Bischof Arnulf von Metz,

*) Der Majordomus oder Comes domus regiae war ursprünglich Aufseher der Krongüter; da nun aus denselben die Edlen, Antrustionen oder Leudes genannt, ihre Lehen erhielten, so stand er an der Spitze des Adels in Krieg und Frieden. Der König und in seinem Namen der Hausmeier stand den Adeligen als Gefolgsherr gegenüber. Je mehr allmählich der Heerbann zurücktrat, welchem vordem alle Freien zu folgen hatten, und dafür das Aufgebot der Vasallen geübt wurde, um so mehr trat der Majordomus als Führer des Adels auf und um so bedeutender wurde jene Würde, die französisch durch Maire du Palais wiedergegeben wurde.

zur Seite; allein er schadete dadurch nur sich selbst und seinem Sohne, indem er jenen erfahrenen Männern die Geschäfte überließ und auf diese Weise nicht blos seinen Sohn unfähig und unselbstständig erhielt, sondern auch das Ansehen und die Macht der königlichen Würde untergrub. Sogar der alte Familienzwist des merowingischen Hauses brach damals wieder zwischen Vater und Sohn aus. Dagobert ließ einen der austrasischen Großen, der bei Chlotar in besonderer Gunst stand, öffentlich umbringen, obgleich er seinem Vater feierlich versprochen hatte, denselben am Leben zu lassen. Bald nachher (625) verlangte er mit den Waffen in der Hand einige Bezirke, welche früher zu Austrasien gehört hatten, und Chlotar mußte sich dazu verstehen, sie herauszugeben. Nur gegen die Sachsen und Wenden sehen wir einige Male Austrasier und Neustrier vereinigt. Unter dem Namen der Wenden werden Völkerschaften des slavischen Stammes verstanden, welche zur Zeit der Völkerwanderung von Osten her vorgerückt waren und nach und nach bis nach Kärnthen hin und bis zur sächsischen Saale die Länder eingenommen hatten, die von den nunmehr nach Süden und Westen gezogenen deutschen Stämmen bewohnt worden waren. Im Rücken der Wenden war das türkische Volk der Awaren von Asien her vorgedrungen, hatte das von den Longobarden verlassene Ungarn besetzt und bedrängte von da aus sowohl die Wenden, als auch die Sachsen, Thüringer und Baiern. Ueber den fränkischen Kriegszug gegen die Sachsen, auf welchem eine Völkerschaft der Letzteren ganz ausgerottet worden sein soll, sind wir völlig im Unklaren; was aber die Wenden betrifft, so ist die Nachricht merkwürdig, daß sich zwei sonst gegen einander feindselig gesinnte deutsche Stämme, die Sachsen und Franken, zur gemeinschaftlichen Abwehr derselben verbunden haben sollen. Uebrigens fühlten Chlotar und sein Sohn wohl, daß das Regieren eine schwerere Kunst sei, als das Kriegführen; beide aber fanden das Wesentliche dieser Kunst mehr in Verordnungen, als in kräftiger Ausführung des Verordneten. Sie fühlten z. B. das Wohlthätige des Handelsverkehrs, an dem es auch in jener rohen Zeit nicht fehlte; statt ihn aber zu erleichtern, belasteten sie ihn mit einer Menge von Abgaben. Sie wollten ferner die Geistlichkeit reformiren, und erlaubten doch, daß die Großen für sich und ihre Söhne die Bisthümer an sich rissen und daß der Klerus immer mehr in weltliche Angelegenheiten gezogen, also auch immer mehr von seiner apostolischen Bestimmung entfernt wurde. Was konnte es daher helfen, daß Chlotar einen Befehl Guntram's erneute, nach welchem die Bischöfe des Reichs sich alle drei Jahre zu einer Synode versammeln und über die kirchlichen Angelegenheiten und Verordnungen wachen sollten? Die Geistlichen besaßen zwar am meisten Einsicht, und das Gegen-

gewicht, welches der durch Guntram sehr gehobene Klerus gegen die rohen und gewaltthätigen weltlichen Großen bildete, war gewiß sehr nöthig und wohlthätig; aber was nützten alle Verordnungen, die Chlotar auf den Synoden beschließen und nachher als Reichsgesetze bekannt machen ließ, da es an der Kraft zur Ausführung fehlte? Mehr Wirkung mag das Gebot gehabt haben, durch welches Chlotar den alten Rechtsgebrauch wieder herstellte, daß jeder Bewohner der fränkischen Lande nur von Leuten seines Stammes gerichtet werden durfte.

3. Die Franken von Dagobert I. bis auf die völlige Verdrängung der Merowinger.

Dagobert I. bemächtigte sich, als sein Vater 628 starb, auch Neustriens und Burgunds, ohne auf seinen jüngeren Bruder, Charibert II., im mindesten Rücksicht zu nehmen. Diese Ausschließung war eine große Ungerechtigkeit, weil in jenen Zeiten an eine Abfindung nachgeborener Prinzen nicht zu denken war und diesen daher nur durch Theilung des Gebiets ein anständiges Auskommen gesichert werden konnte. Auch mußte sich Dagobert, da sogleich Unruhen ausbrachen, dazu bequemen, seinem Bruder einen Theil des Reiches abzutreten. Er gab ihm Aquitanien oder das zwischen der Loire und den Pyrenäen gelegene Land nebst einem Theile der Provence. Charibert nahm den königlichen Titel an und schlug seinen Sitz in Toulouse auf. Vergebens suchte Dagobert, als sein Bruder und dessen ältester Sohn schnell nach einander starben, den beiden anderen noch minderjährigen Söhnen das Land zu entreißen; ein mütterlicher Oheim der Letzteren nahm sich ihrer mit Nachdruck an und Dagobert mußte nach einem verheerenden Kriege seinen Neffen einen Theil ihrer väterlichen Erbschaft zurückgeben, wobei er sich nur die Oberherrschaft und einen jährlichen Tribut vorbehielt. Sie vererbten ihr Land als Herzogthum Aquitanien auf ihre Nachkommen und wurden die Stifter eines Herrscherhauses, welches nachher mächtig und berühmt war, während die Enkel ihres herrschsüchtigen Oheims zur Ohnmacht herabsanken.

Dagobert war, wie alle Merowinger, ausschweifend, und jagte die Geistlichen, welche gegen seine Sittenlosigkeit auftraten, aus dem Lande, schenkte aber dem Kloster St. Denis ungeheure Güter, damit die Mönche desselben für ihn beten möchten. Er machte sich übrigens bei der Nachwelt dadurch berühmt, daß er die alten Gesetze der Alemannen und Baiern zum ersten Male sammeln, ordnen, neu durchsehen und ergänzen und dann als Landesgesetze verkündigen ließ. Es verhält sich mit diesen Gesetzen ebenso, wie mit den früher nieder-

geschriebenen salischen Gesetzen. Es waren alte, mündlich vererbte Rechtsgewohnheiten, welche mit den nöthig gewordenen Veränderungen und mit passend gefundenen Zusätzen aus dem römischen Rechte niedergeschrieben wurden, um als Grundlage für die richterlichen Entscheidungen zu dienen; doch behielten die ungeschriebenen Gewohnheitsgesetze auch später noch lange Zeit den Vorrang vor den geschriebenen, weil die letzteren in lateinischer Sprache abgefaßt waren und daher nur von wenigen Schöffen oder Richtern gebraucht werden konnten; selbst die gebildeteren Richter, welche lesen konnten, mußten sich dieselben durch beigeschriebene Verdeutschungen und Erläuterungen verständlich machen lassen. Man nennt diese Glossen, von welchen sich manche, namentlich zum salischen Gesetz, bis auf unsere Tage erhalten haben, Malbergische Noten, weil sie zu dem Zwecke gemacht waren, den Richtern auf dem Malberge oder der Gerichtsstätte zum Gebrauche zu dienen.

Dagobert ward 633 durch die unzufriedenen Austrasier genöthigt, ihnen in der Person seines erst vier Jahre alten Sohnes, Siegbert III., einen eigenen König zu geben. Pipin von Landen, dem er diesen Sohn anvertraute, erwarb sich als Majordomus desselben die Liebe der Austrasier. Besonders bewirkte er an der Spitze des austrasischen Heeres bald, daß die Wenden ihre Feindseligkeiten einstellen mußten und daß auch die Sachsen sich sehr friedlich zeigten. Dagobert selbst demüthigte die Basken in Gascogne und die Bewohner der Bretagne, welche beide nach Unabhängigkeit strebten. Unter ihm erwuchs für die Franken ein gefährlicher Nachbarstaat in einem großen slavischen Reiche, das von einem fränkischen Manne, Namens Samo (einige bezeichnen ihn auch als geborenen Slaven) begründet wurde. Derselbe befreite Böhmen und Mähren von der Slavenherrschaft und dehnte sein Gebiet bis zur Spree, dem oberen Main und dem Fuß der Karpathen aus; doch bald nach seinem Tode (um 662) löste sich seine Schöpfung auf. Uebrigens hatte Pipin, um das Gehässige zu mildern, welches die Majordomus-Würde wegen ihrer allzugroßen Macht an sich hatte, schon um 630, als Arnulf von Metz sich von den Geschäften zurückzog, dem Bischof Kunibert von Köln Antheil an der Regierung gegeben. Pipin leitete ebenso als erster Beamter Siegbert's, wie vorher als Rathgeber Dagobert's, die Verwaltung ganz vortrefflich; er hatte aber dadurch auch schon längst den Argwohn dieses Königs erregt, der ihm sogar tückischer Weise nach dem Leben trachtete. Dessen ungeachtet nahm er sich des jungen Siegbert stets treulich an, und als nach Dagobert's Tode (638) dessen jüngerer Sohn, Chlodwig II., ein Stiefbruder Siegbert's, Neustrien und Burgund erbte, und die Mutter desselben die königlichen

Schätze für ihren Sohn allein in Anspruch nahm, zwang er sie, diese mit dem austrasischen Könige zu theilen. Zum Unglück für Siegbert starb Pipin schon im nächsten Jahr, von allen Austrasiern mehr betrauert, als seit langer Zeit irgend ein König betrauert worden war. Nach seinem Tode brach unter den austrasischen Großen ein heftiger Streit darüber aus, wer die Vormundschaft über Siegbert führen sollte, ob Pipin's Sohn, Grimoald, der von Kunibert unterstützt wurde, oder Otto, der Erzieher des jungen Königs; und zum Unglück entstand zu gleicher Zeit auch ein Krieg mit dem thüringischen Herzog Radulf, der nach Unabhängigkeit strebte. Grimoald wurde anfangs zurückgesetzt, er bewies sich aber in diesem Kriege, in welchem Siegbert selbst großen Gefahren ausgesetzt war, so besorgt für dessen Wohl, daß er am Hofe bald überwiegenden Einfluß gewann. Nicht lange nachher ward Otto auf Befehl des jungen Königs, dem man dies gerathen hatte, von dem alemannischen Herzog Leutharis befehdet und erschlagen, und nun herrschte Grimoald als Majordomus unumschränkt in Austrasien.

So groß übrigens die Rohheit der Franken und die Schwäche ihrer merowingischen Regenten auch war, so zeigte sich doch um jene Zeit ein Kampf des Bedürfnisses nach Zucht und Ordnung gegen die Barbarei und Wildheit, die das fränkische Volk aus der alten Heimath mitgebracht oder in der Fremde angenommen hatte. Man erkennt hierin einen stillen Fortschritt der Wirkungen, welche das Christenthum und die Ansiedlung in einem gebildeten Lande hatten. Dieser Kampf zeigt sich nicht allein in den bereits erwähnten Veränderungen, welche unter Dagobert I. mit dem alten Gewohnheitsgesetz vorgenommen worden waren, sondern auch in manchen anderen Dingen. Audoën, der Kanzler oder Referendarius Chlodwig's II., gab sich große Mühe, gelehrte Geistliche zu vereinigen und Bücher zu sammeln, freilich mit unsicherem Erfolg, da beim Mangel feststehender Bildungsanstalten dies Alles vom Zufall und von einzelnen Persönlichkeiten abhing. Eben derselbe Mann unterstützte den durch sein Talent für Metallarbeiten und andere Künste ausgezeichneten heiligen Eligius. Dieser selbst aber erregte nicht blos durch seine in Gold und Edelsteinen ausgeführten Kunstwerke Bewunderung, sondern er bekehrte auch die heidnischen Friesen-Stämme, welche damals noch in einigen Gegenden von Belgien wohnten, so daß sie nun mit dem Heidenthum auch einen großen Theil ihrer Rohheit ablegten, sich allmählich in Dörfer und Städte vereinigten und die sumpfigen Wälder jenes Landes urbar machten. Auch in anderen Theilen des Reiches entstanden durch die Mönche solche Veränderungen und manches Kloster wandelte sich nach und nach in eine Stadt um. Es wurden in diesem

Jahrhundert sogar die abgelegensten Thäler und Bergschluchten von den Mönchen angebaut, wie z. B. Disentis in Graubündten, Maurmünster im Elsaß, das Münsterthal im Jura, die Gegend von Salzburg wie das Thal des Flusses Agout in Languedoc, von dessen Mönchen es heißt: „Sie erbauten sich dort drei Hütten von Waldbäumen, Erde und Blättern, und brachten ihre Zeit mit Beten, Fasten, Wachen und Arbeiten zu." Gallus gründete in einer Wildniß am Flüßchen Steinach, die ihm Graf Talto schenkte, seine berühmte Abtei (614); schon im 6. Jahrhundert hatte der von der Legende verherrlichte Irländer Fridolin dem Christenthum eine Stätte bereitet. Unter den Nachfolgern Dagobert's aber kamen Glaubensboten in das baierische Land; unter ihnen wirkte vor Allen der heilige Emmeran (um 650). Sie fanden bereits ein christliches Volk vor, doch aber war das Leben noch von heidnischen Gebräuchen so sehr entstellt und namentlich die Verbindung mit Rom gelockert, so daß Emmeran, statt zu den Avaren zu reisen, lieber unter den Baiern predigte. Er wurde dabei vom Herzog Theodo unterstützt, der in Regensburg (Regina castra, später Radaspona) residirte, einer Stadt, die, wie Emmeran's frommer Biograph bemerkt, noch aus den Römerzeiten Häuser und Mauern von Quadersteinen hatte. So sehr übrigens damals auch das Volk der Franken sich einem besseren Zustande näherte, so erlosch doch das Geschlecht der Merowinger, ehe das Reich die Blüthe der Cultur erreicht hatte. Die Merowinger selbst waren zügellos und wild und hinterließen die Herrschaft meistens Kindern, die nicht selbst regieren konnten. Ihre Erbgüter geriethen nach und nach in die Hände der Geistlichen, welche mit wenigen Ausnahmen vorzugsweise auf Erweiterung ihrer Besitzungen und ihres Einflusses bedacht waren; und wenn dadurch einerseits auch der Anbau des Landes gewann, so ward doch andererseits zugleich die königliche Macht immer mehr untergraben und geschwächt. Unter den Geistlichen aber nahm der Verfall der Zucht in demselben Grade zu, in welchem ihr Stand ihnen zu größerem Reichthum und Ansehen verhalf. Die Volksversammlung hatte fast nur noch die Wahl der Könige zu vollziehen oder zu bestätigen. Endlich gerieth auch der Heerbann und mit ihm die Waffenübung der kleinen Allodbesitzer in Abnahme; das Gefolge der Großen blieb das einzige immer zum Krieg bereite Heer. Dies gab den Letzteren eine zunehmend größere Bedeutung, und es war daher ganz natürlich, daß um jene Zeit einzelne durch Reichthum und Macht hervorragende herzogliche Familien ein Hauptgegenstand der Geschichte des Reiches wurden.

Unter diesen Familien ist keine für das Schicksal der Franken bedeutender geworden, als die des Bischofs Arnulf von Metz, dessen

Sohn, Ansegis, eine Schwester Grimoald's heirathete und Pipin von Heristal zum Sohn, Karl Martell zum Enkel, Pipin den Kleinen zum Ureukel hatte; denn dem zuletzt genannten Sprößlinge Arnulf's gelang das, was Grimoald vergebens versucht hatte. Dieser hoffte nämlich die Merowinger vom Throne verdrängen und seine eigenen Nachkommen an ihre Stelle setzen zu können. Er suchte daher, als Siegbert III. in einem Alter von 27 Jahren starb (656), die Austrasier durch sein Vorgeben zu täuschen, daß der verstorbene König den Sohn Grimoald's, Childebert, zu seinem Nachfolger ernannt habe. Dies konnte ihm jedoch unmöglich gelingen, weil Siegbert nicht nur selbst einen Sohn hinterließ, sondern auch bei seinem jugendlichen Alter niemals Bestimmungen über die Nachfolge getroffen hatte. Auch waren die Franken noch allzu sehr gewohnt, die Vorstellung der Heiligkeit an ihre Königsfamilie und an deren erbliches Recht zu knüpfen, als daß sie die gewaltthätige Verdrängung des merowingischen Hauses ruhig ertragen hätten. Grimoald ließ gleich nach Siegbert's Tod seinen eigenen Sohn zum König von Austrasien ausrufen, den jungen Sohn Siegbert's aber, Dagobert II., schickte er nach Irland, wo derselbe den Mönchen eines Klosters zur Erziehung übergeben wurde. Diesem Thronraube folgte die Strafe augenblicklich. Die Austrasier erhoben sich schon nach wenigen Monaten gegen den herrschsüchtigen Majordomus, nahmen ihn gefangen und lieferten ihn dem König Chlodwig II. von Neustrien aus, der ihn sogleich hinrichten ließ; sein Sohn hatte wahrscheinlich das nämliche Schicksal. Chlodwig II. vereinigte hierauf die fränkischen Länder unter seiner Herrschaft; Grimoald's Familie aber blieb, obgleich sie eine Zeit lang von der Verwaltung verdrängt war, dessen ungeachtet bei den Austrasiern in großem Ansehen. Seine Schwester Gertraud, welche dem von ihrer Mutter gestifteten Kloster Nivelle vorstand, galt schon bei ihren Lebzeiten für eine Heilige; seine andere Schwester, Begga, war, wie oben erwähnt, mit Ansegis, dem Sohne des durch seinen Einfluß und seine Heiligkeit gleich mächtigen und berühmten Bischofs Arnulf vermählt, und Ansegis' Bruder, Klodulf, hatte nach seines Vaters Tode das wichtige Bisthum Metz erhalten.

Chlodwig II. starb bald nach Grimoald's Sturz (656) und fast zugleich mit ihm auch sein Majordomus Erchinoald, dem er die Regierungsgeschäfte ganz überlassen hatte. Unter dem Namen seines ältesten Sohnes, Chlotar's III., herrschte dann die Mutter desselben, Balthildis. Diese Frau war von Geburt eine Angelsachsin und als Sklavin an Erchinoald verkauft worden, bei welchem sie Chlodwig kennen gelernt hatte. Nach seinem Tode leitete sie unter dem Beistand der Bischöfe die Verwaltung des Reiches und machte sich durch einige

menschenfreundliche Verordnungen um dasselbe sehr verdient; sie suchte die bei der Besetzung geistlicher Stellen herrschend gewordenen Mißbräuche abzustellen, beschränkte den Sklavenhandel, welcher damals von den Juden getrieben wurde, und verminderte die von den römischen Einwohnern des Reichs zu zahlenden Steuern, welche zuletzt so drückend geworden waren, daß Viele aus Mangel ihre eigenen Kinder umbrachten. Der Graf Ebroin, den sie um 660 durch die neustrischen und burgundischen Großen zum Majordomus dieser Länder erwählen ließ, trachtete auch nach der Leitung der Verwaltung in Austrasien, fand aber dort Widerstand, wahrscheinlich weil die Austrasier den in Irland lebenden rechtmäßigen Erben ihres Reiches zum König verlangten. Er schlug daher einen anderen Weg ein; er gewann Siegbert's Wittwe, Himmichildis, verlobte eine Tochter derselben mit Childerich II., einem jüngeren Bruder Chlotar's III., ließ diesen in Austrasien zum König ausrufen, und erreichte so seinen Zweck, obgleich Wulfhald den Titel eines Majordomus von Austrasien führte. Hierauf nöthigte er Balthildis, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Er war nun Gebieter in allen drei fränkischen Reichen zugleich, erregte aber durch sein willkürliches Verfahren in Neustrien und Burgund große Unzufriedenheit, und büßte auch in Austrasien seinen Einfluß ein, als Childerich herangewachsen war und einen Vormund nicht länger über sich duldete. Die Aufregung gegen ihn ward in Neustrien und besonders in Burgund bald so groß, daß er allen Burgundern verbieten mußte, ohne besondere Erlaubniß bei Hofe zu erscheinen. Diese Unzufriedenheit stieg aufs höchste, als Ebroin bei Chlotar's III. Tode (670) den jüngsten Bruder desselben, Theodorich III., zum Herrscher ernannte und dabei gegen einen Gebrauch verstieß, welcher bei der vermehrten Macht der großen Güterbesitzer nicht mehr, wie früher, eine bloße Förmlichkeit war: er unterließ es nämlich, den Thronfolger einem alten Herkommen gemäß durch die Versammlung der Großen als König anerkennen und ausrufen zu lassen. Dies gab den Neustriern und Burgundern einen erwünschten Vorwand zum Aufruhr; sie verhafteten Ebroin und Theodorich und ernannten Childerich II. von Austrasien zum König, so daß dieser wieder einmal das gesammte Frankenreich unter seiner Herrschaft vereinigte. Ebroin erhielt dadurch, daß er einige Bischöfe bestach, die Erlaubniß, sich in ein Kloster zurückzuziehen, und Theodorich wurde zwar der langen Haare beraubt und in das Kloster St. Denis gebracht, aber nicht zum Mönche gemacht.

Ebroin's Sturz war der Anfang einer Erschütterung, die das Reich in große Noth brachte. Dieses Unglück wäre vielleicht abgewendet worden, wenn der heilige Leodegar, der am Hofe Chil-

derich's den größten Einfluß erhielt, sich in seiner Stellung zu behaupten gewußt hätte; er ward aber dem ausschweifenden König durch seine moralische Strenge und besonders dadurch, daß er eine kanonisch verbotene Ehe desselben tadelte, bald so lästig, daß dieser ihn in ein Kloster stecken ließ. Kaum war Leodegar vom Hofe vertrieben, als der König ermordet wurde. Childerich hatte sich nämlich durch seine Willkür allgemein verhaßt gemacht und als er eines Tages einen vornehmen Franken auf schimpfliche Weise mißhandeln ließ, erschlug ihn dieser in Verbindung mit einigen anderen Großen (673). Sein Majordomus rettete sich nach Austrasien und bewirkte, daß man Siegbert's III. Sohn, Dagobert II., aus Irland zurückrief und zum König ernannte. In Neustrien und Burgund hatten unterdessen Childerich's Mörder Theodorich III. als König eingesetzt; auch Ebroin und der heilige Leodegar waren aus ihrem Kloster hervorgekommen und der Erstere ließ einen angeblichen Sohn Chlotar's III., Chlodwig, zum König ausrufen, während der Letztere sich für Theodorich erklärte und einer seiner Creaturen, dem Sohne Erchinoald's, Leudes, die Würde eines Majordomus verschaffte. Ebroin erhielt jedoch bald die Oberhand über Leodegar; er überfiel und mordete Leudes, bemächtigte sich der Person Theodorich's, gab dann seinen Chlodwig auf, ließ sich von jenem zu seinem Majordomus ernennen und wüthete wie ein reißendes Thier gegen Freunde und Feinde. Auch Leodegar fiel in seine Gewalt und wurde auf grausame Weise umgebracht. Die von Ebroin Verfolgten retteten sich größtentheils nach Aquitanien, wo die Nachkommen Charibert's II. während der ewigen Feindseligkeiten der anderen Merowinger, deren Vasallen sie hätten sein sollen, unabhängige Herzoge geworden waren und ihr Gebiet fortwährend erweiterten. Zwischen Theodorich III. oder vielmehr seinem Majordomus Ebroin und dem König Dagobert II. von Austrasien war beständig Krieg und die Grenzländer ihrer beiden Reiche wurden dabei schrecklich verheert. Auf einem dieser Feldzüge verlor Dagobert nebst seinem Sohne das Leben (678); die Austrasier setzten aber, um ihres Königs Tod, den sie hatten verhindern können, zu rächen, den Krieg auch nachher fort, und ernannten den Sohn Klodulf's von Metz, Martin, sowie Ansegis' Sohn, Pipin, den man nach einem seiner Güter Pipin von Heristal zu nennen pflegt, zu Anführern. Sie erlitten jedoch eine blutige Niederlage, und Martin, welchen Ebroin durch falsche Schwüre an sich lockte, ward mit seinem Gefolge ermordet. Jetzt schien Ebroin alles, was seiner Herrschsucht im Wege stand, besiegt zu haben und seine Macht mit leichter Mühe auch über Austrasien ausbreiten zu können, das damals keinen König hatte; er fiel aber bald nachher durch dieselben Künste, die er so oft gegen Andere geübt hatte. Ermanfried,

ein vornehmer Franke, dem er das Vermögen geraubt hatte und, wie es heißt, auch das Leben nehmen wollte, erschlug ihn hinterlistiger Weise im königlichen Palaste (681). Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß Pipin um diesen Mord wußte, da Ermanfried sich nach Austrasien flüchtete und von ihm beschenkt ward.

Die Neustrier erwählten sich zwar einen neuen Majordomus, Waratto, der den Pipin gegen eine jährliche Abgabe als Herzog in Austrasien anerkannte; Waratto hatte aber weder die Kraft, noch die teuflische Schlauheit seines Vorgängers. Er konnte sich sogar gegen seinen eigenen Sohn nur durch Pipin's Beistand behaupten. Dies gab dem letzteren auch in Neustrien großes Ansehen, und als es nach Waratto's Tode unter dem neuen Majordomus, Berthar, zum Kriege kam, konnte Pipin auf einen Anhang in Neustrien sicher rechnen. Bei Testri an der Somme, in der Nähe von St. Quentin, trafen die Austrasier unter Pipin's Führung auf die Neustrier; es erfolgte eine blutige Schlacht, welche lange zweifelhaft blieb, bis endlich die ersteren einen entscheidenden Sieg errangen (687). Pipin zerstreute das neustrische Heer, verfolgte den fliehenden König Theodorich und nahm ihn in Paris gefangen. Er ließ ihm seine königliche Würde, behielt ihn aber unter genauer Aufsicht, regierte im Namen desselben über alle drei Reiche und nannte sich bereits Herzog und Fürst der Franken. Die Herrschaft der alten fränkischen Königsfamilie war auf diese Weise eigentlich vernichtet, und wenn man den Berichten der Freunde des Pipinischen Hauses glauben wollte, so wären die Merowinger von jetzt an bloße Landjunker gewesen, die den Namen zu den Befehlen ihrer Majordomus geliehen, sich selbst aber nur mit Landwirthschaft und Jagd abgegeben hätten. Dies ist jedoch nur ganz im Allgemeinen und blos in so weit, als es die täglichen Beschäftigungen der Könige angeht, richtig; denn wir finden auch nachher noch, daß die Könige, wiewohl sie unter der Leitung ihrer Hausmeier standen, einzelne Regentenhandlungen selbst verrichteten, und erst die letzten Merowinger führten in der That blos den Namen der Könige. Jedenfalls wußte Pipin seit der Schlacht bei Testri sein Ansehen statt des königlichen geltend zu machen, und seine Nachkommen, die man nach dem berühmtesten derselben, Karl dem Großen, die Karolinger nennt, behaupteten sich nicht allein im Besitze der höchsten Reichswürde und der königlichen Macht, sondern sie traten auch 38 Jahre nach Pipin's Tode völlig an die Stelle der enttrohnten Merowinger.

Leicht fand es übrigens Pipin nicht, sich in der errungenen Stellung zu behaupten, da ihm die Alemannen und die Aquitanier den Gehorsam verweigerten, und zugleich die an der Nordsee wohnenden Friesen unter ihrem tapfern Führer Ratbod die fränkischen Grenz-

länder bedrohten. Die Alemannen waren, obgleich sie theils von Pipin selbst, theils von anderen fränkischen Großen beständig bekriegt wurden, nicht zu bezwingen; auch die aquitanischen Herzöge blieben unabhängig; die Friesen dagegen nöthigte Pipin, wenn auch nicht zur Taufe, doch wenigstens zu einem Tribut. Als Glaubensboten hatten bisher unter den heidnischen Völkern Deutschlands vorzugsweise Iren und andere Männer britischen Stammes zu wirken gesucht; sie waren groß durch aufrichtigen Eifer, Frömmigkeit und strenge Zucht. An Weltklugheit aber und deshalb auch an Erfolg wurden sie von den angelsächsischen Missionären, die bald ihren Spuren folgten, bei Weitem übertroffen; zudem schlossen sich die letzteren meist bedingungslos an Rom an, da sie die Nothwendigkeit eines Mittelpunktes für die Christenheit erkannten. Unter ihnen sind Lebuin, Wilfried und vor Allen Winfried (Bonifacius) die berühmtesten. Sie waren bei den Friesen und Sachsen auch dadurch im Vortheil, daß diese ihre angelsächsische Mundart verstanden, während z. B. Gallus in den Alpenthälern lateinisch predigte und eines Erklärers bedurfte. Gleichwohl setzten die Friesen den Bekehrungsversuchen den hartnäckigsten Widerstand entgegen und nur mit großer Mühe und Gefahr gelang es jenen frommen Männern, einen kleinen Theil von ihnen zu taufen. Man erzählt von Ratbod eine Geschichte, welche zwar, wie die meisten Anekdoten, erfunden ist, aber den Geist dieses Widerstrebens auf eine treffende Weise bezeichnet. Ratbod hatte sich, heißt es, endlich entschlossen, ein Christ zu werden, und stand bereits, um sich vom Bischof Wulfram von Sens, den ihm Karl Martell zugesandt hatte, taufen zu lassen, mit dem Fuße im Wasser, als ihm zu fragen einfiel, wo denn seine heidnischen Vorfahren nach dem Tode hingekommen seien? Als Wulfram ihm antwortete, diese wären, wie die Heiden insgesammt, in der Hölle, sprang er sogleich aus der Taufwanne und rief: „Wo so viele tapfere Männer sind, da will ich lieber auch sein!“ (717). Freilich betrachtete Ratbod, wie die meisten seiner Landsleute, das aus dem Frankenlande gebrachte Christenthum als verderblich für die altheimische Freiheit.

Pipin war übrigens in Betreff der Herrschaft über die Franken seiner Sache so gewiß, daß er die Leitung der Regierung in Neustrien einem Anderen, der freilich dem Range nach unter ihm stand, überlassen konnte, und erst nach dessen Tode seinen eigenen Sohn Grimoald in diese Stelle einsetzte. Auch beschloß er schon lange vor seinem Ende, das Reich, als wenn es sein wäre, unter seine beiden Söhne, Drogo und Grimoald, zu theilen. Der Erstere sollte in Austrasien, der Letztere in Neustrien Majordomus werden. Beide waren die Söhne der baierischen Prinzessin Plectrudis, der rechtmäßigen Gemahlin

Pipin's. Er hatte aber noch zwei Nebensöhne, Karl Martell und Hildebrand, von welchen der Erstere damals bereits erwachsen, der Andere aber erst wenige Jahre alt war. Diese überging Pipin auch dann, als Drogo und Grimoald noch vor ihm starben. Er ließ sich nämlich von Plectrudis bewegen, ihren Enkel Theodoald zu seinem Nachfolger zu ernennen, obgleich dieser noch ein Kind war und als unehelicher Sohn Grimoald's weniger rechtmäßige Ansprüche hatte, als Karl und Hildebrand. Pipin starb noch in dem nämlichen Jahre, in welchem er diese Verfügung getroffen hatte (714).

Plectrudis übernahm zum Verdrusse vieler Austrasier die Regierung im Namen ihres Enkels und ließ sogleich Karl Martell zu Köln ins Gefängniß werfen. Die Neustrier benutzten diese Verhältnisse, um sich der Herrschaft eines austrasischen Majordomus ganz zu entziehen; sie griffen zu den Waffen, schlugen das Heer der Plectrudis, deren Enkel bald nachher starb, setzten einen Mann aus ihrer Mitte, den Raginfried, zu ihrem Majordomus ein und erhoben beim Tode ihres Königs einen Geistlichen, der vielleicht nicht einmal ein Merowinger war, als angeblichen Sohn Childerich's II. unter dem Namen Chilperich II. auf den neustrischen Thron. Raginfried verband sich darauf mit den heidnischen Friesen und ihrem furchtbaren Fürsten Ratbod, brach in Austrasien ein und zwang Plectrudis, seinen Rückzug durch Geld zu erkaufen. Unterdessen war Karl Martell seiner Haft entronnen und hatte sich an die Spitze des größeren unzufriedenen Theils der Austrasier gestellt. Er ward zwar in dem Kampfe mit den Friesen geschlagen, machte aber einen glücklichen Ueberfall auf die heimkehrenden neustrischen Truppen, besiegte sie dann in einem Treffen, und verfolgte sie bis nach Paris (717). Statt diesen Vortheil zur völligen Unterwerfung der Neustrier zu benutzen, wandte er sich hierauf gegen seine Stiefmutter und zwang sie, nach Baiern zurückzukehren, nachdem sie ihm, den die Austrasier längst schon als ihren Herzog anerkannt hatten, die Schätze seines Vaters ausgeliefert hatte. Zugleich ließ er einen Unbekannten, den er für einen merowingischen Prinzen ausgab und Chlotar IV. nannte, zum König ausrufen. Ein räuberischer Einfall der Sachsen hinderte ihn, sogleich wieder gegen die Neustrier zu Felde zu ziehen, deren Majordomus Raginfried den Herzog Eudo von Aquitanien zu Hülfe gerufen hatte. Als aber Karl die Sachsen bis an die Weser zurückgetrieben und ihre Verheerungen in den Rheingegenden durch Verwüstungen in ihrem eigenen Lande bestraft hatte, eilte er, die verbündeten Neustrier und Aquitanier zu überwältigen. Er brachte ihnen (718) bei Vincy unweit Cambray und im folgenden Jahre bei Soissons solche Niederlagen bei, daß Raginfried und sein König endlich ganz Neu-

strien preisgeben und sich nach Aquitanien flüchten mußten (719). Karl ließ sich dann auch in Neustrien und Burgund als Majordomus anerkennen und trat mit dem Herzog Eudo und seinen beiden Schützlingen in Unterhandlungen. Es ward ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem Eudo von Karl als Herzog von Aquitanien anerkannt wurde, Raginfried die Grafschaft Anjou erhielt, der neustrische König Chilperich II. aber seine Schätze an Karl auslieferte, nach Neustrien zurückkehrte und dort unter dem Titel eines Königs in einer Art von freier Haft lebte; Karl war nunmehr anerkannter alleiniger Majordomus. Als Chilperich 720 starb, ließ Karl ein Kind, Dagobert's III. Sohn, Theodorich IV., zum König ausrufen. In den nächsten zehn Jahren führte Karl Martell mit den östlichen Grenznachbarn Kriege. Die Beschreibung dieser Züge gehört jedoch nicht in die allgemeine Geschichte; es mag genug sein, zu bemerken, daß er die Sachsen und Friesen zum zweiten Male züchtigte, die Baiern zur Ruhe zwang und die Alemannen nicht allein mehrmals schlug, sondern auch wieder zu der Heeresfolge nöthigte, die sie früher geleistet hatten. Ueberhaupt mußte er bis zu seinem Tode fast jedes Jahr gegen diese Völker zu Felde ziehen; denn Leute, die nichts zu verlieren hatten, waren nicht so leicht unterdrückt.

Im Jahre 731, als Karl Martell nicht allein die ganze Macht des fränkischen Reiches in seiner Hand vereinigt, sondern auch die an der östlichen Grenze wohnenden Völkerschaften mit Erfolg und Ruhm bekriegt hatte, faßten die Mohammedaner in Spanien den Entschluß, mit ihrer gesammten Kriegsmacht über die Pyrenäen vorzudringen. Bei dieser Gelegenheit ist fast nicht zu verkennen, daß sie nach einem bestimmten Gang der Dinge an Karl den Mann finden sollten, der ihren Fortschritten in Europa eine Grenze setze. Hätten sie ihren Hauptangriff auf das fränkische Reich nur wenige Jahre früher unternommen, so würden sie dasselbe bei seiner völligen Zerrüttung wahrscheinlich ebenso leicht, wie früher das westgothische Reich in Spanien, über den Haufen geworfen haben. Von 718 an aber, wo sie zum ersten Mal über die Pyrenäen zogen, bis 731, wo der mohammedanische Statthalter von Spanien, Abd Errahman, die ganze streitbare Mannschaft seiner Provinz gegen Karl Martell führte, bestanden ihre Kriege mit den Franken glücklicher Weise nur in Streifzügen, und sie unternahmen dieselben in so geringer Zahl, daß nicht allein die Macht des aquitanischen Herzogs Eudo hinreichte, um ihre Eroberungssucht zu vereiteln, sondern daß dieser sie im Jahre 721 sogar mit großem Verlust zurücktreiben konnte. Erst als Karl durch glückliche Kriege mit den Friesen, Sachsen, Alemannen und Baiern sein Ansehen befestigt und seinen Namen furchtbar gemacht hatte, richteten sie ihre

ganze Macht gegen die Franken. Sie selbst erleichterten diesen aber den Kampf dadurch, daß sie zu derselben Zeit den Herzog Eudo nöthigten, sich dem von ihm gehaßten Karl Martell in die Arme zu werfen, der ihnen in Folge davon mit der gesammten Kraft der fränkischen Nation entgegentreten konnte. Eudo hatte nämlich, um der Unterwerfung unter den fränkischen Majordomus zu entgehen, einige Zeit vorher einen schimpflichen Frieden mit den Mohammedanern geschlossen und seine aus merowingischem Blute entsprossene Tochter in den Harem eines ihrer Unterstatthalter geliefert. Dieser ward aber dem Statthalter des Khalifen, Abd Errahman, verdächtig und von demselben unterdrückt, noch ehe Eudo sich mit ihm gegen die Uebermacht, mit welcher Abd Errahman auch ihn bedrohte, hatte verbinden können. Als hierauf der Letztere in Aquitanien eindrang, konnte ihm Eudo, welcher erst ein Jahr zuvor von Karl Martell geschlagen worden war, nur unbedeutende Streitkräfte entgegensetzen; er mußte nach dem Verlust einer Schlacht sein Herzogthum der Plünderung der Mohammedaner preisgeben und mit dem Rest seines Heeres bei Karl Schutz und Hülfe suchen. Dieser zog den ungeheuren Schaaren der Feinde mit der gesammten Reichsmacht entgegen, traf zwischen Tours und Poitiers auf sie, und erfocht (October 732) einen so vollständigen Sieg, daß der größte Theil des mohammedanischen Heeres auf der Wahlstatt blieb und die übrigen nach Spanien zurückkehren mußten. Karl erhielt von diesem Siege seinen Beinamen Martell, d. i. der Hammer. Der schleunige Rückzug der Mohammedaner, die Nachricht von einem neuen Einbruch der Friesen in das fränkische Reich, besonders aber die Beschaffenheit seines eigenen Heeres hinderten Karl, die fliehenden Feinde zu verfolgen. Seine Truppen bestanden nämlich diesmal nicht aus Söldnern und aus Leuten des sogenannten königlichen Gefolges, sondern aus dem Heerbann oder aus den durch allgemeines Aufgebot vereinigten freien Männern des Reichs; über diese konnte er aber nicht so verfügen, wie über jene, die ihrem Führer in Hoffnung auf Raub und Güteraustheilungen überallhin folgten. Obwohl Karl nicht vorzugsweise kirchlich gesinnt war und namentlich die römische Geistlichkeit ihm nicht besonders wohlwollte, hat er doch durch den großen Sieg bei Tours und Poitiers die Vorstellung von der Verdienstlichkeit eines Kampfes gegen die Ungläubigen seinen Zeitgenossen mächtig eingeprägt; eine Vorstellung, die sich in späteren Zeiten zum Ideal eines christlichen Ritterthums erhöhte. Die Mohammedaner auf ihrem Rückzuge verheerten übrigens die Gegenden, durch welche sie kamen, aufs grausamste, und erschienen schon nach zwei Jahren wieder auf fränkischem Boden. Karl überließ die Sorge, sie zurückzutreiben, dem Herzog Eudo, mit dem er sich ausgesöhnt

hatte und den die Sache freilich auch zunächst berührte; er selbst zog gegen die Friesen.

Diese Völkerschaft ward, wie die Baiern, die Alemannen und die Sachsen, von Karl mehrere Jahre nach einander schrecklich heimgesucht; er war aber nicht im Stande, sie auch nur der Form nach zu unterwerfen, bis er sie im Jahre 737 von der Seeseite her angriff. Er besiegte den Herzog Poppo, der als Vormund von Ratbod's Söhnen die Friesen anführte, in einer blutigen Schlacht, in welcher der Herzog fiel, und verheerte das Land mit Feuer und Schwert. Dadurch und durch die allmähliche Einführung des Christenthums wurden die Friesen endlich zur Ruhe und Unterwerfung gebracht; jedoch trugen die britischen und namentlich die angelsächsischen Mönche, welche ihre Bekehrungsversuche mit fast unglaublichem Eifer und mit einer wahrhaft heldenmüthigen Ausdauer betrieben, dazu mindestens eben so viel bei, als Karl's Tapferkeit und Gewandtheit. Während übrigens auf diese Weise das Christenthum und die Herrschaft der Franken immer weiter ausgebreitet und befestigt wurde, nahmen im Inneren des Reiches Unwissenheit und Rohheit zu. Man wird dieses leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß die Franken fast ohne Unterbrechung zugleich mit den von Natur heftigen und durch ihren Glauben fanatischen Arabern und mit den heidnischen und roh kräftigen Barbaren der östlichen Grenzländer zu kämpfen hatten. Karl selbst beförderte die Ausartung der Sitten dadurch, daß er viele seiner Krieger, um sie vermittelst seiner Kirchengüter belohnen zu können, zu Aebten oder Bischöfen ernannte, und daß er nicht wenige Geistliche durch die Furcht, ihrer Aemter und Pfründen beraubt zu werden, veranlaßte, mit in den Krieg zu ziehen. Die Ausbreitung des Christenthums jedoch, namentlich bei den deutschen Nachbarvölkern im Nordosten, fand bei ihm kräftigen Schutz.

Die Kriege mit den Mohammedanern gaben dem mächtigen Majordomus den ersten Anlaß, sich statt eines Stellvertreters der Merowinger als Selbstherrscher zu zeigen und an der Rhone, Garonne und Loire Fürsten einzusetzen, welche seine eigenen, nicht merowingische Vasallen waren. Die Mohammedaner machten nämlich, nachdem der erste Zug, den sie zur Rache für ihre bei Poitiers erlittene Niederlage unternommen hatten, mißglückt war, einen neuen Zug, und griffen Eudo's beide Söhne, Hunold und Hatto, an, welche nach ihres Vaters Tode (733) das Herzogthum Aquitanien getheilt hatten. Karl beschloß, diese Lage der Dinge zur Erweiterung seiner Herrschaft zu benutzen. Er wandte sich zunächst gegen die aquitanischen Herzöge, welche auf diese Weise von zwei Seiten her bedrängt wurden. Um nicht ganz vertrieben zu werden, huldigten sie dem fränkischen Major-

domus, und zwar ausdrücklich ihm selbst, nicht dem noch dem Namen nach herrschenden Merowinger. Dies setzte die Großen von Burgund in Schrecken, denen Karl schon früher viele Austrasier mit Gewalt als Grafen, Herzöge, Aebte und Gutsbesitzer aufgezwungen hatte. Auch sie sahen sich, wie die Aquitanier, zu gleicher Zeit von Karl und von den Mohammedanern bedroht. Sie glaubten jedoch jenen mehr fürchten zu müssen, als diese, und verbanden sich deshalb mit den Mohammedanern gegen Karl, gaben aber gerade dadurch dem Letzteren ein scheinbares Recht zu Gewaltthätigkeiten in einem Lande, welches er vorher mit Unrecht heimgesucht hatte. Er schickte zuerst seinen Bruder Hildebrand mit einem Heere voraus, erschien dann selbst, besiegte die Mohammedaner und unterwarf alles Land bis an den Aude-Fluß im Westen und bis nach Marseille im Süden, so daß die Ungläubigen diesseits der Pyrenäen nur einen kleinen Strich Land behielten und die Burgunder sich von neuem unter seine Botmäßigkeit beugen mußten. Bei dieser Unternehmung bediente er sich auch der Unterstützung der Longobarden, mit welchen er ein Bündniß schloß, gegen die ihn aber zu gleicher Zeit der Bischof von Rom dringend zu Hülfe rief, weil die Päpste schon seit längerer Zeit von den Longobarden bedrängt wurden, und die griechischen Kaiser ihnen nicht mehr helfen konnten und oft auch nicht wollten. Karl blieb jedoch mit dem Longobardenkönig Luitprand so befreundet, daß er ihm nach altgermanischer Sitte seine Söhne zusandte, damit Luitprand ihnen das jugendliche Lockenhaar abschneide; ein Brauch, durch welchen der Knabe zum waffenfähigen Manne geweiht wurde. Er knüpfte zwar auch durch eine feierliche Gesandtschaft nach Rom und durch Geschenke eine Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle an, er zog aber keinen Nutzen daraus, da der Tod ihn gerade während dieser Unterhandlungen ereilte (741). So kam es, daß man später von dem Retter der abendländischen Christenheit erzählte, ein Mönch habe ihn in Traumgesichten angeschaut, wie er von höllischem Feuer gepeinigt worden sei.

Als Karl Martell starb, war von einem merowingischen Könige schon nicht mehr die Rede. Karl hatte bereits vier Jahre vorher, als Theodorich IV. gestorben war, keinen neuen König ernennen lassen und theilte auch jetzt, ohne auf die noch übrigen Sprößlinge des alten Herrscherhauses Rücksicht zu nehmen, das Reich unter seine drei Söhne, Karlmann, Pipin den Kleinen und Gripho. Der Letztere war ein Stiefbruder der beiden Anderen und der Sohn einer Baierin, welche Karl als Gefangene aus dem Kriege mitgebracht und zur Frau genommen hatte. Karlmann und Pipin beraubten ihn gleich nach des Vaters Tode seines Erbtheils, schickten seine Mutter Swanehilde in ein Kloster und setzten ihn selbst gefangen. Er wurde später von

Pipin wieder freigegeben und mit Gütern belehnt, ging aber, um sich sein Recht mit den Waffen zu erkämpfen, zu den Sachsen und, als diese von Pipin besiegt worden waren, zu den Baiern, ward nach der Unterwerfung derselben von neuem gefangen, freigelassen und mit Gütern begabt, entfloh dann noch einmal und wandte sich zum Herzog Waifar von Aquitanien, einem Sohne Hunold's. Als er bei diesem nicht genug Unterstützung fand, reiste er nach Italien, um bei den Longobarden Schutz und Hülfe zu suchen, ward aber unterwegs von Pipin's Leuten erschlagen.

Karlmann und Pipin theilten nach der Verdrängung ihres Stiefbruders das väterliche Reich so unter sich, daß der Erstere Austrasien, der Letztere Neustrien und Burgund erhielt. Sie hatten gleich anfangs einen Krieg zu führen, weil die Baiern den eingetretenen Regierungswechsel zu benutzen suchten, um sich mit Hülfe der Sachsen und Alemannen von der ihnen durch Karl Martell auferlegten Verpflichtung zum fränkischen Kriegsdienste loszumachen. Auch hatte sich eine leibliche Schwester Pipin's und Karlmann's, Hiltrudis, bereden lassen, wider den Willen ihrer beiden Brüder den Herzog der Baiern, Odilo, zu heirathen. Ehe die beiden Fürsten in diesen Krieg zogen, suchten sie ihre Herrschaft bei den Franken dadurch sicher zu stellen, daß sie einen Merowinger, Chilperich's II. Sohn, Childerich III., aus dem Kloster hervorzogen und zum König ausrufen ließen (742). Gegen die Baiern führten sie den Heerbann der fränkischen Nation ins Feld, weil Odilo sich am Lech verschanzt und theils durch Wall und Graben, theils durch Moräste so gedeckt hatte, daß er den Haustruppen und Söldnern der beiden Majordomen wohl hätte Trotz bieten können. Nun aber gerieth der Herzog der Baiern in Schrecken. Er suchte sogleich um Frieden nach, Pipin und Karlmann wiesen aber alle Unterhandlungen zurück, drangen durch eine Furth in Odilo's Lager, schlugen ihn völlig, und trieben ihn bis an den Inn. Einem päpstlichen Gesandten, welcher durch Odilo zur Vermittelung bewogen worden war und der die beiden fränkischen Fürsten am Tage vor dem entscheidenden Treffen im Namen des Apostels Petrus und seines Nachfolgers drohend vom Kampfe abgemahnt hatte, erklärte Pipin nach dem Sieg etwas spöttisch, der Ausgang des Kampfes beweise, daß Gott die Sache der Franken gerecht gefunden habe und daß daher der Gesandte des Papstes unmöglich im Namen Petri und des heiligen Vaters gesprochen haben könne. Die Franken durchzogen 52 Tage lang plündernd und verwüstend das Land der Baiern, bis sie durch die Empörung der aquitanischen Herzöge Hunold und Hatto zur Rückkehr gezwungen wurden. Diese waren von Pipin und Karlmann schon vorher mit einem verheerenden Zuge heimgesucht worden, weil

sie sich als Vasallen nur an Karl Martell's Person gebunden geglaubt und daher dessen Söhne nicht als ihre Herren anerkannt hatten. Sie waren nachher mit Odilo in Verbindung getreten und während des Krieges mit demselben in das Land der Franken eingebrochen. Karlmann und Pipin hatten jedoch kaum ihre Truppen gegen sie geführt, als die Herzöge sich durch eine Niederlage zur Huldigung genöthigt sahen. Sie geriethen bald nachher unter einander selbst in Zwist und Hunold bemächtigte sich, nachdem er seinen Bruder hatte blenden lassen, des ganzen Herzogthums. Er zog sich gleich darauf in ein Kloster zurück und übergab die Herrschaft seinem Sohne Waifar. Ein Einfall der Sachsen rief die beiden Karolinger wieder nach dem Osten, und kaum hatten sie diese zurückgeschlagen, so forderte die unersättliche Streitsucht des Herzogs der Alemannen, Theobald, ihre Gegenwart im Elsaß und in Schwaben. So hatten sie bis zum Jahre 746 ununterbrochen Krieg zu führen.

Diese ewigen Kriege, besonders aber die Grausamkeit, mit welcher der letzte Friedensbruch der Alemannen gerächt wurde, waren, wie es heißt, dem Gemüthe Karlmann's zuwider, weil ihm die Natur einen minder blutgierigen Sinn verliehen hatte, als seinen Verwandten. Schon früher hatte er sich an kirchlichen Dingen betheiligt und regelmäßige Synoden veranstaltet, auf welchen unter anderem den Klerikern Mummenschanz und Falkenjagd untersagt und strenge Verbote gegen jeden heidnischen Brauch erlassen wurden. Im Jahre 747 aber dankte er förmlich zu Gunsten seines Sohnes Drogo ab und zog sich in ein Kloster zurück. Drogo scheint einige Zeit in dem Erbe des Vaters regiert zu haben, verschwindet aber nachher aus der Geschichte; Pipin, welcher seitdem in den Geschichtsbüchern stets als Herrscher des ganzen fränkischen Reiches angeführt wird, beseitigte ihn wohl auf die eine oder die andere Art. Karlmann lebte übrigens anfangs auf dem Berg Soracte bei Rom, wo er sich vom Papste zum Priester hatte weihen lassen, begab sich aber nachher in das Stammkloster der Benedictiner auf Monte Cassino, weil der häufige Besuch pilgernder Franken durch die seiner früheren Würde dargebrachten Huldigungen seinem demüthigen Sinne beschwerlich fiel. Sein Abt schickte ihn später in Angelegenheiten des longobardischen Königs als Unterhändler an Pipin, und auf dieser Reise starb er in der Stadt Vienne (754). Pipin hatte unterdessen von neuem mit den Sachsen, Baiern und Alemannen zu kämpfen gehabt, und im Inneren des Reiches durch Zurückgabe der von seinem Vater eingezogenen geistlichen Güter und durch andere Maaßregeln die zerrüttete Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten hergestellt. Er glaubte sich endlich genug Verdienste um das Reich und die Kirche erworben zu haben, um als Vergeltung

die königliche Würde fordern zu können. Ueberdies hatten er und sein Vater unter den Franken eine so große Furcht verbreitet und so viele Creaturen ihres Hauses durch Vergebung von Gütern mächtig gemacht, daß er mit Sicherheit wagen konnte, zu der Macht eines Königs auch den königlichen Namen hinzuzufügen. Dies mußte ihm um so leichter gelingen, da das Interesse der christlichen Lehre und der Vortheil ihrer Diener, besonders des Papstes selbst, mit dem seinigen zusammentrafen. Im Jahre 751 ließ er durch zwei Geistliche beim Papst Zacharias anfragen, ob es dem Willen Gottes gemäß sei, daß der, welcher unthätig zu Hause sitze, König heiße, oder ob dieser Name nicht vielmehr demjenigen gebühre, der die Sorgen und Beschwerden der Regierung trage. Hiermit übertrug er die Entscheidung über die wichtigste Staatsfrage der kirchlichen Autorität. Der Papst, welcher schon längst durch die Longobarden bedrängt war und von einer Verbindung mit dem mächtigen fränkischen Herrscher für sich und die Kirche die größten Vortheile hoffte, gab die von Pipin gewünschte und erwartete Antwort: „es scheine ihm besser und nützlicher, daß derjenige, welcher die Regierungsmacht besitze, auch König genannt werde und wirklich sei, als derjenige, welcher fälschlich König heiße." Pipin legte darauf die päpstliche Erklärung einer nach Soissons berufenen National-Versammlung der Franken vor, und diese setzte, wie gleichfalls vorauszusehen war, Childerich III. ab und übertrug sein Recht auf Pipin (752). Der gestürzte König wurde des Haupthaares beraubt und verschwand mit den übrigen Merowingern im Kloster. Nach dem Grundsatze, daß der Statthalter Christi noch mehr sei, als der Hoheprieſter der Juden, bei denen einst Samuel das Recht Saul's auf David übertragen hatte, bestätigte und heiligte die Kirche und zwar wahrscheinlich der zu Soissons anwesende Bonifacius in Person den Beschluß des fränkischen Volks im Namen des Papstes; Pipin wurde mit seiner Gemahlin Bertrada geweiht und gesalbet; doch scheint auch nach alterthümlich deutscher Weise seine Erhebung auf den Schild stattgefunden zu haben. Von dieser Zeit an findet sich der Ausdruck „Dei gratia" (von Gottes Gnaden) als Beifügung zum Titel des weltlichen Herrschers, während ihn anfangs nur Bischöfe geführt hatten. Dieser Ausdruck, dem zuerst ein demüthiger Sinn beiwohnen sollte, erhielt in weit späteren monarchischen Zeiten die Bedeutung eines unveräußerlichen Herrscherthumes, das keiner vertragsmäßigen Anerkennung bedürftig sei. Uebrigens würde man sich von dem Verfahren der Franken eine unrichtige Vorstellung machen, wenn man glaubte, daß es hauptsächlich die Rücksicht auf den Papst gewesen wäre, die sie bei ihrem Beschlusse geleitet hätte; die Erklärung, welche der Papst gab, hatte in den Augen der Franken

ebensowenig eine große Bedeutung, als die Einsegnung des neuen Königs; sie selbst waren im Gegentheil von jeher gewohnt, nach dem Papste nicht im mindesten zu fragen, sobald es sich um ihren eigenen Vortheil handelte.

Da die Familie der Karolinger sich bereits unter Pipin's Vater und Großvater im Besitze der Herrschaft befestigt hatte, so würde die Annahme des königlichen Titels an und für sich selbst eine bloße Form gewesen sein; sie erhielt aber durch die damit zusammenhängende nähere Verbindung zwischen Rom und den Franken und durch den aus dieser Verbindung hervorgegangenen Krieg der letzteren mit den Longobarden, welche gerade damals Rom zu erobern und Herren von ganz Italien zu werden suchten, eine weltgeschichtliche Bedeutung. Dies macht es nöthig, vor der weiteren Darstellung von Pipin's Regierung den Blick auf die Geschichte Italiens und der römischen Bischöfe zu richten.

4. Italien vom Einbruche der Longobarden bis auf Pipin den Kleinen und Geschichte des Letzteren seit der Annahme des königlichen Titels.

Das Reich, welches die Longobarden unter Alboin jenseits der Alpen gegründet hatten, erstreckte sich über den größten Theil von Ober- und Mittelitalien und begriff bald nachher auch das vom Hauptland getrennte Spoleto und das Herzogthum Benevent in Unteritalien in sich. Die Truppen des griechischen Kaisers hatten sich aber im Besitz der Seestädte und vieler Orte im Gebirge behauptet. Es wäre deshalb leicht gewesen, den Longobarden einen Theil ihrer Eroberung zu entreißen und den unglücklichen Italienern, welche von diesem halbwilden und noch dazu arianischen Volke sehr mißhandelt wurden, durch Hülfe gegen dasselbe einen Ersatz dafür zu gewähren, daß ihr Land durch die Vernichtung der Ostgothen einer neuen Verheerung preisgegeben worden war. Allein die bereits früher angegebenen Verhältnisse des griechischen Reiches verhinderten dies. Die Italiener hatten daher, obgleich die Griechen im Besitz der Seestädte blieben, ein trauriges Loos. Ein kleiner Theil von ihnen wanderte aus; die übrigen aber wurden entweder Leibeigene oder sie gaben ein Drittel vom Ertrage ihrer Felder den unter ihnen angesiedelten Longobarden, oder sie traten diesen den größten Theil ihrer Güter ab, und entrichteten noch dazu von dem Reste jene Abgabe. Erst spät machten die longobardischen Könige zu Gunsten der Italiener gesetzliche Bestimmungen, wie sie von den Ostgothen gleich anfangs gemacht worden waren. In diesen traurigen Zeiten trat ein Papst auf, der durch strenge Sitten, durch Frömmigkeit, durch Staatsklugheit, Menschen-

kenntniß und Erfahrung in den Geschäften der Welt, ja, so wollte es der Geist der Zeit, sogar durch Aberglauben und frommen Betrug das Ansehen des römischen Bischofs so sehr hob, daß er allein Trost der Gedrückten, Schutz und Stütze der Landeseinwohner gegen die Barbaren und Mittelpunkt ihrer Verbindung mit den Griechen sein konnte. Dieser Mann war Gregorius I. oder der Große, ein Sprößling des altrömischen Patriciergeschlechts der Anicier und zuerst Präfect der Stadt Rom, in welcher er sieben Klöster stiftete und aus seinem eigenen Vermögen ausstattete, dann selbst Mönch, bald nachher bevollmächtigter Gesandter des Papstes Pelagius I. in Constantinopel, wo er die Staatsgeschäfte und ihren Gang vollständig kennen lernte, und vom Jahre 590 an bis zum Jahre 604 römischer Bischof und Papst. Nach jeder Seite hin wirkte er in aufrichtigem Eifer für die Ausbreitung des Christenthums und insbesondere des römischen Ansehens. Er war es, der noch vor seiner Erhebung zum päpstlichen Stuhl die ersten Schritte that, christliche Glaubensboten zu den Angelsachsen zu senden; er nahm den König der Westgothen in Spanien, Reccared, in die katholische Gemeinschaft auf; er förderte wohl den Reliquiendienst, erklärte sich jedoch gegen die Bilderverehrung und vertrat die Rechte des Stuhles von Rom gegen Constantinopel mit größerer Heftigkeit, als ihm sonst eigen war. Er hat durch seinen Einfluß auf manche Kirchenlehre, durch seine Bemühungen für den äußeren Gottesdienst, besonders für die Kirchenmusik, auch in der Geschichte der christlichen Kirche und ihres Gottesdienstes eine große Bedeutung erhalten. Gregor war keineswegs, wie man ihm vorwirft, ein Gegner der Wissenschaft und der Büchersammlungen; wohl aber fürchtete er von dem belletristischen und grammatischen Betrieb des Wissens eine Verweltlichung desselben. Von ihm rührt der Ausdruck her, es sei unwürdig, die Aussprüche des himmlischen Orakels unter die Regeln des Donat*) zu beugen. Sein Pontificat währte von 590 bis 604.

Noch ehe Gregor Papst wurde, hatten die Longobarden, deren Reich sich damals in viele kleine Staaten aufzulösen drohte, die Nachtheile des Mangels an innerer Verbindung empfunden und aufs neue einen König gewählt (584). Die Wahl war auf Kleph's Sohn, Autharis, gefallen, der, wenn anders nicht vielleicht alte Dichtungen den überlieferten Erzählungen zu Grunde liegen, bei der Werbung um seine nachherige Gemahlin als ein Mann von Kraft, Artigkeit

*) Der Grammatiker Aelius Donatus aus dem 4. Jahrhundert genoß im Mittelalter ein fast kanonisches Ansehen; Dante gibt ihm, als dem Vertreter der Sprache der römischen Monarchie, einen Ehrenplatz im Sternenhimmel; der „Donat" war unter allen Büchern das erste, das durch Holzschnitt vervielfältigt wurde.

und zartem Gefühl erscheint. Paul Warnefried, der zu Karl's des Großen Zeit lebende Geschichtschreiber der Longobarden, berichtet nämlich Folgendes von ihm. Autharis wählte Theudelinde, die Tochter des baierischen Herzogs Garibald, zur Gemahlin, und warb als vorgeblicher Gesandter des Longobarden-Königs persönlich um ihre Hand. Er erhielt die gewünschte Zusage, gab sich aber dessen ungeachtet nicht zu erkennen, sondern bat nur, Theudelinde sehen zu dürfen, damit er seinem Herrn ihre Schönheit preisen könne. Theudelinde erschien darauf und als sie ihm auf seine Bitte einen Becher Wein reichte, drückte er bei der Rückgabe desselben leise ihre Hand und berührte, ohne daß es jemand gewahr wurde, ihr Angesicht. Theudelinde erkannte daran erröthend ihren künftigen Gemahl, denn kein Anderer würde solches zu thun gewagt haben. Den Uebrigen gab sich Autharis erst an der Grenze des baierischen Landes zu erkennen; hier schlug er nämlich, als die ihn begleitenden Baiern von ihm Abschied nahmen, seine Streitaxt mit Einem Schlage tief in einen Baum, indem er ausrief: „Solche Hiebe pflegt der König der Longobarden zu thun!"

Autharis legte sich zuerst unter den Longobarden den Beinamen Flavius bei, den auch mehrere westgothische Könige führten und der an die schönen Zeiten des römischen Kaiserthums unter Vespasian und Titus erinnern sollte. Er regierte mit Ernst und Nachdruck, und seine Gemahlin gewann einen solchen Einfluß auf die longobardischen Herzöge, daß diese bei seinem Tode (590) die Krone dem Mann ihrer Wahl zu überlassen erklärten. Theudelinde schenkte sie mit ihrer Hand dem Agilulf, einem Großen des Landes. Die Königin war streng athanasianisch oder rechtgläubig, obgleich sie in ihrer Heimath vom Christenthum nur wenig mochte erfahren haben, da wir das Heidenthum in diesem Lande noch ein Jahrhundert später viel verbreitet finden. Sie war sogar noch rechtgläubiger, als Papst Gregor der Große; denn sie verwarf die Bischöfe, welche die Beschlüsse des großen Justinianeischen Concils von 553 anerkannten, und ließ sich durch Gregor, mit dem sie in Briefwechsel stand und der ihren allzu großen Eifer zu mäßigen suchte, nicht davon abbringen. Dagegen baute sie an demselben Orte, wo einst Theodorich der Große einen Palast gehabt hatte, in dem bei Mailand gelegenen Städtchen Monza, eine prächtige Kirche, welche später oft genannt wird. Dieser Kirche soll sie die so berühmt gewordene eiserne Krone der Longobarden, welche zwar von Gold war, aber inwendig einen, angeblich aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedeten, eisernen Ring hatte (ein Geschenk des Papstes) übergeben haben; auch sonst weist der Kirchenschatz von Monza noch heute merkwürdige Erinnerungen an Theude-

linde auf. Agilulf hatte mit den Griechen, mit den Franken und sogar mit dem Papste Gregor, mit welchem seine Gemahlin einen vertrauten Briefwechsel unterhielt, unaufhörliche Streitigkeiten, und ließ eine Schaar Awaren nach der andern in sein Reich kommen, um seine an und für sich nicht zahlreichen und durch die Kriege noch mehr verminderten Longobarden zu verstärken. Der gute Papst Gregor ward von Agilulf mehrmals in der damals fast ganz verödeten Stadt Rom bedroht. Er gerieth noch dazu mit dem griechischen Kaiser in Streit, weil dieser für den Patriarchen von Constantinopel den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs forderte, welchen Gregor ihm um so weniger zugestehen konnte, da er selbst sich diesen Titel verbat und sich statt dessen „Knecht der Knechte Gottes" nannte. Seine Frömmigkeit mißleitete ihn zuweilen; so z. B., als er von einer bedeutenden Summe Geld, die ihm für die Armen geschickt worden war, die eine Hälfte zur Loskaufung von Gefangenen bestimmte, die andere aber zum Besten der 3000 Nonnen verwandte, welche damals in Rom lebten und ihren Mitmenschen lieber durch Gebet, als durch Arbeit nützen wollten.

Agilulf griff nicht nur die Stadt Rom mehrmals an, sondern er erpreßte auch von dem griechischen Kaiser Jahrgelder. Die Macht der Longobarden nahm also unter ihm sehr zu und wurde für Italien immer drohender. Zum Unglück waren auch die damaligen griechischen Kaiser Mauritius, Phokas und Heraklius zu sehr mit anderen Kriegen beschäftigt, als daß sie für die Vertheidigung des Westens hätten Sorge tragen können. Italien wäre daher wahrscheinlich ganz eine Beute der Longobarden geworden, wenn Agilulf's nächste Nachfolger in seine Fußtapfen getreten wären. Aber er hinterließ, als er 615 starb, das Reich seinem Sohne Adelwald, der unter dem Einfluß seiner rechtgläubigen Mutter Theudelinde stand und folglich anfangs den arianischen Longobarden als Gegner ihrer Secte verhaßt und als Verhinderer der Raubzüge in das griechische Italien lästig war. Nach dem Tode seiner Mutter wurde er von ihnen als Tyrann angefeindet und bald darauf durch Gift aus dem Wege geräumt (625). Die Großen erhoben seinen Schwager, Ariwald, unter dessen Führung sie ihn gestürzt hatten, auf den Thron. Unter Ariwald und namentlich unter seinem Nachfolger, Rotharis (636—652), scheint sich zuerst der Einfluß des wärmeren Klimas, der milderen Lebensweise und des steten Verkehrs mit Menschen, die in der Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse weit vorgeschritten waren, bei den Longobarden wirksam gezeigt zu haben; denn sie fühlten damals dasselbe Bedürfniß, welches auch die Westgothen, Burgunder, Franken und Baiern zu einer gewissen Zeit empfanden: sie suchten in ihre inneren Angelegenheiten

dadurch mehr Ordnung und Festigkeit zu bringen, daß sie die Rechtsgewohnheiten, die ihnen seit alter Zeit zur Richtschnur dienten, in Verbindung mit dem, was sie von den Gesetzen der Unterworfenen allmählich angenommen hatten, niederschreiben ließen.

Diese erste Aufzeichnung der longobardischen Gesetze ward durch Rotharis vorgenommen, und fand im achten Jahr seiner Regierung (644) Statt. Rotharis scheint dabei die vorsichtige Bestimmung, welche auch im alten Rom bei den Edicten der Prätoren gegolten hatte, beigefügt zu haben, daß seine Nachfolger das von ihm bekanntgemachte Gesetz verändern könnten und möchten; dies geschah auch in der That. Nach dem Tode des Rötharis und seines Sohnes wurde Aribert, ein Neffe der Theudelinde, auf den Thron erhoben, der erste römisch-katholische König der Longobarden. Seine Söhne wurden von dem mächtigen Herzog von Benevent, Grimoald, getödtet oder vertrieben; dieser (662—671) machte als König wichtige Veränderungen an Rotharis' Gesetzen, und zwar unter bloßer Zuziehung der Richter seines Volkes; die folgenden wurden in den großen Versammlungen aller freien Männer getroffen. Am meisten scheint Luitprand, Sohn des Königs Ansprand (712—744), sich Mühe gegeben zu haben, das longobardische Reich, welches er durch Tapferkeit hob und erweiterte, durch Gesetze fest zu gründen. Seine neuen Verordnungen enthalten theils genauere Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes, das in Rotharis Gesetzen unvollkommen geblieben war, theils Zusätze, welche die fortschreitende Cultur nöthig machte, theils endlich Formen für gerichtliche Handlungen. Nachher vermehrten Rachis (744—749) und Aistulf (749—756) das Gesetzbuch noch um einige Kapitel. Wenn übrigens der Erstere dabei die Todesstrafe auch auf das Ausforschen und Ausplaudern königlicher Geheimnisse ausdehnte, so ist das für keinen Fortschritt zu achten; wohl aber, daß, als durch eine falsche Vorstellung von Heiligkeit das Mönchswesen sich im Longobarden-Lande ungemein ausgebreitet hatte, Aistulf's Sorgfalt den Ansprüchen der Klöster, Kirchen und Geistlichen rechtliche Schranken zu setzen suchte. Auf diese Weise entstand unter den Longobarden nach und nach ein Gesetzbuch, welches, neben dem von vielen Municipalstädten und selbst von einzelnen Personen beibehaltenen römischen Recht, sich in Italien noch Jahrhunderte lang erhielt; denn es blieb selbst dann noch bestehen, als das Longobarden-Reich unterging, ja, es galt vor Gericht sogar noch in den Zeiten, wo das burgundische, fränkische und baierische Recht schon längst nur noch den Geschichtsforschern bekannt war. Daß in diesem Gesetzbuch das bürgerliche Recht und das Strafgesetz von einander nicht getrennt waren, darf uns bei dem Charakter jener Völker und Zeiten nicht befremden. Ebenso

wenig wird man es auffallend finden, daß mit Ausnahme der Staatsverbrechen, auf welche die Todesstrafe gesetzt war, jedes Vergehen mit Geld und Geldeswerth gebüßt wurde; denn man hätte, wenn dieser altgermanische Grundsatz mit römischen Rechtsbegriffen vertauscht worden wäre, jeden Augenblick die angesehensten Leute tödten oder vielmehr bekriegen, und endlich, wie einst zu Drako's Zeit in Athen, jede Strafe unterlassen müssen. Die Geldbuße, welche stets von der Gegenpartei und dem Fiskus getheilt wurde, betrug höchstens 900 Schillinge. Soviel war auf die Tödtung eines freien Mannes gesetzt, während dagegen selbst der geschickteste, zu Haus- und Dienstgeschäften gebrauchte Unfreie nur 50 Schillinge werth erachtet war: ein Unterschied zwischen Mensch und Mensch und ein mit der größten Freiheit verbundener Zustand tiefster Erniedrigung, der dem Herzen wehe thut. Uebrigens war selbst die schwerste körperliche Verletzung niedriger angeschlagen, als die geringste Beraubung. Die so eben angeführte Strafe des Mordes traf auch das Verbrechen der Entführung und der Gewaltthätigkeit gegen Frauen; denn die Keuschheit galt nach den alten germanischen Sitten und Begriffen, die sich in Italien freilich änderten, dem Leben gleich.

So roh übrigens die Longobarden in der früheren Zeit waren, so nahmen sie doch in Italien bald mildere Sitten an. Dies würde sogar noch in höherem Grade Statt gefunden haben, wenn der Thron in einer und derselben Familie erblich gewesen wäre; denn der häufige Uebergang der Königswürde von einer Familie zur anderen raubte dem longobardischen König einen Theil der Anhänglichkeit, welche sonst die germanischen Völker gegen angestammte Herrscher zeigten, und erschwerte die Erhaltung der Ruhe und Ordnung. Sehr auffallend und aus dem Bedürfniß der Longobarden, sich durch fremde Abenteurer zu verstärken, entsprungen war bei ihnen die Stellung der aus anderen Ländern hergeflüchteten Leute ohne Eigenthum, welche in dem späteren deutschen Recht Wildfänge und bei den Sachsen Biesterfreie hießen. Diese Leute galten den Sachsen für durchaus rechtlos und konnten bei ihnen nicht einmal eine rechtmäßige Ehe schließen. Bei den Longobarden dagegen hatten sie, obgleich freilich nur dann, wenn sie im Kriege zu gebrauchen waren, gleiches Recht mit den anderen Freien; auch durften sie ihre Güter ihren Kindern überlassen, und Einzelne von ihnen erhielten später, so sonderbar dies uns auch vorkommen mag, durch Verdienste sogar das Recht, dessen die Franken, Alemannen und Baiern im Longobarden-Lande aus nachbarschaftlicher Freundlichkeit, unterworfene römische Städte aber in Folge eines herkömmlichen Gebrauches genossen, nämlich nach ihren eigenen heimathlichen Gesetzen leben zu dürfen. Doch konnten sie im Fall der Kinder-

losigkeit nicht ohne Erlaubniß des Königs über ihre Güter verfügen. Ein anderer charakteristischer Zug der longobardischen Gesetzgebung bestand darin, daß die Hexerei, welche in den salischen Gesetzen ganz ernsthaft behandelt wird, im longobardischen Gesetz als etwas Ungereimtes hingestellt und die Tödtung einer Hexe als eine Mordthat angesehen ist. Auch in Rücksicht des Zweikampfs, welcher in Ermangelung eines anderen gerichtlichen Beweises bei allen germanischen Völkern als Gottesurtheil gebräuchlich war, zeigte Luitprand Grundsätze, die im übrigen Europa erst viele Jahrhunderte später Geltung gewannen und den Völkern oder vielmehr ihren Großen nur mit Mühe einleuchtend gemacht werden konnten. Er behielt nämlich zwar den gerichtlichen Zweikampf bei, setzte aber seinem Gesetze darüber folgende Worte bei: „Wir sind über das dabei Statt findende Urtheil Gottes in Zweifel, und haben gehört, daß Viele in Folge des Zweikampfs ihre Sache ohne gerechten Grund verlieren; aber, weil derselbe unter den Longobarden als ein altes Herkommen gesetzlich eingeführt ist, so können wir ihn nicht verbieten."

Ueber die Einzelnheiten der longobardischen Geschichte genügen einige Bemerkungen. Nicht wenige von den longobardischen Königen wurden gewaltsam gestürzt und durch andere Große auf dem Thron ersetzt.*) Dies schwächte das Ansehen und die Kraft der Herrscher und machte es ihnen unmöglich, zu dem schon seit Alboin's Zeit vorgesteckten Ziele, der Herrschaft über ganz Italien, zu gelangen, so tapfer und unternehmend auch einzelne Könige waren. Rachis unterwarf Genua und alle anderen Städte der ligurischen Küste. Nachher ruhte der Krieg mit den byzantinischen Kaisern und den römischen Bischöfen längere Zeit, wozu wahrscheinlich auch der Umstand viel beitrug, daß manche longobardische Könige rechtgläubig waren, und daß der katholische Glaube nach und nach bei den Longobarden überhaupt Eingang fand. Erst Luitprand begann den Krieg von neuem mit großem Nachdruck. Er benutzte den heftigen Zwiespalt zwischen

*) Reihenfolge: 572 Kleph; 574 bis 584 Vielherrschaft unabhängiger Herzoge; 584 Authari, Sohn des Kleph; 590 Agilulf, zweiter Gemahl der Theudelinde; 615 Adelwald, Agilulf's Sohn; 625 Ariwald; 636 Rothari; 625 dessen Sohn Rodoald; 653 Aribert, Neffe der Theodolinde; 661 dessen Söhne Godebert und Berthari; ersterer wird von Grimoald getödtet, Berthari flieht zu den Avaren. 662 Grimoald von Benevent; 672 Berthari, aus der Verbannung heimberufen; 690 dessen Sohn Kunibert, der sich gegen Alachis von Trident behauptet; 703 dessen minderjähriger Sohn Liutbert unter der Leitung des Herzogs Ansprand. 704 Aribert, Usurpator; Liutbert wird getödtet und Ansprand vertrieben. 712 kehrt Ansprand zurück, Aribert ertrinkt auf der Flucht im Tessin; Ansprand besteigt den Thron, ihm folgt noch in demselben Jahre sein Sohn Liutprand; 744 Hildebrand; Rachis; 749 des Letzteren Bruder Aistulf; 756 Desiderius.

den griechischen Kaisern und den römischen Päpsten, welcher dadurch entstanden war, daß die Ersteren in ihrem Reiche die Bilderverehrung gewaltsam abzuschaffen suchten. Er eroberte die Stadt Ravenna, den Sitz des griechischen Exarchen oder Statthalters, ohne sie jedoch behaupten zu können, und brachte die Päpste Gregor II. und Gregor III. in eine so bedenkliche Lage, daß der Letztere sich im Todesjahre Karl Martell's an diesen um Hülfe wenden mußte. Obgleich Luitprand mit aufrührerischen Großen viel zu schaffen hatte, so würden doch wohl der römische Bischof und seine Stadt entweder schon damals oder in der nächsten Zeit in die Gewalt der Longobarden gefallen sein, wenn nicht zuerst Luitprand's Frömmigkeit und später das Interesse der fränkischen Herrscher eine Wendung herbeigeführt hätte. Schon unter Gregor II. wurde er, da er dem Papst in Rom als Feind gegenüberstand, von dessen Zureden so lebhaft gerührt, daß er Krone, Mantel und Schwert auf dem Grabe Petri niederlegte; im Jahr 742 ließ er sich bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Gregor's III. Nachfolger, Zacharias, durch die feine Klugheit, mit welcher dieser Papst seinen frommen Sinn zu erregen wußte, zum Frieden bewegen. Allein Luitprand starb schon nach zwei Jahren, und nach seinem Tode begannen die Feindseligkeiten der Longobarden gegen den griechischen Kaiser und den Papst zugleich nicht allein von neuem, sondern sie wurden auch für den Letzteren endlich ganz unerträglich, so daß er, um sich behaupten zu können, durchaus fremder Hülfe bedurfte. Mit dem Kaiser, der ohnehin wenig helfen konnte, waren Rom und sein Papst wegen des Bilderstreits zerfallen, sie hatten sich sogar in der letzten Zeit der Abhängigkeit von Constantinopel ganz entzogen; Hülfe war daher nur von den Franken zu erwarten.

Luitprand's Neffe und Nachfolger, Hildebrand, ward schon nach wenigen Monaten gestürzt, und an seine Stelle trat ein Herzog von Friaul, der bereits oben angeführte Rachis. Dieser übergab, nachdem er Perugia und einige andere Städte erobert hatte, im Jahr 749 die Regierung seinem Bruder Aistulf, indem er selbst Mönch wurde. Aistulf beschloß sogleich, den letzten Schritt zur Erlangung der Herrschaft von ganz Italien zu thun. Er vertrieb die Griechen aus Ravenna und in Folge dessen aus dem gesammten Exarchat und wandte sich dann mit seiner gesammten Macht gegen Rom und gegen den Papst. Zacharias sah keine Rettung, als durch die Franken. Er bemühte sich daher ängstlich, das Band, welches die römische Kirche mit der fränkischen verband, fester zu knüpfen, und seine Bemühungen wurden durch die englischen Missionäre, welche damals das Bekehrungsgeschäft an der östlichen Grenze der Franken fast ausschließlich betrieben, kräftig unterstützt. Aus dieser Ursache nahm der Papst den

regsten Antheil am Missions-Geschäft; er wechselte fast ohne Unterbrechung Briefe mit dem fränkischen Hofe, wobei ihn jedoch nicht blos die Staatsklugheit, sondern auch rein menschlicher Sinn und Eifer leitete; er bestätigte die Bisthümer, welche die englischen Mönche in Deutschland gestiftet hatten; er erhob Mainz, als man dort einen von diesen, den heiligen Bonifacius, zum Bischof gemacht hatte, zu einem Erzbisthum, und beförderte endlich nach Kräften Pipin's Thronbesteigung. Wegen des entscheidenden Einflusses, den damals das Missionswesen in Deutschland auf die Verbindung des päpstlichen Stuhles mit dem neuen fränkischen Herrscherhause und dadurch zugleich auf den Untergang der Longobarden und die Umgestaltung Italiens mittelbar ausübte, ist es nöthig, hier den Faden der Erzählung abzubrechen, um zuerst den englischen Mönchen bei ihren rastlosen und erfolgreichen Bekehrungsversuchen in Deutschland zu folgen.

Die auf dem linken Rheinufer von den Römern in den letzten Jahrhunderten ihres Reiches gegründeten Bisthümer in Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln und anderen Orten waren längst von Barbaren auf solche Weise befehdet, daß das Christenthum durch britische Mönche gleichsam neu gepflanzt werden mußte. Die von Italien aus im Süden gegründeten Missionsplätze veranlaßten die Stiftung der Bisthümer Trient, Chur, Windisch und Lorch, von welchen das letztere um 597 nach Passau verlegt wurde, sowie der Bisthümer Brixen und Constanz. Diese Anstalten erhielten von Italien her ihre Pfleger, aber der durch sie ausgestreute Same erstarb. Der Eifer der Irländer, Schotten und bald auch der Angelsachsen brachte den gallischen, unter den Franken ganz ausgearteten Geistlichen schon zur Zeit der Merowinger neues Licht und neue Lehrer. In England hatte nämlich, wie heut zu Tage in Island, die Armuth die Liebe zum Wissen und ernsten Studium unter den Besseren erhalten, und in den verschiedenen Reichen, welche auf dieser Insel bestanden, wurden wenigstens nie zu gleicher Zeit Schulen und Kirchen zerstört. Dort allein gab es deshalb stets eine Anzahl tüchtiger Geistlicher, und ein heiliger Eifer, sowie Ruhmsucht und äußere Noth trieben ganze Schaaren englischer Mönche aus ihrem Lande zum Bekehrungsgeschäft nach Deutschland, wo sie, selbst Sachsen, unter den sächsischen Völkerschaften besser predigen konnten und durften, als die Franken. Nachdem schon vor ihnen britische Geistliche aus Wales, Irland und Schottland, Columban, Gallus, Kilian und Andere, in den Gegenden von Bregenz, St. Gallen, Würzburg und anderen Orten das Christenthum gepredigt und zu einigen später berühmt gewordenen Bisthümern den Grund gelegt hatten, kam das Missions-Geschäft unter den Deutschen fast ganz in die Hände angelsächsischer Mönche.

Von diesen war keiner eifriger und glücklicher, als Karl Martell's und Pipin's Zeitgenosse, Winfried aus Kirton in Devonshire oder, wie er später hieß, der heilige Bonifacius, welches deswegen auch mit Recht der Apostel der Deutschen genannt wird. Ihm verdankten die Kirche und das neue fränkische Herrscherhaus mehr, als Pipin und der Papst ahnten. Dies beweist eine Aufzählung seiner Bemühungen. Schon im Jahre 716 begab er sich, von Bekehrungseifer getrieben, nach Friesland; er hatte die Aussichten zu weltlichen Ehren, die ihm seine Herkunft von angesehenen Eltern bot, freudig zurückgewiesen, um das Leben eines christlichen Sendboten zu führen. Diese erste Reise war, bei den damaligen Kämpfen des standhaften Ratbod gegen Karl Martell, allerdings erfolglos. Aber im Jahre 718 zog er von Rom aus, wo er sich vom Papst Gregor II. gewissermaaßen hatte bevollmächtigen lassen, aufs Neue nach Friesland und wirkte dort als Gehülfe seines Landsmannes, des heiligen Willibrord. Nach drei Jahren ging er zu den Thüringern und Hessen und predigte ihnen mit Erfolg das Christenthum. Er kam nachher um 723 nach Rom zurück, wo ihn der Papst zum Bischof ernannte und seine Bemühungen durch Briefe an Karl Martell und an die fränkischen Bischöfe unterstützte. Damals leistete er über dem angeblichen Grabe des Apostels Petrus mündlich und schriftlich dem Papst einen Eid, worin es heißt: „Ich schwöre, daß ich nie das Geringste auf irgend eines Menschen Rath gegen die Einheit der katholischen Kirche unternehmen, sondern Dir und Deiner Kirche, welcher vom Herrn die Macht des Bindens und Lösens verliehen ist, unverbrüchliche Treue und Reinheit des Glaubens weihen werde." Demgemäß knüpfte er Alle, denen er das Evangelium brachte, durch die Pflicht des Gehorsams an den römischen Stuhl. Es ist anzuerkennen, daß er hierdurch nicht blos den Bestrebungen des fränkischen Staates, wie sie sich unter Pipin entwickelten, sondern auch dem Einheitsbedürfnisse der Christenheit entgegenkam; immerhin muß man beklagen, daß durch die von ihm so eifervoll betriebene Richtung manche volksthümliche Regung der Unabhängigkeit und Glaubensfreiheit unter den deutschen Geistlichen und Laien zurückgedrängt ward. Von Karl Martell freundlich aufgenommen, wandte sich Bonifacius noch einmal nach Thüringen und Hessen, wo unterdessen der ausgestreute Samen zum Theil wieder erstickt worden war. Er begann mit Eifer, Muth und Gewandtheit sein Bekehrungsgeschäft von neuem; er fällte bei dem heutigen Orte Ober-Geismar an der Eder eine berühmte Donar-Eiche, und führte die staunend zuschauenden Umwohner dem Christenthum zu. In der thüringischen Stadt Ohrdruff stiftete er eine Pflanzschule von geistlichen Lehrern, welche nicht nur das Christenthum, sondern auch

den Acker- und Gartenbau, den sie ihrer Ordensregel nach eifrig betreiben mußten, verbreiten sollten. Nach der Bekehrung der Hessen und Thüringer begab er sich zum dritten Mal nach Rom und ward dort von Gregor III. zum Erzbischof ernannt. Er zog dann durch Baiern und wurde daselbst von dem Herzog Odilo mit der Anordnung der kirchlichen Verhältnisse in seinem Lande beauftragt. Er richtete die noch jetzt bestehenden vier Kirchen-Sprengel Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau ein, und stiftete für die östlichen Grenzgegenden des fränkischen Reiches die Bisthümer Eichstädt und Würzburg, wo nachher zwei seiner treuesten Schüler, Burkhard und Wilibald, seinen Spuren folgten. Auf diese Weise befestigte Bonifacius die fränkische Herrschaft in Deutschland, weil dieselbe nur auf die bleibende Bekehrung der dortigen Völkerschaften gegründet werden konnte, und wirkte zu gleicher Zeit für die Macht und das Ansehen des Papstes, indem er die neuen Bisthümer in eine enge Verbindung mit Rom setzte und auf den Synoden, die er in Austrasien veranstaltete, für den Einfluß des päpstlichen Stuhles thätig war. Im Jahre 744 ließ er durch seinen Schüler Sturm auf einem Grundstück in waldiger Gegend, das der fromme Karlmann ihm geschenkt hatte, den Grund zu der Abtei Fulda legen, die der Papst aus besonderer Gunst unmittelbar dem römischen Stuhl unterordnete. Sturm, der sich in Monte Cassino selbst mit der Lebensweise der Benedictiner bekannt gemacht hatte, wurde der erste Abt, und Fulda hat später neben Sanct Gallen und Corvei Rühmliches für Studien und Bildung in Deutschland geleistet. Im Jahre 745 erhielt Bonifacius den neu gegründeten erzbischöflichen (früher blos bischöflichen) Sitz von Mainz. Die Franken hatten nämlich, noch ehe das Christenthum durch Bonifacius jene große Ausbreitung gewann, eingesehen, daß der weite Sprengel, der sich dadurch eröffnete, von Worms aus, welches das Hauptbisthum des Reichs im äußersten Osten war, nicht wohl verwaltet werden könne; sie hatten daher Köln zum Sitz eines Metropoliten oder, wie man später sagte, eines Erzbischofs bestimmt. Sie fanden aber bald die Lage desselben nicht passend, und ein zufälliger Umstand gab ihnen die Veranlassung, einen andern Ort dafür zu wählen. Bonifacius war nämlich neben der Sorge für Heidenbekehrung, für Missions-Anstalten und für die feste Begründung der neuen Kirchen unablässig bemüht, auch die Kirchenzucht herzustellen, und betrieb dies namentlich auf den Synoden, welche die Franken auf seine Anregung veranstalteten. Auf der im Jahre 745 von Pipin zu diesem Zwecke gehaltenen Synode zeigte sich nun, daß das Bisthum Mainz, welches sowohl für die Missions-Anstalten, als auch für den

Vortheil des Herrschers und für das Interesse der Neubekehrten am besten gelegen war, sich in den Händen eines Unwürdigen befinde, und daß es, einem Würdigen ertheilt, zum Sitz eines Metropoliten vortrefflich geeignet sei. Der damalige Bischof von Mainz, Gewielieb, der nur an rohe Vergnügungen dachte und seine Hände mit treulos vergossenem Blute befleckt hatte, wurde also abgesetzt, Bonifacius an seine Stelle erhoben und zugleich das Bisthum mit Metropoliten-Rechten begabt; der Papst bestätigte nachher (748) diese Verfügungen, und bald wurde Mainz der kirchliche Mittelpunkt Germaniens. Während dieses Erzbisthum, durch welches übrigens die Diöcese von Köln nicht geschmälert wurde, gewissermaaßen ausdrücklich zur Aufsicht über die Heidenbekehrung bestimmt war, wurde Fulda, welchem Bonifacius große Vorrechte verschaffte, die Haupt-Pflanzschule der Missionare, und hob sich bald über Kitzingen hervor, das von Karl Martell und seinen Söhnen reich begabt worden war. Im hohen Alter nahm Bonifacius noch einmal persönlich Antheil am Bekehrungsgeschäft; er trat 752 das Erzbisthum Mainz an Lullus ab, begab sich zu den noch immer nicht ganz bekehrten Friesen und taufte viele von ihnen. Im Jahre 755, am 5. Juni, hatte er mit seinen Begleitern bei Dokkum in Holland (nicht weit von Leuwarden) Zelte aufgeschlagen, um bekehrte Friesen zu firmen; statt ihrer aber erschienen bewaffnete heidnische Männer, denen sich Bonifacius ohne Gegenwehr darbot; er wurde mit mehreren Begleitern erschlagen. So endete der eigentliche Begründer des Christenthums in Deutschland. Er ist in neuerer Zeit oft zu einseitig beurtheilt worden, weil man, aus Aerger über seine Verbindung mit dem römischen Hof und deren Folgen, seine liebenswürdige Einfalt, seinen innigen Glauben, überhaupt seine ganze Individualität außer Acht gelassen hat. Durch ihn und andere Bekehrer wurden die Erinnerungen aus dem Heidenthum möglichst verdrängt. Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung das „Verzeichniß abergläubischer und heidnischer Bräuche" (indiculus superstitionum), das von einer austrasischen Synode im Jahre 743 aufgestellt wurde. In den althochdeutschen Abschwörungsformeln, die wir noch besitzen, erscheinen Wodan, Donar und Saxnot als teuflische Unholde. Wenn Bonifacius gegen den Genuß von Pferdefleisch eiferte, so traf er damit den Götzendienst, mit welchem die Pferdeopfer verbunden waren. Bedenklicher ist die aufrichtige Entrüstung und Bekümmerniß, womit er dem Papst über die Irrlehren des einflußreichen und hochgebildeten Bischofs Virgilius von Salzburg berichtet. Dieser Mann, der sich um Ausbreitung des Christenthums in Steyermark und Kärnthen sehr verdient machte, hatte die Behauptung aufgestellt, daß die Erde

rund sei und daß es demnach Antipoden geben könne. Auf die Meldung des Bonifacius erwidert Papst Zacharias: wenn Virgilius bei dieser Verkehrtheit beharre, müsse er aus der Kirche gestoßen und des Priesterschmuckes entkleidet werden.

Durch Bonifacius breiteten sich in Deutschland Religion und Cultur gerade zu derselben Zeit aus, als in Italien die Barbarei zunahm und die christliche Kirche in ihrem Haupte bedroht wurde. Diese Gefahr ward abgewendet, weil schon seit Karl Martell der römische Bischof sein Interesse mit dem der Karolinger verbunden und Bonifacius ihm zum Ansehen eines obersten Bischofs geholfen hatte. Ohne Hülfe der Franken wäre der Papst aus einem unabhängigen, in seiner Stadt als Schützer und Vater geehrten Bischof ein Unterthan und eine Creatur der Longobarden geworden; diese Hülfe ward aber vermittelst des durch Bonifacius neu gewonnenen Einflusses jenseits der Alpen erlangt. Selbst das päpstliche Gutachten, das sich Pipin 751 vor der Annahme des königlichen Namens geben ließ, hatte nur durch das auf diese Weise veränderte Verhältniß der Franken zu dem Papste eine Bedeutung für die Ersteren. Im Jahre 753 ließ Aistulf nach der Eroberung von Ravenna ein drohendes Schreiben nach dem andern an den Papst Stephan II., Zacharias' Nachfolger, abgehen und näherte sich endlich der Stadt Rom selbst. Ohne Hülfe von den Franken wäre jetzt Alles verloren gewesen. Das konnten schon die kläglichen Briefe zeigen, welche Stephan und seine nächsten Vorgänger an die fränkischen Herrscher schrieben. Stephan reiste sogar zu Aistulf selbst, um ihn zu erweichen; diese Reise mußte aber, wie man aus denselben Briefen ersehen kann, vergeblich sein. Zum Glück für den Papst erlaubte ihm Aistulf in einem nachgiebigen Augenblick, zu Pipin nach Frankreich zu reisen. Er sah zu spät seinen Irrthum ein und setzte dem Papste nach, konnte ihn aber nicht mehr einholen. Pipin, welcher kurz vorher durch Besiegung der Mohammedaner im Westen und heidnischer Sachsen-Stämme im Osten seinen Namen von neuem verherrlicht hatte, empfing ihn kniefällig und ging ein Stück Weges neben seinem Rosse her; er sah in Stephan's Erscheinung eine Gelegenheit, sich durch die Feierlichkeit der päpstlichen Salbung einen Glanz und eine Heiligkeit zu geben, deren selbst die Merowinger entbehrt hatten. Er ließ sich daher mit seinen beiden Söhnen von Stephan salben. Diese Handlung, bei welcher er zugleich als König geweiht und zum Patricier oder leitenden Bürger der Stadt Rom ernannt wurde, machte es eines Theils ihm selbst zu einer Art von Pflicht, dem Papste gegen seine Feinde beizustehen, und drang anderes Theils seinen Franken die Verbindlichkeit auf,

mit ihrem Heerbann über die Alpen zu ziehen. Die Letzteren würden zu jeder anderen Zeit ſich nur ſchwer dazu verſtanden haben, weil ſie, beſonders ſeit Pipin allein regierte, ohne Aufhören bald gegen die Mohammedaner, bald nach Aquitanien, wo Herzog Waifar den fränkiſchen König durch die Aufnahme des flüchtigen Gripho gereizt hatte, bald endlich gegen die Sachſen Kriegszüge unternehmen mußten, die zwar glücklich waren, aber doch zu keinem beſtimmten Ende führten und ihnen ſelbſt keinen Nutzen gewährten. In Chierſy ward 754 auf einer allgemeinen Verſammlung der Zug nach Italien beſchloſſen, wenn Aiſtulf friedliche Anträge nicht gelten laſſe. Wie wenig geneigt Pipin ſelbſt zu dieſem Zuge war, geht daraus hervor, daß er dem Longobarden-König eine bedeutende Summe Geld für die Zurückgabe der von demſelben beſetzten Städte anbot, und erſt, als auch dieſe ausgeſchlagen wurde, nach Italien aufbrach.

Pipin's Vortruppen waren ſo glücklich, die Longobarden aus den Alpenpäſſen zu vertreiben, und da die Franken ſogleich das feindliche Land auf grauſame Weiſe zu verwüſten begannen, ſo knüpfte Aiſtulf ſchnell Unterhandlungen an. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigt ſich wieder, mit welchem Widerwillen die Franken ſich vom eigenen Lande entfernten; denn ihr König ſchloß einen Frieden, bei dem er ſich zur Bürgſchaft des Verſprechens, daß die ſtreitigen Städte zurückgegeben werden ſollten, mit vierzig Geiſeln begnügte. Kaum war Pipin nach Hauſe zurückgekehrt, als Aiſtulf den Frieden brach: er ließ die ſavoyiſchen Päſſe befeſtigen, und brach eilig gegen Rom auf, weil er die Stadt zu erobern hoffte, ehe Pipin ſein Heer wieder vereinigt hätte. Die Römer hielten aber eine dreimonatliche Belagerung aus, die Franken drangen noch einmal durch die Päſſe, nöthigten dadurch Aiſtulf, von Rom abzuziehen, ſchlugen die ihnen entgegengeſchickten Truppen, verwüſteten das Land noch ärger als vorher, und belagerten endlich die Hauptſtadt der Longobarden, Pavia. Aiſtulf bat nothgedrungen um Frieden und erhielt ihn ſogleich (755); denn Pipin, von Mauren bedroht, mit Waifar im Krieg, vor den Sachſen nicht ſicher und auf ſeinem eigenen Throne noch nicht recht feſt, konnte nicht daran denken, Italien zu behaupten. Der Longobarden-König ward zu einem Tribut und zur Ablieferung des dritten Theils ſeiner Schätze verpflichtet und mußte natürlich noch mehr Städte, als früher gefordert worden waren, abtreten. Das Gebiet, welches auf dieſe Weiſe in einen neuen Beſitzſtand kam, war, rechtlich genommen, zum großen Theil noch Eigenthum des griechiſchen Kaiſers; es beſtand aus dem öſtlichen Küſtenlande von Comacchio bis Ancona und aus einigen davon getrennten kleineren Länderſtrecken. Die Schlüſſel der Städte legte der Abt Fulrad in

Pipin's Auftrage am Grabe Petri nieder, angeblich sammt einer Schenkungs-Urkunde, von der es hieß, sie sei schon auf jener Versammlung in Chiersy aufgesetzt worden. Dies war die erste Veranlassung, daß die römischen Bischöfe ein selbstständiges weltliches Fürstenthum in Anspruch nehmen konnten, welches ihnen freilich noch Jahrhunderte lang von den griechischen und deutschen Kaisern bestritten ward. Später hat man von Rom aus einen älteren und ehrwürdigeren Ursprung des Kirchenstaates erdichtet; Constantin sollte, da er nach Byzanz übersiedelte, dem Papst Sylvester die Stadt Rom, ja ganz Italien sammt Ländern und Inseln des Westens überlassen haben; doch gehört diese Schenkung Constantin's rein in das Gebiet der Legende. — Der Friede mit den Longobarden war freilich erzwungen, er wurde aber dauerhaft, als Aistulf schon 756 starb, und der neue König, Desiderius, weil ihm der Thron streitig gemacht ward, der Hülfe des Papstes bedurfte. Desiderius ließ also auch den Letzteren in Ruhe; ja er überließ ihm diejenigen Städte des ehemaligen Exarchats von Ravenna, die in Pipin's Schenkungen noch nicht inbegriffen waren. Doch begannen die Feindseligkeiten bald wieder von neuem.

Pipin breitete unterdessen die Grenzen seines Reichs sowohl im Osten als im Westen aus. Er setzte auf der einen Seite in Alemannien, nach dem Tode des Herzogs Landfried, königliche Kammerboten als Verwalter ein und zwang die Sachsen zur Entrichtung eines Jahrestributs von 300 Pferden; er besiegte auf der anderen Seite sowohl die spanischen Ungläubigen, als den Herzog Waifar von Aquitanien. Die Mohammedaner hatten nämlich die von ihnen besetzten westgothischen Städte in Südfrankreich nicht, wie die spanischen, mit einer neuen Bevölkerung versehen können, und mit Ausnahme einiger wenigen festen Plätze, welche spanische Besatzungen erhalten hatten, waren die meisten Städte unter verschiedenen Bedingungen in den Händen gothischer Grafen geblieben. Einer von den Letzteren hatte, kurz vor dem longobardischen Zuge Pipin's, die Franken herbeigerufen, mit denselben die Mohammedaner aus fast allen Städten vertrieben, und diese von Pipin zu Lehen genommen (752). Nur gegen die Stadt Narbonne hatten die Franken nichts ausrichten können; Pipin ließ aber ein Heer vor derselben zurück, welches die Stadt drei Jahre lang eingeschlossen hielt, bis endlich die Einwohner, denen man die Erhaltung ihrer alten Gesetze und Einrichtungen zusicherte, die Besatzung erschlugen und den Franken die Thore öffneten. Damit waren die Mohammedaner aus ganz Frankreich vertrieben, und Pipin soll sogar dadurch, daß ihm ein jenseits der Pyrenäen herrschender Statthalter derselben huldigte, die Grenzen seines Reiches bis nach Barcelona

hin ausgebreitet haben. Von dieser Zeit an begann ein langer und gefährlicher Krieg mit dem Herzog Waifar von Aquitanien, welcher schon längst nur mit Widerstreben gehorchte und auch durch seine Vasallen gehindert war, die im Lande eingezogenen geistlichen Güter den Bischöfen zurückzugeben. Pipin verwüstete seitdem, theils als König der Franken, theils als Schützer der Kirche, Aquitanien fast ohne Unterlaß, indem Waifar beinahe jedes Jahr das demselben gegebene Versprechen nach dem Abzug der Franken wieder brach, die von diesen errichteten Befestigungen vernichtete, und sich beim Erscheinen Pipin's in unzugängliche Gegenden zurückzog. Er war dabei der Treue und Anhänglichkeit seiner Unterthanen versichert, weil die schrecklichen Verwüstungen der Franken die Aquitanier zur Rache entflammten und zwischen beiden Völkern eine Art von Vertilgungskrieg hervorriefen. Die Heerzüge nach Aquitanien wiederholten sich so häufig und wurden so beschwerlich, daß im Jahre 763 der Herzog Thassilo von Baiern, obgleich er ein Neffe Pipin's war, das fränkische Heer verließ, sich mit einer longobardischen Prinzessin vermählte und seinen Oheim und Oberlehensherrn dadurch in einige Verlegenheit brachte. Ja, Pipin konnte sogar 764 auf einer Reichsversammlung zu Worms weder einen Zug nach Aquitanien noch nach Baiern zu Stande bringen und mußte auch im folgenden Jahre den Krieg aussetzen, obgleich die Aquitanier das Land diesseits der Loire weit und breit durchstreiften und verwüsteten. Erst im Jahre 766 konnte er den Krieg erneuen; der ganze Heerbann der Loire folgte ihm damals aber auch um so lieber, jemehr die heimathlichen Striche desselben durch die Aquitanier verheert worden waren. Die letzteren wurden endlich in einem dreijährigen Kriege völlig unterworfen, ihre Festen zerstört, Waifar's Mutter und Schwester gefangen und zuletzt er selbst von seinen eigenen Leuten hinterlistiger Weise ermordet. Pipin behielt einen Theil von Aquitanien für sich; das Uebrige gab er dem Vetter und Schwiegersohne Waifar's, Lupus I., dessen Vater Hatto einst von Waifar's Vater verdrängt und geblendet worden war.

Pipin, der Kurze oder Kleine genannt, überlebte das Ende des langwierigen Kampfes nur kurze Zeit; er starb noch in demselben Jahre, in welchem die Unterwerfung Aquitaniens vollendet worden war, und wurde in der Abtei des heiligen Dionysius (Saint Denis) beigesetzt. Unter ihm war die Hauptmacht des Westens in die Hände der Karolinger gekommen, und zwar würde dies, wenn wir die Herrschaft des karolingischen Hauses mit der Annahme des königlichen Namens beginnen lassen wollen, in das zweite Jahr fallen, nachdem der Osten der Welt den Abbasiden zufiel. Mit dieser mohammedani-

schen Dynastie hatte Pipin wenige Jahre vor seinem Tode eine Verbindung angeknüpft. Er könnte dabei wohl durch seine Verhältnisse zu den spanischen Ommejaden und durch die Rücksicht auf den Handel, welchen Marseille und andere Seestädte des fränkischen Reichs mit Aegypten und Afrika trieben, geleitet worden sein; es ist aber wahrscheinlicher, daß er sowohl hierbei, als auch bei seiner Verbindung mit dem griechischen Kaiser, Constantinus Kopronymus, nur den Glanz fremder Gesandtschaften an seinem Hof und die zahlreichen Pilgerfahrten der Abendländer nach Jerusalem im Auge hatte. Uebrigens hatte er selbst zuerst entweder an den Khalifen Mansur oder an einen der abbasidischen Statthalter in Afrika Gesandte geschickt, und der Khalif hatte seine Sendung durch eine Gesandtschaft erwidert, welche Pipin im Jahre 767 zu Selz empfing. Der griechische Kaiser hatte schon zehn Jahre früher, um dem Papst Schwierigkeiten zu bereiten, eine Verbindung mit Pipin eingeleitet, und den Letzteren durch eine Gesandtschaft geehrt, welche als Geschenk die erste Orgel, die man im Franken-Reich sah, mitbrachte. Dieser diplomatische Verkehr hatte zwar ebenso wenig, wie die Verbindung mit den Abbasiden, politische Folgen, er wurde aber doch auch später unterhalten und von Zeit zu Zeit durch gegenseitige Gesandtschaften erneut.

Das kirchliche Leben erhielt während Pipin's Regierung von Franken aus, abgesehen von den Bekehrungsreisen, auch im Inneren eine wesentliche Verbesserung. Die Weltgeistlichen, namentlich die höheren, hatten sich im Gegensatze zu den Mönchen vielfach einem sehr losen Wandel ergeben; Jagd, Spiel und Lustbarkeiten füllten ihre Mußestunden aus. Daß dies für die Kirche entwürdigend und für die Laien ein schlimmer Vorgang war, leuchtete vielen frommen Männern ein; es kam daher der fromme und einflußreiche Bischof Chrodegang von Metz (um 760) auf den Gedanken, es sollten sich die zu einer Kirche gehörenden Kleriker zu einem erbaulichen, oder wie man es nach den Kanones oder Satzungen zu nennen pflegte, kanonischen Leben vereinigen. Der Grundgedanke dieses Gesammtlebens war allerdings dem Mönchswesen entlehnt; die Mitglieder sollten sich in einem dazu bestimmten Gebäude, welches oft als Monasterium (Münster) bezeichnet wird, zum Beten und Singen, zum Speisen und meist auch zum Schlafen zusammenfinden; sie sollten im Gebrauch des Breviers an sieben oder acht bestimmte, auch nächtliche Stunden in jedem Tageslaufe (kanonische Stunden) gebunden sein; ihre Versammlungen hießen Kapitel, von den dabei vorzulesenden Abschnitten der heiligen Schrift. Sie leisteten jedoch kein Mönchsgelübde und Privatbesitz war ihnen gestattet. Diese Einrichtung, die sich von Metz

aus über das chriſtliche Abendland verbreitete, trug weſentlich dazu bei, dem Klerus, der Laienwelt gegenüber, eine würdige äußere Haltung zu verleihen. Die Vereinigungen wurden ſpäter theils als Domſtifter, theils als Collegialſtifter und ihre Mitglieder als *reguliрte* bezeichnet; freilich drängte ſich in Folge der Verwaltungsgeſchäfte das Weltliche von anderer Seite ein, wie denn die beſtgemeinte Vorkehrung die Schwächen der Menſchennatur nicht zu unterdrücken und den Mißbrauch nicht zu bannen vermag.

Geschichte des Mittelalters.

II. Die Zeit von Karl dem Großen bis zum Beginn der Kreuzzüge.

I. Von Karl dem Großen bis zur Zeit der salischen Kaiser.

1. Karl der Große.

Pipin's ältester Sohn, Karl, den man später den Großen nannte, war beim Tode seines Vaters (768) erst 26 Jahre alt und sollte nach dem Willen desselben die Regierung mit seinem jüngeren Bruder, Karlmann, auf die Weise theilen, daß jeder von ihnen ein besonderes Gebiet beherrsche. Sie theilten dieser Anordnung gemäß das Reich, waren aber von Anfang an unter einander nicht einig. Ein großer Theil der Aquitanier, der mit der Unterwerfung unter die fränkischen Könige unzufrieden war, benutzte diese Zwietracht, um sich von ihnen loszureißen. Beide Könige zogen gegen die Empörten zu Felde; Karlmann kehrte aber, noch ehe der Krieg begonnen, nach Hause zurück, und ließ seinem Bruder allein die Ehre der Wiederunterwerfung der Aquitanier. Schon dies zeigte eine Feindseligkeit zwischen den beiden Brüdern, welche in offenbaren Krieg überzugehen drohte. Durch die Bemühungen ihrer Mutter, Bertha oder Bertrada, ward jedoch die Eintracht wieder hergestellt. Bertrada suchte auch zwischen dem Herzog Thassilo von Baiern, dem Longobarden-Könige Desiderius und ihren Söhnen den Frieden zu sichern; sie reiste deshalb zu den beiden Ersteren und zum Papste und verabredete eine Vermählung ihrer Söhne mit longobardischen Prinzessinnen und ihrer Tochter mit dem Sohne des Desiderius. Es ging ihr aber, wie es in menschlichen Dingen oft geht: sie zerstörte, statt zu bauen. Die Heirath des longobardischen Prinzen kam nicht zu Stande, und Karl vermählte sich zwar mit Desiderata, der Tochter des Longobarden-Königs, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin Himiltrud hatte scheiden lassen, verstieß sie aber schon ein Jahr darauf (771) wieder, und heirathete die Alemannin Hildegardis, die einzige Gemahlin, der er nie untreu ward, und die er bis zu ihrem Tode achtete und liebte. Niemand nahm an der longobardischen Heirathsverbindung mehr Anstoß und war über ihre baldige Auflösung mehr erfreut, als der

römische Papst, der noch immer in den Longobarden seine ärgsten Feinde erkannte. Schon Paul I., Stephan's II. Nachfolger, war mit Desiderius aufs neue in Streit gerathen; nach seinem Tode entspann sich zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Longobarden-König eine Zwistigkeit nach der anderen. Die Papstwahl wurde nämlich um jene Zeit zugleich von den Geistlichen, von den kleinen Herren im römischen Gebiet und vom Volke vorgenommen, und veranlaßte stets blutige Händel, nicht blos weil ein sittenloser Haufe über die Ertheilung der ersten Würde in der Kirche entschied, sondern auch weil die Päpste schon damals eine weltliche Macht besaßen. Als Paul gestorben war, erhob ein kleiner Theil der Römer einen gewissen Constantin auf den päpstlichen Stuhl; gegen diesen riefen zwei Patricier und ein angesehener Geistlicher eine longobardische Kriegerschaar herbei. Constantin wurde verjagt, seine Gegner geriethen aber unter einander selbst in Zwist. Einer von ihnen ließ einen neuen Papst ausrufen und wollte, wie es hieß, longobardische Besatzung in die Stadt aufnehmen; die anderen dagegen vertrieben diesen Papst mit Hülfe der Franken, wählten an seine Stelle einen rechtschaffenen Mann, Stephan III., und mißhandelten bei der Gelegenheit die anwesenden Longobarden und ihre Anhänger auf empörende Weise (768). Stephan selbst sah sich bald genöthigt, gegen die Partei, die ihn erhoben hatte, den longobardischen König Desiderius zu Hülfe zu rufen. Dieser erschien mit einem Heere vor Rom, nahm aber nachher die in seinem Gebiete gelegenen römischen Kirchengüter als Ersatz der Kriegskosten in Anspruch. Der Streit darüber war noch nicht geschlichtet, als der Papst vernahm, daß Karl und Karlmann, wie oben erzählt, auf Antrieb ihrer Mutter sich mit zwei Töchtern des Desiderius vermählen wollten. Stephan III. erließ an die Brüder ein sehr nachdrückliches Abmahnungsschreiben, in welchem er es für eine Thorheit erklärt, daß die vortreffliche fränkische Nation und ihr mächtiges Königshaus sich mit dem übelriechenden Longobardenvolke verbinden wolle, von welchem, wie man sicher wisse, der Aussatz hergekommen sei. Er macht sie auf den Spruch des heiligen Paulus aufmerksam, daß dem Lichte nichts gemein sei mit der Finsterniß; auch führt er ihnen zu Gemüthe, daß sie bereits vermählt seien. Karlmann stand in der That von der Vermählung ab, während Karl, damals dem Papst weniger gefügig als sein Bruder, die Desiderata heimführte. Es ist daher sehr begreiflich, daß der Papst, als Karl nach einem Jahr dieser Ehe überdrüssig geworden war, sie mit Freuden trennte, obgleich die Kirchengesetze es eigentlich nicht gestatteten.

Zu diesen Händeln des Papstes und der Longobarden kam unter Stephan's Nachfolger, Hadrian I. (seit 772), bald ein neuer Streit,

der zwischen Karl und Desiderius ausbrach und endlich Italiens Schicksal unzertrennlich an das Schicksal des fränkischen Reiches knüpfte. In demselben Jahre nämlich, in welchem Karl die Desiderata ihrem Vater zurücksandte, starb sein Bruder Karlmann (December 771). Karl gewann durch den Erzkapellan oder Minister des Cultus, Folrad, und durch dessen Gehülfen Folchard die Geistlichkeit, durch Wirin aber und Pipin's des Kleinen Brudersohn, Adelhard, die weltlichen Großen in Karlmann's Reich, ward in einer großen Versammlung als einziger Herr der Franken anerkannt und nahm, da auch seine Neffen viele Freunde hatten, mit den Waffen Besitz von seines Bruders Reich. Einige neuere Geschichtschreiber haben Karlmann's Tod seinem Bruder Schuld gegeben; dieser Verdacht beruht aber durchaus auf keinem bestimmten Zeugniß und ist um so ungerechter, da sich für eine solche Annahme gar kein anderer Grund finden ließe, als daß Karl aus dem Tode seines Bruders Vortheil zog. Karlmann's Wittwe entfloh mit ihren Kindern und einigen befreundeten Großen zu Desiderius. Dieser nahm sie auf und suchte den Papst zur Salbung der Prinzen zu bewegen; wo nicht um denselben dadurch Rechte zu verschaffen, die sie nur durch die Wahl des fränkischen Volkes erhalten konnten, doch um die Großen, welche die Kinder begleitet hatten, gegen Verurtheilung als Landesverräther sicher zu stellen. Hadrian verweigerte klüglicher Weise die Salbung und trat in Folge dieser Verhältnisse mit Karl in eine innige Freundschaft, welche für die Longobarden verderblich werden mußte, da der Franken-König zum Krieger geboren war und sich durch politische Betrachtungen, sowie durch die Aussicht auf die ferne Zukunft niemals, am wenigsten aber in seiner Jugend bestimmen ließ.

Karl begann die lange Reihe von Kriegen, die er während seiner Regierung geführt hat, im Jahre 772 mit einem Zuge gegen die Sachsen, und mußte nachher diese Nation nicht weniger als 32 Jahre lang bekriegen, ehe es ihm endlich gelang, sie zu unterjochen. Die Sachsen bildeten nämlich einen jener Vereine mehrerer Völkerschaften, welche, wie der der Franken, der Alemannen und Anderer, nach und nach in Deutschland entstanden waren. Doch war das Band unter ihnen sehr lose und erst zu Karl's des Großen Zeit vereinigte das Gefühl der Gefahr die sächsischen Stämme zu einem festeren Bunde und zu einem gemeinschaftlichen Widerstand. Der ganze Sachsen-Bund war übrigens, nach den Geschichtschreibern der späteren fränkischen Zeit, in drei Hauptabtheilungen getrennt, in die Westphalen an der Weser, die Ostphalen an der Elbe und die Engern zwischen jenen Beiden; über die Elbe hinaus wohnten die Nordalbinger, die in ihrem Volksthum wie in ihrem Auftreten gegen das Frankenreich sich den

Ostphalen nahe anschlossen. Von einem Oberhaupt und überhaupt von einem System der Verfassung war weder beim ganzen Bunde, noch bei den einzelnen Völkerschaften die Rede. Wir erfahren blos, daß zu einer bestimmten Zeit des Jahres Abgeordnete aller Gaue oder Völkerschaften zu gemeinschaftlichen Berathungen bei Marklo an der Weser zusammen kamen, wahrscheinlich nur um in Betreff der Kriegsangelegenheiten Beschlüsse zu fassen. Jede Völkerschaft bestand aus Edlingen oder Edeln, aus Frilingen oder Freien und aus Lassen oder Leuten, d. i. Halbfreien, welche Anderen zu besonderen Dienstleistungen verpflichtet waren. Die Ersteren hatten offenbar keine Vorrechte, sondern nur einen Ehrenvorrang, welcher darauf beruhte, daß sie ein Gefolge hatten und daß man aus ihnen am häufigsten die Vorsteher im Frieden und die Anführer im Kriege erwählte. Eine bestimmte Gewalt über die Anderen besaßen diese Häuptlinge gewiß nicht, sondern ihre Herrschaft beschränkte sich im Kriege wohl nur auf die Anführung, sowie im Frieden auf die Leitung der Gerichte, deren Beisitzer von und aus den Freien gewählt wurden. Je einfacher und freier diese Einrichtungen bei den sächsischen Völkerschaften waren, um so größer mußte bei denselben das Widerstreben sein, sich durch Unterwerfung unter den fränkischen König in eine Staatseinrichtung zu fügen, welche ihnen nicht nur ihren einheimischen Götterdienst, sondern auch einen großen Theil ihrer Freiheit raubte und sie zur Beobachtung bestimmter Gesetze, zum Gehorsam gegen einen Oberherrn und zur Entrichtung von Steuern verpflichtete. Namentlich sah sich Karl, wenn er die Sachsen für die Dauer zum Christenthum bekehren wollte, zur Erhebung des Zehnten genöthigt, aus welchem die Geistlichkeit erhalten werden mußte, da ein hierzu geeignetes Staatsgut nicht vorhanden war; aber gerade dieser Umstand erschien den Sachsen drückend und machte ihnen den neuen Glauben noch verhaßter. Auf diese Weise erklärt sich der hartnäckige Widerstand, den die Sachsen der Eroberungssucht des fränkischen Königs leisteten. Karl lenkte seinen ersten Kriegszug von Worms aus über den Rhein und Main gegen die an der Weser wohnenden Völkerschaften. Er begann damit, daß er ihnen eine Feste nahm, welche in unwegsamer Gegend auf einer steilen Höhe lag und ihnen beim Rückzuge als Zufluchtsort diente, bis ihre Verfolger wieder zu ihrem Feldbau zurückkehrten: es war die nachher als fränkische Festung berühmt gewordene Ehresburg an der Diemel. Dann zerstörte er einen Hauptgegenstand ihrer Verehrung, die sogenannte Irmensäule (Irminsul). Worin dieses in einem Haine gelegene Heiligthum eigentlich bestand, ob in einem hohen Baumstamme oder in einem Denkmal, darüber ist von den Gelehrten der neueren Zeit viel gestritten worden, weil der Menschen Neugierde

lieber da Licht ſucht, wo keines iſt, als es da nährt, wo es ſich findet. Beim weiteren Vorrücken nöthigte Karl die Sachſen, um Frieden zu bitten und als Bürgſchaft desſelben zwölf Geiſeln zu geben. Doch glaubte er ſelbſt nicht, daß durch Beſiegung eines Theils der Sachſen der Krieg beendigt ſei. Ueberdies verfolgte er bei der Bekriegung dieſes Volkes einen ganz anderen Zweck, als ſeine Vorgänger. Dieſe hatten weder eine vollſtändige und bleibende Unterwerfung beabſichtigt, noch auch die Annahme des Chriſtenthums gefordert; vor Karl's Zeit hatten alſo die Sachſen und Franken nur um die Ehre des kriegeriſchen Vorrangs Kriege geführt. In dieſen Kriegen waren immer nur einzelne Stämme an der Grenze dazu gebracht worden, als Siegespreis und zur Anerkennung der größeren Macht den Franken einen Tribut an Kühen und Pferden zu liefern; ja, ſie hatten ſich ſogar auch, um Ruhe zu haben, manchmal auf den Verſammlungen derſelben eingefunden. Karl dagegen hatte kaum einen Theil der Sachſen beſiegt, als er ganze Schaaren von Miſſionaren zu ihnen ſchickte, welche ſich weit mehr von ihrem Glaubenseifer, als von verſtändiger Vorſicht leiten ließen und die Angeſeheneren mit Gewalt nöthigen wollten, das Chriſtenthum anzunehmen. Dadurch ward das ſeitherige Verhältniß völlig umgeändert. Das freie Volk ſchloß ſich ſowohl unter einander, als auch mit den benachbarten, ebenfalls noch nicht ganz bekehrten Frieſen näher zuſammen, und begann einen hartnäckigen Kampf um ſeine ererbten Sitten, Begriffe und Gewohnheiten. Karl hatte daher kaum ſeinen erſten Krieg beendigt und einen Zug nach Italien angetreten, als die Beſiegten ſich wieder erhoben und verheerend in ſein Reich einbrachen. Dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich auch ſpäter nach jeder Unterwerfung.

Karl rief nach der Rückkehr von dem erſten ſächſiſchen Zuge ſeine Franken zuſammen und ließ auf einem Maifelde bei Genf einen Kriegszug gegen die Longobarden beſchließen. Den Vorwand zu demſelben gab Hadrian's Geſuch um Hülfe, wahrſcheinlich war Karl aber ſchon ſelbſt längſt entſchloſſen, dem Longobarden-Reiche ein Ende zu machen. Karl ließ ſein Heer in zwei Abtheilungen aufbrechen, von welchen er perſönlich die eine über den Mont Cenis führte, während die andere unter ſeinem Oheim Bernhard über den Mont Jou zog. Er erſchien in Italien um ſo unerwarteter, jemehr die Longobarden durch den Umſtand ſicher gemacht waren, daß ſein Vater ungeachtet ſo vielfachen Anlaſſes den Krieg mit ihnen ſtets zu vermeiden geſucht hatte, und daß Karl ſelbſt unmittelbar vorher in weit entfernten Gegenden beſchäftigt war. Die Longobarden wagten keine Feldſchlacht, ſondern ſchloſſen ſich in ihre Hauptſtadt Pavia ein. Während der ſiebenmonatlichen Belagerung begab ſich Karl nach Rom, wo er auf eine

sehr feierliche Weise empfangen wurde und an der Seite des Papstes in die Peterskirche eintrat; hier erhielt er die ersten Eindrücke von der Herrlichkeit und Größe der Weltstadt. Auch bestätigte und erweiterte er bei diesem Besuche die Schenkung, die sein Vater Pipin dem römischen Stuhl erwiesen hatte. Im Juni 774 wurde Pavia zur Uebergabe gezwungen, 203 Jahre nachdem Alboin in dieselbe Stadt eingezogen war. Karl, der schon vorher den Namen eines Königs der Longobarden angenommen hatte, ließ ihnen ihre seitherigen Gesetze und Einrichtungen, und nöthigte sie nur, ihm den Unterthanen-Eid zu leisten und sich zur Heeresfolge zu verpflichten. Ihren König Desiderius führte er mit seiner Familie nach Frankreich und steckte ihn in ein Kloster. Nur der älteste Sohn des longobardischen Königs, Adelgis, rettete sich durch die Flucht; er floh nach Constantinopel, von wo er nachher mehrere Male vergebens in seine Heimath zurückzukehren versuchte. Gleich nach der Unterwerfung der Longobarden wandte sich Karl wieder gegen die Sachsen, welche die Ehresburg zerstört hatten und verwüstend in Hessen eingefallen waren. Er berief im Mai die gewöhnliche Reichsversammlung nach Düren und zog von da mit seinen zahlreich erscheinenden Franken gegen die Sachsen. In kurzer Zeit entriß er den Feinden nicht nur die Ehresburg, sondern auch die in der Nähe liegende Feste Sigiburg (Hohensyburg), und trieb sie bis über die Elbe zurück. Ein Aufstand der Longobarden nöthigte ihn, schnell wieder nach Italien zurückzukehren (776). Der longobardische Herzog Rotgaud, dem er die Pässe der julischen Alpen, Friaul und die Treviser Mark anvertraut hatte, war mit Hildebrand von Spoleto und mit dem noch nicht unterworfenen Herzog Arichis von Benevent in Verbindung getreten und hoffte mit Hülfe des geflüchteten Adelgis und der diesen unterstützenden Griechen das longobardische Königreich wieder herzustellen. Karl eilte von der Weser nach der Etsch, unterdrückte den Aufstand, wobei Rotgaud getödtet wurde, nahm sich aber nicht die Zeit, gegen die anderen empörten Vasallen zu ziehen, sondern kehrte über Worms, wohin er eine Reichsversammlung berufen hatte, nach der Weser zurück. Es gelang ihm zu Worms, den ganzen fränkischen Heerbann gegen die Sachsen aufzubieten. Mit diesem kam er noch zu rechter Zeit an der Weser an, um die belagerte Sigiburg zu retten. Dann stellte er nicht allein die zum zweiten Mal zerstörte Ehresburg wieder her, sondern er legte auch eine dritte Festung bei Lippspring an. Die eingeschüchterten Sachsen suchten ihn auf jede Weise zu täuschen und vorerst zu besänftigen, und als er (777) in dem damals noch unbedeutenden Orte Paderborn einen Reichstag hielt, um sie mit den Franken zu Einem Gesetze zu vereinigen, erschienen sie in großer Zahl, leisteten

den Eid der Treue und verstanden sich zu Tribut, Taufe und Zehnten. Doch war ihre Unterwerfung nur scheinbar; sie konnte schon aus dem einzigen Grunde nicht von Dauer sein, weil Wittekind, der angesehenste von den sächsischen Anführern, mit seinem ganzen Anhange von der fränkischen Oberherrschaft nichts wissen wollte und zu dem dänischen König Siegfried entflohen war. Ein Jahr lang war nun Ruhe, aber gerade während dieser Zeit wurde unter den Sachsen wahrscheinlich eine feste Verbindung geschlossen, soweit nämlich eine solche unter Barbaren, die der Augenblick vereinigt und wieder trennt, Statt finden kann.

Karl richtete hierauf seine Waffen nach der ganz entgegengesetzten Grenze seines Reiches, wohin ihn eine Gesandtschaft von Gegnern der spanischen Ommejaden rief, welche ihn, wie oben erzählt, in Paderborn antraf. Daß er dabei durch die anscheinende Ruhe der Sachsen getäuscht worden sei und sich aus diesem Grunde auf eine so entfernte und weit aussehende Unternehmung eingelassen habe, darf man nicht glauben, sondern jene Aufforderung, die ihn aus dem Inneren von Deutschland nach Spanien zog, war seinem ruhmbegierigen Geist unwiderstehlich. Er bot 778 fast die ganze Kriegsmacht seines Reiches auf und theilte sie in zwei Heere, von welchen das eine unter seiner eigenen Führung durch die Gascogne, das andere unter seinen Feldherren im äußersten Osten der Pyrenäen über die Grenze zog. Nachdem er Pampelona erstürmt und sich am Ebro mit dem zweiten Heere vereinigt hatte, nahm er Saragossa ein, unterwarf fast das ganze Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen und knüpfte es unter dem Namen der spanischen Mark an das fränkische Reich. Der Lehenseid der mohammedanischen Großen, die ihn zu Hülfe gerufen hatten und die er als seine Vasallen in ihre früheren Statthalterschaften einsetzte, war nebst dem Besitze der wichtigsten Pyrenäenpässe und einer ungeheuren Beute der Gewinn des spanischen Kriegszuges. Bei der Heimkehr zog das fränkische Heer durch das zum Herzogthum Aquitanien gehörende baskische Gebirge. Die Bewohner dieses armen Landes lauerten, von der reichen Beute gelockt und durch den beim Durchzug der Franken erlittenen Schaden erbittert, in dem Thal von Roncesvalles dem Nachtrab derselben auf, welcher das Gepäck mit sich führte und von den Tapfersten geleitet wurde. Ihre leichte Bewaffnung und die Beschaffenheit des Bodens machte sie den schwer gerüsteten Franken überlegen; sie tödteten daher viele derselben, bemächtigten sich des ganzen Gepäcks und zerstreuten sich dann wieder in ihre Thäler und Berge. Unter den erschlagenen Führern waren Eggihart, der erste Truchseß oder Vorsteher der königlichen Tafel, Anselm, der Pfalzgraf oder Stellvertreter Karl's in weltlichen An-

gelegenheiten, und Rutland oder Roland, der Graf und Befehlshaber an der bretonischen Küste. Diese Männer, besonders der Letztere, haben bei der Nachwelt eine große Berühmtheit erlangt, denn ihre Namen und Thaten sind der volksthümlichen Dichtung anheimgefallen; sie bilden einen Theil des Sagenkreises, der sich aus Karl's des Großen Andenken entwickelte und diesen König mit seinen Kriegsgefährten ebenso, wie den britischen Helden Arthur und dessen Tafelrunde, zu einem Hauptgegenstande der romantischen Dichtkunst des Mittelalters machte. Für die Gewaltthaten seiner Unterthanen mußte der Herzog Lupus II. von Aquitanien, ein Sohn Waifar's und seit 769 Nachfolger seines Vetters Lupus I., mit dem Leben büßen. Dem einzigen Sohne desselben wurde ein Theil des Landes zum Lebensunterhalte gegeben, das Uebrige zog Karl ein. Da bei der Bestrafung des Herzogs von einem Proceß keine Rede war und da Karl Aquitanien bald nachher unter dem Namen eines Königreichs für seinen Sohn Ludwig wieder herstellte, so kann man sich kaum des Argwohns erwehren, daß bei Lupus als einem Sohne Waifar's schon der Verdacht zum Strafgrunde wurde.

Noch ehe Karl aus Spanien zurückgekehrt war, hatten sich die Sachsen, durch Wittekind angereizt, von neuem erhoben, und da der Krieg mit den Mohammedanern den Heerbann des Ostens sehr geschwächt hatte, so waren sie bis an den Rhein vorgedrungen und hatten alles Land von Deutz bis an das Lahnthal und auf dem Rückzuge nach Hessen bis in die Gegend von Fulda verheert. Karl ließ sie durch ein Heer zurücktreiben und zog im nächsten Jahre (779) selbst gegen sie. Er schlug die Westphalen in einem Treffen bei Bochholtz und drang nachher bis an die Elbe vor. Auch diesmal gewährte er den Sachsen, als sie sich wieder freiwillig unterwarfen, Frieden, weil ganz andere Gedanken seine Seele beschäftigten. Karl hatte nämlich Geschmack am Lesen gewonnen, suchte das, was bei seinem Jugendunterricht versäumt worden war, nachzuholen und ließ sich gern aus den Werken alter, besonders römischer Schriftsteller vorlesen; er zog Gelehrte, die ihm dieselben erklären konnten, an seinen Hof, achtete sie nicht geringerer Belohnungen werth, als seine Kriegsleute, und schenkte ihnen, wenn sie einigermaaßen sich ihm zu empfehlen verstanden, bedeutende Güter, die er eingezogen hatte. Er sammelte auf diese Weise nicht nur Kenntnisse und gewöhnte sich an eine neue Art von Beschäftigung, sondern er ward auch mit den alten Römern und ihrem Charakter immer mehr bekannt; Ruhm und Andenken bei der Nachwelt erhielten also für ihn einen anderen Werth, als sie in den Augen seiner rohen Vorgänger gehabt hatten. Je mehr er aber von den Thaten der Römer hörte und die Schriftsteller achtete, desto mehr wandte sich sein Sinn nach

Italien, desto mehr wünschte er seinen Thaten den Ruf der alten Helden Roms, seinem Reiche das Ansehen des römischen zu geben. Dahin zweckten seine seitdem öfters wiederholten Züge über die Alpen, darum ward seine Freundschaft mit dem gelehrten Papst Hadrian um so inniger, je mehr er sich von Päpsten, Geistlichen und Gelehrten dort hoch gefeiert sah, und je mehr er merkte, daß man ihm dafür manches Mal die Verletzung heiliger Pflichten gegen seine Familie, seine Nation und die Menschheit verzieh. Er reiste gegen Ende des Jahres 780 nach Italien, feierte die Weihnachten zu Pavia, die Ostern zu Rom und ließ seine beiden Söhne Pipin und Ludwig vom Papste salben, jenen zum König der Longobarden, diesen zum König von Aquitanien. Die Bewohner beider Reiche sollten also durch eine Ceremonie für den Verlust eines einheimischen Regenten entschädigt werden. Da Hadrian Karl's Sohn salbte, ohne die Völker zu fragen, so mußte sich Karl freilich auch seinerseits dazu bequemen, die Verwendung des Papstes für den Herzog Thassilo von Baiern anzunehmen, welcher von jeher zweideutige Gesinnungen gezeigt hatte und durch seine Vermählung mit einer Tochter des Desiderius schon längst in eine halb feindliche Stellung gekommen war; er konnte es nicht verschmerzen, daß er, dem Hause der Agilulfinger angehörig, sein bedeutendes Land nicht mit der gleichen Selbstständigkeit und Machtfülle beherrschen sollte wie seine Vorfahren. Hadrian übernahm die Rolle eines Vermittlers und der König der Franken ließ sich herab, dem baierischen Herzog Geiseln dafür zu geben, daß dieser, wenn er zu ihm käme, um die Huldigung zu leisten, keine Unbill erleiden solle. Thassilo stellte sich kurze Zeit nachher in Worms, schwur dem Könige den Huldigungseid und gab seinerseits zwölf Geiseln als Unterpfänder seiner Treue. Da er aber mit seiner longobardischen Gemahlin einig lebte und das Band der Ehe heiliger hielt als Karl, so konnte die Aussöhnung nicht aufrichtig sein; sie trennten sich mehr entzweit, als sie vorher gewesen waren, und Thassilo verweigerte gleich nachher die lästige, nur zu Karl's Ruhm und zum Verderben seiner Großen dienende Heeresfolge.

Die Sachsen hatten sich während Karl's Aufenthalt in Italien im Ganzen ruhig verhalten; er glaubte sie also jetzt auch in Verbindung mit seinen Franken zu einem Kriege verwenden zu können, berief zu diesem Zweck ihre bedeutendsten Güterbesitzer, welche zugleich ihre Hauptkriegsleute waren, zu einer großen Versammlung in der Nähe von Paderborn und ordnete einen Heerzug gegen die von Wittekind aufgereizten Nordalbinger in Holstein an, sowie einen anderen gegen das slavische Volk der Sorben, welches an der Elbe und sächsischen Saale wohnte. Die Erfahrungen der neueren Weltumsegler

haben uns gelehrt, wie wenig der Freundſchaft von Barbaren zu trauen iſt, wie wenig ſie, wenn ſie auch ſonſt auf Ehre halten, Treuloſigkeit und Verbrechen ſcheuen, ſobald es den Fremden und der von ihnen drohenden Gefahr gilt; das erfuhr auch Karl. Ohne Mißtrauen gegen die Sachſen zu hegen und ohne zu ahnen, daß Wittekind wieder bei ihnen erſchienen ſei und einen allgemeinen Aufſtand ſeiner Landsleute insgeheim vorbereitet habe, ſchickte er drei ſeiner Hofleute mit wenigen Franken ab, um an der Spitze des ſächſiſchen Heerbanns über die Elbe zu gehen und den in Thüringen eingebrochenen Sorben in den Rücken zu fallen. Noch waren ſeine Truppen nicht bis an die Elbe gekommen, als die Sachſen ſich erhoben, die fränkiſchen Miſſionare mißhandelten und vertrieben und Karl's Truppen in eine ſehr bedenkliche Lage verſetzten. Zwar zog der Graf Theodorich ſchnell vom Rhein her zur Verſtärkung jener drei Führer herbei; dieſe ließen ſich aber noch vor der Vereinigung mit ihm am Berge Süntel im Braunſchweigiſchen in eine Schlacht ein und erlitten eine furchtbare Niederlage, wie ſie die Franken ſeit langen Jahren nicht erlitten hatten (782). Indeſſen zeigte es ſich gerade jetzt, wie weit Karl an Rath und That ſowohl ſeine Feinde, als auch alle ſeine Freunde übertraf; denn ſtatt daß die ſo glücklich begonnene allgemeine Empörung der Sachſen eine Befreiung bewirkt hätte, führte ſie vielmehr eine größere Unterdrückung herbei. Leider ließ ſich Karl aber zugleich auch zu Uebermuth und Leidenſchaft hinreißen, und dieſe hatten die gewöhnlichen Folgen; ſie zerſtörten das wieder, was Ueberlegenheit des Verſtandes und der Macht gebaut hatten. Karl eilte nach Sachſen, ſetzte durch ſeine bloße Erſcheinung Alles in Schrecken, nöthigte Wittekind wieder landesflüchtig zu werden und beugte die Empörten in kurzer Zeit aufs neue unter ſein Joch. 4500 derſelben ſtellten ſich vor dem erzürnten König, wahrſcheinlich weil ſie durch ihre Zahl gegen Strafe geſichert zu ſein dachten. Karl glaubte nun, ein Beiſpiel der Strenge werde heilſamen Schrecken verbreiten; er mochte darin auch nicht Unrecht haben, überſchritt aber dadurch, daß er bei dem heutigen Verden an der Aller jene 4500 insgeſammt niederhauen ließ, zu ſehr alles Maaß, als daß er ſeinen Zweck hätte erreichen können. Der Freunde und Verwandten der Getödteten waren natürlich ſehr viele, auch die ganze übrige Nation empfand die Schmach und den Verluſt, und ſelbſt die Stämme, mit welchen Karl bis dahin noch nicht zu thun gehabt hatte, erhoben ſich jetzt gegen die verhaßten Franken. So entſtand unter der Leitung des zurückkehrenden Wittekind ein Krieg der Rachgier und Verzweiflung, an welchem alle ſächſiſchen Völkerſchaften Theil nahmen, und bei dem Karl ſogar im glücklichſten Falle wenig mehr gewinnen konnte, als das dichteriſche Lob des Paulus Diakonus,

der ihn damals (783) auch über den fast zu gleicher Zeit erlittenen dreifachen Verlust seiner edlen Mutter Bertha, seiner geliebten und allgemein verehrten Gemahlin Hildegard und einer gleich trefflichen Tochter in schönen Versen tröstete.

Drei Jahre lang bekriegte nun Karl die Sachsen mit Feuer und Schwert; das hartnäckige, doch unentschiedene Treffen bei Detmold und die furchtbare Niederlage der Sachsen an der Haase fallen noch in das Jahr 783. Er rettete ferner durch einen bis ins Lauenburgische hinein ausgedehnten Zug seine kriegerische Ehre und bot Alles auf, um die Unterwerfung der Sachsen vollständig und dauerhaft zu machen; allein er hatte dabei zum Theil in Gegenden, die noch jetzt in gewissen Jahreszeiten nicht wohl zu durchreisen sind, Krieg zu führen, mußte seine Siege mit einem großen Verlust an Menschen erkaufen und brachte Noth und Elend über viele fränkische Familien, deren Versorger durch den Krieg nicht blos Jahre lang von den Ihrigen entfernt gehalten wurden, sondern sich auch für ihren Unterhalt erschöpfen oder gar ihr theuerstes Gut, die Unabhängigkeit ihrer kleinen Besitzungen und ihrer Personen, zum Theil aufopfern mußten. Dies rief unter den Ostfranken und Thüringern, die dem Kriegsschauplatz am nächsten wohnten und also unablässig im Streitzeuge sein mußten, große Unzufriedenheit hervor. Es war daher zugleich Glück und Verstand, daß Karl endlich die beiden Hauptanführer der Sachsen, den Westphalen Wittekind und den Ostphalen Albio zu gewinnen, dadurch Mißtrauen und Auflösung unter den Feinden hervorzurufen und so die Ruhe wieder herzustellen wußte (785). Es war Glück und Verstand zugleich, weil bei der großen Ausbreitung der Sachsen und bei der unter ihnen bestehenden Verfassung an einen allgemeinen Frieden mit ihnen durchaus nicht zu denken war; weil ferner in dem fränkischen Reiche, das aus so verschiedenen, durch Interesse, Verfassung und Gesetze von einander getrennten Völkern zusammengesetzt war, immer von einer oder der anderen Seite her Gefahr drohte, und weil gerade damals eine dumpfe Gährung und der Stolz seiner neuen Gemahlin, Fastrada, den fränkischen König an seinem eigenen Hofe, ja sogar unter seinen Verwandten nicht sicher sein ließ. Uebrigens gewann Karl die genannten sächsischen Heerführer, als dieselben vor ihm über die Elbe geflohen waren, durch die Ueberredungskunst schlauer sächsischer Abgeordneter. Mit Hülfe dieser gelang es ihm, das Interesse der Häupter von dem der Nation zu trennen und jene durch Gewährung von Vortheilen so zu stimmen, daß sie im Jahre 785 zu ihm nach Attigny in der Champagne kamen und sich taufen ließen. Sie werden seitdem nicht wieder erwähnt und es ist sogar nicht einmal bekannt, ob sie in ihre Heimath zurückgekehrt

sind. Die Sachsen selbst unterwarfen sich von neuem und blieben nun acht Jahre lang in Ruhe.

In diese Jahre, schwerlich später als 785, fällt ein höchst merkwürdiges Actenstück, das sogenannte Capitular von Paderborn (eigentlich capitulatio de partibus Saxoniae), in welchem der harte Geist der Sachsenkriege sich in bezeichnender Weise ausspricht. An der Spitze steht die Bestimmung, daß die Kirchen Christi, welche in Sachsen erbaut sind, kein geringeres Ansehen haben sollen, sondern ein größeres und höheres, als die Heiligthümer der Götzen gehabt haben. Des Todes sterben soll, wer gewaltsam in eine Kirche eindringt oder sie in Brand steckt; ebenso, wer das 40tägige Fasten aus Mißachtung des Christenthums nicht hält; jedoch soll der Priester darüber urtheilen, ob Jenen nicht etwa die Noth dazu gebracht hat, Fleisch zu essen. Ferner wird mit dem Tode bestraft, wer, vom Teufel berückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder Frau könne zaubern und esse Menschen, und sie darum verbrennt und ihr Fleisch anderen zu essen gibt oder selbst ißt; wer eine Leiche verbrennt; wer zur Taufe zu kommen unterläßt und Heide bleiben will; wer sich gegen den König empört. Wenn aber einer solche Verbrechen freiwillig dem Priester bekennt und Buße thun will, so soll ihm auf Zeugniß des Priesters das Leben geschenkt werden. Für jede Kirche sollen die Bewohner eines Gaues einen Hof und zwei Morgen Land, auch auf je 120 Seelen einen Knecht und eine Magd hergeben. Den Zehnten müssen alle entrichten; auch der Fiscus zahlt den zehnten Theil der Strafgelder an die Kirche. An Sonntagen soll in der Regel keine weltliche Versammlung gehalten werden. Diese Bestimmungen, in welchen namentlich die Ausdehnung der Todesstrafe furchtbar erscheint, wurden im Jahre 797 auf einer Reichsversammlung zu Aachen einigermaaßen gemildert.

So groß Karl auch in seinem steten Kampfe mit äußeren Feinden und mit den inneren Verhältnissen seines Reiches erscheint, so erfreulich sich in seinem Auftreten und Wirken die schöpferische Kraft der menschlichen Seele zu erkennen gibt, so würde er doch der Welt viel geschadet haben, wenn sich alles das, was er schuf, befestigt und erhalten hätte. Wir staunen mit Recht über einen Regenten, der z. B. in Italien einer übelverstandenen Frömmigkeit durch die Kraft besonderer Gesetze wehrt und dagegen in Sachsen das Christenthum durch Gewalt einzuführen sucht; der in Neustrien die Erhaltung der Nationalsitten durch den Arm der Gewalt schützt, und dagegen in anderen Theilen seines Reiches, besonders in Sachsen und Thüringen, die Eintheilungen verändert und sich sogar in die Gerichtsformen, die doch das Leben und die Seele jeder Verfassung sind, Eingriffe erlaubt; der

die nationale Verfassung untergräbt und auf deutschen Stamm gewaltsam eine römische Cultur pfropft. Allein wir müssen die Vorsehung preisen, daß sie nachher durch die Schwäche und Schlaffheit seines frommen Sohnes und Nachfolgers die Völker des Westens vor einer vorzeitigen Blüthe der Wissenschaft und Kunst bewahrte, die unter dem willkürlichen Gebot eines Einzigen mit Aufopferung der alten Sitten und des Nationalgeistes zu theuer erkauft worden wäre. Deutlich zeigt sich Karl's Eigenmächtigkeit in der Bestrafung einer schlecht angelegten Verschwörung, welche gleich nach dem letzten sächsischen Kriege von einer Anzahl Thüringer und Ostfranken in Verbindung mit einigen Hofbeamten angezettelt wurde. Die Sache selbst ist nicht ganz klar; doch ist soviel gewiß, daß es dabei auf das Leben des Königs abgesehen war und daß die Verschwörung theils durch Karl's Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, theils durch den Einfluß der stolzen und harten Fastrada, die ihn beherrschte, hervorgerufen wurde. Karl stellte die Verschworenen weder vor ihre ordentlichen Richter, noch vor die Versammlung der Franken, sondern sprach aus eigener Machtfülle das Urtheil über sie und ließ zugleich mit ihnen viele Verdächtige unter dem Vorwande des Antheils an dem Verbrechen ums Leben bringen oder blenden und ihrer Güter berauben.

Gegen das Ende des Jahres 786 begab sich Karl wieder nach Italien. Hier zwang er den longobardischen Herzog von Benevent zur Anerkennung seiner Oberhoheit, und empfing dann in Rom die Gesandten des Herzogs Thassilo von Baiern, des einzigen Mannes im ganzen Reiche, der außer den Sachsen widerspenstig war. Karl hatte viele Ursachen, dem Letzteren zu zürnen, besonders aber warf er ihm vor, daß er die Heeresfolge nicht leiste, obgleich dies ebenso sehr an seinen Baiern, als an ihm lag, und obgleich Thassilo seines Heerbannes selbst bedurfte, weil die wilden Awaren stets an seinen Grenzen streiften. An eine Versöhnung war nicht zu denken; Thassilo sah sich von früheren Zeiten her durch ein weit angelegtes Verfahren dem Untergange bestimmt. Karl aber benutzte den Frieden mit den Sachsen, um Baiern durch seine Truppen überall so schnell und so enge einschließen zu lassen, daß der Herzog zur Unterwerfung genöthigt wurde. Thassilo lieferte zuerst seine Söhne als Geiseln der Treue aus und stellte sich endlich selbst vor einer Reichsversammlung, welche in Ingelheim gehalten wurde (788). Hier ließ Karl zwar ein Gericht über ihn halten, dies geschah aber wohl nur des Scheines wegen, da Thassilo eigentlich schon längst verurtheilt war. Man verdammte ihn zum Tode und brachte dafür zwei Gründe vor: der Herzog sollte einst, noch zu Pipin's Zeit, sich des „Herisliz" schuldig gemacht, d. h. willkürlich das Heer verlassen haben, was nach fränkischem Recht mit dem

Leben bestraft wurde; und außerdem ward ihm, sonderbar genug, der Vorwurf des Eidbruches daraus gemacht, daß er, nachdem er seine Kinder als Geiseln gegeben hatte, gesagt haben sollte, er wolle lieber zehn Kinder verlieren, als Knechtschaft erdulden. Das Todesurtheil wurde jedoch nicht vollzogen, sondern Karl ließ ihn in ein Kloster stecken; das gleiche Loos wurde seiner Gemahlin, die eine Tochter des Königs Desiderius war, und ihren Schwestern zu Theil. Sechs Jahre später mußte aber Thassilo auf einer Kirchen- und Reichsversammlung zu Frankfurt am Main sein Verbrechen nochmals feierlich eingestehen und seine Verurtheiluug erneut hören. Seine Unterthanen waren in seine Schuld verwickelt, Karl verfügte daher willkürlich über sie und ihr Land, gab ihnen keinen neuen Herzog, sondern theilte Baiern in kleinere Districte oder Gaue und setzte denselben, wie überall sonst im Reiche, Grafen vor; doch wies er die Einkünfte von zwei Orten dem Thassilo zum Unterkommen an, der nunmehr nach dem Kloster Lauresham (Lorsch, in der Nähe von Worms) gesandt wurde, wo er wahrscheinlich sein Leben in der Stille beschloß.

Unmittelbar nach Thassilo's Absetzung wandte sich Karl gegen das slavische Volk der Wilzen, welches jenseits der Elbe in der Mark Brandenburg wohnte. Er schloß gegen dasselbe einen Bund mit einer anderen slavischen Völkerschaft, den in Mecklenburg wohnenden Obotriten, vereinigte die Friesen und Sachsen mit seinen fränkischen Truppen, schlug zwei Brücken über die Elbe und zwang die angesehensten Fürsten oder Führer der Wilzen, ihm Huldigung und Geschenke darzubringen. Um dieselbe Zeit, als Karl im Nordosten seines Reichs die Wilzen demüthigte und sich mit den Obotriten befreundete, mußte er seine Nordküsten gegen die normännischen Seeräuber decken, im äußersten Westen den mächtigen Feind, den er an dem Khalifen von Cordova hatte, im Auge behalten, seine Ostgrenze beschützen, an welcher er als nunmehriger Beherrscher von Baiern die wilden und räuberischen Awaren zu Grenznachbarn hatte, und im Süden Vorsichtsmaaßregeln gegen die longobardischen Herzöge treffen. Ja, er entwarf sogar damals durch die beabsichtigte Vermählung seiner Tochter Rotrudis mit dem griechischen Kaiser eine weit aussehende Verbindung mit den Griechen und hatte, als dieser Plan sich zerschlug, an den Letzteren einen Feind, der die Behauptung der italienischen Besitzungen erschwerte. Ungeachtet dieser vielen und verschiedenartigen Verhältnisse, die seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen, beschäftigte er sich doch zu gleicher Zeit auf das Angelegentlichste mit der Verwaltung seiner Güter, mit der Verbesserung des Kirchengesanges, mit der Einführung der römischen Methode des Studiums und mit seiner eigenen Ausbildung. Man wird daher

mit Staunen und Bewunderung erfüllt, daß Karl so viele und so mannichfaltige Angelegenheiten zugleich betreiben konnte. Da jedoch der Krieg immer sein Hauptgeschäft blieb und er das Rechtsprechen, wenn nicht sein eigener Nutzen zur Sprache kam, den Pfalzgrafen überließ, so erklärt man sich die gleichzeitige Beschäftigung Karl's mit den zuletzt genannten Dingen und mit seinen kriegerischen Planen aus der rastlosen Bewegung seiner Seele in den Zeiten, wo sein Körper einer längeren Ruhe bedurfte. So groß übrigens sein Geist dabei auch erscheint, so würde er doch noch größer erscheinen, wenn nicht überall der Gedanke durchschimmerte, es lasse sich das schaffen und durchsetzen, was nur gepflegt sein will, damit es werde.

Durch die Hülfe, welche die Sachsen ihm beim Zuge gegen die Wilzen geleistet hatten (789), hielt sich Karl ihrer Unterwerfung so sicher, daß er im folgenden Jahre völlig ruhte, um die nöthigen Rüstungen zu einem Kriege zu machen, der ihn bis an die Grenzen des griechischen Reiches führen sollte. Dieser Kriegszug war gegen die Awaren gerichtet, welche östlich von den Baiern im heutigen Ungarn und Oestreich wohnten und denen er seither nur den baierischen Heerbann entgegengesetzt hatte. Die Awaren, welche schon seit der Auswanderung der Longobarden nach Italien in diesen Gegenden saßen und die benachbarten Völker mit ihren verheerenden Raubzügen heimsuchten, hatten ihr Land, das von der Natur an vielen Stellen unzugänglich war, durch Hecken, Palissaden und Gräben noch mehr befestigt und in demselben neun Ringe oder Umpfählungen gebildet, innerhalb deren ihre Wohnungen so vertheilt waren, daß der Klang der Trompete von der einen bis zur anderen reichte. Karl bekriegte dieses Volk in nicht weniger als sieben Feldzügen, welche zu verschiedenen Zeiten theils von ihm selbst, theils von seinen Feldherren unternommen wurden, und entriß ihnen jedes Mal einen Theil der unermeßlichen Schätze, die sie nach und nach in civilisirten Ländern erbeutet und nach ihren Ringen geschleppt hatten. Diese reiche Beute schien jedoch den Sachsen, welche jene Züge mitmachen mußten, durch Blut und durch lange Entfernung von der Heimath zu theuer erkauft. Sie fielen deshalb im Jahre 793 von neuem ab, und Karl befand sich bald in derselben Lage, wie acht Jahre zuvor: die Sachsen standen in den Waffen, der awarische Krieg war noch nicht beendigt, der Westen des Reiches wurde von neuem durch die Mohammedaner ernstlich bedroht, und in der eigenen Umgebung des Königs brach wieder eine Verschwörung gegen sein Leben aus. Diese Verschwörung wurde ebenso, wie die frühere, durch den Stolz und Hohn der Fastrada und ihrer Freunde hervorgerufen, welche die Franken beleidigten und einen Sohn Karl's, Pipin, zur Rache aureizten; dieser nämlich, der

schön von Antlitz, aber von entstelltem Wuchse gewesen sein soll, galt seinen Feinden als Bastard, weil er der ersten, für ungültig erklärten Ehe Karl's mit Himiltrud entsprossen war. Die Beleidigten rotteten sich zusammen und beschlossen, den König zu tödten. Nur durch Zufall und durch den Verrath eines Geistlichen, der nachher zur Belohnung die reiche Abtei St. Denys erhielt, wurde die Sache entdeckt. Karl bestrafte die Theilnehmer und viele Verdächtige wieder auf orientalische Weise mit Schwert und Strang. Sein Sohn durfte zwar am Leben bleiben, mußte aber in ein Kloster gehen und den Rest seiner Tage als Mönch zubringen.

Karl's Lage war um jene Zeit sehr bedenklich; aber der große Geist, den erst Schwierigkeiten ans Licht bringen, zeigte sich auch damals und ließ den König aus den Gefahren nur noch größer hervorgehen. Was die im Westen drohende Gefahr betrifft, so hatte sie ebenso, wie der neue Aufstand der Sachsen, ihren Grund in jener ausgedehnten Kriegführung Karl's, welche ihn nöthigte, die eine Grenze preiszugeben, um die andere zu schützen. Er hatte seinen Sohn Ludwig nach Aquitanien und einen anderen Sohn, Pipin, welcher nicht mit dem so eben angeführten Pipin zu verwechseln ist, nach Italien geschickt, um in den Sitten und Gewohnheiten der Aquitanier und Italiener erzogen und als Könige an die Spitze dieser Völker gestellt zu werden, weil Karl beide Länder als Eroberungen ansah, die er ebenso, wie das Herzogthum Baiern, ganz vom Franken-Lande trennen dürfe.*) Die Aquitanier, welche nicht nur von Alters her an eine gewisse Selbstständigkeit gewöhnt waren, sondern auch ihrer westgothischen Abkunft und ihres unruhigen Geistes wegen sich nur schwer in eine völlige Unterordnung unter die fränkische Herrschaft gefügt haben würden, scheinen Karl's Verfügung als eine Gefälligkeit und Fürsorge angesehen zu haben, zumal da dem jungen, nie selbstständig gewordenen König von seinem Vater verständige Männer beigeordnet waren. Sie ließen deshalb ihre Jugend mit Ludwig in den sächsischen und awarischen Krieg ziehen und folgten ihm gern, als ihn Karl 793 nach Italien schickte, um in Verbindung mit Pipin den rebellischen Herzog Grimoald von Benevent zu unterwerfen. Ludwig's Abwesenheit benutzte der spanische Khalif Hischam I. zu einem Eroberungszuge. Er entriß den Franken ihre jenseits der Pyrenäen gelegenen Besitzungen und sein Feldherr Abd Almalik drang diesseits des Gebirges tief in Languedoc ein; glücklicher Weise leistete

*) Pipin, seit 780 König von Italien, hatte früher Karlmann geheißen und erst nachträglich den neuen Namen erhalten, was Pipin der Höckerige als eine tiefe Kränkung empfand.

aber der Graf Wilhelm Courtnez von Toulouse, obgleich er von den Seinen verlassen wurde, den Mohammedanern tapferen Widerstand und schreckte sie durch den in einem Treffen erlittenen Verlust so sehr, daß Abd Almalik nicht wagte, den aus Italien heimkehrenden König zu erwarten. Die Feinde zogen sich schnell hinter die Pyrenäen zurück, nachdem sie die Vorstädte von Narbonne niedergebrannt und große Schaaren von Christen geraubt hatten, um sie beim Bau der Haupt-Moschee von Cordova wie Lastthiere zu gebrauchen. Nach Ludwig's Zurückkunft kam ein Waffenstillstand auf mehrere Jahre zu Stande.

Karl wurde auf diese Weise leicht mit den spanischen Mohammedanern und ihren Heeren fertig; ganz anders erging es ihm mit den spanischen Christen und ihren theologischen Streitern. Die Ersteren besiegte oder befriedigte er ohne fremde Hülfe, die Letzteren dagegen konnte er, auch als er aus England sich Mitkämpfer hatte kommen lassen, nicht beruhigen, obgleich er selbst redlich mitstritt, und sich, weil er bei allen seinen Fehlern doch auf seine Weise fromm war, die Sache ebenso sehr angelegen sein ließ, als die Sachsen zu demüthigen, der Dummheit und dem Aberglauben der Geistlichen entgegen zu arbeiten oder der Griechen Albernheit im Verehren von heiligen Bildern zu bekämpfen. Es war nämlich der fromme und gelehrte Bischof Felix von Urgel, einer zu Karl's Reiche gehörenden Stadt in Catalonien, auf den Gedanken gekommen, sich die Natur des Gottmenschen so zu erklären, daß er Christum nach seiner menschlichen Seite nicht für den wirklichen, sondern nur für einen adoptirten Sohn Gottes hielt, und auch der Bischof Elipandus von Toledo war für diese Meinung gewonnen worden. Zwei andere Geistliche in dem christlichen Reiche Asturien glaubten darin eine große Ketzerei zu finden; sie wandten sich deshalb an Karl, und es entstand nun ein heftiger theologischer Zwist, welcher leicht im Abendland ebenso bedeutende Unruhen hätte veranlassen können, als gerade damals der Bilderstreit im Orient hervorgerufen hatte, wenn nicht die Unwissenheit und der kühlere Sinn der Occidentalen es verhindert hätte. Karl nahm sich der Sache sehr lebhaft an; er beschied (792) Felix zu sich und schickte ihn dann, um Rede und Antwort zu geben, nach Rom. Der Bischof sah sich hier freilich gezwungen, seine Meinung zurückzunehmen; kaum war er aber nach Spanien heimgekehrt, als er seine frühere Behauptung von neuem aufstellte, die Gegner derselben in Schriften bekämpfte und ebenso wie vorher eine Stütze an dem Bischof Elipandus fand, welcher nicht unter Karl's Geboten stand und deshalb nicht zum Nachgeben gezwungen werden konnte. Um diese Irrlehrer zu widerlegen, bewog Karl im Jahre 793 durch dringende Bitten den angelsächsischen Gelehrten Alkuin, den er früher (781) in Italien kennen gelernt,

damals nach Frankreich eingeladen und ſeither vergebens zu bleiben erſucht hatte, ſeinen Wohnſitz für immer im fränkiſchen Reiche aufzuſchlagen. Dies hatte die wichtigſten Folgen. Die Adoptions-Lehre wurde zwar, obgleich man Felix nach Lyon verbannte, nicht widerlegt oder ausgerottet, da Alkuin ſelbſt große Achtung vor dem Letzteren hatte und da die Anhänger dieſer Lehre im mohammedaniſchen Spanien dem Arme des fränkiſchen Königs und ſeines Papſtes unerreichbar waren; allein um ſo bedeutender war Alkuin's Einfluß auf die Cultur des fränkiſchen Reiches.

Alkuin hatte früher der blühenden höheren Bildungsanſtalt in York vorgeſtanden, welche eine der wenigen, damals im Weſten befindlichen Bibliotheken beſaß und auf der faſt alle Gelehrten jener Zeit nicht nur ihre Kenntniß der höheren Wiſſenſchaften und der eigentlichen Theologie geſammelt, ſondern auch, was unendlich mehr ſagen will, jenen Feuereifer für die Studien, für Religion und für Heidenbekehrung, den ſie nachher durch die That bewieſen, eingeſogen hatten. Karl, der als Freund des gelehrten Papſtes Hadrian bei fortſchreitendem Alter ſtatt der Bücher von Rom's und Griechenland's Helden ſich erbauliche Schriften vorleſen ließ, fand in dieſen vieles Dunkele und hatte deshalb früher Alkuin an ſeinem Hofe lange Zeit bewirthet und zurückgehalten. Dieſer glaubte jetzt den wiederholten und dringenden Bitten des Königs nicht widerſtehen zu dürfen, und blieb hierauf bis zu ſeinem Tode in Frankreich. Karl wies ihm, obgleich Alkuin kein Mönch war, die Einkünfte mehrerer reichen Klöſter an und nöthigte ihn nicht, ſeinem Hofe zu folgen, ſondern ſah es gern, daß er ſeinen Wohnſitz in Tours aufſchlug, dort angeſehenen Männern, die ſich ausbilden wollten, höhere Kenntniſſe mittheilte und ſie, ſo oft er in gleicher Abſicht an den Hof reiſte, mitnahm. Da Alkuin Schriften über die Methode im Studium der Wiſſenſchaften hinterlaſſen und in dieſen gewiſſe Gegenſtände zum Theil auf dieſelbe entwickelnde und dialogiſche Weiſe, wie in der Schule ſelbſt, behandelt hat, ſo können wir daraus erſehen, wie ſehr dieſer Mann ſich ſeiner Zeit und ihrer Faſſungskraft anzupaſſen verſtand, ohne niedrig zu werden. Wir wundern uns daher auch nicht, daß Alkuin bei Karl und in deſſen Umgebung das größte Anſehen beſaß. Der König ſelbſt nannte ihn ſeinen in Chriſto geliebteſten Lehrer; der bejahrte und beſcheidene Adelhard, welcher früher Graf über einen Theil von Elſaß und Schwaben geweſen, dann in den geiſtlichen Stand übergetreten und von Karl ſeinem Sohne, dem Könige Pipin von Italien, als Erzieher und Lehrer mitgegeben worden war, nannte ſich Alkuin's Schüler; Söhne, Töchter und Schweſtern Karl's ließen ſich gern als Alkuin's Söhne und Töchter bezeichnen; Karl ſelbſt endlich war auf ſeinen

Besitz stolzer, als auf den eines Königreiches; er stellte ihn der glänzenden Versammlung, welche 794 in Frankfurt am Main gehalten und zugleich als Kirchen- und als Reichsversammlung angesehen wurde, als seinen Freund vor und ließ diese Empfehlung in die Artikel der Synode aufnehmen. Alkuin sagte dem König nachher auch, wenn alle schwiegen, offen die Wahrheit, indem er ihn zugleich durch Artigkeit und Lob einnahm. Er bewog ihn, mit seinen gelehrten Freunden einen Verein für die Ausbildung der Wissenschaften zu gründen, welcher einem Orden gleich war, indem jeder, der gewürdigt wurde daran Theil zu nehmen, einen besonderen, entweder von einem alten Schriftsteller oder von einem anderen berühmten Manne entlehnten Namen erhielt. Alkuin hieß in diesem Verein Flaccus (Zuname des Horaz); Karl selbst legte sich den Namen David's, des königlichen Sängers, bei. Es war, wenn nun einmal doch die Bildung einer Nation durch einen einzigen Menschen geleitet werden mußte, ein großes Glück, daß Karl einen so unabhängigen Mann wie Alkuin wählte, weil dieser doch ihn selbst und seinen Erzkapellan oder höchsten Leiter der geistlichen Angelegenheiten in Respect hielt. Uebrigens war Karl selbst schon vor Alkuin's bleibender Uebersiedelung nach Frankreich für die Bildung seines Volkes in mehr als Einer Hinsicht thätig gewesen. Er hatte schon im Jahre 787 italienische Gesanglehrer nach Deutschland kommen lassen, um den römischen Kirchengesang bei seinen Franken einzuführen, wobei aber jene, wegen der rauhen, harten und ungeläufigen Töne der Letzteren, anfangs große Schwierigkeiten fanden. Es gelang jedoch, die Anstalten für den Gesang nach römischer Art in Metz und Soissons zu Pflanzschulen für Lehrer und Cantoren zu machen. Ebenso hatte Karl um jene Zeit durch italienische Gelehrte die römische Methode im Studium der Alten in die Schulen des Franken-Reichs zu verpflanzen gesucht. Er hatte endlich den Bischöfen und Aebten so zu sagen durch einen Kabinetsbefehl geboten, Schulen bei den Kirchen und Klöstern anzulegen. Kabinetsbefehle thun es freilich überall nicht und Karl selbst spricht das, worauf es bei der Bildung einer Nation eigentlich ankommt, klar und deutlich aus, wenn er in seiner Verordnung sagt: „Zum Unterrichte sollen solche Männer zugezogen werden, welche sowohl den Wunsch und die Fähigkeit zu lernen, als auch einen inneren Trieb Andere zu lehren besitzen." Dessen ungeachtet erließ er nachher einen neuen Befehl, in diesem erscheint er aber wahrhaft groß; denn es heißt darin, er selbst habe in allen Büchern des alten und neuen Testaments die durch unwissende Abschreiber hineingebrachten Fehler sorgfältig verbessert. Ueberhaupt beschäftigte sich Karl selbst gern und viel auf gelehrte Weise. Er las nicht allein lateinische und griechische Schriften, studirte nicht allein

noch in seinen älteren Jahren verschiedene Wissenschaften und führte beständig eine Tafel bei sich, um seine Gedanken über weltliche und geistliche Angelegenheiten niederschreiben zu können, sondern er ging auch manchmal so weit, daß er sein kaiserliches Ansehen selbst in rein gelehrten Dingen gebrauchte. Er erließ z. B. einmal kraft seiner Machtvollkommenheit an die Geistlichen den Befehl, die verbesserten Lesarten einer Schrift als die richtigen anzuerkennen. Indessen scheint er selbst doch gefühlt zu haben, daß dies die rechte Art nicht sei, da er sich in einer seiner Verordnungen auf den Vorgang des jüdischen Königs Josias berief, welcher eben dasselbe in Betreff der heiligen Bücher seines Volkes gethan habe.

Außer Alkuin zog Karl noch andere Gelehrte an sich, um mit ihrer Hülfe sich selbst und sein Volk zu bilden; doch war und blieb Alkuin der einflußreichste von allen. Unter ihnen war einer der bedeutendsten der Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus Diakonus oder Paul Warnefried. Nach dem Sturze des Desiderius hatte Paul eine Zeit lang am Hofe von Benevent bei dem Herzog Arichis gelebt, welcher ein Schwiegersohn des letzten Longobardenkönigs war. Ueberhaupt bewahrte Paul, der an seinem Volke mit rührender Anhänglichkeit festhielt, auch dem gefallenen Herrscherhaus ein würdiges Andenken. Im Jahre 781 wurde er aus dem Kloster Monte Cassino, wohin er sich zurückgezogen hatte, in den gelehrten Kreis gezogen, den Karl um sich zu bilden anfing. Er gab Unterricht im Griechischen, verfaßte sinnreiche Grabschriften auf Mitglieder des königlichen Hauses und machte sich dem fränkischen Hofe werth; gleichwohl blieb er im Herzen Longobarde, wie er sich denn nach sechs Jahren wieder in jenes Kloster begab und seine sechs Bücher longobardischer Geschichten abfaßte, die uns wegen ihrer klaren und warmen Darstellung, besonders aber wegen ihres reichen, volksthümlichen Sagenschatzes von hohem Werthe sind.*) Unter den Gelehrten, die Karl aus Italien berief, ist noch Peter von Pisa zu erwähnen. Angilbert, von vornehmer fränkischer Geburt, war der vertrauteste Genosse des Königshauses; seine Geliebte war Karl's schöne Tochter Bertha, Beider Sohn der

*) Dem Paulus Diaconus wird auch ein Hymnus an den heil. Johannes zugeschrieben, dessen erste, theilweise leoninisch gereimte sapphische Strophe lautet: Ut queant laxis resonare fibris Mira gestorum famuli tuorum, Solve polluti labii reatum, Sancte Joannes. (Daß mit freiem Schwung wir Diener Rühmen Deine Wunderthaten, Löse, heiliger Johannes, Der befleckten Lippe Schuld.) Die Anfangssylben der sechs ersten Halbzeilen ut, re, mi, fa, sol, la wurden als Grundlage der Tonleiter verwandt (Solmisation); später trat das aus den Anfangsbuchstaben der Schlußzeile gebildete si hinzu. Die Strophe wurde auch als Mittel gegen Heiserkeit empfohlen.

Chroniſt Nithart. Angilbert feiert in mehreren noch vorhandenen Gedichten den königlichen Familien- und Freundeskreis; den Ordensnamen Homer erhielt er wahrſcheinlich von einem größeren epiſchen Werke, das die Thaten ſeines mächtigen Gönners zum Gegenſtande hatte. Größere Bedeutung für die Nachwelt hat Einhard (Eginhard), der, in der Umgebung des Odenwaldes geboren, ſchon als Knabe durch ſeine großen Anlagen Aufmerkſamkeit erregte. Eine beſondere Stellung nimmt er durch ſein Studium der römiſchen Architektur ein; er leitete wahrſcheinlich die bedeutendſten Palaſt- und Kirchenbauten, die Karl in ſpäteren Jahren unternahm; in dem Gelehrtenkreiſe führte er den Namen Bezaleel, nach dem in den Büchern Moſis gerühmten Baumeiſter der Stiftshütte. Ferner rührt von ihm ein Theil der ſogenannten Annalen von Lorſch her; er ſcheint in denſelben die von ihm durchlebte Zeit bis zum Jahre 826 aufgezeichnet zu haben. Vor allen aber knüpft ſich ſein Andenken an das kleine, jedoch warm, lebendig und in gutem Latein geſchriebene Buch „Karl's Leben", aus welchem bei aller kindlichen Verehrung auch im Ganzen eine treue Wahrheitsliebe ſpricht. Zu beklagen iſt nur, daß er ſich allzuſehr nach den Biographieen des Suetonius richtet, in welchen dieſer Schriftſteller aus Trajan's Zeiten die Lebensläufe der erſten Imperatoren ſchildert. Nicht nur die Anordnung in dieſem Werke war ihm muſtergiltig, er entlehnt ihm ſogar einzelne Ausdrücke; und gleichwie der Römer den Tod eines Cäſars durch Wunderzeichen (prodigia) verkünden läßt, ſo meint auch Einhard das Hinſcheiden des chriſtlich-fränkiſchen Weltherrſchers durch dergleichen Berichte einleiten zu müſſen. Indeſſen hat die lebensvolle Vorſtellung von der Perſönlichkeit Karl's, die ſich in den folgenden Jahrhunderten entwickelte, aus Einhard noch die am beſten verbürgten Züge entnommen. Seine Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus erhielt ihm die Gunſt Ludwig's des Frommen. Die Beſitzungen Michelſtadt im Odenwald und Mulinheim am Main wurden ihm verliehen; am letztgenannten Ort, wo er die Abtei Seligenſtadt gründete, verbrachte er die ſpäteren Jahre bis zu ſeinem Tode (844); eine Grabſchrift, die von dem berühmten Rabanus Maurus herrührt, rühmt ihn als weiſe, rechtſchaffen, hülfreich und redekundig. *)

Mit Hülfe dieſer und anderer Männer, welche größtentheils Ausländer waren, ſuchte der König Kenntniſſe und Bildung im Franken-Reiche zu verbreiten. Der wahren Religion, den Sitten und dem

*) Einhard's Gemahlin Imma (Emma) war bereits acht Jahre vor ihm geſtorben. Die völlig grundloſe Angabe, daß ſie Karl's Tochter und ihrem Gemahl ohne des Vaters Vorwiſſen in Liebe zugethan geweſen, wurde vielleicht in der bekannten Volksſage aus Angilbert's und Bertha's Ehe auf die ihrige übertragen.

alten Rechte ward dabei freilich nicht in gleichem Grade aufgeholfen. Karl verpflanzte im Gegentheil eine fremde Cultur in ein deutſches Reich und legte den Grund zu einer Bildung, die vorzugsweiſe nur den Großen und Vornehmen zu Statten kam und dieſe vom Volke trennte; denn was von ſeinen Bemühungen für die einheimiſche und nationale Bildung berichtet wird, war von keiner großen Bedeutung. Karl verſuchte nämlich nach der Verſicherung ſeines Freundes und Biographen Einhard eine deutſche Sprachlehre zu ſchreiben, ließ die alten fränkiſchen Heldenlieder ſammeln und gab den Monaten und Winden neue Namen, die ſich zum Theil bis jetzt im Volksgebrauche erhalten haben. Man hat auf dieſe Beſtrebungen in neuerer Zeit offenbar einen zu hohen Werth gelegt; denn um von den Namen der Monate und Winde gar nicht zu reden, ſo blieb es in Betreff der Sprachlehre bei dem bloßen Verſuch, und die Sammlung der Heldenlieder, welche Karl veranſtaltet haben ſoll, wäre uns gewiß für die Kenntniß der Sprache wie des Volksthums vom höchſten Werthe, kann jedoch nicht viel Thatſächliches von geſchichtlicher Bedeutung enthalten haben, weil ſonſt wohl einer der Annaliſten es aufgenommen und uns überliefert haben würde. Wenn es übrigens auch wahr ſein mag, daß unter den ewigen Kriegen und beim Mangel der erſten Elemente der Bildung Alkuin's Anſtalten mehr Glänzendes, als eigentlich Nützliches hatten, ſo übte Karl's Bemühen nichts deſto weniger auch auf die Regierung einen großen Einfluß aus. Man ſieht dies aus den von ihm gemachten Entwürfen, die nur darum mißglückten, weil die unteren Behörden nicht genug gebildet waren, um das Ihrige zu thun, und weil die Arbeitsleute nicht Fertigkeit genug beſaßen, um die Arbeit gehörig zu verrichten. Der erſte dieſer Entwürfe war ein Kanalbau, welcher Donau und Main durch die Rednitz und Altmühl mit einander verbinden ſollte. Er mußte, nachdem er kaum ins Werk geſetzt worden war, wieder aufgegeben werden, weil die mit der Leitung beauftragten Leute ungeſchickt waren; denn ſie verſtanden nicht, das Sumpfwaſſer von den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und das Einſtürzen der Seiten des Kanals zu verhüten, ja, ſie wußten nicht einmal die Waſſerwage richtig zu gebrauchen. Ein anderer großer Plan Karl's, die Errichtung einer Brücke über die Donau, kam wegen der fortdauernden Widerſetzlichkeit der Awaren und Sachſen nicht zu Stande. Dieſe Entwürfe und einige andere Unternehmungen, welche Karl wirklich ausführte, beweiſen, daß er wohl wußte, wie und wodurch man eine Nation zu milderen Sitten leitet. Dahin gehören namentlich ſeine Bemühungen für Erleichterung des Verkehrs und die zweckmäßig erwogene Gründung ſeiner Paläſte oder Pfalzen. Da er in einem

Lande, wie Deutschland damals war, an eigentliche Heerstraßen nicht denken konnte, so suchte er den Verkehr durch die Binnenschiffahrt zu beleben. Er selbst bediente sich dieser Art zu reisen gern; er fuhr z. B. nicht nur oft den Main hinauf und hinunter, sondern er reiste im awarischen Kriege sogar auch auf der Rednitz; in Aquitanien befuhr er die Garonne, in Neustrien auch einmal die Loire. Wie lebhaft die Flußschiffahrt war, geht aus den Zoll-Privilegien hervor, welche z. B. von Karl's Sohne, Ludwig I., solchen Klöstern, die tief im Lande lagen, ertheilt wurden, und bei denen der Wagen und Karren nur gelegentlich, der Schiffe dagegen vorzugsweise erwähnt wird. Bei Mainz erbaute Karl eine hölzerne Brücke, welche zu ihrer Herstellung zehn Jahre Arbeit erforderte. Sie brannte ein Jahr vor seinem Tode ab und er faßte damals den Entschluß, sie durch eine steinerne zu ersetzen. Paläste erbaute Karl unter Andern zu Ingelheim, zu Aachen und an der fränkischen Saale, sowie er denn überhaupt am häufigsten in der östlichen Hälfte des Reiches verweilte und Austrasien recht eigentlich zum Hauptlande machte. Der Palast an der Saale brannte bald wieder ab; die beiden anderen aber blieben Karl's Haupt-Residenzen. Er bediente sich zu diesen Bauten italienischer Baumeister und ließ auch die dazu nöthigen Säulen und andere Bildhauerwerke aus Italien kommen. Von dem Palast zu Ingelheim hat ein Dichter, Ermoldus Nigellus, uns eine Beschreibung hinterlassen, in der auch von großen Gemälden die Rede ist, welche Karl's und seiner Vorfahren Thaten, sowie Scenen aus der römischen, griechischen und alt-orientalischen Geschichte vorstellten. Man darf sich jedoch, auch abgesehen davon, daß die uns überlieferte Schilderung eine poetische ist, von diesen Malereien ebenso wenig eine große Vorstellung machen, als von den Gemälden auf silbernen Tischen, welche Karl nach Einhard's Angaben besessen haben soll. Das eine der letzteren stellte Rom, das andere Constantinopel dar; beide Städte waren aber wohl schwerlich zu erkennen ohne das darunter Geschriebene: „Das ist Rom, das ist Constantinopel." Der Palast zu Aachen war nicht ein einfaches Gebäude, sondern er enthielt auch besondere Häuser für alle zum Hofe gehörenden Personen; in den unteren Stockwerken waren Räume für die Diener derselben und für die Soldaten angebracht, und wenn wir den Angaben eines Chronikschreibers Glauben schenken dürfen, so hatten Karl's Zimmer eine solche Lage, daß er alle Eingänge in diese Wohnungen übersehen konnte. Außer dem Palast baute er noch in Aachen die berühmte Marien- oder Liebfrauenkirche, die um 804 beendigt wurde, zu welcher der Papst Hadrian ihm die Marmorsäulen und die Mosaikarbeiten aus dem zerstörten kaiserlichen Palast in Ravenna schenkte; ihrer Anlage nach ist dieselbe eine Nachahmung der

Kirche San Vitale zu Ravenna, deren Erbauung in die nächste Zeit nach Theodorich's Tode fällt. Aachen war überhaupt die Stadt, in welcher Karl am liebsten verweilte. Dazu mögen besonders die warmen Quellen dieses Ortes viel beigetragen haben; denn es wird uns erzählt, daß er die dortigen Bäder vorzugsweise geliebt und sich in Gesellschaft seiner Söhne und Hofleute gern mit Baden und Schwimmen belustigt habe.

Mitten unter solchen Entwürfen und Unternehmungen fühlte Karl den Druck seiner eigenen Größe, da er die Kriege gegen die Awaren und Sachsen unmöglich mit stets gleichem Erfolg und nicht ohne harte Bedrückung der Seinen führen konnte. Die fast ohne Unterlaß geforderte Heeresfolge lastete schwer auf seinen Unterthanen, besonders in den entfernteren Theilen des Reiches, deren Bewohner nicht nur, wie alle Anderen, ihre Ausrüstung selbst zu besorgen hatten, sondern auch häufiger in Anspruch genommen wurden und beim Marsch nach den entgegengesetzten Grenzgegenden auf einer weit größeren Strecke für ihren Unterhalt sorgen mußten. Doch ist es wahrscheinlich, daß der Heerbann in den einzelnen Ländern vorzugsweise nur gegen die nächstliegenden feindlichen Völkerschaften in seiner ganzen Ausdehnung aufgeboten wurde. Nach den von Karl gegebenen Verordnungen mußte jeder, der einen Grundbesitz von gewisser Größe hatte, in Person beim Heere erscheinen; Aermere traten nach einem bestimmten Maaßstabe ihres Besitzes zu zwei, vier oder fünf zusammen, stellten einen aus ihrer Mitte und bestritten gemeinschaftlich die Kosten desselben. Wer sich der Theilnahme am Kriege entzog, mußte eine Geldstrafe zahlen, die zwar bei den Armen weit weniger betrug, als bei den Reichen, dessen ungeachtet aber auch für die Ersteren sehr drückend war, zumal da der Graf des Districtes ein Drittel der Summe erhielt und also gewiß streng aufpaßte. Auf Desertion stand die Todesstrafe.

Von den erwähnten beiden Kriegen, die sich an der Weser und an der Donau erneueten, war der sächsische der schwierigste; denn für den awarischen genügten lange Zeit die italienischen Truppen in Verbindung mit dem baierischen Heerbann, weil er gegen ein Volk geführt ward, das seine Urkraft verloren hatte und nicht einmal Verstand genug besaß, um die Vortheile seiner Lage gehörig zu benutzen. Dies änderte sich erst dann, als ein Theil der Awaren sich unterworfen und das Christenthum angenommen hatte; denn nun ermüdete man durch Grausamkeiten und durch hartes Einfordern des geistlichen Zehnten, als der ersten Pflicht neuer Christen, die Geduld des Volkes und brachte es zur Verzweiflung. Im Jahre 796 erlagen die Awaren endlich der fränkischen Uebermacht. Sie wurden von den Siegern ausgeplündert, als wenn sie zu keiner Schonung berechtigt wären;

die seit langer Zeit erbeuteten ungeheuren Reichthümer, welche von den Awaren in jenen Ringen oder Umwallungen geborgen waren, kamen in den Besitz der Franken, die man, wie Einhard bemerkt, bis dahin beinahe arm nennen konnte. Diese Schätze wurden zum Theil unter Karl's Große vertheilt, auch einige der kostbarsten Stücke dem Papste geschenkt, Vieles dann zur Erbauung von Kirchen, Klöstern und Palästen verwendet; nicht mit Unrecht sagt aber ein altes Sprichwort von solchem Gute, es gedeihe nicht. Uebrigens entstand aus dem den Awaren entrissenen Land zwischen Enns und Raab später die Markgrafschaft Oestreich, und Salzburg gewann als Centralpunkt des Christenthums in den mittleren Donauländern eine erhöhte Bedeutung.

Ganz anders, als mit den Awaren, ging es mit den Sachsen: diese mußte Karl selbst wieder längere Zeit hindurch jedes Jahr heimsuchen, ohne daß er sie völlig zu bezwingen vermochte. Der Anlaß oder vielmehr das Signal zu dem neuen Aufstande der Sachsen wurde dadurch gegeben, daß diese im Jahre 793 nahe der Wesermündung einen von Karl's Grafen, der sie selbst früher im awarischen Kriege angeführt hatte und wieder unter ihnen Leute ausheben sollte, unversehens überfielen und sammt der Heerschaar, die er für jenen Krieg von Friesland her mit sich gebracht hatte, aufrieben. Der Krieg nahm damals einen ganz eigenen Charakter an. An eine Vereinigung der Sachsen zu entscheidenden Schlachten war, seit Albion und Wittekind nicht mehr an ihrer Spitze standen, freilich nicht zu denken; aber die Masse der Franken, mit welcher Karl jährlich über die Weser ging, verlor dabei ungeachtet ihrer gräulichen Verwüstungen ebenso viel als die Sachsen, weil die Letzteren in einzelnen Höfen zerstreut wohnten und die Ersteren also weder durchaus beisammen bleiben konnten, noch auch sich zu sehr vertheilen durften. Die Folge davon war, daß zwar jedes Jahr die Gegenden, durch welche Karl zog, ihm huldigten, daß aber die Bewohner derselben, sobald sich der Feind wieder entfernt hatte, aus ihren Sümpfen und Wäldern hervorkamen und bei ihrer Kenntniß der Lage, Oerter und Gelegenheiten mit leichter Mühe die einzelnen Heerhaufen der zurückgebliebenen Franken verjagten. Dies änderte sich aber auch dann nicht, als Karl auf dem Sendfelde nahe bei Paderborn ein Standlager errichten ließ. Selbst als er 797 bis an die Mündungen der Elbe und Weser drang und die Obotriten, seine Verbündeten, unter fränkischen Feldherren von Nordosten her ins Sachsenland einbrechen ließ, erduldeten die Sachsen lieber alle Gräuel der Verwüstung und sahen es gelassen mit an, daß Tausende der Ihrigen aus der Heimath geschleppt und in verschiedene Gegenden des Franken-Reichs zerstreut wurden, als daß sie fremde Gesetze und Sitten angenommen hätten.

Glücklicher, als im Lande der Sachſen, war Karl an der Weſtgrenze ſeines Reichs, wo der unruhige Geiſt der ſpaniſchen Mohammedaner und ihre ſteten Secten- und Familienzwiſte dem dortigen Khalifen nie erlaubten, vollen Gebrauch von der Macht und dem Reichthum zu machen, deſſen Spanien, damals das blühendſte Reich von Europa, ſich erfreute. Hiſcham I. hatte zwar die fränkiſche Provinz jenſeits der Pyrenäen den Franken entriſſen; kaum war ihm aber ſein Sohn Hakem I. in der Regierung gefolgt (796), als unter den Mohammedanern wieder Streitigkeiten entſtanden, welche den Franken Gelegenheit zu neuen und bedeutenderen Eroberungen gaben. Gegen Hakem empörten ſich nämlich nicht nur mehrere Statthalter, ſondern auch die beiden Oheime des Khalifen, welche unter Hiſcham nach Afrika vertrieben worden waren, kehrten von dort zurück und ſetzten ſich im Lande feſt. Der eine von ihnen reiſte hierauf nach Paderborn, um Karl's Hülfe zu erbitten. Dieſer ſchickte ſeinen Sohn Ludwig von Aquitanien, den er kurz vorher zu ſich beſchieden hatte, und ließ durch ihn die aquitaniſchen Truppen an die Grenze führen. Dadurch wurde der ſpaniſche Befehlshaber in Barcelona zur Unterwerfung gezwungen; er fiel zwar, ſobald Hiſcham ſeine Oheime beſiegt hatte, wieder von dem fränkiſchen Könige ab, allein die Aquitanier belagerten ihn zwei Jahre lang in Barcelona, eroberten nach einer hartnäckigen Gegenwehr die Stadt, vertrieben alle Moslemin aus derſelben, und ſiedelten ſtatt ihrer chriſtliche Gothen darin an (801). Auch Huesca und die baleariſchen Inſeln geriethen in fränkiſche Gewalt, die letzteren wurden mit Barcelona in Verbindung gebracht, in dieſer Stadt ſelbſt ein angeſehener Mann von gothiſcher Abkunft, Bera, zum Befehlshaber eingeſetzt und ſo dem Chriſtenthum im Lande Catalonien ein Bollwerk gegeben, das nicht ſo leicht umzuſtürzen war. Der Ruhm dieſer Thaten ward dem jungen Ludwig zu Theil, obgleich dieſer dabei am wenigſten gethan hatte und überhaupt nie die Fähigkeit erlangte, etwas Bedeutendes zu leiſten. Ludwig war von Natur gutmüthig und freundlich, hatte nicht geringe Kenntniſſe und war ſogar perſönlich in der Führung der Waffen trefflich geübt, blieb jedoch zugleich kraftlos und unſelbſtſtändig und bedurfte daher auch ſein ganzes Leben hindurch einer Stütze. Karl ſelbſt hätte dies aus ſeines Sohnes unverſtändiger Frömmigkeit und aus der Schwäche, mit welcher derſelbe ſeinen Freunden ſogar zu ſeinem eigenen Nachtheil Alles erlaubte, vorausſehen können; er vermehrte aber das Uebel, indem er den jungen Mann mit Vorſchriften überhäufte und ihm überlegene Männer an die Seite ſtellte, die ſeine Schritte leiteten und ſeine Kriege führten und deren Geiſt den ſeinigen erdrückte, während der Glanz ihrer Thaten ihn nur ſo lange, als ſie neben ihm ſtanden, umſtrahlte. Lud-

wig und seine Leiter zogen noch ein oder mehrere Male gegen die Mohammedaner zu Felde; es ist aber schwierig, diese Züge, auf deren einem Tortosa nach zweijähriger Belagerung erobert wurde, der Zeitfolge nach zu bestimmen. Jedenfalls konnte Karl an seinem Lebensende den Besitz der spanischen Mark bis an den Ebro für gesichert halten.

Wenn man bedenkt, was auf diese Weise Karl im Kampfe mit Heiden und Mohammedanern für den christlichen Glauben gethan hatte, so wird man es sehr natürlich finden, daß der erste Bischof der Christenheit ihn jedes Titels und jeder Würde werth hielt, durch welche sein Ansehen vermehrt werden konnte. Doch brachte erst ein Verdienst um des Papstes eigene Person diesen auf den Gedanken, dem fränkischen Könige eine Ehre zu erweisen, welche den Letzteren nach Einhard's wenig glaubhafter Versicherung selbst überrascht haben soll, jedenfalls aber seinem großen Sinne und seinem Stolze zu sehr schmeichelte, um nicht gebilligt zu werden. Diese Ehre bestand darin, daß Papst Leo III., Hadrian's I. Nachfolger, im Jahre 800 das weströmische Kaiserthum, an welches seit Romulus Augustulus niemand mehr gedacht hatte, dem Namen nach für wiederhergestellt erklärte und die höchste Würde desselben auf den fränkischen König übertrug. Doch dachten dabei sowohl Leo als Karl nur an eine Würde, nicht an neue Rechte, und obgleich diese nachher von selbst aus der Sache hervorgingen, so waren sie damit noch nicht beabsichtigt. Leo war nach Hadrian's vieljährigem Pontificat (772—795) zum Papst erwählt worden und Karl hatte seinem Freunde Angilbert, welcher mit Geschenken aus der awarischen Beute an Hadrian, den Mitgenossen von Karl's gelehrten Beschäftigungen, abgeschickt war, den Befehl ertheilt, diese Gaben dem neuen Papste zu überreichen. Dem Andenken des hingeschiedenen Hadrian widmete Karl eine Marmortafel mit Inschrift, welche noch jetzt in der Vorhalle der Peterskirche in Rom zu sehen ist. Offenbar war anfangs von einer Unzufriedenheit mit Leo's Erwählung keine Rede. Kurze Zeit nachher jedoch gab Leo durch sein Betragen Anstoß und seine Feinde benutzten dies, um ihn zu stürzen. Sie brachten eine mächtige Partei gegen ihn zu Stande, überfielen ihn eines Tages bei einer Procession auf offener Straße und ließen ihn so furchtbar mißhandeln, daß man ihn anfangs geblendet und der Zunge beraubt glaubte (799). Er erlangte indessen späterhin das Gesicht und den Gebrauch der Zunge wieder, entkam aus den Händen seiner Feinde und floh mit Hülfe des Herzogs von Spoleto nach Rom. Hierauf begab er sich sogleich in Begleitung mehrerer fränkischen Bischöfe nach Paderborn, wo damals Karl gerade verweilte. Dieser empfing ihn mit auserlesenen Ehrenbezeigungen und ließ ihn durch angesehene Bevollmächtigte nach Rom zurück geleiten, indem er überzeugt war, daß sein Name

und ſein Anſehen die Römer hinreichend ſchrecken werde, um dem Papſte eine friedliche Aufnahme und eine ruhige Regierung zu ſichern. In Rom wurde nun zwar Leo aufgenommen, ſeine Gegenpartei war aber mächtig und die gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen warfen einen nachtheiligen Schein auf ihn; er ſelbſt, noch mehr aber Alkuin beſchwor daher den König, ſich in eigener Perſon nach Rom zu begeben, um einem jetzt ſchon vier Jahre dauernden Aergerniſſe für immer abzuhelfen. Karl traf vorſichtige Maaßregeln, damit während ſeiner Abweſenheit die Ruhe und Ordnung im Reiche nicht geſtört werde: er ſorgte für die an der Weſer gelegenen Feſtungen, ging dann der Seeprovinzen wegen nach Aachen, begab ſich darauf nach der Bretagne, die ſich kurz vorher empört hatte, bereits aber wieder unterworfen worden war, und reiſte nachher nicht eher ab, als bis er mit Alkuin alles, was die geiſtlichen Angelegenheiten anging, verabredet hatte. Er nahm ſeinen Weg über Mainz, wo er in einer ſonſt ungewöhnlichen Jahreszeit, im Auguſt, eine Reichsverſammlung hielt, um ſich bei ſeinem Zuge mit dem nöthigen Glanze und mit einer gehörigen Kriegsmacht zu umgeben.

Als er in Rom angekommen war (Ende 799), hielt er ein feierliches Gericht, um dem Papſte Gelegenheit zu geben, ſich gegen öffentlich gemachte Beſchuldigungen auch öffentlich zu vertheidigen; da aber Karl's Geſinnung und Abſicht bekannt waren, ſo wagte natürlich niemand als Ankläger aufzutreten. Leo konnte alſo alle Beſchuldigungen durch einen Reinigungseid von ſich ablehnen. Die Stadt Rom war, weil das Haupt der Chriſtenheit in ihr wohnte, der Sammelplatz aller Nationen und ihre Einwohner hatten, wie aus einem Schreiben Alkuin's an Karl hervorgeht, ſchon damals bei den Deutſchen den Ruf der Treuloſigkeit und Unbeſtändigkeit, der ſich nachher durch alle Zeiten hindurch erhalten hat. Nichts deſtoweniger nahm Karl, der bisher nur Patricius von Rom geweſen war, von dem verſammelten Volke den Titel eines römiſchen Kaiſers an. Als er nämlich am Weihnachtsfeſte vor dem Altar der Hauptkirche knieete, ſchmückte ihn der Papſt mit den Inſignien der kaiſerlichen Würde und das zahlreich verſammelte Volk rief, von Leo aufgefordert, den fränkiſchen König zum römiſchen Kaiſer aus, indem es dreimal in die Worte einſtimmte: „Karl dem Geweiheten (Auguſtus), dem von Gott gekrönten großen friedenbringenden Cäſar der Römer Leben und Sieg!“ Es war übrigens, ſo ſonderbar dies auch erſcheint, nur der Name von Rom und das Andenken an ſeine ehemalige Größe, wodurch die Bürger einer tief geſunkenen Stadt ſich eine ſolche Wichtigkeit geben konnten, daß ohne ſie der Papſt gewiß ebenſo wenig, als ſie ohne den Papſt daran gedacht haben würden, den Helden des Nordens mit einem erloſchenen

Schimmer zu erleuchten. Er selbst suchte jedoch in dem erborgten Glanze nicht mehr, als darin zu suchen war; denn er legte überhaupt nie einen Werth auf Pracht und äußeren Schein, trug daher auch stets die gewöhnliche fränkische Kleidung und vertauschte sie nur bei festlichen Gelegenheiten mit Schmuckgeräthen und kostbaren Gewändern. Dagegen verbreitete der Schimmer der römischen Kaiserwürde bei seinen Zeitgenossen mehr Glanz um ihn, als sein großer Geist und das Umfassende seiner Gedanken.

Einen weiteren Glanz erhielt Karl durch die Verbindungen, in welche er mit dem Beherrscher des abbasidischen Reichs und mit dem Patriarchen von Jerusalem trat; doch hatten diese, so lose sie auch waren, andererseits auch den Erfolg, daß er seitdem als Herr des Westens den Christen des Orients und den schon damals in großer Zahl dorthin reisenden Pilgern nützlicher ward, als vorher. Von dem Patriarchen von Jerusalem erhielt er durch einen Mönch, den er an denselben geschickt hatte, die Schlüssel zum heiligen Grabe und zur Schädelstätte. An den Abbasiden Harun al Raschid hatte er 797 zwei Gesandte in Begleitung eines Juden geschickt; jene starben unterwegs, dieser aber kehrte vier Jahr später zugleich mit einem Gesandten Harun's und einem anderen von dem Stifter der Aglabiten-Dynastie zu Karl zurück. Unter den Geschenken, welche beide orientalische Fürsten dem fränkischen Könige schickten, machte besonders ein Elephant großes Aufsehen. Eine spätere Gesandtschaft Harun's überbrachte als Geschenke unter andern ein kostbares Zelt, verschiedenes Räucherwerk und eine metallene Wasseruhr, an welcher bewegliche Figuren die Zahl der Stunden anzeigten; sie soll dagegen von Karl friesische Kleider, spanische Pferde und Maulthiere und fränkische Jagdhunde erhalten haben.

Der Umstand, daß gerade damals eine Frau, die von den Bilderdienern gepriesene, sonst aber verhaßte und verbrecherische Irene, auf dem byzantinischen Throne saß, war dem erneuten weströmischen Kaiserthum günstig. Dieselbe hatte 13 Jahre vorher, als Vormünderin ihres Sohnes Constantin VI., für diesen um Karl's Tochter Rotrudis anhalten lassen; Karl war auf ihre Bewerbung eingegangen, er konnte sich nachher aber von seiner Tochter nicht trennen und auch der Kaiserin, die durch eine Verbindung mit ihm sich wohl nur in ihrem Ansehen recht festsetzen wollte, war es damit nicht ernst. Die Sache ging also wieder zurück, Irene nahm sich des aufgegebenen longobardischen Prinzen Adelgis von neuem an, und die aufrührerischen Bewegungen in Benevent und anderen Gegenden von Italien wurden wieder, wie früher, durch griechische Gelder und Truppen unterstützt. Nach dem Tode seiner Gemahlin Liutgard soll Karl (801) vorübergehend an eine eheliche Verbindung mit Irene gedacht haben. Im späteren diplo-

matischen Verkehr mit dem oströmischen Kaiser bediente er sich der Anrede „Bruder", während er früher, gleich anderen Fürsten, ihn „Vater" genannt hatte. Der Glanz, den die neue Würde um Karl verbreitete, erhöhte sich noch in den folgenden Jahrhunderten; man sah in ihm, trotz einer Unterbrechung von 324 Jahren, den Herrn der vierten Weltmonarchie, den Rechtsnachfolger eines Augustus, Titus und Trajan; und derselbe Kaiser, der aus römischen Traditionen den Begriff der Monarchenwürde im mittelalterlichen Sinn aufs Höchste ausbildete, Friedrich I., wählte Karl den Großen zum idealen Vorbild und bewirkte beim Papste seine Heiligsprechung.

Denjenigen Rechtstitel, welchen das neuere Europa bei der Annahme eines Königs- oder Kaiser-Namens verlangt, die förmliche Anerkennung desselben durch fremde Regenten, konnte weder Karl noch die nachherigen Kaiser des Westens vom byzantinischen Hofe erhalten; daß ein und der andere griechische Usurpator sich dazu verstand, will nichts bedeuten. Im Gegentheil, die Annahme des Kaisertitels veranlaßte schon zu Karl's Zeit eine Reihe von Neckereien zwischen den Griechen und Franken in Unteritalien, in Dalmatien und im Venetianischen, die jedoch zu geringfügig waren, als daß sie hier erwähnt zu werden verdienten.

Karl verweilte diesmal bis in den Sommer hinein in Italien. Er beschäftigte sich viel mit der Anordnung der Angelegenheiten dieses Landes und rügte namentlich die Mißbräuche der Grafen und Centenarien oder der Leiter und Vorsteher der Gaue und ihrer Unterabtheilungen. Ueberhaupt scheint es beinahe, als wenn er von dieser Zeit an den bestimmten Vorsatz gefaßt hätte, die letzten Jahre seines Lebens nicht blos Gott und sich, sondern auch seinen durch ewige Kriege bedrückten Unterthanen zu widmen. Er erließ Verordnungen und gründete besondere Anstalten, um Wissenschaft und Kunst, Religion und Disciplin, Gerichts- und Staatsverfassung zu verbessern; und da er seine Zeit meistens auf seinen Gütern zubrachte, von denen mehrere später nach und nach aus Meierhöfen Städte geworden sind, so erhielt er dadurch Anlaß und Gelegenheit, auch für Ackerbau, Viehzucht, Landwirthschaft und Jagd durch besondere Gebote und Einrichtungen zu sorgen. Es würde hier zu weit führen, wenn man alle diese Bestrebungen Karl's und den inneren Zustand des Reiches unter ihm ausführlich darstellen wollte; nur so viel muß davon angeführt werden, als zur Erkenntniß seines Charakters und zum Verständniß des Verhältnisses, in welchem seine Absichten zu dem Geiste der Zeit und zum Gang der Dinge standen, nöthig ist.

Was zuerst die Einrichtung und Form der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege betrifft, so wurden alle wichtigen An-

gelegenheiten auf einer Reichsversammlung berathen, welche regelmäßiger Weise im Frühjahre, und zwar im Mai (daher Maifeld), nicht wie früher im März gehalten wurde. Es erschienen dabei außer den weltlichen und geistlichen Großen zwar auch Leute aus dem Volke, aber nur jene nahmen an der Berathung und Abstimmung Theil; diesem dagegen wurden blos die gefaßten Beschlüsse mitgetheilt, und es pflegte seinen Beifall darüber durch allgemeinen Ausruf zu erkennen zu geben. Die mit den Großen auf diesen Reichstagen verabredeten Verordnungen führten den Namen Capitularien. Auch die kirchlichen Angelegenheiten kamen auf den Reichsversammlungen zur Berathung. Doch wurden dieselben von den Geistlichen allein behandelt, wiewohl ihre Beschlüsse ebenfalls der königlichen Genehmigung bedurften. Mit der Verwaltung und Rechtspflege in den einzelnen Provinzen verhielt es sich folgendermaaßen. Karl ernannte für jeden einzelnen Gau einen Grafen und setzte den Centenen oder Hunderten, d. i. den Unterabtheilungen der Gaue, Centenarien vor. Nur an den Grenzen stellte er, damit das Land besser vertheidigt werden könne, mehrere Gaue zusammen unter einen einzigen Grafen; ein solcher führte den Namen eines Markgrafen, der jedoch erst nach Karl's des Großen Zeit aufgekommen zu sein scheint. Die wichtigsten Marken in der nächsten Zeit waren die spanische, die awarische oder Ostmark, die dänische und die bretonische. Die Grafen sind zugleich als die Obersten des Heerbannes ihres Gaues, als die Vorsteher der Verwaltung und als die Leiter der Gerichte in demselben anzusehen. Von den Beamten des königlichen Hofes hatten der Erzkapellan und der Pfalzgraf, welche gleichsam an die Stelle des Majordomus getreten waren, die größte Bedeutung. Der Erstere war ein Geistlicher und stand allen kirchlichen Angelegenheiten, sowie der Hofkanzlei vor, der Letztere hatte die weltlichen Angelegenheiten, namentlich aber das Gerichtswesen zu leiten. Die Volksgerichte wurden in jedem Gau und Cent unter der Leitung des Grafen und des Centenarius von den sogenannten Schöffen*), d. i. von einer Anzahl freier Bürger des Gaues, abgehalten, die auch zu Karl's Zeit aus der Mitte des Volks gewählt wurden. Von dem Spruche der Gau- und Centgerichte konnte man an den, sogleich näher zu bezeichnenden Sendgrafen und von diesem an den König oder seinen Pfalzgrafen appelliren. Neben diesen erhielten zu Karl's Zeit auch die Bischöfe weltliche Gewalt oder Rechte der Grafen in ihrem Sprengel. Außerdem setzte Karl noch eine besondere obere Behörde ein, als er aus einer schon früher von Zeit zu Zeit gebrauchten

*) Latein. scabinus, französ. échevin; es liegt darin der Begriff: das Recht schöpfen, welches Wort selbst wieder mit schaffen zusammenhängt.

Einrichtung ein stehendes Amt machte. Er ernannte nämlich für mehrere Gaue zusammen jährlich zwei besondere Beamten, einen weltlichen und einen geistlichen, welche Sendboten (missi dominici) oder Sendgrafen hießen und die ihnen angewiesene Provinz mehrere Male bereisen mußten, um die Angelegenheiten derselben zu untersuchen, in besonderen Volksversammlungen die Klagen gegen die Grafen, Centenarien und Bischöfe anzunehmen, die unteren Beamten zu ernennen, über die Beobachtung der den Heerbann betreffenden Vorschriften zu wachen und über alles dies an den König zu berichten. Die Sendgrafen führten also die Aufsicht über das Ganze, sie waren gleichsam die Stellvertreter des Königs und sollten dazu dienen, das Ansehen desselben gegen die Grafen und Bischöfe zu schützen; denn diese konnten für die königliche Gewalt leicht gefährlich werden, weil die Ersteren als Führer des Heerbannes, sowie als Leiter der Gerichte, der Polizei und des Finanzwesens, die Letzteren aber als Vorsteher der Kirche und als Häupter der Geistlichkeit an der Spitze der weltlichen und geistlichen Macht einer jeden Provinz standen. Die Einführung dieser controlirenden Behörde schützte indessen die Volksfreiheit nur so lange, als ein kräftiger Mann auf dem Throne saß; denn das Institut der Sendgrafen war zwar an sich ein sehr bedeutender Schutz für dieselbe, diese Beamten hatten aber gegenüber den Grafen und Bischöfen, welche eine bestimmte Macht besaßen, nur dann Ansehen und Kraft, wenn der König geachtet und gefürchtet war, und ihre Wirksamkeit mußte sich in demselben Grade verringern, in welchem die Macht und das Ansehen der Könige abnahmen. Außerdem verloren Karl's Nachfolger den eigentlichen Zweck des Sendgrafen-Amtes aus den Augen. Sie übertrugen dasselbe sogar oft den Bischöfen und Grafen selbst, und hoben dadurch nicht allein die von Karl beabsichtigte Controle auf, sondern bewirkten auch, daß die Volksversammlungen von Vielen aus dem Volke nicht mehr besucht wurden; denn diese konnten von den Bischöfen und Grafen nichts im Namen des Königs annehmen, weil sie dadurch leicht auch von ihnen abhängig geworden wären und so ihre Freiheit eingebüßt haben würden.

Karl's Sorgfalt und Thätigkeit erstreckte sich übrigens nicht blos auf die Einrichtung und Verwaltung im Allgemeinen, sondern auch auf alle einzelnen Verhältnisse derselben. Sogar für seine eigenen ökonomischen Angelegenheiten war er angelegentlich besorgt. Er ließ sich über die Benutzung seiner Kammergüter, deren Ertrag freilich auch den Hauptheil der königlichen Einkünfte bildete, die genauesten Berichte abstatten, und es hat sich eine ausführliche Verordnung über die Bewirthschaftung derselben erhalten, in der er seinen Verwaltern ihre Arbeiten nicht nur im Allgemeinen bestimmt, sondern auch über

alle einzelnen Theile des Ackerbaues, der Garten-Cultur, der Haus- und Hofeinrichtung und der Jagd Vorschriften gibt.*) Ebenso suchte er, der selbst ein Muster von Mäßigkeit und Ordnung war, durch polizeiliche Gesetze der Trunkenheit und anderen rohen Lastern entgegenzuwirken, ergriff Maaßregeln gegen Räubereien, sorgte für das Armenwesen, erließ Handelsgesetze u. dergl. m. Er verfiel freilich dabei mitunter in denselben Fehler, in welchen Fürsten und Regierungen schon so oft verfallen sind: er traf nämlich Verfügungen über solche Dinge, bei denen durch Verordnungen mehr Schaden angerichtet wird, als wenn man sie ungestört gehen läßt. Er verordnete z. B. im Jahre 794, daß Getreide und Brod nicht anders, als zu einem bestimmten und bleibenden Preise verkauft werden dürften. Ueberhaupt liegt seinen Verordnungen die moderne, aber auch schon den besseren römischen und griechischen Kaisern eigene Vorstellung zu Grunde, welche blos bei der überbildeten Menschheit als einem verzogenen und verweichlichten Kinde wahr und richtig sein mag. Es leuchtet nämlich überall der Gedanke hervor, daß derjenige Staat am besten eingerichtet sei, der die besten geschriebenen Gesetze besitzt und in welchem eine mächtige Hand den Zügel bald anzieht, bald nachläßt; während es doch nur derjenige sein kann, in welchem die besten Sitten herrschen und das Vertrauen von Seiten der Verwalteten in Verbindung mit Tugend bei den Verwaltenden neue Befehle unnöthig macht: ein Unterschied, den unter den Alten Lykurg, Zaleukus und Charondas weit besser erkannten, als die weisen Ptolemäer. Gerade dieser Irrthum hatte, wie man mit Bedauern gestehen muß, die Folge,

*) Einiges aus dem Capitulare de villis: „Die Dienerschaft auf meinen Landgütern soll gut gehalten und von Keinem ins Elend gestoßen werden, und die Verwalter sollen ihre Untergebenen weder wie Sklaven behandeln, noch irgend welche Geschenke von ihnen annehmen. — Wenn einer von meinen Leuten etwas veruntreut hat, so soll er es erstatten und die ihm gebührenden Schläge empfangen. — Auf jedem meiner Landgüter soll ein Mann sein, dem ausschließlich die Wartung und Pflege der Bienen obliegt. Vornehmlich hat man mit äußerster Wachsamkeit darauf zu sehen, daß mit allen Gegenständen, bei welchen die Arbeit der Hände nöthig ist, durchaus reinlich verfahren werde. Dahin gehören Speck, Rauchfleisch, Maulbeerwein, eingekochte Beeren, Senf, Käse, Butter, Bier, Meth, Honig. Auf allen meinen Gütern sollen Edelhühner, Pfauen, Fasanen, Enten immer in genügender Anzahl vorhanden sein." Es folgt ein genaues Verzeichniß der Gemüse- und Gartenpflanzen, die gezogen werden sollen; hierauf: „Jeder Gärtner soll Hauslauch auf seinem Dache haben. — Von Aepfeln sollen verschiedene da sein, süße und saure; sowohl solche, welche sich den Winter hindurch halten, als solche, welche bald gegessen werden müssen; spätzeitige und frühreife. — Um Weihnachten soll mir jeder Verwalter ausführlichen Bericht abstatten über jeden einzelnen Gegenstand. Jeder Verwalter soll häufig das Gesinde zusammenrufen, sie über ihre Wünsche und Bedürfnisse befragen und Allen Gerechtigkeit widerfahren lassen."

daß vieles Gute, das die Germanen aus ihren Wäldern und Sümpfen mitgebracht hatten, zerstört wurde, um Neugeschaffenes an seine Stelle zu setzen. Während z. B. in der alten heidnischen Zeit der Graf und die Schöffen wegen des Einzelnen an gar keine Vorschriften gebunden waren, weil man ihnen guten Sinn und guten Willen zutraute, zeigt sich dagegen in den von Karl erneuten salischen Gesetzen ein ängstliches Streben, ihnen aufzupassen und das Verfahren für einzelne Fälle zu bestimmen. Dies ging sogar bis ins Lächerliche, so daß z. B. eine bestimmte Geldstrafe dafür angesetzt war, wenn jemand einen Anderen einen Hasen schalt. Durch dieses Haschen nach völliger Verhinderung alles Willkürlichen, das eine Herrschaft des todten Buchstabens zur Folge hatte, wurden dem Richter die Hände gebunden und nichts desto weniger Gerechtes und Ungerechtes ganz nahe neben einander gestellt.*) So betrug z. B. die soeben erwähnte Geldstrafe sechs Goldgulden; für den falschen Vorwurf dagegen, daß jemand seinen Schild weggeworfen habe, waren nur drei Goldgulden als Strafe angesetzt. Ebenso behielt Karl die alte Bestimmung bei, daß bei schwerer Strafe kein freier Mann gebunden vor den Grafen geführt werden dürfe; er erneute aber zugleich auch, obgleich sich zu seiner Zeit die Verhältnisse ganz verändert hatten, ein anderes altes Gesetz, nach welchem ein Mann von römischer Abkunft, der einen Franken ohne gerechten Grund fesselte, um 30 Goldgulden, im umgekehrten Falle aber der Franke nur um die Hälfte gestraft werden sollte.

Uebrigens darf man die neuen Einrichtungen und Verfügungen, welche Karl's Namen tragen, ebenso wenig alle ihm zuschreiben, als dem Ostgothen Theodorich dem Großen die mit Hülfe Cassiodor's gemachten Anordnungen. Man würde im Gegentheil sehr unbillig sein, wenn man nicht eingestehen wollte, daß gerade solche einzelne, mehr zufällig aufgegriffene und auf den Reichstagen durchgesetzte Verfügungen, wie sie soeben angeführt wurden, am wenigsten Karl's Werk gewesen zu sein scheinen, und daß dagegen die allgemeineren gewiß niemand sonst als ihm hätten einfallen können. Er übersah das Ganze und faßte das, was Noth war und gerade für den Augenblick passend schien, ins Auge. Auch unterschied er, so oft es das Wohl des Staates galt, weder Freund noch Feind. Dies läßt sich namentlich dann erkennen, wenn man in einigen Briefen Alkuin's sieht, mit wel-

*) Das Eingehen auf jeden möglichen Fall ist übrigens schon vor der Zeit Karl's bei den deutschen Volksgesetzen charakteristisch, und am meisten gerade bei Feststellung der Wergelder. Bei den Friesen waren die Zahlungen für das Ausschlagen eines Eckzahnes oder eines Vorderzahnes genau unterschieden; für einen Hieb quer durch die obere Stirnrunzel wurden zwei Solidi (Sous) als Buße gezahlt, für Durchhauen der unteren Stirnrunzel das Doppelte.

cher Behutsamkeit dieser Mann, der doch sonst dem Könige gegenüber wie ein Vater, Rathgeber und warnender Freund erscheint, seine Fürbitten für verurtheilte Verbrecher vorträgt. Karl's umfassender Blick und sein richtiger praktischer Sinn zeigen sich namentlich in den Verfügungen seiner letzten Lebensjahre, z. B. in der Errichtung des Instituts der Sendgrafen und in den Verordnungen, durch welche er theils entartete Mönche an ihre alte Zucht erinnerte, theils die Geistlichkeit überhaupt, die doch für ihn von der größten politischen Wichtigkeit war und deren er sich sogar selbst häufig zu seinen Zwecken bediente, in gewisse Schranken wies. So stellte er in einem seiner letzten Capitularien durch die Sendgrafen folgende Fragen an die Bischöfe: „Ob die Entsagung vom Weltlichen etwa blos darin bestehe, daß man keine Waffen trage und unverheirathet sei? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der Tag für Tag nur daran denke, seine Besitzungen durch alle möglichen Künste zu vermehren, der bald mit der Hölle drohe, bald den Himmel verspreche, um dadurch Reiche und Arme von einfältigem Geiste zu bewegen, daß sie ihren rechtmäßigen Erben das ihnen gebührende Vermögen entziehen, was diese dann zu Raub und Diebstahl nöthige? Ob derjenige die Welt verlassen habe, der aus Begierde nach fremdem Gut Andere durch Geld zu Meineid und falschem Zeugniß verleite und sich zur Leitung der weltlichen Geschäfte seines Bisthums einen Mann wähle, welcher weder gerecht noch gottesfürchtig, sondern grausam und habgierig ist und nur daran denkt, wie viel, nicht auf welche Weise etwas erworben werde?" Schließlich: „Mag doch ein Mönch immerhin ein unvollkommener Sänger sein, wenn er nur kein schlechtes Leben führt; reine und edle Sitte ist das Wichtigste!"

Ungeachtet aller der Einrichtungen und Verfügungen, durch welche Karl in seinem Reiche die Ordnung und den Frieden zu befestigen suchte, konnte er selbst doch bis zu seinem Tode der Ruhe nicht pflegen; dazu war sein Reich zu groß und die Nachbarn desselben zu unruhig. Ja, nicht einmal vor inneren Feinden scheint er ganz sicher gewesen zu sein. Neben den Streifereien, die seine Grafen nach Ungarn, Böhmen und Brandenburg unternehmen mußten, beschäftigten ihn selbst in den letzten anderthalb Jahrzehnten seiner Regierung besonders die Sachsen und die in Holstein, Schleswig und Jütland wohnenden Normänner. Die Letzteren, welche damals unter Einem Haupte, Gottfried oder Göttrik, standen, bedrohten nicht nur, wie schon zu Wittekind's Zeit, in Verbindung mit den Sachsen die Nordgrenzen des Reichs, sondern sie plünderten auch mit ihren Brüdern in Norwegen und Schweden vereinigt Karl's nördliche Seeküsten, während zugleich die Briten in der Bretagne sich an die strenge Verwaltung des Königs

nicht gewöhnen konnten und einen Nationalfürsten verlangten, den sie unter seinen schwachen Nachfolgern endlich auch erkämpften. Karl rüstete eine Flotte gegen die normännischen Räuber, welche bis nach Aquitanien hin die Küsten heimsuchten. Die Sachsen waren jedoch seine Hauptfeinde. Er ließ endlich (803), um das Letzte gegen sie zu versuchen, ein allgemeines Aufgebot ausgehen, dem sogar Ludwig mit dem aquitanischen Heere Folge leisten sollte. Ludwig war aber (804) noch nicht an den Rhein gekommen, als er den Befehl zum Rückmarsche erhielt, weil sein Vater mit den Sachsen bereits fertig geworden war. Karl hatte bei seinem neuen Zuge eine schon früher angewendete Maaßregel ins Große getrieben; statt nämlich, wie früher, nur hier und da einzelne Schaaren von Sachsen aus dem Lande fortschleppen zu lassen, hatte er aus ganzen Bezirken die Bevölkerung ausgehoben und in das Land der Franken versetzt, und dagegen eines Theils im Lauenburgischen seine slavischen Verbündeten, die Obotriten, angesiedelt, anderes Theils zwischen der Weser und Elbe fränkische Colonieen errichtet, durch welche der Zusammenhang unter den Sachsen zerrissen und eine fränkische Macht in ihrem Lande angesiedelt wurde, die den römischen Colonieen im Samniter-Lande glich. Dieses Mittel hatte in Verbindung mit der Ausbreitung des Christenthums die Wirkung, daß man seit 804 von Angriffen der Sachsen nichts mehr hört. Wenn wir den Angaben einiger späteren Geschichtschreiber Gehör geben dürften, so hätten im Jahre 803 oder 804 die Sachsen sogar zu Selz an der fränkischen Saale mit dem Kaiser über einen Frieden unterhandelt und Bedingungen ihrer Unterwerfung aufgestellt; dies beruht aber auf einem Mißverständniß, und nur soviel scheint gewiß zu sein, daß die Sachsen sich um jene Zeit wirklich unterwarfen und daß Karl ihnen dabei Bedingungen vorschrieb. Diese waren zum Theil hart und unbillig. Die Sachsen blieben nämlich zwar, wie die Franken, von Tribut frei und durften gleich diesen unter der Leitung königlicher Grafen durch selbstgewählte Schöffen die Rechtspflege üben lassen, sie mußten aber insgesammt die christliche Religion annehmen und an die Kirchen und Priester des neuen Glaubens jährlich von ihren Feldern, ihrem Viehstand und ihrer Hände Arbeit den Zehnten entrichten. Wenn das Letztere, wegen der großen Abneigung germanischer Völkerschaften gegen jede Art von Steuer, eine äußerst drückende Bedingung war, so wurde auch das Erstere durch grausame Strafgesetze noch weit härter gemacht, als es für die Sachsen an und für sich schon war; denn es ward nicht allein auf jeden Rückfall zum Heidenthum, sondern sogar auch auf die Unterlassung der 40tägigen Fasten und auf andere kirchliche Vergehen die Todesstrafe gesetzt.

Einige harte Verfügungen milderte später Ludwig der Fromme, welcher dadurch die Anhänglichkeit der Sachsen gewann.

Durch den Eintritt der Sachsen in das fränkische Machtgebiet waren die Dänen unmittelbare Nachbarn des letzteren geworden. Ihr König Gottfried blieb, so lange er lebte, Karl's Feind. Wie furchtbar seine Macht war, kann man aus den Unternehmungen ermessen, die er vom Jahre 808 an machte. Er schickte damals eine bedeutende Zahl Truppen ins Feld, beunruhigte, mit den Wilzen verbündet, Karl's Freunde, die Obotriten, unterwarf einen Theil derselben auf kurze Zeit und zog sich mit reicher Beute nach Sliesdorp oder Schleswig zurück. In diese Zeit verlegt man die erste Anlage jenes berühmten Grenzwalles, der dazu bestimmt war, die dänische Halbinsel gegen das fränkisch-deutsche Gebiet abzugrenzen oder zu schützen.*) Gottfried schickte 810 sogar eine große Flotte nach der Küste von Friesland ab, deren Bewohner dann von seinen wilden Schaaren überwältigt und mißhandelt wurden, ja er rühmte sich, den Kaiser in seiner Stadt Aachen überfallen zu wollen. Karl war gerade mit seiner Macht aufgebrochen, um diesen Einfall zu rächen, als Gottfried's plötzlicher Tod und eine Seuche, welche alles Zugvieh des fränkischen Heeres hinwegraffte, seinen Zug zugleich unnöthig und unmöglich machte. Es krönte also das Glück den fränkischen König in seinen letzten Lebensjahren mit einem schöneren Ruhme, als man durch Geist und Kraft erwerben kann; denn es blieb ihm bis zum Ende des Lebens getreu, und gab ihm jenen Kranz, den der weise Solon als das einzige Zeichen eines hienieden erreichten Zieles anerkannte. Die Normänner mußten sich nämlich, da sie nach dem Tode ihres Herrschers unter sich selbst in Zwietracht geriethen, nebst ihren Verbündeten, den Wilzen, welche erst kurz vorher Karl's Schanzen erstürmt hatten, von den Franken und Obotriten Gesetze vorschreiben lassen; die Sachsen waren und blieben unterworfen; auch

*) Dieser Grenzwall, der später unter verschiedenen dänischen Herrschern erneuert und verstärkt wurde, ist unter dem Namen des Dannwirke (Danewerk, Dänenwall) bekannt; seine größte Ausdehnung erhielt er am Schlusse des 14. Jahrhunderts unter Königin Margaretha, der Stifterin der Union von Kalmar. Nach Dahlmann erstreckte er sich quer über die Halbinsel in der Weise, daß er sich östlich an die breitfließende Schlei, westlich an die Treene, die auch den Namen der nördlichen Eider führt, anschloß. Da nun das Land südlich der Treene durch Marschgelände, südlich der Schlei durch eine dichte Waldung (das „eiserne Holz") undurchdringlich war, so vermochte man durch jenen Wall, obwohl er nur vier Wegstunden maß, das Land im Norden völlig abzuschließen; zur Durchfahrt diente ein einziges Thor in der Mitte. Das Dannewirke, obgleich lange vernachlässigt, war doch vor 1848 an einigen Stellen noch 30 bis 40 Fuß hoch; es wurde im genannten Jahre neu befestigt, zwar von den Deutschen rasch erstürmt, aber nach dem Frieden wieder zu einer ungewöhnlich starken Position ausgearbeitet. Nach dem Feldzuge von 1864 haben die Sieger es völlig abgetragen.

die übrigen Eroberungen, welche Karl gemacht hatte, wurden behauptet. Der arabische Khalif Harun al Raschid verherrlichte um jene Zeit das Ansehen des fränkischen Königs durch neue Gesandte und durch die bereits oben angegebenen Geschenke, welche die Ueberlegenheit des orientalischen Kunstfleißes über den abendländischen beweisen. Endlich gab ihm das Schicksal auch einen schwachen Mann zum Nachfolger, der den Glanz von Karl's kräftiger Regierung durch die Mattigkeit seiner eigenen Waltung noch hob. Von allen seinen Feinden gewährte Karl nur den Griechen einen ehrenvollen Frieden, weil seine Flotte der ihrigen nicht gewachsen war: er trat ihnen 803 den Besitz von Calabrien und Neapel, sowie die Seestädte von Venetien und Dalmatien ab und verstand sich, als nachher neue Feindseligkeiten mit den Griechen ausgebrochen waren, im Jahre 810 nochmals dazu.

Karl hatte sein Reich schon 806 im Voraus unter seine drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig, getheilt; er war aber in seiner Familie fast eben so unglücklich, als Augustus in der seinigen: seine beiden älteren Söhne starben noch vor ihm und es blieb nur der jüngste, Ludwig, nebst einem Sohne Pipin's, Bernhard, übrig. Er entschloß sich daher, jenem als dem einzigen Erben seiner Herrschaft die Kaiserwürde zu ertheilen. Zu diesem Zwecke ließ er ihn im September 813 aus seinem Königreich Aquitanien nach Aachen kommen, wo er eine Reichsversammlung veranstaltet hatte und das letzte seiner Capitularien zum Abschluß brachte. Hier theilte Karl den Versammelten und allem Volke den Beschluß mit, Ludwig zu seinem Nachfolger zu erheben, und empfing die allgemeine frohe Zustimmung. An dem darauf folgenden Sonntag wurde in der Liebfrauenkirche die feierliche Handlung vorgenommen, wobei der Sohn nach des Vaters Aufforderung sich die Krone mit eigener Hand aufsetzte. Ludwig reiste alsbald nach Aquitanien zurück; Karl aber verordnete noch, daß sein Enkel Bernhard unter der Oberhoheit Ludwigs Italien als König erhalten solle. Karl starb im Januar 814, nachdem er das 72. Jahr erreicht und 46 Jahre regiert hatte; er wurde in einem Grabgewölbe des Münsters zu Aachen beigesetzt.

2. Ludwig der Fromme und seine Söhne bis zum Vertrag von Verdun.

Ludwig I., dem man wegen der Aengstlichkeit, mit welcher er die Andachtsübungen zu erfüllen suchte, den Beinamen des Frommen gegeben hat,*) zeigte gleich nach seinem Regierungsantritt mehr Gutmüthigkeit und Gerechtigkeit, als Einsicht und Erfahrung. Er milderte

*) Die Franzosen nennen ihn le débonnaire, den schwach-gutmüthigen.

seines Vaters strenge, aber bei einer rohen und kriegerischen Nation nothwendige Kriegsordnung und gab sich dagegen ganz der Jagd, der Beschäftigung mit der Kirchenzucht und der Untersuchung der Glaubenslehren hin. Karl's harte Verordnungen in Betreff des Heerbannes und der Mißbrauch, welchen viele Grafen, Bischöfe und Aebte mit ihrer Macht trieben, hatten nicht wenige aus dem Volke ihrer Freiheit und ihrer Güter beraubt. Ludwig ließ sogleich durch ausgeschickte Sendboten diese Uebel untersuchen und mit rücksichtsloser Strenge Alles in den früheren Stand setzen. Er verfuhr dabei offenbar zu rasch, noch viel rascher handelte er gegen seine Schwestern. Diese führten allerdings mit ihren Liebhabern ein ärgerliches Leben und hatten in den letzten Jahren Karl's eine Hofhaltung und einen Pomp eingerichtet, die dem Reiche zur Last und den Sitten nachtheilig waren. Ludwig ließ gleich nach seiner Ankunft in Aachen alle Frauen bis auf einige wenige, die zum Dienste nöthig waren, vom Hofe fortjagen und schickte seine Schwestern in die ihnen vom Vater angewiesenen Klöster, entzog ihnen aber nichts von dem, was Karl in seinem Testamente ihnen ausgesetzt hatte. Den größten Nachtheil brachte von Anfang an des Königs Unselbstständigkeit. Er war und blieb ganz von seiner Umgebung abhängig. Die Männer, die ihn anfangs hauptsächlich leiteten, waren seine Kanzler Fredegis und der Abt Benedict von Aniane. Der Erstere war Alkuin's bester Schüler gewesen und von diesem zärtlich geliebt worden, obgleich er im Widerspruch mit Alkuin's Streben sich gern unfruchtbaren Spitzfindigkeiten und Grübeleien hingab, und z. B. in einer Schrift zu beweisen suchte, daß das Nichts ein Begriff und also auch etwas Wirkliches sei. Der Andere war ein der Beschaulichkeit zugeneigter Mönch, dem das klösterliche Wesen und die Werke der Mildthätigkeit über Alles gingen, der also auch von einem Manne wie Ludwig in demselben Grade geliebt wurde, in welchem er allen praktischen Hofleuten ein Aergerniß war. Fredegis und Benedict waren, wie man sieht, trotz ihrer vortrefflichen Seiten oder vielmehr gerade wegen dieser nirgends weniger am Platze, als an einem Hofe.

Ludwig ließ sich von Anfang an durch seine schwache Natur und durch den Mißbrauch, den man mit seiner Gutmüthigkeit und Frömmigkeit trieb, zu großen Ungerechtigkeiten und Mißgriffen verleiten. Karl hatte ihm, als er ihn zum Nachfolger ernannte, seine drei Nebensöhne, Drogo, Hugo und Theodorich, sowie seinen Enkel Bernhard dringend empfohlen; dessen ungeachtet entzog Ludwig den Ersteren das väterliche Erbe und hielt den Letzteren, nachdem er ihn aus Italien zu sich entboten hatte, aus Argwohn ein ganzes Jahr bei sich zurück. Die beiden bedeutendsten Männer seiner Familie aber, Adel-

hard und dessen Bruder Wala, deren sich Karl stets vorzugsweise als Rathgeber bedient hatte, stieß Ludwig von sich und nöthigte sie, sich von den Orten, wo sie etwas galten, in entlegene Klöster zurückzuziehen; Wala wählte das durch gute Zucht und Betrieb der Wissenschaften bemerkenswerthe Corbie in der Picardie.

Die Geistlichkeit und die Klöster waren und blieben für Ludwig die Hauptgegenstände seiner Fürsorge. Ganz besonders lagen ihm in den ersten Jahren nach Karl's Tode die letzteren am Herzen. Das Mönchswesen hatte unter den Völkern des Abendlandes erst dann rechten Eingang gefunden, als in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts Benedict von Nursia demselben eine bestimmte Ordnung und Richtung gegeben hatte. Benedict hatte, wie oben bemerkt, für die unter seiner Leitung stehenden Klöster eine sogenannte Regel oder mit anderen Worten besondere Vorschriften über Pflichten und Lebensweise der Mönche entworfen, durch welche allerdings die orientalische Vorstellung von dem Verdienste eines in Entbehrungen und Büßungen hingebrachten Lebens festgestellt, dabei aber der Unterricht der Jugend und die Beschäftigung mit nützlichen Handarbeiten zu den Obliegenheiten der Klostergeistlichen gezogen wurden. Die Regel Benedict's war nach und nach von den meisten Klöstern des Abendlandes angenommen worden. Das Mönchswesen hatte aber unter den Franken nie einen edleren Charakter erhalten, wie sich besonders zeigt, wenn man das Treiben ihrer Klostergeistlichen mit dem Wesen der angelsächsischen Mönche vergleicht, die an ein hartes und thätiges Leben gewöhnt und von Eifer für Heidenbekehrung und Gelehrsamkeit erfüllt waren. Ja, die fränkischen Klöster hatten sogar schon wegen des einen Umstandes immer tiefer sinken müssen, daß sie sowohl unter den Merowingern, als unter den Karolingern zu Staatsgefängnissen und vornehmen Zuchthäusern dienten. Zur Wiederherstellung der klösterlichen Zucht und Ordnung entwarf Ludwig's Freund, Benedict von Aniane, eine neue Regel, durch welche die des Benedict von Nursia ergänzt und theilweise umgewandelt wurde. Diese Regel unterschied sich von der letzteren hauptsächlich dadurch, daß der italienische Abt die Ertödtung aller Lust im Auge gehabt hatte, der Franke dagegen mäßigen Lebensgenuß gestattete. Der Kaiser ließ sie im Jahre 817 auf einer Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen zu Aachen berathen und als Reichsgesetz bekannt machen. Er selbst störte jedoch die von seinem Freunde wiederhergestellte Ordnung des Mönchswesens durch die reichen Geschenke, mit welchen er die Klöster nachher stets bedachte. Wie wäre dies auch anders zu erwarten gewesen, da Ludwig, der schon von früher Jugend an Aberglauben mit Frömmigkeit verwechselte, sich seither durch nichts so sehr ausgezeichnet hatte, als

daß er maschinenmäßig Andachtsübungen hielt, und sich gegen die Kirchen und Klöster seines Königreichs Aquitanien übertrieben freigebig bewies! Hatte er doch in Aquitanien unter andern eine für die damaligen Verhältnisse des Reichs sehr wichtige Anordnung seines Vaters schon zu Lebzeiten desselben aufgehoben; die Geistlichen und Mönche waren nämlich nach Karl's Verordnung zwar persönlich vom Kriegsdienste frei, hatten aber die Verpflichtung, ihre Hörigen zum Heerbanne zu stellen und für die Ausrüstung und Ernährung derselben Sorge zu tragen; Ludwig dagegen hatte alle aquitanischen Klöster auch davon freigesprochen. Als Kaiser erließ er gleich auf der Reichsversammlung des Jahres 817 sechzehn Klöstern die Heeresfolge ganz, 54 andere aber befreite er nicht allein von dieser, sondern auch von der jährlichen Abgabe an den Kaiser. Außerdem verschenkte er an die Geistlichkeit nach und nach einen großen Theil der Kammergüter, von deren Ertrag damals ein König allein standesmäßig leben konnte, weil die anderen Einnahmen und die Geschenke, die ihm nach alter Sitte jährlich von den Großen gemacht wurden, unbedeutend waren und unregelmäßig eingingen. Er verfuhr dabei so leichtsinnig, daß er, wie man aus den noch vorhandenen Urkunden sieht, fast in keinem einzigen Jahre seiner Regierung unter zehn, in manchen Jahren aber sogar über zwanzig Güter oder Ländereien an Klöster und Kirchen verschenkte. Zu seinen Lieblingsschöpfungen gehörte das westphälische Kloster Corvey an der Weser, das im Jahre 823 als Pflanzschule des oben genannten Corbie gegründet wurde; zu den ersten Mönchen, die aus der alten Stiftung in die neue versetzt wurden, gehörte der berühmte Ansgar (Anscharius). In Bezug auf Büchersammeln und Pflege der Studien behauptete sich in den nächsten Jahrhunderten Corvey mit Ehren neben Sanct Gallen und Fulda.

Auf der Reichsversammlung im Jahre 817 theilte Ludwig das Reich, das er selbst kaum erst in Besitz genommen hatte, unter seine drei noch unmündigen Söhne; es geschah dies aus falscher Zärtlichkeit, aus Scheu vor allzugroßer Verantwortlichkeit und aus abergläubiger Furcht, denn er war beim Einsturz einer Halle zu Aachen in Lebensgefahr gewesen. Ludwig ward dadurch selbst der Urheber aller Unglücksfälle, die ihn nachher trafen. Der älteste Sohn, Lothar I., erhielt die Kaiserwürde und wurde also zum Stellvertreter und Nachfolger des Vaters erklärt; dem zweiten, Pipin, ertheilte Ludwig die Herrschaft von Aquitanien; der dritte aber, Ludwig I., den man später mit dem Beinamen des Deutschen bezeichnete, ward zum König der Baiern ernannt. Durch diese voreilige Maaßregel wurde Ludwig's Neffe Bernhard, der als Erbe der Rechte seines Vaters Pipin Anspruch auf die Kaiserwürde zu haben glaubte und viele Große

auf seiner Seite hatte, in ein anderes Verhältniß gesetzt. Ludwig hatte ihn bei sich zurückgehalten, bis im Jahre 815 das Betragen des Papstes Leo III. die Anwesenheit eines Mannes von Gewicht in Rom nöthig machte. Leo lebte nämlich in ewigem Streit mit den Großen von Rom, und da Karl's Abgesandte ihm nicht immer Recht gaben, so hatte er über sie stets Beschwerde geführt, so daß zuletzt niemand mehr kaiserlicher Bevollmächtigter in Rom sein wollte. Zu Ende des Jahres 814 entdeckte Leo eine Verschwörung unter den römischen Großen und ließ die Theilnehmer derselben hinrichten. Das nahm Ludwig übel, theils weil der Papst eine solche Strafe nur im Auftrage des Kaisers verhängen konnte oder, wie man dieses nannte, zuerst den Blutbann vom Kaiser hätte lösen müssen, theils weil Ludwig glaubte, ein Geistlicher müsse barmherziger sein. Darum ward Bernhard nach Rom geschickt. Dieser hielt eine Untersuchung und Leo sandte darauf Abgeordnete an den Kaiser, um sich zu rechtfertigen. Bald nachher brachen in Rom neue Aufstände aus, wobei der Papst nur durch den Schutz Bernhard's und des Herzogs von Spoleto gerettet wurde. Leo starb schon sechs Monate nachher (816). Sein Nachfolger, Stephan IV., trat mit Ludwig in ein freundliches Verhältniß und wiederholte auf einer Reise nach Frankreich in Rheims die Krönung, welche dieser vor seines Vaters Tod auf dessen Geheiß selbst an sich vollzogen hatte; er salbte und krönte zugleich auch Ludwig's erste Gemahlin, Irmengard.

Die Theilung des Reiches unter Ludwig's Söhne trieb den jungen König von Italien, Bernhard, zum Aeußersten. Er rüstete sich, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen; sein Vorhaben ward aber durch den Grafen von Brescia und den Bischof von Verona dem Kaiser verrathen. Dieser bot sogleich den Heerbann des Reiches gegen ihn auf und brachte dadurch seinen Neffen außer Fassung. Bernhard beschloß, die Gnade seines Oheims anzurufen, und ließ sich dabei durch die Kaiserin Irmengard, die seine Feindin war, in eine Falle locken. Irmengard schickte einige angesehene Männer ab, die ihn aufforderten, den Kaiser persönlich um Verzeihung zu bitten, und ihm dabei unter Eidschwüren freies Geleit zusagten. Er folgte ihnen und warf sich vor dem Kaiser auf die Kniee; dieser ließ sich aber von Leuten, die ihren Vortheil darin fanden, zu vorschnellem Zorn und übertriebener Aengstlichkeit, welche bei schwachen Menschen gewöhnlich mit einander verbunden sind, hinreißen. Er stellte seinen Neffen vor ein Gericht der Großen, welches denselben sammt seinen Anhängern, unter denen sich sogar einige Männer aus Ludwig's Umgebung befanden, zum Tode verurtheilte, und Bernhard mußte, obgleich sein Oheim den Befehl zur Ausführung dieses Spruches verweigerte, seine Leichtgläubigkeit mit dem Leben büßen. Er ward, vielleicht ohne Wissen

des Kaisers, auf Anstiften der Irmengard oder eines grausamen Unterbeamten geblendet, und starb in Folge davon wenige Tage darauf.*) Nach einer anderen Angabe hätte er sich, als man ihn blenden wollte, mit dem Schwerte vertheidigt und wäre nach einer verzweifelten Gegenwehr getödtet worden. Seine Mitverschworenen wurden ihrer Güter beraubt und theils geblendet, theils in Klöster gesteckt oder in ferne Gegenden verbannt. Der Argwohn des schwachen Kaisers warf sich bei dieser Gelegenheit auch auf die drei natürlichen Söhne Karl's des Großen, die von ihm schon vorher zurückgesetzt worden waren: er ließ sie ebenfalls in Klöster einsperren. Das ganze Verfahren war ungerecht und gewaltsam, Ludwig bereute dasselbe auch, sobald er die Sache ihrem ganzen Umfange nach kennen gelernt hatte. Obgleich er dadurch einen Beweis seiner frommen Gesinnung gab, so war es doch offenbare Schwäche, daß er über diese That auf einem im August 822 gehaltenen Reichstag ein öffentliches Geständniß seines Fehlers ablegte und sich einer kirchlichen Buße unterwarf. Da seine Reue erst nach dem Tode der Irmengard und nach seiner vier Monate später erfolgten neuen Vermählung (819) kam, und da sein Geständniß mehr aus Schwäche, als aus Güte hervorgegangen zu sein schien, so machte er dadurch nur die Schlechten dreist, ohne die Guten zu gewinnen, obgleich er seit dieser Zeit auch seine Halbbrüder so sehr mit seiner Gunst überschüttete, daß nachher zwei von ihnen, Drogo und Hugo, der Eine als Bischof von Metz, der Andere als Abt mehrerer reichen Klöster, eine bedeutende Rolle spielten. Schon vorher (821) hatte Ludwig den Anhängern Bernhard's ihre Freiheit und ihre Güter wiedergegeben und seine beiden Verwandten Wala und Adelhard, von welchen der Letztere früher seines Bruders Pipin väterlicher Freund und Erzieher gewesen war und sich nach dessen Tode auch Bernhard's wie ein Vater angenommen hatte, an den Hof zurückgerufen. Auch bei dieser Gelegenheit verleitete ihn der Wunsch, das, was er gefehlt, wieder gut zu machen, zu einer falschen Maaßregel; denn Wala ward dem jungen Lothar, den der Vater mittlerweile zum König von Italien ernannt hatte, beigegeben, und flößte seinem Pflegling die üble Meinung von Ludwig ein, die er selbst haben mochte. Wala's Einfluß war um so schlimmer, da auch der Graf Hugo von Tours, mit dessen

*) Die Strafe der Blendung, deren häufiges Vorkommen (in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters) dieser christlichen Zeit zur äußersten Schmach gereicht, stammt theils aus dem griechischen Rechte, theils aus den rohesten Bestimmungen des germanischen. Sie wurde kunstmäßig in drei verschiedenen Graden ausgeübt, deren gelindester im Vorhalten eines glühenden Bleches bestand und dem Auge noch einen leisen Schimmer des Sehens ließ.

Tochter man Lothar kurz vorher vermählt hatte, in gleicher Weise auf den jungen Mann einwirkte.

Ludwig war nach dem Tode der Irmengard mit dem Gedanken umgegangen, den Mönchsstand zu ergreifen; die ehrgeizigen Leute seiner Umgebung hatten ihn aber, um dies zu verhindern, zu einer neuen Heirath bewogen. Man sieht hieraus, wie sehr sein Verstand mit den Jahren abnahm und wie er sich durchaus fremder Leitung überließ. Seine neue Gemahlin war Judith, die Tochter des baierischen Grafen Welf. Diese Frau, die dem Kaiser 823 einen Sohn gebar, welcher nachher unter dem Namen Karl der Kahle eine traurige Rolle spielte, verstand nicht die Gemüther zu gewinnen; sie entfremdete sich dieselben vielmehr ganz, als sie sich mit dem Herzog Bernhard von Septimanien, einem Nachkommen von Karl Martell's Bruder Hildebrand, verständigte und mit Hülfe desselben die Männer entfernte, welche den Kaiser seither geleitet hatten. Sie selbst hatte dabei die Absicht, ihrem Sohne einen Antheil an dem bereits vertheilten Reiche zu verschaffen; der Herzog aber suchte sich unentbehrlich zu machen und den Haupteinfluß in allen Regierungsangelegenheiten zu erlangen. Während auf diese Weise am Hofe kabalirt ward, wurde die Aufmerksamkeit der Regierung an verschiedenen Punkten der Reichsgrenzen in Anspruch genommen. In Schleswig und Jütland hatte Gottfried's Tod die bereits oben dargestellten Verhältnisse hervorgerufen. In der Bretagne war ein Häuptling als König aufgetreten, der nur durch einen förmlichen Kriegszug unter Ludwig's Anführung bezwungen werden mußte; der Kaiser benutzte die erneute Unterwerfung der Bretonen, um die Reste des altbritischen Kirchenwesens in ihrem Lande zu beseitigen und sie zur Annahme des römischen zu zwingen. In Kärnthen, Krain und Kroatien machte der kriegerische Liutwit, ein slavischer Fürst, den Franken drei Jahre lang zu schaffen, bis er zuletzt (822) zur Flucht nach Dalmatien genöthigt und dort erschlagen wurde. Endlich empörte sich 826 der Westgothe Aizo, ein spanischer Vasall Ludwig's, und brach, von mohammedanischen Hülfstruppen unterstützt, in Septimanien ein. Der Kaiser schickte ein Heer gegen ihn, stellte aber an die Spitze desselben die Grafen Hugo von Tours (den Schwiegervater Lothar's) und Matfried, welche beide mit dem Herzog von Septimanien in Feindschaft lebten. Diese wußten, obgleich der junge König von Aquitanien, Pipin, beim Heere war, den Zug so zu verzögern, daß die Hülfe zu spät kam; die Ungläubigen verwüsteten daher ungehindert einen großen Theil des Landes und kehrten, als die fränkischen Truppen endlich herannahten, mit Beute beladen nach Hause zurück. Matfried und Hugo wurden auf einer

Reichsversammlung der Vernachlässigung ihrer Pflicht angeklagt und von derselben zum Verlust ihrer Lehen verurtheilt (828).

Unterdessen hatte Judith unablässig an der Erreichung ihres Hauptzweckes gearbeitet und endlich den jungen Kaiser Lothar bewogen, einzuwilligen, daß ihr Sohn Karl den Königstitel und einen Antheil am Reiche erhalte. Als jedoch die Sache zur Ausführung gebracht werden sollte, bereute Lothar, seine Zustimmung dazu gegeben zu haben, und lieh den oben genannten Gegnern seiner Stiefmutter, Hugo und Matfried, sein Ohr. Judith bewog daher ihren schwachen Gemahl, dem Unwillen Lothar's und seiner beiden Brüder das Ansehen ihres Freundes, des Herzogs Bernhard von Septimanien, entgegen zu setzen. Dieser wurde zum Erzkämmerer ernannt und erhielt allen Einfluß am Hofe für sich allein (829). Es wurde nun ohne Befragung der Großen festgesetzt, daß der junge Karl dereinst das Land Alemannien vom Elsaß bis zum Lech als seinen Antheil erhalten sollte.

Herzog Bernhard mißbrauchte sein Ansehen, oder vielmehr es verdroß die Anderen, daß er allein Alles leitete; und so bedurfte es nur eines Anlasses, um einen Bürgerkrieg hervorzurufen. Diesen Anlaß zu geben, ließ sich Pipin von Bernhard's Gegnern ohne große Mühe verleiten, da er ja der eigentliche Anführer jenes Kriegszuges gewesen war, wegen dessen man Hugo und Matfried so sehr beschimpft hatte. Vielleicht glaubte er selbst der geflissentlich ausgestreuten Beschuldigung, daß Judith ihrem Gemahl einen Liebestrank eingegeben habe und mit dem Herzog von Septimanien in unerlaubtem Verhältniß stehe. Er brach einer geheimen Verabredung gemäß mit seinen aquitanischen Truppen plötzlich gegen Ludwig auf (830), nöthigte Bernhard, nach Septimanien zu entfliehen, und bemächtigte sich zugleich des Vaters und der Stiefmutter. Jener ward hierauf in einer Art Verhaft gehalten, diese aber übel behandelt, durch Drohungen zu dem Versprechen gezwungen, ihrem Gemahl die Anlegung der Mönchskutte anzurathen, und dann selbst nach Poitiers in ein Kloster gebracht. Als der Schlag soweit gelungen war, erschien auch Lothar aus Italien, und es wurde gegen Bernhard's Anhänger eine grausame Rache geübt. Man wird sich diese Gräuel und das ganze weitere Verfahren leicht erklären können, wenn man erfährt, daß Matfried mit Pipin gekommen war, und daß der alte Wala, sowie der rüstige Abt Elisachar, der früher als Kanzler einen großen Einfluß gehabt hatte und den Ruhm der Heiligkeit mit dem Besitze vieler Klöster und mit der Anführung von Heeren vereinigte, dem Betragen der beiden Söhne des Kaisers den Anschein des Rechts zu verleihen wußten.

Soweit waren Lothar und Pipin mit ihren Italienern, Aquitaniern und Neustriern geschritten, als ihr Bruder Ludwig mit seinen Deutschen

erschien, in denen mehr Gefühl für Recht und Gerechtigkeit war. Diese sahen außerdem ebenso, wie die Mönche, welche Ludwig zum Eintritt in ihren Stand bereden sollten, daß die Dinge am Hofe keineswegs besser gingen, als vorher, daß vielmehr die Obergewalt, welche Lothar ausübte, noch viel drückender sei, als das Regiment seines Vaters. Sie suchten daher der Sache eine andere Wendung zu geben. Einer von jenen Mönchen, Guntbald, knüpfte eine geheime Unterhandlung mit Pipin und Ludwig dem Deutschen an, und bewog Beide, sich des Vaters anzunehmen. Auch änderten jetzt die Geistlichen ihre Predigten zu Gunsten des Letzteren, da sie einsahen, daß unter einer anderen Regierung jene unerhörte Leichtigkeit, mit der sie seither königliche Güter erhalten hatten, ein Ende nehmen werde. Auf Betreiben von Ludwig's Freunden ward beschlossen, seine Sache auf einer Reichsversammlung zu überlegen, diese selbst aber auf den October und nach der Stadt Nymwegen auszuschreiben, weil man erwarten durfte, daß an einem so entlegenen Orte und in einer Jahreszeit, welche beim damaligen Zustande der Wege das Reisen sehr erschwerte, die Italiener und Aquitanier sich nicht sehr zahlreich einfinden würden; auch zeichneten sich die deutschen Stämme der näheren Umgebung, die Friesen und Sachsen, durch ihre Ergebenheit für Ludwig aus. In der That hatte der Kaiser auf dieser Versammlung gleich anfangs soviel Ansehen, daß er den erbitterten Wala und den früheren Erzkapellan Hilduin, welcher als Abt der drei angesehensten Klöster in Frankreich eine große Macht besaß und aus Eifersucht einer der Hauptanstifter der Unruhen gewesen war, wegweisen konnte, obgleich der Letztere die Unverschämtheit gehabt hatte, in bewaffneter Begleitung zu erscheinen. Der Kaiser ward von der Versammlung ohne Widerspruch in seine Rechte wieder eingesetzt, er erhielt seine Gemahlin zurück, die sich nachher durch einen Eid von allen angeschuldigten Verbrechen reinigte, und die Verschworenen wurden als Hochverräther verurtheilt. Auch jetzt ergriff Ludwig seiner Natur gemäß nur halbe Maaßregeln, und brachte sich also wieder in die frühere Lage; denn weil er weder ganz begnadigte, noch auch streng bestrafte, so erweckte das erstere keinen Dank, das letztere keine Furcht. Bald war daher auch die Verwirrung am Hofe noch größer, als vorher. Lothar wurde zwar der Mitregentschaft beraubt und auf Italien beschränkt, seine Freunde erschienen aber wieder am Hofe; Pipin und Ludwig der Deutsche sahen sich in ihrer Erwartung dessen, was die Mönche ihnen verheißen hatten, betrogen; Guntbald, der die Unterhandlung geleitet hatte, erhielt nicht den gehofften Einfluß, und die Umgebung des Kaisers bestand jetzt aus einer Menge von Menschen, deren Interessen sich durchkreuzten, von denen jeder andere Grundsätze und andere Ansichten hatte, jeder

nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht war, jeder abwechselnd überwiegenden Einfluß auf Ludwig ausübte. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß man auf drei Reichstagen, welche in einem und demselben Jahre (831) gehalten wurden, mehrere unter sich im Widerspruch stehende Verfügungen traf, und daß sogar Bernhard wieder an den Hof kam. Doch fand auch dieser jetzt dort seine Rechnung nicht, zumal da er, wie es scheint, mit Judith nicht mehr einig war; er schloß sich zuletzt an den unzufriedenen König Pipin an, vielleicht besonders darum, weil Guntbald endlich doch einen Einfluß erlangt hatte und denselben nicht mit Bernhard theilen wollte. Alle drei Söhne waren bald wieder in offenbarem Zwist mit ihrem Vater, und wurden von dem Bischof von Lyon, Agobard, durch biblische Sprüche in ihrer feindseligen Gesinnung bestärkt. Dieser heftige und herrschsüchtige Mann, der sich sonst durch seinen Kampf gegen unnütze Spitzfindigkeiten in Glaubensmeinungen und gegen die unter den Franken gebräuchlichen Ordalien oder Gottesgerichte verdient gemacht hat, führte mit dem oben erwähnten Fredegis den hitzigsten Streit über die unfruchtbarsten philosophischen Fragen, und ward hauptsächlich deshalb gegen den alten Kaiser erbittert, weil sein Gegner am Hofe Alles galt. Er erließ nachher ein Manifest gegen die Kaiserin, in welchem er derselben, auf bloße Gerüchte hin und mit Mißbrauch der heiligen Schrift, die ärgsten Dinge nachsagte und die kaiserlichen Prinzen nicht nur wegen ihres Betragens gegen ihren Vater zu rechtfertigen suchte, sondern auch durch die von ihm citirten biblischen Stellen geradezu zur Empörung aufforderte. Was mußte aus einer Religion werden, welche so gebraucht wurde!

Der Kaiser ließ endlich (832) Pipin verhaften und schränkte Ludwig den Deutschen sehr ein; aber der Erstere entkam bald wieder, und Judith war unvorsichtig genug, ihm durch ihren Gemahl gerade in dem Augenblick, wo auch ihr früherer Anhänger Bernhard seines Herzogthums beraubt wurde, das Königreich Aquitanien entreißen und zu dem Landestheil, welcher Karl dem Kahlen früher angewiesen worden war, hinzufügen zu lassen. Dies trieb alle Brüder zu einer Verbindung gegen den Vater (833). Sie gewannen nicht nur Agobard mit seinem Anhange, sondern auch den Papst Gregor IV. für ihre Sache. Damals bewiesen jedoch die deutschen Bischöfe den römischen Drohungen gegenüber eine bemerkenswerthe Festigkeit; auf einer Versammlung zu Worms beschlossen sie nicht nur, dem Kaiser treu zu bleiben, sondern sie forderten den Papst auf, sich in Ludwig's Lager einzufinden, und erklärten zugleich, ihm den Gehorsam zu kündigen, wenn er in seiner feindseligen Haltung verharre. Dies hielt freilich Gregor IV. nicht ab, im Geleite Lothar's nach dem Oberrhein zu

ziehen. In der Nähe von Kolmar auf dem Rothfelde bei Thaun (später vom Volke das Lügenfeld genannt) vereinigten die drei Brüder am Johannistage 833 ihre Truppen; eben dahin zog auch der Vater mit einem überlegenen Heere. Der Unwille über das unnatürliche Betragen der Söhne und über das Unwürdige der Einmischung des Papstes war damals groß; Gregor bot sich zum Vermittler an; während aber Ludwig fruchtlose Verhandlungen pflegte, wußten Wala und der Erzbischof Ebbo von Rheims, der dem Kaiser bisher treu geblieben war, durch scheinheilige Vorspiegelungen nach und nach die Geistlichen und so viele Weltliche von Ludwig abzuziehen, daß der schwache Mann seine Sache aufgab, obgleich ihn bei weitem noch nicht Alles verlassen hatte. Er lieferte sich daher selbst in die Hände seiner Söhne. Diese ließen die Kaiserin nach Tortona und ihren Sohn nach dem Kloster Prüm in der Eifel bringen; der Papst kehrte mißgestimmt über diesen Ausgang nach Rom zurück; den Kaiser brachte Lothar in ein Kloster zu Soissons; er selbst begab sich zunächst nach Compiegne und trat dort vor der fränkischen Reichsversammlung wie vor den fremden Gesandten durchaus als Oberherr auf, ja er nahm die dem Kaiser bestimmten Ehrengeschenke für sich in Empfang. In Soissons setzte man indeß dem alten Mann unaufhörlich zu, das Mönchsgelübde abzulegen; davon hielten ihn aber die Liebe zu seiner Gemahlin und die Zärtlichkeit für seinen jüngsten Sohn ab. Dagegen brachte ihn Lothar durch Geistliche endlich dahin, daß er aus übel verstandener christlicher Demuth in der Kirche des Medardusklosters seine Waffen feierlich niederlegte, ein nach acht Hauptpunkten geordnetes Geständniß seiner Fehler, in welchem Wahres und Falsches künstlich verflochten war, knieend und unter Thränen öffentlich ablas und eine stete Buße gelobte. Der Erzbischof Ebbo von Rheims, den Ludwig aus niederem Stande zu den ersten Würden erhoben, zeichnete sich bei diesen Scenen durch geflissentliche Härte des Verfahrens gegen den gebeugten Kaiser aus. Hierauf nahm Lothar den Vater mit sich nach Aachen, wo er ihn sorgfältig bewachen ließ.

Zum Glück für Ludwig hörte die Einigkeit zwischen seinen drei Söhnen auf, sobald es ans Theilen ging, und außerdem ließ sich im Volke bald die Stimme der Natur vernehmen. Lothar hatte es bei der dem Vater auferlegten Buße auf die Leute abgesehen, welche Agobard und Wala durch scheinheilige Reden über ihre Pflicht getäuscht hatten; diese fühlten jedoch bald Mitleid mit dem mißhandelten Kaiser und es entstanden daher überall bedenkliche Bewegungen. Unter den Söhnen empfand nur Ludwig der Deutsche die dem Vater zugefügte Schmach, sobald ihn seine Oheime Drogo und Hugo, die für des Kaisers Befreiung sehr thätig waren, auf andere Gedanken gebracht hatten. Er

verwendete sich bei Lothar für den Vater und als seine Unterhandlungen fruchtlos blieben, ordnete er eine Gesandtschaft an den Letzteren ab, welcher Lothar den Zutritt nicht versagen durfte (834). Diese Gesandten konnten zwar nur im Beisein von Lothar's Freunden mit dem Kaiser reden, sie gaben ihm aber doch zu verstehen, daß er auf Hülfe zählen könne. Bald nachher wurden von allen Seiten Anstalten zur Befreiung des Kaisers gemacht. Nicht nur Ludwig zog mit seinen Truppen herbei, sondern auch Pipin rüstete aus Neid gegen Lothar ein Heer und rückte mit demselben über die Loire; ja, das ganze Reich gab seinen Unwillen laut zu erkennen, und sogar Bernhard von Septimanien bewaffnete, obgleich der Kaiser ihm zwei Jahre vorher sein Herzogthum entrissen hatte, in Verbindung mit anderen Großen die Burgunder für ihn. Jetzt verzagte Lothar, er stellte seinen Vater auf freien Fuß und zog sich selbst nach Vienne zurück, weil er dort dem Lande Italien, das er auch im schlimmsten Falle behaupten wollte, näher war. Er rückte zwar nachher, als seine Anhänger unter der Anführung der Grafen Matfried und Lantbert bedeutende Vortheile erfochten hatten, wieder nach Norden vor; allein seine Gegner sammelten sich schnell und er war bald nicht mehr im Stande, sich mit ihnen zu messen. Er eilte daher seines Vaters Gnade nachzusuchen und erhielt Verzeihung, mußte aber alles Gebiet außerhalb Italien abtreten. Seine Freunde und Anhänger, unter ihnen auch der alte Wala, hatten sich meist nach Italien geflüchtet. Von den in Frankreich zurückgebliebenen kam der Rädelsführer Agobard am besten weg, indem er schon zwei Jahre nachher wieder in sein Bisthum eingesetzt ward, während der Erzbischof Ebbo von Rheims bis zu Ludwig's des Frommen Tod gefangen gehalten wurde und auch später noch mancherlei Schicksale auszustehen hatte: ein neuer Beweis, daß im Guten wie im Bösen nur das Vollendete zum Ziele führt. Da man in jenen Zeiten dem Volke mehr zumuthen durfte, als in den unsrigen, so ward auch die Wiedererhebung Ludwig's mit einer geistlichen Ceremonie beschlossen und der Kaiser auf eine noch feierlichere Weise mit seiner verlorenen Würde bekleidet, als er kurz vorher derselben war beraubt und zu einer öffentlichen Buße genöthigt worden. Schon gleich damals, als Lothar nach Vienne gewichen war, hatten einige Bischöfe dem abgesetzten Kaiser in der Kirche zu St. Denys die Waffen und Königsgewänder wieder angelegt; ein Jahr später aber (835) kamen die angesehensten Geistlichen mit ihm in der Stephanskirche zu Metz zusammen, erklärten das Verfahren gegen ihn für eine Ungerechtigkeit und setzten ihm unter dem freudigen Zuruf der Menge die Krone wieder auf. Diese Ceremonie zeigt übrigens, verglichen mit Ludwig's früheren Krönungen, aufs deutlichste, wie wenig bei der Wiederherstellung der römischen

Kaiserwürde an einen Plan und in den damaligen Formen des Rechts und der Regierung an ein System zu denken war, obgleich man in unserer Zeit Beides so gern überall sucht. Karl der Große hatte seinen Sohn Ludwig durch den Papst zum König von Aquitanien salben und, als er ihn nachher zum Kaiser und Nachfolger ernannte, sich selbst die Krone aufsetzen lassen; als zwei Jahre nach Karl's Tode Papst Stephan IV. zufällig nach Frankreich kam, ließ sich Ludwig, obgleich er schon gesalbt war, von ihm noch einmal salben und krönen; er legte nachher die so erhaltene Krone gezwungen nieder, ohne daß sich dabei jemand um den Papst kümmerte, nahm sie darauf wieder und fragte auch damals denselben nicht.

Wenn wir auf den seitherigen Gang von Ludwig's Regierung zurückblicken, so muß es uns befremden, daß ein König, der nicht nur sehr fromm, sondern auch unterrichtet und gelehrt war, so ungeschickt und untüchtig sein konnte, und daß unter so traurigen Umständen das Reich und die kaum erst gebildeten Anstalten fortbestanden. Um das Erstere zu begreifen, muß man sich das Verhältniß klar machen, in welchem Ludwig's Charakter zu dem stand, was damals von einem Regenten gefordert wurde. Die königliche Würde sollte eigentlich nur in solchen Staaten erblich sein, in denen allenfalls auch die Minister handeln können, weil auf eine Erblichkeit des Talents und der Kraft nicht zu rechnen ist; Ludwig lebte aber in einer Zeit, wo ebenso wie noch lange nachher alle Regentenhandlungen persönlich waren, und dabei doch ermangelte gerade er aller Kraft und Selbstständigkeit. Er ließ sich außerdem von der Vorstellung irre leiten, daß ein König durch Ermahnung und Rede seine Pflicht erfüllen und seinen Dienern die That überlassen könne. Die Jagd, das Gebet und die Beschäftigung mit gelehrten Dingen nahmen seine Zeit weg, während er vor allen Dingen hätte reisen müssen, da er sein Geschäft als König nur gegenwärtig und durch persönliche Aufsicht über die Beamten, die so leicht Herren und Tyrannen wurden, verrichten konnte. Er brachte manchmal einen ganzen Monat auf der Jagd zu und versäumte keine einzige der gebräuchlichen Andachtsübungen. Er verstand und las Griechisch und Latein, hatte aber bei seiner Lectüre nur einen gelehrten Standpunkt und Zweck, haßte die heidnischen Lieder, mit denen man ihn in seiner Jugend bekannt gemacht hatte, und beschäftigte sich am liebsten mit dem Lesen der Psalmen und anderer religiösen Schriften. Gewohnt, Alles ins Breite zu überlegen, handelte er zwar nie unbedacht, verlor aber darüber stets die Hauptsache aus den Augen und ward von seiner Umgebung abhängig. Was endlich das Reich selbst angeht, so staunt man bei der Betrachtung von Karl's des Großen Regierung oft, in wie kurzer Zeit trotz der ewigen Kriege der junge

und kräftige Sinn der Nation sich erhoben hatte, und wie mächtig damals der Geist erwacht war; schon wenige Jahre nach Karl's Tode aber hatte sich dies völlig umgeändert. Aeußerer Mangel drückte Alles nieder; die frühere Barbarei kehrte gewaltsam zurück; die besten Klöster wurden aufs neue rüstigen, blos im Kriege zu gebrauchenden Aebten zu Theil; die Geistlichen mußten, um einen Schatten von Zucht zu erhalten, selbst den weltlichen Arm anrufen, manche der unter Karl entstandenen Schulen fielen völlig zusammen. Wie tief Karl's Anstalten bald nach seinem Tode gesunken waren, zeigen die Worte eines Zeitgenossen, des Abtes Lupus von Ferrieres, der in einem seiner Briefe sagt: unter Karl habe die Beschäftigung mit der Wissenschaft Ehre gebracht, jetzt aber würden die Gelehrten als lästige Leute angesehen und man schreibe jeden Fehler, der an ihnen entdeckt werde, nicht der menschlichen Schwäche, sondern der Wissenschaft zu. Freilich hatte man dabei nicht so ganz Unrecht; denn mit der Gelehrsamkeit war auch die Pedanterie gekommen, die Gelehrten waren die ärgsten Gegner Ludwig's, sie stützten ihr Recht auf ihre Gelehrsamkeit, und diese hatte nicht allein nichts mit dem Leben und dem Herzen zu thun, sondern sie raubte den Menschen auch, wie Ludwig's Beispiel zeigt, das natürliche Zutrauen, das der Barbar zu seiner Kraft hat. Ebenso schlimm, wie mit der Bildung der Nation, stand es mit der Regierung und mit den äußeren Verhältnissen des Reichs. Jeder Graf wollte in dem ihm angewiesenen Districte Herr sein; die Bretagne erhob sich mehrmals und riß sich zuletzt fast ganz los; die Aquitanier ertrotzten sich einen eigenen Herrn; die Normänner, an die sich alles einheimische Raubgesindel anschloß, verheerten nicht nur die Küsten, sondern auch das innere Land; in Italien aber plünderten afrikanische, sicilianische und spanische Mohammedaner die Küsten, und als in Benevent ein Streit um die herzogliche Würde entstand, wurden sie sogar von der einen Seite als Bundesgenossen herbeigerufen. Das Alles waren die Früchte der Schwäche und Zwietracht, durch welche Ludwig's Regierung sich allein auszeichnete.

Ludwig war übrigens durch sein Unglück nicht klüger geworden, sondern Judith, die man schon vor Lothar's Demüthigung aus ihrem Gewahrsam zu Tortona entführt hatte, erhielt ihren ganzen Einfluß wieder. Sie gebrauchte denselben vielleicht sonst nicht übel, zerrüttete aber durch ihre verblendete Mutterliebe das Reich von neuem. Schon ein Jahr nach ihrer Zurückkunft ließ sie, um Karl's Antheil zu vergrößern, eine neue Theilungsacte entwerfen und erbitterte dadurch von neuem Pipin und Ludwig, deren Besitzungen seitdem stets unsicher waren, weil ohne Aufhören über die Theilung unterhandelt wurde. Da man Lothar nicht ausschließen konnte, so schien es jetzt das Beste,

seine Freundschaft zu gewinnen, um Karl gegen die beiden anderen zu sichern. Lothar ging auf die gemachten Vorschläge ein und übertrug die Unterhandlung dem alten Wala, der am Ende seines Lebens noch einmal etwas Gutes stiften wollte. Dieser brachte einen Vertrag zu Stande, dessen Ausführung aber verschoben ward, theils weil Wala, der sie seinem Herrn dringend anempfohlen hatte, gleich nachher starb und Lothar selbst erkrankte, theils weil ein Aufstand der Bretagner und eine in Italien ausbrechende Seuche des Vaters Reise dahin verhinderten. Nun berief Ludwig (837) eine Reichsversammlung nach Aachen, wo das Land von der Nordsee bis an die obere Maas und an die Loire mit der Hauptstadt Paris zu einem Königreich für Karl bestimmt wurde, dem nunmehr, da er das vierzehnte Jahr zurückgelegt und die Schwertleite erhalten, alsbald gehuldigt werden sollte.

Lothar hielt nun in Trient eine Zusammenkunft mit seinem Bruder Ludwig, auf welcher wahrscheinlich Dinge verhandelt wurden, die sich mit den Absichten des Hofes nicht wohl vereinigen ließen. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, die Sache nahm nachher eine für Ludwig den Deutschen verderbliche Wendung. Er brach zu früh los; Matfried, Hugo, Lantbert und andere Männer, welche Lothar am meisten gegen seinen Vater aufgehetzt hatten, wurden von der Seuche hinweggerafft, der alte Kaiser zog noch im Winter (838) gegen Ludwig ins Feld, und gerade zu derselben Zeit starb der dritte Bruder, Pipin von Aquitanien. Ludwig der Deutsche ward von allen ihm untergebenen Völkern außer den Baiern verlassen und mußte sich der Gnade seines Vaters unterwerfen. Jetzt kam Judith auf den früheren Plan mit Lothar zurück und forderte den jungen Kaiser zur Einwilligung in eine neue Theilung auf, welche noch weit ungerechter war als alle vorherigen. Lothar entsprach ihrem Wunsche, erschien auf dem Reichstage zu Worms und kam mit seinem Vater dahin überein, daß Pipin's hinterlassene Söhne vom Antheile am Reiche ausgeschlossen, Ludwig der Deutsche auf Baiern beschränkt und alle übrigen Länder zwischen Lothar und Karl getheilt werden sollten.

Diese Verfügung erregte in Aquitanien, dem unruhigsten Theile des Reiches, einen Aufstand, und eine Partei der Großen dieses Landes rief sogleich Pipin's ältesten Sohn, der seines Vaters Namen führte, zum König aus. Ludwig zog mit einem Heere nach Aquitanien, erhielt aber plötzlich die Nachricht, daß Ludwig der Deutsche in Thüringen eingefallen sei und mit Hülfe der Baiern seine Rechte behaupten wolle. Er wandte sich daher mit seiner Hauptmacht sogleich gegen diesen, setzte über den Rhein und zog schleunig durch Hessen, um seinem Sohne in den Rücken zu kommen; dieser entkam aber, indem er sich von den in Böhmen wohnenden Slaven den Durchgang

nach Baiern erkaufte. Da kurz vorher eine Reichsversammlung nach Worms ausgeschrieben worden war, so verfolgte der Kaiser seinen Sohn nicht weiter, sondern trat den Rückweg an. In Frankfurt am Main, wo er einige Tage blieb, erkrankte er. Er ließ sich von da zu Schiff auf eine Rhein-Insel bei Ingelheim bringen und starb hier am 20. Juni 840 unter einem Zelte in den Armen des frommen Drogo, der als Bruder, Freund und Bischof dem kranken Manne die letzten Augenblicke erheiterte und durch seine stete Gegenwart, durch seine unermüdliche Pflege, durch sein Wachen und Beten bewirkte, daß Ludwig die Abwesenheit seiner Söhne weniger schmerzlich empfand. Auf Drogo's Bitten verzieh er sterbend seinem Sohne Ludwig, jedoch mit dem Zusatze: „Ihr werdet ihn daran zu erinnern haben, daß er seines Vaters graues Haupt mit Herzeleid in die Grube gebracht und Gottes Mahnungen und Gebote verachtet hat." Eine derartige Verzeihung geht nicht aus echter Gutmüthigkeit hervor, die schwerlich da zu finden ist, wo ihr nicht sittlicher Ernst und Selbstbeherrschung zur Seite stehen. In seinen letzten Augenblicken suchte der alte Kaiser noch jedes Mittel hervor, um Lothar zur Erfüllung des Versprechens zu bewegen, daß er seinen Bruder Karl bei seinem Erbe schützen wolle; er ließ ihn dringend darum bitten, und vermachte ihm unter dieser Bedingung seine Krone, sein Schwert und das mit Gold und Edelsteinen besetzte kaiserliche Scepter. Ludwig hatte das 62. Jahr erreicht; Drogo ließ ihn zu Metz in der Kirche des heil. Arnulf in der Nähe seiner Mutter Hildegard beisetzen.

Lothar zeigte sogleich, wie wenig ihn der Wille des sterbenden Vaters rühre. Er zog mit seinem Heere über die Alpen und führte dasselbe zuerst gegen Ludwig den Deutschen, der mit seinen Baiern bei Frankfurt lag, sah jedoch bald ein, daß es nicht gerathen sei, denselben diesseits des Rheines anzugreifen. Er wandte sich daher gegen Karl den Kahlen, welchen der Vater in Aquitanien zurückgelassen hatte und dessen beste Stütze jener Widerwille war, den viele fränkische Große gegen Lothar gefaßt hatten; er fand aber auch diesen fester stehend, als er gealnt hatte. Nun zog er in allen Richtungen im Reiche umher und richtete überall schreckliche Verheerungen an, gewann jedoch so wenig festen Boden, daß sein alter Freund Ebbo, dessen Wiedereinsetzung er auf einer Versammlung zu Ingelheim aussprechen ließ, in seinem Bisthum Rheims nur mit Widerstreben angenommen und nachher auf einer Versammlung in Soissons aufs neue für schuldig erklärt wurde. Nur Bernhard von Septimanien schloß sich damals an Lothar an, ward aber von Karl zur Unterwerfung gezwungen. Unterdessen war Ludwig bemüht, die deutschen Völker zu gewinnen. Damit sich nun dieser, während seine Brüder

um Frankreich stritten, nicht in Deutschland ganz festsetze, zog Lothar wieder über den Rhein, nachdem er einen Theil des Heeres an der Seine zurückgelassen hatte, um den Truppen Karl's den Uebergang über diesen Fluß streitig zu machen. Er sah sich aber bald in allen seinen Erwartungen betrogen, obgleich er nachher in Deutschland gewissenlos genug war, den rohesten Theil der Sachsen gegen den gebildeteren und gegen seinen Bruder in die Waffen zu bringen. Karl sprengte die an der Seine zurückgelassenen Truppen Lothar's auseinander und der Letztere mußte über den Rhein zurückeilen, um seine beiden Brüder an einer Vereinigung zu hindern, über welche sie trotz der Schwierigkeit, die damals eine Unterhandlung von entfernten Gegenden her hatte, bereits Briefe wechselten. Ludwig erzwang bei Worms den Uebergang über den Rhein und vereinigte sich, wahrscheinlich in der Nähe von Chalons, mit Karl. Beide boten ihrem Bruder Frieden an, dieser täuschte sie aber durch Unterhandlungen, bis Pipin mit seinen Aquitaniern zu ihm gestoßen war. Dann warf er die Maske ab und lieferte ihnen (im Juni 841) bei Fontenaille, sieben Stunden von Auxerre, eine Schlacht, die für das Schicksal des fränkischen Reiches entscheidend war, obgleich die Sache der drei Brüder durch sie noch nicht entschieden ward; denn man stritt in dieser Schlacht*) mit solcher Erbitterung und in so großer Anzahl, daß die Franken, durch den damals erlittenen Verlust geschwächt, zunächst nicht mehr wie vorher im Stande waren, ihre Grenzen und ihre Güter gegen rüstige Barbaren zu vertheidigen. Karl und Ludwig trugen den Sieg davon, konnten aber vorerst keinen Nutzen daraus ziehen. Ludwig mußte sein Heer an den Niederrhein und dann gegen die Sachsen führen, Karl aber dem Pipin folgen, der sich wieder nach Aquitanien geworfen hatte; Lothar erhielt also dadurch Zeit, das Land bis nach Paris hin zu besetzen. Der Letztere wurde damals von den sächsischen Edelingen, die seither zu ihm gehalten hatten, verlassen, und wiegelte dafür die Frilingen und Lassen ihres Volkes gegen sie auf; diese erhoben sich in Masse und suchten unter dem Namen des Stellinga-Bundes den alten, durch Karl's des Großen Einrichtungen umgestoßenen Zustand der Verfassung und des Lebens mit Gewalt wiederherzustellen; sie mußten aber ihr Beginnen schwer büßen, da Ludwig bald nachher grausame Rache an ihnen übte.

Lothar gab auf seinem Zuge die Güter der Gegner und sogar die

*) Nithard nennt sie auch die Schlacht am Bache der Burgundionen, unter welchem das Flüßchen Andrie zu verstehen ist. Fontanetum oder, wie Regino sagt, Fontaniacum ist in dem heutigen Fontenaille wieder zu erkennen. Der Dichter Angilbert (nicht mit dem Homer Karl's des Großen zu verwechseln) rühmt die von Lothar an diesem Bluttage bewiesene Tapferkeit.

von Karl in Aachen zusammengebrachten Kunstwerke, namentlich den vielgepriesenen silbernen Tisch, der auf drei Schilden die Erde, den Sternenhimmel und den Planetenlauf darstellte, seinen Leuten preis. Er achtete wenig darauf, daß Jammer und Elend im Lande immer höher stiegen; dessen ungeachtet vermochte er diejenigen, auf die es eigentlich ankam, nicht an sich zu fesseln. Nach vielen Märschen und Gegenmärschen, und nachdem Pipin und der Erzbischof Otgar von Mainz vergebens Lothar's Partei in Aquitanien und am Rhein aufrecht zu erhalten versucht hatten, vereinigten Karl und Ludwig im Februar 842 ihre Heere aufs neue bei Straßburg. Sie schworen einander hier im Angesichte ihrer Völker, jeder in der Sprache des Anderen, Freundschaft und Treue. Die Eidesformeln hat uns der Geschichtschreiber Nithard erhalten, ein Sohn Angilbert's und Berchta's, der Tochter Karl's des Großen, also Vetter der kämpfenden Könige. Seine vier Bücher Geschichten, obwohl sehr geringen Umfanges, gehören zu den vorzüglichsten Werken des früheren Mittelalters; sie zeigen Ernst und Wahrheitsliebe nicht minder als Welt- und Geschäftskenntniß. Nithard theilt zuerst die Formel mit, welche Ludwig der Deutsche in romanischer und nach ihm Karl, der Beherrscher von Frankreich, in deutscher Zunge sprach, nämlich: „Aus Liebe zu Gott und für des christlichen Volkes und unser gemeinschaftliches Heil, von diesem Tage fernerhin, so weit Gott mir Wissen und Vermögen gibt, so werde ich diesen meinen Bruder Karl (Ludwig) halten (in Hülfe und in jeder Sache), so wie man nach Recht seinen Bruder halten soll, unter dem, daß er mir ebenso thut; und von Luther (Lothar) werde ich keinen Vertrag jemals annehmen, der meines Willens diesem meinem Bruder zu Schaden sei.“ Hierauf leisteten die Völker, jedes in seiner Sprache, folgenden Schwur: „Wenn Ludwig (Karl) den Eid, den er seinem Bruder geschworen hat, hält, und Karl (Ludwig), mein Herr, ihn seinerseits nicht hält, soll weder ich, wenn ich ihn davon nicht abzubringen vermag, noch deren einer, die ich davon abwenden mag, ihm zu Hülfe sein.“ *)

*) Von diesen Formeln sind zwei als Ueberreste der damaligen deutschen, zwei als beinahe älteste Denkmäler der romanisch-französischen Sprache wichtig und merkwürdig. Da Nithard's Werk nur in einer einzigen Handschrift erhalten ist, so bietet die Feststellung des Textes manche Schwierigkeiten. Wir theilen den Schwur der Könige in beiden Sprachen nach dem Abdruck bei Jasmund mit, der von F. Diez (Altromanische Sprachdenkmale) sehr wenig abweicht: „Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.“ — „In Godes

Von Straßburg zogen beide Könige nach Worms und von hier aus schickten sie nochmals Gesandte mit Friedensvorschlägen an ihren Bruder, der jedoch wieder nicht darauf einging. Als endlich nach manchem Hin- und Herziehen das Volk seine Unzufriedenheit immer lauter aussprach, mußten sich die drei Brüder zu einer persönlichen Zusammenkunft verstehen, welche auf einer Insel des Saone-Flusses in der Nähe von Mâcon Statt fand (Juni 842). Hier kamen sie unter eidlichen Gelöbnissen überein, daß die Waffen so lange ruhen sollten, bis 120 Commissäre, welche von allen drei Seiten zu gleichen Theilen ernannt wurden, eine Theilung des Reiches ausgemacht haben würden. Diese Männer konnten verschiedener Hindernisse wegen nicht einig werden und gingen daher, nachdem sie zuerst in Metz und dann in Koblenz zusammengekommen waren, unverrichteter Sache auseinander. Das Murren des Volkes und der Bischöfe, Herzöge und Grafen, die des Krieges wie des allgemeinen Nothstandes müde waren, nöthigte endlich die drei Brüder, bei der Stadt Verdun noch einmal zusammen zu kommen und eine Theilung zu verabreden (im August 843). Durch diesen Vertrag von Verdun erhielt Ludwig der Deutsche ganz Deutschland diesseits des Rheins nebst dem östlichen und mittleren Theile der Schweiz und den Bisthümern Speier, Worms und Mainz jenseits des Rheins;*) nur Friesland war davon ausgenommen und fiel dem Kaiser Lothar zu, welcher außerdem noch Italien, so wie alles Land zwischen dem Rhein einerseits und der Schelde, Maas, Saone und Rhone andererseits, nebst einem kleinen Striche jenseits des letzteren Flusses erhielt; Karl der Kahle endlich bekam alles im Westen von Lothar's Antheil gelegene Land oder Neustrien, Aquitanien, die spanische Mark, Septimanien und ein Stück von Burgund. Auf Karl's Antheil blieb später der Name Franken-Reich oder Frankreich allein haften; für Lothar's Reich ward unter seinem gleichnamigen Sohn der Name Lotharingen gebräuchlich; Ludwig's Antheil bildete die Grundlage des späteren deutschen Reiches.

Als diese Theilung geschehen und jedermann in seine Heimath entlassen war, fühlte man die Wunden erst recht tief, die die Bewohner des fränkischen Reiches sich selbst geschlagen hatten. Die nunmehr

---

minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir Got gewizci indi madh furgibit, so haldih tesan minan bruodher soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mih sosama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werden." Der deutsche Text ist übrigens entstellter als der romanische.

*) Ludwig soll diese drei Gebiete wegen des Weines (ob vini bonitatem) verlangt haben.

in erhöhtem Glanz erscheinende Zeit, wo das Reich eins gewesen, war für immer verschwunden und schwer zu heilendes Elend drückte die Menschen in allen Theilen desselben. An den Küsten hausten die Normannen und die Saracenen, im Nordwesten von Frankreich richteten die aufs neue empörten Bretagner Verwüstungen an und im Innern des zerrissenen Reiches waren ganze Länder durch den Kampf der drei Brüder so schrecklich verheert worden, daß nach der Versicherung eines Chronikschreibers die Einwohner in vielen Gegenden von Frankreich noch einige Jahre nachher Getreidemangel litten, und das Mehl zu ihrem Brode mit Erde vermengen mußten.

3. Die Karolinger vom Vertrag von Verdun bis auf Ludwig's des Deutschen Tod.

Karl's und Lothar's Reiche empfanden den erlittenen Verlust an Menschen und die Unmöglichkeit, bei drohender Gefahr einen bedeutenden Heerbann ins Feld zu führen, am herbsten, weil die Gebiete beider Fürsten einander berührten oder durchkreuzten; Ludwig dagegen focht mit seinen Deutschen nicht unglücklich gegen seine östlichen Grenznachbarn, die Slaven, bis er ebenso, wie Karl, mit den dänischen Normannen und ihren Verbündeten in einen Kampf kam, den er nicht viel rühmlicher bestand, als dieser. So traurig übrigens auch der Zustand aller drei Reiche war, so scheinen doch gerade die verschiedenen Kriege, die sie zu führen hatten und der Verfall aller der Einrichtungen, durch welche Rechte und Gesetze bestehen, dem Rathe vernünftiger Männer, wie Drogo's und Anderer, bei den Brüdern wieder Eingang verschafft und sie von Zeit zu Zeit zu gemeinschaftlichen Berathungen und Verabredungen bewogen zu haben. Wir sehen sie sogar einige Male gemeinschaftlich handeln und einander Hülfe leisten; doch waren dies immer nur vorübergehende Vereinigungen. Das wichtigste Ergebniß ihrer Zusammenkünfte bestand darin, daß auf der dritten (851) Lothar die Sache Pipin's von Aquitanien, die er seither insgeheim unterstützt hatte, ganz aufgegeben zu haben scheint.

Pipin hatte sich nämlich fortwährend in einem Theile von Aquitanien behauptet, auch nachdem der Herzog Bernhard von Septimanien in Karl's Hände gefallen und auf dessen Befehl hingerichtet worden war. Er hatte den Vortheil für sich, daß die Aquitanier, welche immer ihre eigenen Rechte und Ordnungen gehabt hatten, Karl's Herrschaft haßten, weil sie nicht unter den Franken verschwinden wollten; er zeigte sich aber der Anhänglichkeit seiner Partei unwürdig und gelangte daher nie zum ruhigen Besitze der Herrschaft. Nach manchen überstandenen Abenteuern ward er von den Aquitaniern an Karl den Kahlen ausgeliefert, und verschwand im Dunkel des Kerkers. Sein

elendes Betragen hatte übrigens, in Verbindung mit dem Widerwillen der Aquitanier gegen Karl's des Kahlen Regierung, im Jahre 854 einen neuen Zwist unter den Söhnen Ludwig's des Frommen veranlaßt. Die Aquitanier hatten nämlich Ludwig dem Deutschen die Krone angeboten, weil dieser wegen der Tapferkeit seiner Baiern und Sachsen in Frankreich am meisten unter den drei Brüdern geachtet wurde, und weil seine Völker dort ein solches Ansehen hatten, daß bis gegen die Zeit der letzten Karolinger hin die Kenntniß der deutschen Sprache dem gebildeteren Theil der Bewohner von Frankreich ein Bedürfniß schien. Ludwig schickte den Aquitaniern seinen Sohn, das Dazwischentreten Lothar's aber und andere Umstände nöthigten denselben, die Sache bald wieder aufzugeben, und damit war auch die Feindschaft mit Karl wieder ausgeglichen. Der Letztere suchte nachher die Aquitanier dadurch zu beruhigen, daß er ihnen in der Person seines Sohnes einen eigenen König gab. — Ebenso furchtbare Feinde, als die Aquitanier, waren für Karl den Kahlen die Bewohner der Bretagne. Diese hatten schon längst jede Gelegenheit ergriffen, sich von der fränkischen Oberherrschaft los zu machen, sie drangen unter ihrem Oberhaupte, Nominoi, sogar verheerend in die benachbarten Grafschaften ein, und konnten nur durch Waffengewalt und blos auf kurze Zeit zum Gehorsam gebracht werden. Als Nominoi starb, sah sich Karl sogar gezwungen, dem Sohne desselben, Erispoi, den königlichen Titel zu ertheilen.

Die schlimmsten Feinde Karl's waren die Normannen, welche auch seinen beiden Brüdern genug zu schaffen machten. Der vom heiligen Ansgar in Schleswig und Jütland ausgestreute Same des Christenthums war nur sehr spärlich aufgegangen, und als die Streitigkeiten Ludwig's des Frommen mit seinen Söhnen den normännischen Seeräubern den Zugang zur französischen Küste eröffneten, wurden diese kühner gemacht und rotteten nicht nur das schwach gewurzelte Christenthum wieder völlig aus, sondern unternahmen seitdem auch unaufhörliche Raubzüge in die nördlichen Grenzländer des fränkischen Reiches. Es scheint sogar, als wenn Beides von ihnen eine Zeit lang planmäßig und in Verbindung mit einander getrieben worden wäre. Die normännischen Raubfahrten erhielten seitdem eine große historische Wichtigkeit für Europa. Uebrigens wurden von Anfang an die Reiche aller drei Brüder von den nordischen Räubern heimgesucht; diese drangen von Jütland her in Deutschland ein, verheerten Friesland und die anderen Küsten und Inseln im Norden von Lothar's Reich und landeten zugleich bis nach Aquitanien hin in den Flußmündungen des nördlichen und westlichen Frankreichs. Selbst an den Küsten der Provence und des nördlichen Italiens erschienen schon in der Mitte

des 9. Jahrhunderts einzelne Schaaren der Normannen. Am meisten litt Frankreich von ihnen, weil sie dort am wenigsten Widerstand fanden, während sie in Deutschland und in den Niederlanden mitunter sogar mit schwerem Verluste zurückgeschlagen wurden. So gelang es ihnen zwar im Jahre 845 unter Führung des Dänenkönigs Horich oder Erich, das neugegründete Hamburg völlig zu zerstören, die Sachsen setzten ihnen aber nach, entrissen ihnen einen Theil der gemachten Beute und tödteten viele von ihnen; um diese Zeit wurde Hamburg mit Bremen zu einem Bisthum verbunden und Ansgar verlegte seinen Sitz nach letzterer Stadt. In Frankreich aber erschienen die Normannen nicht nur weit öfter, sondern sie drangen auch mit ihren kleinen Schiffen auf der Schelde, Seine, Loire und Garonne bis tief in das Innere des Landes ein und wurden meistens nur mit Geld zum Abzuge bewogen. Dies geschah namentlich im Jahre 845 (kurz vor der Zerstörung von Hamburg), als die heidnischen Raubschaaren verheerend in Paris eingedrungen waren; der Einsturz der Kirche Saint Germain (l'Auxerrois), wobei viele von ihnen verletzt wurden, dazu eine Pest soll sie bewogen haben, gegen ein Geschenk von 7000 Pfund Silbers abzuziehen. Der Grund solcher Mißstände lag theils in der Persönlichkeit Karl's des Kahlen, theils in den Verhältnissen seines Reiches. Karl besaß, wie sein Vater, große Gelehrsamkeit, es fehlte ihm aber gänzlich an praktischer Geschicklichkeit und an der Fähigkeit, ein Heer anzuführen. Außerdem hatte er beim Tode seines Vaters die Ergebenheit seiner Großen theuer erkaufen müssen, so daß er von ihnen, nicht sie von ihm abhingen, und daß er einst auf einem Zuge gegen die Normannen seine Leute nicht einmal zum Fechten bewegen konnte. Während daher Erispoi mit seinen Bretagnern die einfallenden Normannen stets in Kurzem wieder zu vertreiben wußte, verheerten dieselben Räuber ungestraft die Ufer der Seine und andere Gegenden von Karl's Gebiet. Dazu kam noch, daß den Letzteren außer den Normannen auch die Bretagner und die Aquitanier beschäftigten, daß durch die Bürgerkriege die Bevölkerung sehr verdünnt und ins Elend gestürzt worden war und daß einheimisches Raubgesindel sich mit jenen Feinden verband und ihnen als Wegweiser diente.

Wie Karl mit den Normannen, so mußte Ludwig der Deutsche fast jedes Jahr mit den slavischen Völkerschaften Krieg führen, welche von Mecklenburg an bis nach Mähren hinein an der östlichen Grenze der Deutschen wohnten und diesen durch ihre häufigen Einfälle viel Uebel zufügten. Seine Truppen, die er manchmal durch seine Söhne anführen ließ, suchten die Slaven oft in ihren Wohnsitzen heim und fochten im Ganzen nicht unglücklich; dessen ungeachtet mußten aber immer wieder neue Kriegszüge unternommen werden. Gegen die an

der östlichen Grenze von Thüringen und in der späteren Mark Brandenburg wohnenden Slaven-Völker, welche gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Namen der Wenden zusammengefaßt werden, bestellte Ludwig endlich einen besonderen Markgrafen und Herzog, dem alle Grafen des Districts oder der Mark untergeordnet wurden, und der wenigstens den Einfällen von Obersachsen und Böhmen her wehrte; andererseits wurden aber dadurch viele Grafen zum Unwillen gereizt, weil sie bis dahin unmittelbar unter dem Oberhaupte der ganzen Nation gestanden hatten.

Während sich Karl der Normannen und Bretagner, Ludwig aber hauptsächlich der Slaven zu erwehren hatte, mußte Lothar mit den longobardischen Herzögen von Benevent, mit den Griechen in Unteritalien und mit den von jenen herbeigerufenen Arabern, welche seit 827 in Sicilien Eroberungen gemacht hatten, kämpfen. Doch rührten ihn die durch diese Kriege herbeigeführten Uebel weniger, weil er, wie seine Vorgänger, Italien mehr der Ehre, als des Vortheils oder der Macht wegen zu behaupten suchte. Der Herzog Grimoald I. von Benevent hatte, als er durch Karl den Großen zur Unterwerfung gezwungen wurde, die alte Verfassung des Herzogthums, in der wir die ersten Spuren großer Vorrechte der Besitzer von Burgen und Grafschaften finden, vor der Uebermacht der Franken zu retten gewußt. Einer seiner Nachfolger, Sico (817—832), begann die Kriege, welche eine Zeit lang den Franken alles Ansehen in Unteritalien raubten. Dieser strebte nämlich nach dem Besitze von Neapel, welches damals eine Art von militärisch aristokratischer Regierung hatte, dabei aber dem Namen nach vom griechischen Kaiser abhing. Er ward bei seinem Angriffe von dem griechischen General Andreas zurückgeschlagen. Sein Sohn und Nachfolger, Sicard, war, obgleich die Neapolitaner fränkische Hülfe suchten und erhielten, eine Zeit lang glücklicher, weil Lothar ungeachtet des Kaisertitels, welcher vorzugsweise auf Italien ruhte, zu sehr im Norden der Alpen beschäftigt war, um den kriegerischen Herzog demüthigen zu können. Die Neapolitaner riefen deshalb auf Antrieb ihres griechischen Feldherrn die Araber aus Sicilien herbei und der Krieg zog sich dadurch sehr in die Länge. Sicard war nicht reich genug, um ihn auf die Dauer fortzuführen, bedrückte daher seine Unterthanen und ward von ihnen ermordet (839). Nun zerfielen die Beneventer in zwei Parteien, von denen die eine Sicard's Kämmerer, Radelgis, zum Herzog ausrief und die Stadt Benevent behauptete, die andere aber Sicard's Bruder, Siconulf, an ihre Spitze stellte und die Städte Salerno und Amalfi besetzte. Es entstand zwischen beiden ein blutiger Krieg, und da damals Lothar wegen des Kampfes mit seinen Brüdern alle Mannschaft aus Italien an sich

zog, so benutzten nicht blos die sicilianischen Araber, welche von afrikanischer Abkunft waren, sondern auch die seit kurzem im mittelländischen Meere umherstreifenden spanisch-mohammedanischen Seeräuber, die gegen jene Glaubensgenossen ebenso feindlich gesinnt waren als gegen die Christen, die Lage der Dinge zu Eroberungen in Italien, dessen weit ausgedehnte Küsten wie auch seine Vertheilung in viele kleine Länder ihnen das Rauben erleichterten. Diese drangen 846 sogar bis nach Rom vor und plünderten die Peterskirche. Jetzt erst wurden vom Kaiser Lothar ernstliche Anstalten gegen sie gemacht, obgleich er schon zwei Jahre zuvor seinen Sohn Ludwig II. vom Papst zum König der Longobarden hatte krönen lassen und Sieonulf durch ihn so sehr in Schrecken gesetzt worden war, daß derselbe damals nach Rom kam, dem Kaiser huldigte und eine bedeutende Summe Geldes zahlte. Ludwig brach mit der ganzen italienischen Macht der Franken gegen die Räuber auf, schlug sie in die Flucht und bestrafte die in Benevent befindlichen Mohammedaner mit dem Tode. Größeres leistete freilich der Papst selbst, der entschlossene Leo IV., der an der Tibermündung eine streitbare Colonie ansiedelte und die Umgebung der Peterskirche zu einem befestigten Bezirk, der bereits erwähnten leoninischen Stadt, umschuf. Der junge König Ludwig entschied den Streit zwischen Sieonulf und Radelgis dahin, daß der Erstere dem Letzteren Benevent überlassen mußte, und dafür Salerno und Capua erhielt. Lothar I. starb 855. Er hatte sich, von Gewissensangst getrieben, wenige Tage vor seinem Tode als Mönch einkleiden lassen, sein Reich aber unter seine drei Söhne vertheilt. Der Aelteste von diesen, Ludwig II., den er schon 852 auch zum Kaiser hatte salben lassen, erhielt Italien, der Zweite, Lothar II., alle Länder diesseits der Alpen mit Aachen als Regierungssitz; nur die Provence wurde nebst den späteren Grafschaften Lyon und Savoyen dem dritten Sohne Karl zugewiesen. Als der Letztere schon 863 kinderlos starb, ward sein Reich zwischen den beiden Anderen getheilt.

Wenige Jahre nach Lothar's I. Tode (858) brachte sich Karl der Kahle durch seine Unfähigkeit auf kurze Zeit um sein Reich. Ein Theil seiner Großen nämlich trug, erbittert über die Ungeschicklichkeit und Feigheit, die er auf einem Zuge gegen die Normannen bewiesen hatte, die Herrschaft Ludwig dem Deutschen an; dieser erschien mit einem bedeutenden Heere, und Karl entfloh vor ihm nach Burgund. Ludwig glaubte zu früh, des neuen Besitzes sicher zu sein; er entließ seine Deutschen nach Hause, ward aber von denselben Leuten verrathen, die so eben erst seinen Bruder verrathen hatten. Während er sorglos Reichsversammlungen hielt und Abteien, Grafschaften und königliche Güter an seine Anhänger vergab, trat Karl mit seinem Neffen Lothar II.

in Verbindung, und brach in dem nämlichen Augenblicke mit einem Heere aus Burgund auf, als Ludwig die Nachricht von einem neuen Einbruch der Wenden erhielt. Der Letztere mußte daher die Herrschaft über Frankreich schon nach vier Monaten wieder aufgeben und nach Deutschland zurückkehren. Karl trat in seine alten Rechte ein und die zwischen beiden Brüdern gestörte Eintracht ward in den nächsten Jahren durch Unterhandlungen und durch einige Zusammenkünfte wieder hergestellt, bei denen zugleich auch die für die Geschichte des Mittelalters höchst wichtigen Angelegenheiten und Verhältnisse Lothar's II. zur Sprache kamen.

Lothar II. verwickelte sich nämlich durch Verblendung und Leidenschaft in einen ärgerlichen Streit, der nicht nur ihm selbst alle Ehre raubte, sondern auch dem Papste Gelegenheit gab, den ersten Rang unter den Bischöfen, den er anerkannter Maßen besaß, in eine Herrschaft über diese umzuwandeln und sogar auf weltliche Dinge auszudehnen. Lothar hatte, wie seine Brüder, vom Vater einen starken Hang zu Ausschweifungen geerbt und sich früh schon einer herrschsüchtigen Geliebten, Waldrada, ergeben. Er entfernte, um mit dieser zu leben, bald nach des Vaters Tode seine Gemahlin Thietberga eigenmächtig von sich, indem er behauptete, er habe dieselbe nicht aus Neigung, sondern aus politischen Gründen und auf Befehl seines Vaters geheirathet. Da jedoch die Großen seines Reiches die Sache bedenklich fanden, so wurde er schon nach einem Jahre genöthigt, Thietberga wieder an den Hof zu nehmen; er lebte aber auch jetzt nicht mit ihr, sondern mit Waldrada. Nachdem er darauf seinen Bruder Ludwig durch die Abtretung eines Theiles der heutigen Schweiz für sich gewonnen hatte, beschuldigte er seine Gemahlin, um von ihr geschieden werden zu können, der schändlichsten Verbrechen und übertrug die Untersuchung und Entscheidung den weltlichen Richtern, d. h. den Großen seines Reiches, die das Volk vorstellten. Diese erkannten gegen die Verklagte die Probe des siedenden Wassers oder eines jener Gottesurtheile, die bei den deutschen Völkern schon seit langer Zeit mitunter statt des Zeugenbeweises oder in Ermangelung desselben angewandt wurden. Jene Probe bestand darin, daß die angeklagte Person oder ein Mann, den sie statt ihrer stellte, mit dem bloßen Arm aus siedendem Wasser einen hineingeworfenen Gegenstand heraufholte; der Arm ward hierauf verbunden und nach drei Tagen wieder entblößt; war er dann noch nicht geheilt, so galt dies für ein durch die Gottheit selbst gegebenes Zeichen der Schuld. Thietberga stellte einen Mann und ward, da dieser die Probe glücklich bestand, für unschuldig erklärt. Sie war und blieb jedoch ganz in der Gewalt ihres Gemahls und seiner Buhlerin und hatte dadurch so sehr zu leiden, daß sie selbst

ein Jahr später um die Scheidung bat; wenigstens berichteten dies auf einer deshalb gehaltenen Synode die beiden vornehmsten Erzbischöfe des Reiches, die sich zu Lothar's Werkzeugen gebrauchen ließen, der freche und rüstige Günther von Köln und der einfältige Theotgaud von Trier, welchen jener mit Hülfe des Bischofs Adventius von Metz zu berücken gewußt hatte. Diese Männer brachten es auf drei Synoden durch offenbare Lügen dahin, daß Thietberga für schuldig erklärt und zur lebenslänglichen Buße im Kloster verurtheilt, Lothar aber von ihr geschieden und Waldrada zur rechtmäßigen Gemahlin desselben erhoben wurde (862). Man wird über diese boshafte Verfolgung eines schwachen und hülflosen Geschöpfes durch die ersten Geistlichen des Reichs weniger erstaunen, wenn man sich durch einige andere Beispiele den moralischen Zustand jener Zeit klar macht. So führte Karl's des Kahlen Tochter Judith, wie bereits oben angegeben ist, nach dem Tode ihres Gemahls, des englischen Königs Ethelwolf, ein Leben, für welches sich nicht wohl ein schicklicher Name findet. Eine Schwester Lothar's II. ließ sich von einem Manne, den ihr Vater verworfen hatte, entführen, und ward dabei von ihrem Oheim Karl geschützt. Ein Sohn Karl's des Kahlen zog eine Zeit lang als Räuber im Lande umher, und ward für seine Frevelthaten geblendet. Ein anderer Sohn Karl's und ein Sohn Ludwig's des Deutschen gingen, der Eine zu dem Fürsten der Bretagne, der Andere zu einem slavischen Herrscher, um in Verbindung mit diesen ihre Eltern und ihr Vaterland zu bekriegen. Der oben genannte Pipin von Aquitanien, Ludwig's des Frommen Enkel, lebte eine Zeit lang bei den Dänen, nahm die Religion Odins an und verwüstete im Verein mit den heidnischen Raubschaaren sein Vaterland. Wenn man solche Züge aus dem Leben der herrschenden Klassen kennen gelernt hat und dabei bedenkt, daß die Menschenrechte damals gegen die rohe Uebergewalt der Großen durch keinen Mittelstand gesichert waren, so wird man begreifen, wie nöthig es war, das göttliche Recht, selbst auf die Gefahr hin, daß die Geistlichen als Dolmetscher desselben es falsch anwendeten, aufrecht zu erhalten. Man wird aber zugleich auch erkennen, daß das Ansehen des Papstes den Menschen jener Zeit, in welcher die Besseren mehr auf das ewige Recht der Natur, als auf Satzungen sahen, wie eine höhere schützende Macht gegen barbarische Könige und ihre Helfershelfer erscheinen mußte. Aus diesem Grunde erhielt denn auch der Ehestreit Lothar's eine weltgeschichtliche Bedeutung; denn er trug zur Hebung und Befestigung der überraschend großen Gewalt bei, welche die Päpste in der ersten Hälfte des Mittelalters nach und nach erlangten.

Die Bischöfe Lothar's, welche sich zu Dienern und Unterstützern der abscheulichsten Zwecke hergegeben hatten, fürchteten mit Recht den

Papst. Außerdem hörten sie zu ihrem Schrecken bald, daß Thietberga aus ihrem Kloster zu Karl dem Kahlen entflohen sei und an diesem und seinen Bischöfen eine Stütze gefunden habe. Sie suchten daher den Angesehensten unter den französischen Bischöfen, Hinkmar von Rheims, zu gewinnen, und wandten sich mit einem Schreiben an ihn, in welchem sie ihre schändliche Ungerechtigkeit als göttliches Recht hinstellten. Hinkmar aber ließ als Antwort eine Schrift ausgeben, in der er Alles, was von jenen vorgebracht war, siegend widerlegte und die Meinung, daß der König keinem Gesetz unterworfen sei, für eine Erfindung des Satans erklärte. Hinkmar betrieb überhaupt diese Angelegenheit als seine eigene und weckte durch seine Bemühungen endlich auch den Papst Nikolaus I. Dieser kraftvolle Kirchenfürst, ein geborener Römer von vornehmer Herkunft, nahm sich der Sache um so mehr an, da nicht nur Karl der Kahle, der von Lothar durch die Aufnahme und Beschützung seiner mit Balduin entflohenen Tochter Judith beleidigt worden war, sich in dieselbe mischte und auf den römischen Stuhl berief, sondern auch die unglückliche Thietberga, ja, zuletzt sogar Lothar selbst sich an den Papst wandte. Dem Letzteren kam dabei der Umstand sehr zu Statten, daß man damals anfing, die sogenannten pseudo-isidorischen Decretalen als das echte und alte Kirchenrecht zu betrachten. Diese bestanden aus einer angeblich von dem im Anfang des 7. Jahrhunderts lebenden spanischen Bischof Isidorus herrührenden Sammlung von Kirchengesetzen, welche kurz vorher gemacht und in Umlauf gebracht worden war, um durch den Einfluß des Papstes die christliche Kirche aus der Hand roher Barbaren zu reißen. Das Werk war, wie nach zuverlässigen Forschungen anzunehmen ist, um die Zeit des Vertrages von Verdun in dem Sprengel von Rheims abgefaßt worden. Da man an der Echtheit dieser Kirchengesetze, welche ganz künstlich berechnet waren, um durch den Namen des berühmten Bischofs Isidorus von Sevilla (Hispalensis)*) dem alten bischöflichen, auf Synoden gegebenen republikanischen Kirchenrecht ein autokratisch päpstliches unterzuschieben, gar nicht zweifelte: so glaubte man auch dem Papste Nikolaus I., als er mit Muth und Entschlossenheit für Thietberga auftrat, desto bereit-

*) Der Name wird auch von einem, angeblich dem 9. Jahrh. angehörenden Isidorus Mercator oder Peccator abgeleitet. — Den gleichen Zweck, wie der oder die Urheber der isidorischen Decretalen, verfolgte um dieselbe Zeit Benedict Levita von Mainz, indem er drei Bücher Capitularien zusammenstellte, von denen nur der kleinste Theil aus wirklichen Reichsgesetzen besteht, die er mit Aussprüchen aus den verschiedensten Quellen verknüpfte, um die päpstlichen und geistlichen Ansprüche so ausgedehnt und altberechtigt wie möglich erscheinen zu lassen. Doch erlangte seine Compilation nie die Geltung jener Decretalen.

billiger, daß er ein Recht habe, die unterdrückte Unschuld und Gerechtigkeit zu retten und zu rächen, an welchem Orte der Erde es auch sei. Auf sein Verlangen ward 863 zu Metz unter dem Vorsitze zweier päpstlichen Legaten eine neue Synode gehalten, um die Sache der Thietberga nochmals zu untersuchen. Die Legaten ließen sich aber von Lothar gewinnen, die Untersuchung fiel also ganz nach dem Wunsche desselben aus, und seine beiden Hauptwerkzeuge, die Erzbischöfe Günther und Theotgaud, überbrachten selbst die Acten der Synode zur Bestätigung nach Rom. Nikolaus war jedoch über die Schändlichkeiten so erbittert, daß er beide Geistliche absetzte und mit dem Bann belegte (864). Günther, ein äußerst heftiger Mann, begab sich hierauf sogleich zu Lothar's Bruder, Kaiser Ludwig II., der gerade einen Feldzug in Unteritalien machte, und bewog ihn, mit seinem Heere nach Rom zu marschiren und den Papst für die Ausübung einer Gerichtsbarkeit zu bestrafen, welche Ludwig ihm um so weniger einräumte, da die beiden Bischöfe nicht allein als Gesandte seines Bruders betrachtet werden konnten, sondern auch mit seinen eigenen Pässen gereist waren. Nikolaus flüchtete aus seinem Palaste in die Peterskirche und mußte dort mit zusehen, wie der trotzige Günther eine heftige Protestations-Schrift gegen ihn auf St. Peter's Grab niederlegen ließ. Ludwig's Truppen begingen in der Stadt die ärgsten Frevel und der Papst hatte seine ganze Standhaftigkeit nöthig, um fest zu bleiben. Er erhielt indessen zuletzt in der Hauptsache doch den Sieg. Ludwig fühlte wahrscheinlich das Ungerechte im Verfahren seines Bruders, auch seine Gemahlin drang in ihn, und da er außerdem vom Fieber angegriffen wurde, so gab er die Sache der abgesetzten Bischöfe wieder auf, schickte sie nach Hause zurück und zog von Rom ab. Günther sah sich bald von seiner ganzen Partei verlassen, weil der elende Lothar, in der Hoffnung Waldrada behalten zu können, seine Bischöfe preisgab und diese sich nun so gut als möglich zu helfen suchten. Adventius von Metz wandte sich zuerst an den Papst und erlangte von ihm Verzeihung; Theotgaud war zu einfältig, als daß dieser sie ihm hätte verweigern können, doch ward er nicht wieder in sein Bisthum eingesetzt; auch den übrigen lotharingischen Bischöfen wurde ihr Vergehen verziehen; Günther allein erhielt keine Gnade, obgleich er nachher noch einmal nach Rom reiste.

Auf diese Weise wurde der bloßen Form nach Recht und Gerechtigkeit gerettet, die Sache selbst blieb aber im Grunde wie vorher, weil Lothar von Waldrada nicht lassen konnte. Der Papst gewann durch diese Schwäche des lotharingischen Königs viel; doch wurde die oben angedeutete Veränderung in der Art, wie man das päpstliche Ansehen im Verhältniß zur weltlichen Macht betrachtete, dadurch noch nicht

bewirkt, — das vermag kein einzelner Vorfall, — sondern nur erleichtert und eingeleitet. Lothar selbst erkannte, was noch nie in eines Fürsten Sinn gekommen war, den Papst als seinen und seiner Bischöfe Richter an, und dieser ward durch die Schwäche desselben ermuthigt, das göttliche Recht, dessen Vertheidiger er allein war und sein mußte, in einem Tone, dessen man bisher nicht gewohnt war, zu behaupten. Er drohte dem König mit dem Banne und ließ, ohne nach den Landesgesetzen zu fragen, Thietberga durch einen Legaten unter schrecklichen Drohungen für die rechtmäßige Gemahlin desselben erklären und von neuem krönen; zugleich wurde Waldrada verurtheilt, nach Rom zu reisen, um Buße zu thun und die Kirche zu versöhnen (865). Lothar mißhandelte dessen ungeachtet die unglückliche Frau wieder so, daß sie selbst den Papst schriftlich um eine Scheidung bat. Auch rief er, als Nikolaus 867 starb, Waldrada wieder zu sich zurück, weil er von dem neuen Papste, Hadrian II., bessere Bedingungen zu erhalten hoffte. Allein die Furcht vor Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, denen er nicht trauen konnte, bewog ihn endlich, selbst nach Italien zu reisen, wohin Waldrada bereits vorausgegangen war. Der Papst söhnte sich 869 mit ihm aus und ertheilte ihm auf Ersuchen des Kaisers Ludwig die Absolution, jedoch unter der Bedingung, daß die Angelegenheit auf einer Kirchenversammlung nochmals geprüft werde. Aber noch ehe diese berufen werden konnte, erlag Lothar auf seiner Rückreise in Piacenza einer Krankheit (869). Thietberga starb als Nonne in Metz und vermachte der Kirche zu Piacenza, in welcher ihr unwürdiger Gemahl begraben worden war, einige Güter, damit man für die Ruhe seiner Seele bete; Waldrada hatte sich in ein lothringisches Kloster begeben.

Lothar hinterließ keine ehelichen Kinder. Da nun zur Zeit seines Todes Ludwig der Deutsche krank lag, Kaiser Ludwig II. aber in Italien beschäftigt war, so glaubte Karl der Kahle, welcher eine eben so große Gier nach Erweiterung seines Reiches besaß, als er unfähig war, auch nur einen Theil desselben zu schützen, eine gute Gelegenheit zu haben, sich in den Besitz einer Erbschaft zu setzen, die nach Recht und Verträgen dem Bruder Lothar's zukam. Schlau genug hatte er schon vorher den Bischof Adventius von Metz in sein Interesse gezogen und die Herrschsucht Hinkmar's bestochen, und diese Männer hatten Alles so eingeleitet, daß wenigstens Lothar's Unterthanen sich nicht beschwerten, als Karl plötzlich das ganze Land besetzte, sich in Rheims mit dem heiligen Oele salben ließ und in Aachen das Weihnachtsfest abhielt. Die Ermahnungen und Drohungen des Papstes Hadrian, der dem Kaiser zu seinem Eigenthum verhelfen wollte, verlachte Karl; dagegen schreckten ihn aber die Waffen der Deutschen auf.

Sein Bruder Ludwig ließ ihm nämlich, sobald er genesen war, durch Gesandte ankündigen, daß er sich entweder zu einer Theilung des Raubes, — denn an seinen Neffen dachte auch Ludwig nicht, — oder zum Kriege entschließen müsse. Da Karl nicht einmal seine alten Staaten gegen ihn hätte vertheidigen können und weder die französischen, noch die neuen lotharingischen Vasallen zu einem solchen, ihn allein betreffenden Kriege würde gebracht haben, so wählte er das erstere. Nach manchen Verhandlungen hielten beide Brüder 870 eine Zusammenkunft zu Mersen an der Maas und schlossen hier einen Theilungsvertrag, in Folge dessen Ludwig das linke Rheinufer von Basel bis jenseits Metz, Karl aber den Rest von Lothar's Erbschaft erhielt. Erst durch diesen Vertrag wurden das ostfränkische oder deutsche und das westfränkische oder französische Reich Nachbarstaaten, und zwar bildeten alsbald Maas und obere Rhone die Grenzlinie; Aachen, Trier, Metz waren ostfränkische Städte, Friesland wie Elsaß deutsches Gebiet.

Wie wenig übrigens Karl an neuen Länderbesitz hätte denken sollen, zeigt ein Blick auf seine Lage und sein Reich. In seiner Familie ging ihm Alles unglücklich und das Benehmen derselben gibt uns ein recht deutliches Bild von dem Charakter dieser rohen und eisernen Zeit. Von Karl's Söhnen verlor der eine schon früh das Leben, als er mit jugendlichem Leichtsinn einen Mann angriff, blos um unerkannt dessen gepriesenen Muth auf die Probe zu stellen. Ein anderer, Karlmann, den sein Vater zum geistlichen Stand gezwungen hatte, empörte sich mehrmals, zog, wie bereits angegeben, an der Spitze einer Räuberschaar umher und hauste auf die roheste Weise gegen kirchliches und weltliches Gut. Er ward deshalb auf Befehl seines Vaters geblendet, flüchtete dann zu seinem Oheim Ludwig und erhielt von diesem nach manchen Wechselfällen die Abtei Echternach, wo er endlich starb. Auch der dritte Sohn, Ludwig, empörte sich, schloß eine Verbindung mit den Bewohnern der Bretagne und zwang dadurch den Vater, den Gehorsam seines Sohnes mit einer Grafschaft zu erkaufen. Karl selbst konnte, weil ihm die Verfassung die Hände band, nur als Tyrann regieren und mußte fast in jedem Jahre mit mehreren Heeren gegen diesen oder jenen ungehorsamen Großen zu Felde liegen. Von Außen war fast kein Theil des Reiches mehr vor den normännischen Räubern sicher, und die Bretagne, wo nach Erispoi's Tode (857) Salomon von den Einwohnern zum Herrscher ernannt worden war, erregte unaufhörlich Besorgniß. Im Inneren des Reiches durfte Karl die Widerspenstigen und Aufrührer nicht zum Aeußersten treiben, weil sie sich sonst an Ludwig den Deutschen oder an dessen Söhne ergeben haben würden. Er selbst sah ruhig zu, daß jeder Mächtige den minder

Mächtigen bedrängte und unterdrückte, und daß die Franken von ihren Großen in eine Regierung gezwängt werden sollten, wie wir sie am Anfang des 19. Jahrhunderts in Aegypten sahen, wo über despotische Bei's der ohnmächtige Pascha eines dem Namen nach verehrten Sultans den Schatten einer Macht hatte, indeß Landmann und Bürger nur, um geplündert zu werden, da zu sein schienen.

Ludwig der Deutsche war in seinen Verhältnissen etwas günstiger gestellt als Karl der Kahle. Die Normannen, welche diesem so viel zu schaffen machten, darf man nicht gerade Ludwig's Hauptfeinde nennen, theils weil sich für sie in Deutschland weniger zu rauben fand, theils weil gerade die Küstenbewohner Deutschlands und die den Dänen benachbarten Sachsen am wehrhaftesten waren. Dagegen hatte er um so häufiger mit den slavischen Völkerschaften zu thun, welche sich im Osten der Elbe und des Böhmerwaldes festgesetzt hatten und von da weiter nach Süden ausbreiteten. Diese Stämme machten ebenso, wie früher die von Karl dem Großen gebändigten Awaren, verheerende Einfälle in die Länder ihrer deutschen Nachbarn. In den ersten Jahren seiner Regierung wußte Ludwig ihre Angriffe abzuwehren oder ihnen zuvorzukommen, weil unter den Slaven keine Verbindung und keine rechte Ordnung war; später bildete sich aber in Böhmen und Mähren unter dem Fürsten Ratislav (Rastislav) und dessen Neffen Zwentibold (Swatopluk), welche scheinbar die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannten, ein für diesen sehr beschwerlicher Staat, und das Betragen von Ludwig's eigenem Sohne, Karlmann, hätte beide Nachbarn leicht noch gefährlicher machen können, als sie an und für sich selbst waren. Ludwig war nämlich mit seinen Söhnen nicht glücklicher, als sein Bruder Karl, er ertrug aber das Unglück besser und verband die Milde des Vaters mit dem Ernst des Königs. Karlmann, den der Vater schon früh an die Spitze der Baiern und Alemannen gestellt hatte, ward unzufrieden, als seinen jüngeren Brüdern, Ludwig II. und Karl dem Dicken, Schwaben und ein Theil der Slaven-Grenze, welches Beides er als sein Eigenthum ansah, zugewendet werden sollte. Er griff deshalb nicht allein zu den Waffen, sondern begab sich auch zu dem ärgsten Feinde der Deutschen, dem Herzoge Ratislav von Mähren und kämpfte mit diesem gegen seinen Vater (861). Die Sache hätte sehr gefährlich werden können, da Ratislav eine große Kriegsmacht besaß; denn er begnügte sich nicht mit seinen eigenen Kräften, sondern hatte auch Schaaren gemietheter Fremdlinge. Ludwig der Deutsche verhinderte größeres Uebel durch eine Uebereinkunft mit seinem Sohne, vermöge deren er ihm völlig verzieh und sein Gebiet freiwillig erweiterte; die

Großen aber, welche an Karlmann's Beginnen Theil genommen hatten, bestrafte er mit dem Verlust ihrer Lehen.

Diese Begünstigung des ältesten Sohnes machte den zweiten, Ludwig, unzufrieden. Der unbesonnene und heftige junge Mann suchte eine Verbindung zwischen den Thüringern, den Sachsen und den heidnischen Slaven in Böhmen, welche alle einen Nationalhaß gegen die Franken nährten, zu Stande zu bringen. Sein Vater kam aber derselben glücklich zuvor und nöthigte seinen Sohn durch rasche Maaßregeln, seine Gnade zu suchen (866). Ludwig zeigte in der Weisheit, mit der er nachher verzieh und sein Reich theilte, daß seine eigenen Erfahrungen ihn klüger gemacht hatten. Er gab keinem seiner Söhne eine Gewalt über seine Brüder, wie das sonst bei Theilungen gewöhnlich geschah, und theilte nicht nach der Meßruthe oder nach dem Gewichte der Einnahme, sondern er setzte über die Sachsen und die Franken in Deutschland Ludwig II., weil derselbe beiden Nationen befreundet war und früher schon einen zwischen ihnen ausgebrochenen Zwist zu stillen gewußt hatte, sowie über die Baiern und ihre slavischen, avarischen und italienischen Nachbarn den mit dem Charakter dieser Völker vertrauten Karlmann und über die Alemannen Karl den Dicken. Bei einer Familienzusammenkunft in Frankfurt verfiel der Letztere während des Gottesdienstes in der Salvatorkirche in eine heftige Geistesstörung, wobei er sich feindseliger Anschläge gegen den Vater schuldig bekannte; es erfolgte jedoch eine vollständige Aussöhnung. Von den drei Brüdern zeigte sich Karlmann am tüchtigsten. Er zog und stritt tapfer gegen die Normannen, und als Ratislav und sein Neffe in Schlesien, Böhmen, Mähren und einem Theile von Ungarn einen großen Bund slavischer Völker oder das sogenannte mährische Reich zusammenbrachten, vollbrachte Karlmann Thaten, die eines rühmlichen Andenkens werth sind. Ihn bestimmte auch sein Vetter, der Kaiser Ludwig II., da er ohne Kinder war, zu seinem Nachfolger; aber Karl der Kahle betrog ihn, wie wir unten sehen werden, um diese Erbschaft. Ludwig der Deutsche starb im Jahr 876 zu Frankfurt am Main, das er sehr gehoben und nächst Regensburg am häufigsten zum Wohnsitz erwählt hatte; er wurde in dem berühmten Kloster Lauresham (Lorsch, zwischen Bensheim und Worms) beigesetzt.

4. Das byzantinische Reich zur Zeit der bilderstürmenden Kaiser.

Das byzantinische oder griechische Reich erstarkte schnell, als im Jahre 717 Leo der Isaurier den Thron bestieg, und sich desselben durch seine geschickte Vertheidigung der Hauptstadt gegen die Araber sogleich würdig zeigte. Dieser tapfere und verständige Mann führte

aufs neue Ordnung und Zucht im Heere ein und richtete den Muth der verzagten und an Leib und Seele geschwächten Bürger des Reichs wieder auf. Unglücklicher Weise kam er aber auf den Gedanken, die bis zur Abgötterei ausgeartete Verehrung der Heiligen-Bilder auszurotten, und stürzte dadurch das kaum erst beruhigte Reich von neuem in Verwirrung. Er verbot im elften Jahre seiner Regierung alle Bilder in der Kirche bei schwerer Strafe, ohne zu bedenken, daß er bei einer solchen Maaßregel sein Ansehen gegen Leute, welche nichts zu verlieren hatten, aufs Spiel setze, und doch selbst im glücklichsten Falle nur wenig gewinnen könne, weil er es dabei mit dem Aberglauben seiner Landsleute zu thun hatte, der in ihrer Natur und in dem Klima ihres Landes gegründet und deshalb nicht auszurotten war. Leo reizte durch diesen unseligen Schritt nicht allein die Masse des Volkes und die Weltgeistlichen auf, sondern er schuf sich auch einen besonders furchtbaren Feind in den unzähligen Mönchen seines Reiches, welche oft zu Hunderten zusammen wohnten, mit hartnäckigem Aberglauben an den Bildern hingen, und durch Verwandtschaft und andere Bande mit allen Volksklassen enge verknüpft waren. Diese Meinungskämpfe trugen wesentlich dazu bei, den Gegensatz der morgenländischen Christenheit zur abendländischen zu verschärfen, so daß am Schlusse des Jahrhunderts die Erneuerung eines weströmischen Reiches neben dem oströmischen auch von dieser Seite her vorbereitet war. Leo mochte von dem Gedanken ausgehen, daß der Islam, dem die Nachbarvölker im Osten huldigten, mit seinem rationalen Monotheismus und seinem schlichteren Gottesdienst gegen die christliche, mitunter grob sinnliche Bilderverehrung allzusehr im Vortheil seien; selbst der Hohn der Juden war nicht unempfindlich. Im Abendland war man von den Moslemen weniger bedrängt, auch verstand man die sinnbildliche Bedeutung der kirchlichen Kunstwerke aufzufassen, ohne ihnen mit rohem Aberglauben eine magische Kraft zuzuschreiben. Papst Gregor II. hob in einem Sendschreiben an Leo besonders hervor, wie sogar Mose auf Gottes Befehl bildliche Gegenstände errichtet habe; wie zwar im jüdischen Alterthum Gott Vater nicht habe dargestellt werden können, wie dies aber bei Christo, der im Fleisch wandelte, sowie bei den Aposteln und Heiligen gar wohl der Fall sei. Er bemerkt dem Kaiser nicht ohne Feinheit, die Bilder könnten wohlthätig wirken, indem sie den matten Sinn belebten und die Erinnerung anregten.

Leo hatte sich zuerst (726) mit dem Befehl begnügt, es sollten die Bilder hoch über den Altären angebracht werden, damit man sie nicht durch Berührung mißbrauchen könne. Es entstanden alsbald gefährliche Bewegungen unter den Griechen; er sah sich jedoch durch den Widerspruch, den er erfuhr, nach zwei Jahren zu dem strengeren

Beschlusse veranlaßt, es seien die sämmtlichen bildlichen Darstellungen zu zerstören oder zu überstreichen. So entstand der hundertjährige Streit zwischen den Ikonodulen oder Bilderverehrern und den Ikonoklasten oder Bilderstürmern. Da die Masse, von strenggläubigen und auf ihren Vortheil bedachten Mönchen geleitet, allenthalben dem Kaiser Widerstand leistete, ließ dieser sich zu Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten fortreißen, seine Gewalt vermochte jedoch gegen verkehrte Meinungen des Volkes gar nichts. Auch in Italien, wo die Päpste die Zierden der Kirche und die Gegenstände alter Verehrung nicht zerschlagen lassen wollten, widersetzte sich Alles dem verhaßten Kaiser, Ravenna gerieth in offenen Aufstand und ein Theil der Italiener fiel geradezu vom griechischen Reiche ab. Verheerende Einfälle der Araber, Pest und Erdbeben wurden nachher von den erbitterten Griechen, welche überdies die durch diese Unglücksfälle erhöhten Abgaben ungern bezahlten, dem Kaiser allein Schuld gegeben, und sein Andenken blieb ihnen durch alle Zeiten hindurch verhaßt.

Leo's Sohn und Nachfolger, Constantin V. Kopronymus*) (741—775), war ganz in den Grundsätzen seines Vaters erzogen worden, und mußte anfangs mehrere Jahre mit einem Thronbewerber kämpfen, welcher den Widerwillen der Griechen gegen die bilderfeindlichen Isaurier schlau benutzte. Die Tapferkeit Constantin's verschaffte ihm indessen nicht nur den Sieg über den gefährlichen Nebenbuhler, sondern auch die Achtung des Heeres, das er sehr begünstigte. Auch in Italien stand er wegen seiner kriegerischen Eigenschaften in großem Rufe. Neue, von ihm nicht verschuldete Unglücksfälle gaben später den Bilderfreunden, die er mit tadelnswerther Grausamkeit verfolgte, Anlaß und Gelegenheit, auch ihn als einen von der Gottheit gehaßten und gestraften Mann darzustellen. Man vergaß dabei ganz, daß er während des Kampfes der Ommejaden mit den Abbasiden die Grenzen des Reichs nach Syrien und Armenien hin erweiterte und daß er mit den Bulgaren glücklicher focht, als seit hundert Jahren gegen sie gefochten worden war. Die Bulgaren, ein Volk des ugrischen oder finnischen Stammes, früher an der Wolga seßhaft, von welcher sie vielleicht auch den Namen haben, waren zur Zeit der Hunnen mit verschiedenen anderen Völkerschaften aus Asien nach Europa gekommen und hatten sich in der Nähe der unteren Donau niedergelassen. Von hier aus machten sie sich lange durch häufige Raubzüge furchtbar und setzten sogar die Hauptstadt des griechischen Reiches durch plötzliche Ueberfälle so oft in Schrecken, daß Kaiser Anastasius I. in

*) d. h. vom Mist benannt; seine frommen Feinde vergaßen nicht, ihn zu schmähen, daß er als Kind bei der Taufe das Becken besudelt habe.

der Nähe der Stadt eine große Schutzmauer gegen sie erbauen ließ (507). Zu Ende des 7. Jahrhunderts gründeten sie in der heutigen Bulgarei, die etwa dem unteren Mösien der alten Römer entspricht, ein Reich; sie verschmolzen seitdem mit slavischen Stämmen und nahmen an allen inneren Unruhen der Griechen Theil, indem sie bald der einen, bald der andern Partei für Geld dienten. Auch erhielten sie seit jener Zeit von den Kaisern regelmäßig Geschenke. Constantin Kopronymus verweigerte diese und suchte den Einfällen der rohen Nation durch befestigte Colonieen auf immer zu wehren. Darüber entstand ein Krieg, in welchem Constantin die Bulgaren besiegte und sie zwang, ihre Kinder als Geisel der Treue zu geben. Als sie nachher die Waffen noch einmal erhoben, verfuhr Constantin's Heer, welches er, um die Mönche und Bilderverehrer durch Gewalt und Schrecken niederzuhalten, aus tapferen aber auch rohen Leuten zusammengesetzt hatte, aufs grausamste gegen die Bulgaren, sogar gegen die unter ihnen gemachten Gefangenen (762). Constantin mußte zwar seinen Vorsatz, dieses Volk völlig zu unterwerfen, zuletzt wieder aufgeben, legte aber, was ein Beweis von kriegerischer Einsicht ist, an der Grenze eine Reihe von Festungen an, deren Besatzungen die Barbaren beobachten und bei ihren Streifereien im Rücken bedrohen konnten. Auf einem neuen Zuge gegen die Bulgaren erkrankte und starb der Kaiser (775). Es ist sehr schwer, über ihn zu urtheilen, da alle seine Handlungen den Charakter der Gewaltthätigkeit an sich trugen und deshalb seine Absichten verkannt und seine besten Unternehmungen mit boshaftem Sinne beurtheilt wurden. Man hat ihm z. B. Geldgier und Geiz vorgeworfen, und doch stellte er mit großen Kosten die berühmte Wasserleitung wieder her, welche einst durch Kaiser Valens zwischen Chalcedon und Constantinopel erbaut und zur Zeit des Heraklius bei einer Belagerung zerstört worden war. Keiner von den Nachfolgern des Letzteren hatte Geld genug gehabt, um sie wieder aufzubauen; Constantin ließ sie aber in einem einzigen Sommer wiederherstellen, verwendete dazu fast siebentausend Baukünstler und Arbeiter und bestritt alle Kosten aus der kaiserlichen Kasse.

Constantin's schwächlicher Sohn, Leo IV., hatte von seinem Vater und Großvater nichts als den Haß gegen die Bilder geerbt, und konnte doch nicht einmal verhindern, daß seine Gemahlin, die berühmte Athenerin Irene, noch während seines Lebens mit solchen Geistlichen in Verbindung trat, welche aus der Bilderverehrung einen Hauptpunkt der Religion machten. Er zeigte sich, als er dies erfuhr, mild gegen sie, entfernte sie aber doch aus dem Palast. Bald nachher starb er eines plötzlichen Todes (780) und jenes Verhältniß der Irene veranlaßte in Verbindung mit ihrem nachherigen Betragen das Gerücht,

daß sie an seinem Tode nicht ganz unschuldig gewesen sei. Zum Unglück für das Reich hinterließ Leo einen unmündigen Sohn Constantin VI. Porphyrogenitus. Obgleich ein großer Theil des Senats und die Anführer der Truppen zur Partei der Bilderstürmer gehörten, so wußten doch ihre Gegner die Kaiserin Irene zur vormundschaftlichen Regierung zu verhelfen. Irene verband Herrschsucht und Aberglauben so glücklich, daß sie seit Pulcheria das einzige Weib war, welches die Griechen längere Zeit über sich herrschen ließen. Anfangs regierte sie als Vormünderin ihres Sohnes, nachher aber herrschte sie in ihrem eigenen Namen. Mit Karl dem Großen unterhandelte sie wegen der Vermählung seiner Tochter Rotrudis mit Constantin; da es aber ihre Absicht nicht war, daß ihr Sohn je selbstständig werden sollte, so brach sie diese Verbindung bald wieder ab. Vor Allem suchte sie die Mönche und Bilderverehrer an sich zu ziehen. Eine Synode, die sie zur Herstellung des Bilderdienstes in Constantinopel hielt, ward durch die Gegenpartei unter den Geistlichen mit Hülfe der Soldaten auseinander gejagt; Irene ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Sie veranstaltete im Jahre darauf (787) eine sogenannte allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa, durch welche alles das umgestoßen wurde, was seit 60 Jahren zur Abschaffung eines Gottesdienstes, den Christus und die Apostel nie gebilligt haben würden, geschehen war. Man übersah dabei anfangs, daß sich in diesen 60 Jahren ein neues Geschlecht gebildet hatte, welches fanatisch gegen die Bilder eingenommen war; wenigstens bestand das Heer fast blos aus Bilderfeinden, und auch unter den Geistlichen gehörten viele angesehene, würdige und gelehrte Männer zu dieser Partei. Irene wurde daher, obgleich der große Haufe dem Bilderdienst gewogen war, von den Gegnern desselben genöthigt, ihrem Sohne die Regierung, die ihm gebührte, abzutreten (790). Der junge Mann zeigte sich jedoch unfähig, und ward schon im nächsten Jahre gezwungen, seine Mutter wieder in den Staatsrath aufzunehmen. Beide regierten hierauf unter steter Eifersucht und Feindschaft sechs Jahre zusammen, bis endlich Constantin's Untüchtigkeit seiner Mutter Gelegenheit gab, ihren Plan, ihn stets als Kind zu behandeln, ganz auszuführen. Der Kaiser konnte dies nicht ertragen und floh nach Asien, in der Absicht, mit dem Heere, das an der arabischen Grenze stand, zurückzukehren; er ward aber eingeholt, nach Constantinopel zurückgebracht und auf Befehl seiner Mutter in der grausamsten Weise geblendet, indem ihm die Augen mit Schwertern ausgestochen wurden*) (797). Irene regierte hierauf

*) Diese Gräuelthat soll in der Porphyra vollzogen worden sein; so nannte man einen prachtvollen Purpursaal des kaiserlichen Palastes, denselben, in welchem

noch sechs Jahre allein. Daß ein Weib den Thron so lange behaupten konnte, würde uns in Verwunderung setzen, wenn wir nicht die große Macht kennten, welche die von Irene gewonnene Geistlichkeit im byzantinischen Reiche hatte. Doch ward die Kaiserin endlich (803) durch eines ihrer eigenen Geschöpfe, den Schatzmeister Nikephorus, gestürzt, der sie nach der Insel Lesbos verbannte, wo sie bald darauf in tiefer Armuth starb, von den Rechtgläubigen in der Folge als Heilige gepriesen.

Nikephorus bestieg den Thron, als Irene gerade in Unterhandlung mit Karl dem Großen stand, um die beiden christlichen Kaiserthümer gegen Mohammedaner und Heiden näher zu verbinden. Er setzte diese Unterhandlung zwar fort und schloß in Betreff der italienischen Angelegenheiten Frieden mit Karl; bald nachher brachen aber neue Streitigkeiten aus, welche bis zu des Kaisers Tode fortdauerten. Dem Khalifen Harun al Raschid kündigte Nikephorus den Tribut auf, zu welchem Irene sich hatte verstehen müssen; er konnte aber trotz seiner persönlichen Thätigkeit und Tapferkeit nichts gegen die Araber ausrichten. Harun verwüstete das ganze Land bis an die Meerenge von Constantinopel und erzwang den Tribut auf eine für die Griechen noch schimpflichere Weise, als früher (806). Seinen Unterthanen machte sich Nikephorus durch rücksichtslose Anwendung seiner Talente für Finanzverwaltung verhaßt, da er zu der sehr drückenden Grund- und Kopfsteuer, die man schon lange erhob, noch verschiedene indirecte Abgaben erfand und auch eine alte Kriegssteuer erneute. Noch verdient es bemerkt zu werden, daß unter ihm eine Versammlung von Geistlichen sich zu der Erklärung bewegen ließ, der Kaiser sei durch das Gesetz nicht gebunden, sondern stehe über demselben; ein Grundsatz, gegen welchen Rom sich in entschiedenem Widerspruch befand. Gegen das Ende seiner Regierung ward er in einen Krieg mit den Bulgaren verwickelt, der einen so guten Fortgang hatte, daß es den Anschein gewann, als ob dieses Volk völlig unter griechische Herrschaft kommen würde; eine Unvorsichtigkeit des Kaisers, der die Bulgaren aufs Aeußerste gebracht hatte, veranlaßte aber einen Kampf, in welchem er selbst mit dem Kern seines Heeres erschlagen ward (811); sein Schädel, den die Bulgaren in Gold einfassen ließen, diente fortan ihren Häuptlingen als Trinkbecher. Die Feinde folgten dem Reste der griechischen Truppen auf dem Fuße nach und verheerten dann ganz Thracien mit Feuer und Schwert, während in Constantinopel der Sohn und der Schwiegersohn des gebliebenen Kaisers um den

27 Jahre vorher Constantin geboren worden (der Name Porphyrogenitus wird jedoch vorzugsweise einem späteren Constantin und vielleicht in anderem Sinne beigelegt, s. unten).

Thron stritten. Der Erstere starb bald an den im bulgarischen Kriege empfangenen Wunden; der Andere, Michael Rhangabe, war den Umständen nicht im mindesten gewachsen; er glaubte seine Stellung zu befestigen, indem er Karl den Großen als abendländischen Kaiser anerkannte, zeigte übrigens Energie nur gegen Ketzer und Bilderstürmer, während die Bulgaren der Hauptstadt immer näher rückten. Schon nach einem Jahre sah er sich genöthigt, die Regierung dem Feldherrn Leo abzutreten (813). Derselbe bewies noch Milde, indem er seinen Vorgänger weder tödten noch blenden, sondern in ein Kloster bringen ließ, wo derselbe noch 35 Jahre lebte.

Leo V. der Armenier suchte sich der Barbaren, welche bereits bis Constantinopel vorgedrungen waren, durch eine schändliche List zu entledigen. Er ließ ihren Häuptling, Krem oder Krumus, bei einer Friedensunterhandlung treuloser Weise überfallen: Krumus entkam aber und nahm furchtbare Rache. Alle Städte, deren sich die Bulgaren bemächtigen konnten, wurden dem Erdboden gleich gemacht und die Bewohner in das Land der Feinde geschleppt. Die Letzteren, deren Zahl später durch neue Schaaren von griechischen Gefangenen vermehrt ward, schmolzen jenseits der Donau mit den Nachkommen römischer Colonisten, sowie mit Thraciern, Slaven und anderen dort zurückgebliebenen Resten roher Völker zusammen, und man leitet von dieser Vermischung verschiedener Stämme die heutigen Wlachen oder Walachen her. Nachdem die Bulgaren eine Zeit lang ihre Verwüstungen ungestört fortgesetzt hatten, glückte dem griechischen Kaiser endlich ein kühner Feldherrnstreich; er lockte die Feinde in eine Schlucht, schloß sie von allen Seiten ein und rieb sie fast ganz auf. Doch blieb Krumus, obgleich er damals die gemachten Eroberungen verlor, bis zu seinem Tode (815) ein Feind der Griechen und erschien sogar noch einmal vor Constantinopel; erst sein Nachfolger schloß, als er im Rücken von den fränkischen Grafen des Awaren-Landes angegriffen wurde, einen Frieden auf 30 Jahre. Leo war übrigens, abgesehen von einiger Heftigkeit, die man einem alten Soldaten um so eher verzeiht, ein guter Regent und ein wahrhaft religiöser Mann; er hatte sich aber unter der Herrschaft der isaurischen Familie gebildet und war deshalb ein eifriger Gegner des Bilderdienstes geworden. Dieses Umstandes wußte sich sein alter Freund und Kriegsgefährte, Michael II. der Stammler, dem er eigentlich den Thron verdankte, geschickt zu bedienen, um sich einen Anhang zu machen. Michael zeigte sich trotzig gegen den Kaiser, dieser ließ ihn verhaften und durch ein Gericht als Hochverräther verurtheilen. Leo schob aber auf Bitten seiner Gemahlin die Hinrichtung desselben wegen des bevorstehenden Weihnachtsfestes auf und Michael fand hierdurch Gelegenheit, seinen

Mitverschworenen anzeigen zu lassen, daß er sie, wenn sie ihn nicht retteten, verrathen werde; diese drangen darauf beim Frühgottesdienst unter die Priester gemischt und als solche verkleidet in die Kirche und ermordeten den Kaiser Leo am Altare (820).

Michael wurde gleich nach Leo's Ermordung aus dem Gefängniß geholt und bestieg mit noch gefesselten Füßen den kaiserlichen Thron. Seine erste Regierungshandlung war die öffentliche Erklärung seiner Gleichgültigkeit in Betreff des Bilderdienstes; doch verlangte er, daß beide Parteien, die Verehrer der Bilder und ihre Gegner, sich ruhig verhalten sollten. Dies war genug, um die Ersteren gegen ihn zu erbittern; sie erregten Unruhen und machten dadurch den Kaiser zum wirklichen Bilderfeind. Außerdem hatte Michael in den ersten drei Jahren mit dem erfahrenen Feldherrn Thomas, der von alter Zeit her sein Feind war, einen hartnäckigen Kampf zu bestehen. Thomas, den der Khalif Mamun von Bagdad aus unterstützte, belagerte den Kaiser zuletzt sogar in der Hauptstadt, konnte aber, da er seine Mittel und Kräfte nicht gehörig berechnet hatte, bei diesem Angriffe nicht durchdringen; seine Anhänger verloren daher den Muth und lieferten ihn dem Kaiser aus, der ihn grausam tödten ließ. Diese Empörung hatte nicht nur schreckliche Verheerungen in der Umgegend von Constantinopel herbeigeführt, sondern sie zog auch ein anderes, noch größeres Uebel nach sich. Während nämlich Michael und sein tapferer Sohn durch den Krieg mit Thomas ganz beschäftigt waren, bemächtigten sich spanisch-mohammedanische Seeräuber der Insel Kreta, die von der Zeit an mehr als hundert Jahre lang ein Raubnest blieb. Dagegen vertheidigte Michael Sicilien gegen die Aglabiten aufs tapferste. Er konnte freilich auch diese Insel auf die Dauer nicht retten, da die Feinde ihre Hülfsquellen so nahe hatten und die Griechen außer ihnen auch noch die Araber im Osten und die Barbaren im Norden des Reichs abwehren mußten; allein er machte den Aglabiten doch jeden Fußbreit Landes streitig und bewirkte wenigstens, daß, so lange er und sein Sohn lebten, Sicilien nicht ganz verloren ging. In der Bilderfrage behielt Michael II. eine vermittelnde Richtung bei und knüpfte sogar Unterhandlungen mit dem Papste an, doch ohne besonderen Erfolg.

Sein Sohn Theophilus, der ihm 829 in der Regierung folgte, gerieth gleich anfangs in einen Krieg mit dem Khalifen Mamun. Er war in diesem Kriege nicht glücklich und schickte deshalb 832 eine glänzende Gesandtschaft an den Khalifen, um über einen Frieden zu unterhandeln. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand Johannes Grammaticus, ein Mann, der als Staatsmann und Gelehrter gleich achtbar war und, wenn Mamun nicht schon im nächsten Jahre gestorben wäre, gewiß eine Verbindung zwischen beiden Fürsten zu

Stande gebracht und einen Austausch der Künste und Producte bewirkt hätte, welchen Mamun und Theophilus in gleichem Grade wünschten. Beide waren nämlich sehr gebildete Männer und Freunde der Wissenschaft und Kunst. Mamun ließ es sich angelegen sein, durch Uebersetzungen griechischer Werke, die er glänzend belohnte, der arabischen Litteratur ihre Einseitigkeit zu nehmen; Theophilus unterstützte Gelehrte, errichtete neue Schulanstalten, förderte die Kirchenmusik und sorgte für das Abschreiben und Sammeln der lange vernachlässigten älteren Schriften. Er beschäftigte ferner in ausgedehnter Weise die Künstler und Baumeister der Hauptstadt, vor Allen den großen Mechaniker Leo, dessen Prachtstücke*) noch im folgenden Jahrhundert abendländische Reisende in Staunen setzten, der aber auch einen kunstreichen Feuertelegraphen zwischen dem südöstlichen Kleinasien und dem Bosporus errichtete. Johannes, der seinem Kaiser bei allen Unternehmungen für Kunst und Wissenschaft als Rathgeber und Gehülfe diente, traf am Hofe des Khalifen den rechten Ton und unterhandelte daher mit Glück, bis Mamun's Tod Alles störte. Der nachfolgende Khalif Motassem war nämlich zwar ebenfalls Freund und Beschützer der Wissenschaften und zeigte sich dem Theophilus auch darin ähnlich, daß er ein leidenschaftlicher Liebhaber vom Bauen und von mechanischen Künsten war und sich auf echt orientalische Weise eifrig bemühte, die Astronomie zugleich mit der Astrologie, die zu Constantinopel in eigenen Schulen gelehrt ward, zur Wissenschaft zu erheben; aber er hatte noch eine andere Aehnlichkeit mit dem griechischen Kaiser, welche die Verbindung beider Monarchen hinderte. Er war ebenso, wie dieser, mit einem großen Theile seiner Geistlichkeit zerfallen, weil er sie gewaltsam zwingen wollte, den Koran für erschaffen zu erklären. Er trieb dadurch Tausende über die Grenzen des Reiches, und Theophilus bediente sich derselben, um Eroberungen zu machen. Uebrigens scheint auch Motassem die Bilderfreunde des griechischen Reiches gegen ihren Kaiser aufgereizt zu haben. Theophilus widerstand den Angriffen Motassem's ebenso tapfer, als den Aglabiten, die ihm den Rest seiner Besitzungen in Sicilien zu entreißen suchten. Im Kriege gegen den Khalifen wurde er von einem persischen Heere unterstützt, dessen Anführer sich zum Christenthum bekehrte, bei der Taufe den Namen Theophilus annahm und mit des Kaisers Schwester vermählt wurde. Theophilus würde unter die besten Regenten zu zählen sein, wenn wir nur darauf Rücksicht nehmen dürften, daß er die Finanzen, die

*) Leo's künstlicher Platanusbaum, von dessen Zweigen goldene Vögel ihren melodischen Gesang hören ließen, mag auf die Phantasie mittelalterlicher Dichter gewirkt haben; Heinrich von Veldeke und Andere verwandten dieses Motiv zur Ausmalung fremder Wunderpracht.

Polizei, das Bauwesen und die Schulen verbesserte, die gesetzlichen Verordnungen selbst gegen seine Gemahlin und seine nächsten Verwandten rücksichtslos aufrecht hielt und an die Spitze der Geistlichkeit lauter gelehrte Männer zu bringen suchte; aber seine unvernünftige Härte gegen die Bilderverehrer, die er barbarisch peitschen und brandmarken ließ, seine Eifersucht auf jedes Verdienst, welches das seinige hätte verdunkeln können, und seine letzte Willensmeinung, in der er aus Zärtlichkeit gegen seine Familie das Wohl des Reiches vernachlässigte, haben seinen Ruhm geschmälert.*) Er überließ durch diese letzte Verfügung die Vormundschaft über seinen Sohn und Nachfolger, Michael III., seiner frommen, aber zur Regierung völlig untauglichen Gemahlin Theodora (842).

Theodora war dem Bilderdienst ergeben und ganz in der Gewalt der Mönche. Sie ließ es sich also gleich nach dem Tode ihres Gemahls angelegen sein, diesen Dienst wieder herzustellen; unter besonders glänzenden Feierlichkeiten erfolgte die Wiederaufrichtung der Bilder in der Kirche der göttlichen Weisheit (Sophienkirche). Auch bemühte sie sich, die orientalische und abendländische Geistlichkeit, welche über die unter Michael II. und Theophilus erneute Verfolgung der Bilderfreunde entzweit waren, wieder zu versöhnen und den römischen Papst zu gewinnen. Dies mochte einigermaaßen politisch klug sein; allein Theodora und ihre Anhänger hätten darüber nicht das Heer zurücksetzen und vernachlässigen sollen, das man, wie der Verlust von Sicilien beweist, welcher 846 erfolgte, doch so nöthig brauchte. Wie wenig dies Alles den Absichten des verstorbenen Kaisers entsprach, geht aus der Zusammensetzung des Staatsrathes hervor, den er ungeachtet seiner Zärtlichkeit für seine Gemahlin ihr zur Seite gab; Theodora jedoch ließ zur Beförderung ihres Strebens, die Bilderverehrung wieder herzustellen, das Gerücht ausspreng en, Theophilus habe noch vor seinem Ende seine Abneigung gegen die Bilder bereut. Mitglied jenes Staatsrathes war der ehrgeizige Bruder der Kaiserin, Bardas,

*) Der Bericht, wie Theophilus nach seiner Thronbesteigung sich vermählte, obwohl hinreichend verbürgt, klingt wie eine sinnreiche Dichtung. Die zweite Gemahlin Michael's des Stammlers, Kaiserin Euphrosyne, versammelte die schönsten edelgeborenen Jungfrauen, damit ihr Stiefsohn, der junge Kaiser, aus ihnen seine Gattin wähle. Er schritt an der glänzenden Reihe hin, einen goldenen Apfel in Händen tragend. Zuerst fesselte ihn die hochbegabte Ikasia; in jünglinghafter Ungeschicktheit redete er sie mit den unerwarteten Worten an: durch ein Weib sei alles Unheil in die Welt gekommen. Ikasia entgegnete rasch: durch ein Weib sei jedoch auch das Heil gebracht worden. Diese Aeußerung eines schnell bereiten Witzes stieß jedoch den jungen Herrscher ab, statt ihn anzuziehen; er überreichte den goldenen Apfel der bescheidenen Theodora. Ikasia wurde Vorsteherin eines Klosters und als geistliche Dichterin berühmt.

welcher aus Politik die Partei der Bilderfreunde gewinnen zu müssen glaubte; aber neben ihm saßen der tapfere General Manuel und der kräftige Kanzler Theoktistus, welche keineswegs Freunde des Bilderdienstes waren. Dessen ungeachtet setzte Theodora mit Hülfe des verschlagenen Bardas ihren Plan so glücklich durch, daß unter ihrer Regierung die Partei der Bilderstürmer völlig und für immer unterdrückt wurde. Sie berief eine Synode von Leuten, deren Gesinnung sie kannte; diese beschloß (842) die Wiederherstellung der Bilder, setzte den Patriarchen Johannes Grammaticus, der zur Gegenpartei gehörte, ab, und erhob den fanatischen Methodius an seine Stelle. Auf diese Weise vergaß Theodora das Beste des Staates, um auf dem ihr von den Mönchen gezeigten Wege zu dem Ruhme zu gelangen, daß sie den Bildern in der griechischen Kirche von neuem eine Bedeutung verschafft habe, wie sie denselben in der römischen nie zu Theil geworden ist; denn sowohl die Kirchen- und Reichsversammlung zu Frankfurt, welche Karl der Große 794 abhalten ließ, als eine spätere Synode zu Paris, die unter Ludwig dem Frommen stattfand, hatten wohl die bildliche Darstellung in Schutz genommen, aber daneben der Vernunft ihre Rechte gewahrt.

Mehr Vortheil für das Reich, als die Beilegung des Bilderstreites, brachte die Bekehrung der Bulgaren, obgleich auch diese wieder die unglückliche Folge hatte, daß der Zwist der occidentalischen und orientalischen Kirche vermehrt ward. Die Einführung des Christenthums unter den Bulgaren stand in engem Zusammenhang mit der Bekehrung des türkischen Volkes der Chazaren und der Slaven in Mähren; denn erst das Beispiel dieser Nachbarvölker bewog das damalige Oberhaupt der Bulgaren, Bogoris, zur Annahme des Christenthums. Unter den Chazaren behielt jedoch neben dem Heidenthum und der christlichen Religion auch die jüdische noch bis tief in das 10. Jahrhundert zahlreiche Anhänger; ja die Herrscherfamilie und viele der Vornehmen bekannten sich eine Zeit lang zu ihr. Das Verdienst der Bekehrung der Slaven überhaupt hatten zwei griechische Mönche. Dies waren die Brüder Methodius und Cyrillus, die man den Wohlthätern der Menschheit beizählen muß, weil sie ihr Leben mühselig unter Barbaren zubrachten, um dieselben nicht etwa blos für die Ceremonien, sondern auch für die Lehre der Kirche zu gewinnen. Diese ausgezeichneten Männer stammten aus Thessalonich und hatten sich in dieser Stadt und ihrer Umgebung, deren Bevölkerung gemischt war, wohl schon frühe die Kenntniß des Slavischen angeeignet. Der Eine von ihnen, Methodius, begab sich schon 845 zu den Bulgaren, fand aber damals kein Gehör bei ihnen; der Andere dagegen, Cyrillus, lebte eine Zeit lang als Sendbote des Christenthums unter den Cha-

zaren im jetzigen Taurien. Später finden wir beide Brüder beim slavischen Fürsten Rastislav; daß jedoch dieser Fürst, wie die Czechen annehmen, derselbe Beherrscher von Mähren gewesen, der 870 von Ludwig dem Deutschen zum Tod verurtheilt wurde, ist nicht erwiesen. Jedenfalls arbeiteten beide Brüder fünfthalb Jahre lang unter denjenigen Slaven, die nicht zum byzantinischen Reich gehörten, mit großem Erfolg, und Cyrillus erfand für die Bekehrten eine besondere, für alle slavischen Dialekte passende Schrift, deren er sich bediente, als er die Bibel und griechische Gebetbücher übersetzte (um 863). So steht Cyrillus (der ursprünglich Constantin hieß und seinen neuen Namen erst annahm, als er kurz vor seinem Tode sich zum Mönch weihen ließ) noch weit eingreifender am Beginne der slavischen Litteratur da, als Ulfila am Beginne der deutschen. Die slavischen Gelehrten unseres Jahrhunderts haben mit Gründlichkeit und nicht ohne Heftigkeit darüber gestritten, von welchem Stamme Cyrillus die Mundart entlehnt habe, die durch seine Bibelübersetzung ein so ehrwürdiges Ansehen bis auf die heutige Zeit bei allen slavischen Völkern behauptet hat; so viel ist unzweifelhaft, daß im 9. Jahrhundert noch diese Völker einander in der Sprache näher standen als gegenwärtig. Die Czechen vor Allen gefallen sich in der Vorstellung, daß Cyrillus und Methodius seit 864 die böhmisch-mährische Nationalkirche gestiftet haben, die später von Deutschland aus unterdrückt worden sei. Erst nachdem die Bemühungen der trefflichen Brüder unter den Chazaren und anderen Slaven einen glänzenden Erfolg gehabt hatten, trat auch Bogoris zum Christenthum über; doch gerieth er darüber mit dem großen Haufen seiner Bulgaren in Zwist, weil diese voraussahen, daß sie als Christen nicht mehr so grausam wie früher würden rauben können. Die Griechen waren nicht im Stande, ihn hierbei zu schützen; ja sie konnten ihm wegen der tollen Verschwendung Michael's nicht einmal die zu den Ceremonien, welche doch eine Hauptsache waren, erforderlichen Gefäße, Meßgewänder und anderen Kostbarkeiten schicken; Bogoris wandte sich deshalb an die Deutschen und ihren Papst, obgleich schon griechische Geistliche in seinem Lande waren. Auf diese Weise wurden die Bulgaren der abendländischen Kirche nahe gebracht, während zu derselben Zeit der Fürst der Mähren, weil er der Franken Christenthum wie ihre Bedrückungen haßte, mit den Griechen in enge Verbindung trat. Der Papst schickte den Bulgaren italienische Missionäre, die dann nicht minder eifrig gegen die Griechen, als gegen die Heiden predigten, und also diejenigen, denen sie die Botschaft des ewigen Friedens, der Bruderliebe und Gottesfurcht bringen sollten, gleich anfangs in die Streitigkeiten der ersten Geistlichen der christlichen Kirche hineinzogen. Dies gab bald nachher sowohl

dem römischen Papst als dem griechischen Patriarchen Vorwand und Anlaß, ihren Zwist, welcher endlich die völlige Trennung der Einen Kirche in zwei Theile herbeiführte, zur politischen Angelegenheit zu machen. Uebrigens fielen die Bulgaren schon nach kurzer Zeit wieder der morgenländischen Kirche zu; denn die Griechen waren ihnen nahe, die Franken weit entfernt und anderwärts beschäftigt, und die Bischöfe der Ersteren erhielten daher bald die Oberhand. Methodius und Cyrillus bewiesen auch während dieser Streitigkeiten, daß sie für Lehre und Herz arbeiten wollten; sie vertheidigten den Gebrauch der slavischen Sprache beim Gottesdienste sowohl gegen den griechischen Patriarchen, als gegen den römischen Papst, der sie im Jahre 868 zur Verantwortung vor sich beschied, und setzten die Beibehaltung derselben durch. Cyrillus starb zu Rom im Anfang des folgenden Jahres; Methodius erhielt später abermals, wegen des Gebrauches der Landessprache beim Gottesdienst, auf Anstiften deutscher Bischöfe eine Vorladung nach Rom, die er höchst ehrenvoll bestand. Im Allgemeinen blieb es jedoch geschichtliche Bestimmung, daß die slavischen Völker in derselben Weise von Constantinopel und von der griechischen Bildung angeregt werden sollten, wie die germanischen von Rom aus; ein auch politisch höchst wichtiges Verhältniß, aus dem noch die russischen Herrscher den Glauben schöpften, sie seien einige Jahrhunderte nach dem Untergang des oströmischen Kaiserthums ebenso zur Erneuerung desselben berufen, wie Karl der Große das weströmische nach einer Unterbrechung von mehreren Jahrhunderten erneuert hat.

Zu dem Zwiste der beiden Kirchen gab die Persönlichkeit des griechischen Kaisers, der sich sonst um die Religion wenig bekümmerte, zufälliger Weise den Anlaß. Wir müssen deshalb unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Gange seiner Regierung zuwenden. Michael III. war ein toller, ganz sinnlicher Mensch, welcher ohne alle Erziehung aufgewachsen war und schon als Kind den Kaiser hatte spielen dürfen; die eigentlichen Regierungsgeschäfte führte noch zwölf Jahre nach seiner Thronbesteigung seine Mutter Theodora. Michael war kaum zum Jüngling herangereift, als er (854) den Theoktistus, den einzigen durchaus tüchtigen Mann im Regentschaftsrath, den er als den Freund seines Vaters scheute, umbringen ließ. Zwei Jahre nachher steckte er seine Mutter, deren schändlicher Bruder Bardas aus Herrschsucht insgeheim zu Allem die Hand bot, in ein Kloster. Er fröhnte dann seinen wilden Lüsten und gemeinen Liebhabereien und überließ die Regierung dem Bardas, den er 862 zum Cäsar ernannte. Reiten, Fahren und Ringen waren seine Lieblingsbeschäftigungen, Menschen aus der schlechtesten Volksklasse seine gewöhnliche Umgebung. Mit diesen schwelgte er nicht nur auf gemeine Weise, sondern er trieb auch mit

den heiligsten Gebräuchen der Kirche frevelhaften Spott und parodirte in roher und possenhafter Weise das Abendmahl und die Processionen. Bardas regierte, ungeachtet seines mehr als zweideutigen Charakters, nicht gerade schlecht; denn er war verständig und gebildet, beförderte die seit Theophilus neu aufblühenden Künste und Wissenschaften, leistete den Arabern hinreichenden Widerstand und vertrieb die Paulicianer, die aus einer verfolgten Ketzer-Secte räuberische Feinde der Griechen und Verbündete der Araber geworden waren, aus den Bergschluchten an der kleinasiatischen Grenze, in welchen sie sich niedergelassen hatten. So tüchtig sich übrigens auch Bardas durch alles dies bewies, so beleidigte doch sein Stolz jedermann um so mehr, je niederträchtiger der Kaiser war, in dessen Namen er regierte. Gegen den Letzteren, der keine menschlichen Rechte achtete und die Kirche öffentlich verhöhnte, wollte Ignatius, den Theodora zum Patriarchen erhoben hatte, die göttlichen Rechte behaupten; er versagte daher einst dem Bardas, als derselbe ein öffentliches Aergerniß gegeben, das Abendmahl, und blieb trotz der Drohungen des Kaisers standhaft bei seiner Weigerung. Dieser und sein Cäsar beschlossen darauf, den kühnen Patriarchen zu stürzen. Es ward ihnen nicht schwer, ihr Vorhaben unter einem Scheine des Rechts auszuführen. Ignatius hatte sich durch seine sittliche Strenge viele Feinde unter den Geistlichen gemacht; Photius dagegen, ein höchst ehrgeiziger Mann, welchen Michael und Bardas zum Werkzeug ihrer Rache erkoren, hatte einen bedeutenden Anhang von Schülern und Creaturen, weil er, obwohl bisher Gardehauptmann und Hofbeamter, doch der erste Gelehrte im Reich und der Günstling des Bardas war. Ignatius ward 857 abgesetzt, Photius an seiner Stelle zum Patriarchen erhoben, und dann eine Synode berufen, um das Geschehene zu bestätigen. Dieser Schritt zog jedoch schlimme Folgen nach sich; denn die Geistlichkeit besaß Kraft und Ansehen, weil sie die einzige mächtige Körperschaft in einem Reiche war, in welchem alles Andere durch Einzelne verwaltet oder doch durchgreifend geleitet wurde. Sie theilte sich, und in einer und derselben Stadt wurden in zwei verschiedenen Kirchen Photius, der im Besitz der Würde war, und Ignatius, welchen Bardas hatte in Ketten werfen lassen, als Patriarchen anerkannt.

Diese Spaltung versetzte den ehrgeizigen Photius in eine schlimme Lage und brachte ihn, der sich des Unrechts bewußt war, auf den Gedanken, den römischen Bischof in sein Interesse zu ziehen, um mit Hülfe desselben auf einer ökumenischen oder allgemeinen Kirchenversammlung dasjenige zu erwirken, was man auf der besonderen der griechischen Kirche nicht hatte erlangen können. Zwischen der letzteren und dem Papste war schon seit längerer Zeit aus manchen Ursachen der

Verkehr abgebrochen; der Patriarch von Constantinopel hatte sich noch nie dazu verstanden, dem römischen Bischof den in Anspruch genommenen Vorzug eines Nachfolgers Petri einzuräumen; diesem waren sogar während des Bilderstreites bedeutende Güter seines Stuhles in Sicilien, Lukanien und Calabrien entzogen worden. Bardas und Photius ließen aber jetzt den Papst Nikolaus I. durch eine ehrenvolle Gesandtschaft zur Theilnahme an einer allgemeinen Kirchenversammlung auffordern, stellten ihm die Wiedererlangung des verlorenen Gebietes in Aussicht und räumten den päpstlichen Gesandten sogar den Vorsitz auf der Versammlung ein. Dessen ungeachtet erreichten sie ihren Zweck nicht; denn Nikolaus, welcher überall nur das Rechte und Gute wollte, ließ sich nicht als Werkzeug gebrauchen und sah die ganze Sache als eine gute Gelegenheit an, die Stellung, welche er gerade damals bei Lothar's Ehestreit gegen den Herrscher des Westens annahm, auch gegen den des Ostens zu versuchen. Zwar ließen sich seine beiden Gesandten, von welchen der eine bald nachher in der Sache Lothar's dieselbe Schlechtigkeit beging, von Photius und Bardas bestechen und stimmten auf dem Concil (861) in die Verdammung des Ignatius und in die Erhebung des Photius ein; allein Nikolaus war kaum von dem Hergange genau unterrichtet, als er seine Bischöfe in Rom versammelte (862), das ganze Verfahren mißbilligte und den Photius mit seinen Anhängern nicht allein der geistlichen Würde verlustig erklärte, sondern im Falle der Widersetzlichkeit sogar mit dem Banne bedrohte. Darüber entstand ein heftiger Briefwechsel zwischen dem Papst und der griechischen Regierung, der mit einem förmlichen Bruch endigen mußte, weil Nikolaus das Kirchenrecht, welches er damals den Franken aufdrang, auch bei den Griechen geltend machen wollte. Dies war unmöglich zu erreichen; denn obgleich die eigentliche Quelle der Religion und ihrer damaligen Form weit mehr in Rom zu suchen war, als in Constantinopel, wo man blos die letztere berücksichtigte, so war doch Photius gelehrt und schlau genug, um seine Sache zu einer Nationalangelegenheit zu machen. Unterstützt von Bardas verdammte er seinerseits den römischen Bischof auf einer griechischen Synode und beschuldigte dreist das ganze Abendland verschiedener Ketzereien, unter denen besonders eine Lehre bei den Griechen Anstoß erregte, daß nämlich der heilige Geist nicht blos von dem Vater (wie die morgenländische Kirche annimmt), sondern zugleich auch von dem Sohne ausgehe. Photius warf den Römern außerdem vor, sie hätten aus Herrschsucht die Bulgaren an sich gerissen, und veranlaßte dadurch so heftige Ausfälle der griechischen und römischen Geistlichen gegen einander, daß an eine Vereinigung oder auch nur an die Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken war.

Gerade als dieser erbitterte Kampf zwischen den beiden Kirchen begann, zerfiel der griechische Kaiser mit Bardas und ließ ihn hinterlistiger Weise ermorden (866). An seine Stelle trat ein Günstling Michael's, Basilius der Macedonier, der sich von niedrigem Stande bis zur Würde eines Oberkammerherrn emporzuschwingen gewußt hatte. Er war ohne alle Bildung, besaß aber viele natürliche Fähigkeiten, hatte sich durch seine Geschicklichkeit im Ringen und Reiten beim Kaiser beliebt gemacht, und dadurch, daß er sich in alle seine Launen und Laster zu schmiegen verstand, nach und nach seine Gunst so sehr gewonnen, daß dieser ihm nicht nur seine frühere Geliebte Eudokia zur Gemahlin gab, sondern ihn auch gleich nach Bardas Ermordung zum Cäsar ernannte. Basilius war seitdem das eigentliche Oberhaupt des Staats in allen weltlichen Dingen, während Photius eben so willkürlich die geistlichen Angelegenheiten lenkte; denn der Kaiser überließ Beiden die Geschäfte, weil er selbst nur auf die Befriedigung seiner niedrigen Begierden bedacht war. Das Reich befand sich in der traurigsten Lage. Sicilien war ganz verloren gegangen; in Italien wurden viele bis dahin behauptete Städte theils von den Arabern, theils von longobardischen Herzögen, theils von dem Kaiser Ludwig II. besetzt; die Araber suchten ihre Herrschaft bis in das adriatische Meer auszudehnen und hatten sich bereits der Stadt Ragusa bemächtigt; ein Versuch, den Ungläubigen Kreta zu entreißen, verunglückte völlig; endlich war im Jahre 865 eine Schaar Normänner, welche man in Constantinopel mit der später zu einem umfassenderen Völkernamen gewordenen Benennung Russen bezeichnete, auf dem Dniepr herab in das schwarze Meer gefahren, hatte die Küsten und Inseln geplündert und zuletzt sogar die Hauptstadt des griechischen Reiches belagert, bis ein Sturm, der ihre Fahrzeuge zerstörte, sie zur Rückkehr nöthigte. Ungeachtet aller dieser Mißgeschicke würde sich Michael noch lange auf dem Thron behauptet haben, wenn er nicht seinem neuen Liebling Ursache zur Besorgniß gegeben hätte. Basilius sah voraus, daß Michael sich selbst stürzen werde, und änderte daher, sobald er Cäsar geworden war, sein Betragen. Diese Aenderung und die Würde, die sich Basilius gab, hatten die natürliche Folge, daß der Kaiser und sein Cäsar sich mit einiger Eifersucht anzusehen schienen. Doch fesselte den Letzteren noch eine Zeit lang das Gefühl der Dankbarkeit, bis Michael selbst ihm den Vorwand lieh, auch dieses zu verleugnen. Der Kaiser erklärte ihm nämlich eines Tags, daß er ein bloßes Geschöpf seiner Willkür sei und daß allenfalls ein Anderer an seine Stelle gesetzt werden könne. Bald nachher fiel Michael als das Opfer einer Verschwörung, an deren Spitze Basilius stand (867). Doch scheint es, als wenn der Letztere nur ungern in die Ermordung des Kaisers gewilligt habe.

Basilius I. ward Kaiser und mit ihm gelangte eine neue Dynastie, das sogenannte macedonische Herrscherhaus, auf den Thron. Er betrug sich als Kaiser so, daß jeder Vernünftige den Antheil, den er an Michael's Lastern genommen, sowie seinen niedrigen Ursprung gern vergaß; übrigens wurde es ihm nicht schwer, sich nachträglich eine sehr erlauchte Abstammung, nämlich von dem altparthischen Königshause der Arsaciden, beizulegen. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Entfernung des Photius und die Wiedereinsetzung des Ignatius. Er hoffte auf diese Weise nicht blos die Geistlichen und Mönche mit der Regierung auszusöhnen, sondern besonders auch mit dem Papste und durch diesen mit seinen Nachbarn in ein friedliches Verhältniß zu kommen. Doch war das Interesse, welches Basilius dabei hatte, nur ein augenblickliches. Es änderte sich daher auch, sobald er einmal fest saß und seinen Zweck erreicht hatte; der Streit brach bald wieder aus, Photius, der seine Anhänger in alle geistlichen Aemter zu bringen gewußt hatte, erhielt nach Ignatius' Tode die Würde eines Patriarchen aufs neue, und obgleich er nachher von Basil's Nachfolger wieder abgesetzt wurde, so war und blieb es doch für alle Zeiten unmöglich, die Einheit der christlichen Kirche wieder herzustellen.

5. Geschichte der karolingischen Staaten vom Tode Ludwig's des Deutschen bis auf Ludwig das Kind.

Das Streben des griechischen Kaisers Basilius I., sich durch die Freundschaft des Papstes den Thron zu sichern, kam dem Kaiser Ludwig II. bei seinen Unternehmungen in Italien zu Statten. Dieser suchte schon seit langer Zeit Bari, den festesten Platz an der Ostküste von Unteritalien, den Arabern zu entreißen, und hielt die Stadt vier Jahre lang vergebens eingeschlossen, weil er mit den dalmatischen Schiffen, aus denen seine Flotte bestand, nichts ausrichten konnte. Erst als Basilius aus dem angedeuteten Grunde eine griechische Flotte zu Hülfe sandte, wurde Bari eingenommen (871); ein Erfolg, der bei den Christen Italiens großen Jubel erregte. Gerade dieses gemeinschaftliche Unternehmen aber regte die alte Eifersucht zwischen dem griechischen und dem römischen Kaiser wieder auf, und es ist daher auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Erstere, wie es heißt, insgeheim an einem verrätherischen Unternehmen Antheil hatte, durch welches alle Pläne Ludwig's in Italien vereitelt wurden. Ludwig ward nämlich von einem seiner Vasallen, dem Herzog Adelgis von Benevent, in dieser Stadt gefangen genommen und so lange festgehalten, bis er das eidliche Versprechen gab, die Beneventer wieder in die sehr günstige Verfassung zu setzen, die sie unter Grimoald gehabt hatten. Adelgis verschaffte dann, während sich die Araber im Gebiet von

Salerno ausbreiteten, den Griechen festen Fuß in Unteritalien, so daß sie bald nach Ludwig's Tod auch die Stadt Bari einnahmen.

Kaiser Ludwig II. starb 875 in der Nähe von Breseia, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen; er hatte sich unter schweren Verhältnissen als ein tüchtiger Herrscher und nach Kräften als Beschirmer der Christenheit erwiesen. Das erledigte Kaiserthum und den Besitz von Italien suchten die beiden noch lebenden Söhne Ludwig's des Frommen, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, an sich zu reißen. Jener zog mit seinen Truppen schnell nach Italien; dieser schickte seine Söhne Karlmann und Karl den Dicken mit zwei Heeren ebendahin ab und drang selbst mit seinem dritten Sohne in das westfränkische Reich ein. Karl der Kahle hatte den Papst für sich und täuschte den einen seiner beiden Neffen durch falsche Zusagen; der andere aber ward schon in der Gegend von Bergamo zur Rückkehr genöthigt, weil die Verheerungen seiner Leute dort einen Aufstand des Volkes hervorriefen. Karl der Kahle kam also seinem Bruder und dessen Söhnen zuvor und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt, mußte aber bald wieder nach Frankreich zurückeilen, nachdem er in Pavia die Krone von Italien empfangen und außerdem noch einige große Gerichte gehalten hatte, gleichsam um in Acten und Urkunden ein Andenken seiner vorübergehenden Erscheinung zu hinterlassen. Er feierte 876 zu Saint Denis das Osterfest in kaiserlichem Glanze, würde jedoch an seinem Bruder alsbald einen schwer zu besiegenden Gegner gefunden haben, wenn dieser nicht kurz nachher gestorben wäre (Aug. 876, zu Frankfurt a. M.). Auch aus dem plötzlichen Tode des Bruders suchte Karl politischen Nutzen zu ziehen, da er einen Theil der von Ludwig hinterlassenen Länder an sich reißen zu können hoffte. Er fand aber die Deutschen gar nicht geneigt, anderen als eingeborenen Fürsten zu gehorchen, erlitt bei Andernach durch Ludwig's gleichnamigen Sohn eine schwere Niederlage und verlor nicht nur viele Leute, sondern auch sein Lager und bedeutende Schätze.

Dieser Verlust, dazu die fortwährenden Einbrüche der Normannen und der vermehrte Aufwand für die kaiserliche Pracht, die dem pedantischen Manne sehr am Herzen lag, brachten ihn in nicht geringe Verlegenheit. Seine Hülfsquellen fingen an zu versiegen, und da ihn gleich nachher der von Griechen und Arabern bedrängte Papst Johann VIII. nach Italien rief, so mußte er seinem Geldmangel durch gewaltsame Mittel abzuhelfen suchen und zugleich für eine Unternehmung, die nur sein persönlicher, nicht des Reiches Vortheil erheischte, die Heeresfolge der Großen mit schweren Opfern erkaufen. Das erstere zog einen harten Druck nach sich, der auf allen seinen Unterthanen lastete; das letztere aber hatte zur Folge, daß unter ihm, und zwar

in Frankreich zuerst, die Grafen aus Vorsitzern der Gerichte und aus Kriegsobersten Herren und Gebieter ihres Districtes wurden. Doch hat man Karl fälschlich beschuldigt, daß er dies durch förmliche Bestimmungen festgesetzt und namentlich die Erblichkeit der Grafschaften gesetzlich eingeführt habe. Als er nach Italien zog, ernannte er für die Dauer seiner Abwesenheit seinen Sohn, Ludwig den Stammler, zum Reichsverweser, dachte aber in den Vorschriften, die er ihm gab, wie immer, weit mehr an sein Privatinteresse, als an das Wohl des Landes; denn er zeigte sich in denselben für nichts so angelegentlich besorgt, als für seine Jagden. Auch behielt er sich ausdrücklich vor, über die Nachfolge in der Herrschaft beliebige Bestimmungen zu treffen, also über das Reich wie über sein Privatgut schalten zu können, ohne daß dabei die Zustimmung des Volkes vorbehalten wurde, obgleich er selbst diese nicht lange vorher förmlich anerkannt hatte.

Als er (877) nach Oberitalien kam, wohin ihm der Papst entgegen gereist war, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß sein Neffe Karlmann mit einem starken Heere heranrücke. Dieser war ein um so schlimmerer Gegner, da er sich kurz vorher mit dem mährischen Fürsten Zwentibold (Swatopluc) nach blutigen Kriegen ausgesöhnt und von demselben zahlreiche Hülfstruppen erhalten hatte. Karl gewann eben noch Zeit zur Abhaltung einer prachtvollen Ceremonie, indem seine Gemahlin Richilde zu Tortona von Johann VIII. als Kaiserin gesalbt wurde; als er jedoch vernahm, daß Karlmann's Heer dem seinigen an Zahl überlegen sei, kehrte er wieder nach Hause zurück, ohne das Glück der Waffen zu versuchen. Die Deutschen haben seine Rückkehr als Feigheit ausgeschrieen; sie hätten aber besser den Zug selbst eine Thorheit genannt, weil Karl überhaupt zur Leitung einer solchen Unternehmung nicht geschickt war und eben so wenig die dazu erforderliche Macht besaß. Hatte er doch zu derselben Zeit die elendesten Mittel anwenden müssen, um den Normannen Einhalt zu thun! Uebrigens hegte er bei seiner Rückkehr wahrscheinlich nur die Absicht, die erste Hitze der Italiener verrauchen zu lassen und im südlichen Frankreich zu warten, bis die wilden Schaaren Karlmann's ihre Verwüstungen angefangen haben würden, oder bis der Papst, der den Deutschen durchaus nicht gewogen war, seinen verlorenen Einfluß wieder erhalten hätte. Er starb auf der Rückreise unerwartet schnell (October 877), und nach dem Geiste jener Zeit hieß es allgemein, sein Leibarzt Zedekias, ein Jude, habe ihn vergiftet; die Leiche verweste so rasch, daß man sie nicht nach St. Denis brachte, sondern schon bei Lyon in einem mit Pech gefüllten Fasse begrub.

Gern hätte Johann VIII. dem Sohne Karl's, Ludwig dem Stammler, der in Frankreich seinem Vater folgte, die Kaiserkrone

verschafft; dieser war aber so schwach und kränklich, daß er kaum die Regierung in Frankreich behaupten konnte. Dem baierischen König Karlmann dagegen wollte Johann sie nicht zuerkennen, weil die mächtigen Fürsten Lambert von Spoleto und Adelbert von Tuscien, die des Papstes abgesagte Feinde waren, an der Spitze von Karlmann's Partei in Italien standen. Johann selbst befand sich in einer schlimmen Lage. Einerseits war er vor den Ungläubigen in seiner eigenen Residenz nicht mehr sicher, ja er war von ihnen zum Versprechen eines jährlichen Tributs gezwungen worden; andererseits drangen Lambert und Adelbert im Jahre 878 plötzlich in Rom ein, zwangen die Großen der Stadt, dem baierischen Könige zu huldigen, und hielten den Papst eine Zeit lang in Haft. Der Letztere begab sich nach seiner Befreiung nach Frankreich und kam auf den Gedanken, die Krone von Italien dem Herzog Boso von Pavia, Grafen der Provence, zuzuwenden, einem Bruder der Richildis, also Karl's des Kahlen Schwager und eine Zeit lang Stellvertreter desselben in Italien; Boso hatte jedoch nur wenige Anhänger und war an und für sich nicht mächtig genug, um einen fremden Feind abzuhalten. Johann mußte daher Karlmann zuletzt doch als König von Italien anerkennen. Boso fand bald darauf, als Ludwig der Stammler starb (879), mit Hülfe des Papstes Gelegenheit, den Königstitel auf einem anderen Wege zu erlangen. Die Bischöfe besaßen nämlich im südöstlichen Frankreich schon seit alter Zeit noch mehr weltliche Macht als in den anderen Provinzen; ihnen ward durch den Papst und Boso zu verstehen gegeben, daß sie sich besser befinden würden, wenn sie ihrem Herzog eine unabhängige Gewalt ertheilten, als wenn sie ihre Leute noch ferner zu allen Kriegen der fränkischen Nation mitschleppen ließen. Sie hielten darauf in einer Ebene des Dauphiné bei dem Schlosse Mantala eine große Versammlung, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, ein neues Königreich zu errichten und die Krone desselben dem Herzog Boso zu übergeben. Boso wurde vom Erzbischof von Lyon in der Hauptkirche dieser Stadt gekrönt; den Geistlichen vergalt er ihre Gunst durch reiche Vergabungen, den Großen durch Befreiung von Diensten; sein Nachfolger mußte seinem Beispiele folgen, und ward so der ärmste und ohnmächtigste Herr seines Landes. Das neue (niederburgundische) Königreich, welches den Namen Provence führte, von den späteren Geschichtschreibern aber mit Unrecht nach der Stadt Arles das Reich Arelate oder zum Unterschied von einem anderen burgundischen Reich das eisjuranische Burgund genannt ward, umfaßte außer der Provence noch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, Savoyen und Burgund, das Gebiet von Lyon, die Franche Comté und die Gegend von Lausanne.

Der Abfall Boso's vermehrte das Unglück des sinkenden karolingischen Hauses, das nicht etwa der Größe seines Glückes erlag, sondern die Folgen der Gewaltthat seiner Gründer erst nach mehr als einem Jahrhundert empfand. Von den rechtmäßigen Nachkommen Karl's des Großen waren damals nur noch sechs übrig, die drei Söhne Ludwig's des Deutschen, Karlmann, Ludwig III. und Karl der Dicke, und Ludwig's des Stammlers Söhne, Ludwig III., Karlmann und der einer zweiten Ehe entsprossene Karl der Einfältige. Von diesen traf fünf eine verborgene Hand; der sechste aber, Karl der Einfältige, welcher erst nach seines Vaters Tode geboren worden war, wäre glücklich gewesen, wenn er in seiner frühen Jugend gestorben wäre. Von jenen fünf war der tüchtigste, Karlmann von Baiern, 878 vom Schlage getroffen und der Sprache beraubt; er führte seitdem ein elendes Leben, bis ihn 880 der Tod ereilte. Er hinterließ keine rechtmäßigen Erben, wohl aber einen wackern natürlichen Sohn, den Herzog Arnulf von Kärnthen. Karlmann's Bruder, Ludwig III., König im mittleren und nördlichen Deutschland, hatte das Unglück, daß seine tapfersten Vasallen eine Niederlage durch die Normannen erlitten. Er selbst schlug diese Räuber zwar, wo er sie fand, namentlich 881 in der durch das Ludwigslied verherrlichten Schlacht bei Saucourt; er trug aber den Keim des Todes in sich, konnte deshalb keine großen Anstrengungen machen und ward schon 882 in der Blüthe seiner Jahre ohne Erben dahin gerafft. Der dritte Bruder, Karl der Dicke, Herzog von Schwaben, hatte früher schon einmal den Verstand verloren und ward später wieder geistesschwach. Er erlangte zwar 881 vom Papste die Kaiserwürde und vereinigte nach dem Tode seiner Brüder und Vettern das ganze karolingische Reich unter seiner Herrschaft, war aber nicht einmal im Stande, einem Herzogthum vorzustehen, geschweige denn die Last eines so ausgedehnten Reiches zu tragen. Von den drei Karolingern der französischen Linie schleppte der elendeste, Karl der Einfältige, ein verächtliches Dasein bis tief in das nächste Jahrhundert hinein. Ludwig III. und Karlmann dagegen waren nicht unkriegerisch; sie zeichneten sich durch tapferen Kampf gegen die Normannen aus; allein sie hatten die Umstände zu sehr gegen sich und starben schon wenige Jahre nach ihres Vaters Tode. Im Herzen ihrer Staaten selbst schien sich die Verbindung der Glieder und des Hauptes, welche Karl der Kahle so locker hatte werden lassen, ganz auflösen zu wollen. Boso hatte dem französischen Reiche die schönsten Gegenden entrissen und erkannte sich nicht einmal der Form nach für abhängig. Ebenso ging das ganze Land an den Pyrenäen verloren, obgleich hier den Karolingern wenigstens noch der Name der Oberherrschaft blieb. Bernhard der Be-

haarte und sein Sohn Wilhelm der Fromme eröffneten damals die Reihe der unabhängigen Markgrafen von Barcelona, und neben ihnen walteten die Herzoge von Aquitanien und die Grafen von Toulouse, ohne die Könige zu fragen, als erbliche Fürsten ihrer Länder. In Folge dieser Verhältnisse war die Kraft der Regierung so sehr gelähmt, daß Ludwig III. und Karlmann den König Boso selbst dann, als Karl der Dicke 880 ihnen mit seiner deutschen Macht Hülfe leistete, nicht zu besiegen vermochten. Noch weit weniger war an eine dauernde Abwehr der Normannen zu denken, welche damals die Länder der Karolinger furchtbar verwüsteten.

Als 884, nach dem Tode Ludwig's III. und Karlmann's, nur noch zwei rechtmäßige Sprößlinge des karolingischen Reiches, Karl der Dicke, welcher Deutschland und Italien besaß, und sein unmündiger Vetter, Karl der Einfältige, am Leben waren, übergaben die französischen Großen die Krone dem Ersteren. Diesem, der sich selbst kaum tragen konnte, war also die Last des Kaiserthums und dreier Königreiche auf die Schultern geladen. Hätte er auch die gewöhnlichen Fähigkeiten besessen, sie würden in einer Zeit, wo der Regent entweder Alles oder gar Nichts sein mußte, wo die eigentlichen Geschäfte nur von ihm allein geführt werden konnten, bei einer solchen Zerrüttung aller Ordnung und bei dem Andrange der wilden normännischen Räuber, dennoch nicht ausgereicht haben. In Frankreich blieb Boso, gegen welchen Karl vergebens seine Truppen ausschickte, nicht allein im Besitze seines Königreichs mit der Hauptstadt Arles, sondern er vererbte dasselbe auch auf seinen Sohn, Ludwig, dem man, weil er später geblendet wurde, den Beinamen des Blinden gegeben hat. Karl verstand sich gegen den Letzteren gern dazu, daß er ihm seine Herrschaft und seinen Titel förmlich zuerkannte, und dafür den Worten nach seine Huldigung empfing. In Deutschland verfuhr Poppo, der Graf, oder wie er stolz sich nannte, Herzog der Thüringer, im trotzigen Vertrauen auf den Einfluß seines Bruders, des wackeren Markgrafen Heinrich, der bei Karl Alles galt, ohne die mindeste Rücksicht. Er beleidigte die Sachsen dergestalt, daß ihr Graf Egeno, ohne den Kaiser zu fragen, mit ihm einen blutigen Krieg begann und ihn in zwei Feldschlachten besiegte. Lothar's II. Sohn, Hugo, ein sehr roher Mann, verband sich 885 mit dem normännischen Führer Gottfried, welchen Karl nach seiner Bekehrung zum Fürsten von Friesland gemacht hatte, und übte mit ihm vereinigt schreckliche Verwüstungen. Karl entledigte sich Beider durch schändlichen Verrath: er bemächtigte sich ihrer unter dem Schein von Unterhandlungen hinterlistiger Weise und ließ dann Gottfried ermorden, Hugo aber blenden und in das Kloster Prüm stecken. In Italien gehorchte ihm ebenfalls niemand, und er konnte auch dort

keinem seiner Verwandten trauen. Er begab sich 883 nach diesem Lande, weil der Papst durch den neu beginnenden Streit mit der griechischen Kirche in Gefahr gekommen war und der herrschsüchtige Herzog Guido von Spoleto seine Nachbarn bedrängte. Karl ächtete den Letzteren und erhob auf dessen Kosten den Markgrafen Berengar I. von Friaul, der als Sohn von Ludwig's des Frommen Tochter Gisela ein naher Anverwandter des Kaisers war, dieser verließ aber bald nachher zum Dank dafür den Kaiser auf einem Kriegszuge treuloser Weise und verband sich später mit Guido. Nur Karl's Neffe, der Herzog Arnulf von Kärnthen, zeigte in diesen Zeiten der Verwirrung und des Elends nicht allein Kraft, sondern auch Treue gegen seinen Kaiser. Er hatte schon im Jahre 882 auch Baiern besetzt, erkannte aber Karl als seinen Oberherrn an, und weil er das Land gegen die mährischen Slaven zu schützen und seines Oheims Sache gegen dieselben mit den Waffen zu führen verstand, so begaben sich auch die fränkischen Grafen von Ungarn, welche Zwentibold bedrängte, unter seinen Schutz; ja, die Furcht, von Arnulf und Karl zugleich angegriffen zu werden, nöthigte Zwentibold sogar, dem Letzteren zu huldigen.

Am schlimmsten ging es dem Kaiser, als er anderthalb Jahre nach seiner Erhebung auf den Thron seinen wackeren Feldherrn, den Markgrafen Heinrich, verlor. Dieser hatte ihm seine Kriege geführt und der Kaiser war von den Franzosen nur deshalb zu ihrem Könige gewählt worden, weil sie hofften, daß er mit seinen deutschen und italienischen Truppen ihre Küsten gegen die Normannen schützen werde, welche gerade damals Paris ernstlich zu bedrohen schienen. Karl hatte sich, wie bereits angegeben ward, zuerst durch hinterlistige Ermordung des normännischen Herzogs Gottfried und seines Verbündeten Hugo geholfen. Unmittelbar nachher und vielleicht eben wegen dieser Schändlichkeit war eine ungeheure Schaar Normannen unter Siegfried, einem Anverwandten Gottfried's, in Frankreich eingedrungen und hatte die Stadt Paris eingeschlossen. Die durch kein Band gefesselten Großen und der Heerbann der Umgegend hatten sich, als ginge sie dieser Krieg nichts an, entfernt; der tapfere Markgraf Heinrich, welchen Karl vorausschickte, ward von den Normannen erschlagen; Karl selbst aber war kaum in der Nähe der Stadt erschienen, als er in einem Anfall von Schwermuth und Verdruß, vielleicht auch weil er sich unter seinen eigenen Leuten nicht recht sicher glaubte, wieder abzog, nachdem er mit den Normannen einen Vertrag geschlossen hatte, durch welchen nicht allein die Umgegend, sondern auch ganz Burgund ihren Plünderungen preisgegeben wurde (886). Was war natürlicher, als daß die Franzosen von ihm abfielen und sich an den tapferen Grafen Odo von Paris anschlossen, der damals die Stadt

und Gegend rettete? Karl entband ja ſeine franzöſiſchen Unterthanen gewiſſermaaßen ſelbſt von der Treue, indem er ihnen ſeinen Schutz entzog. Auch in Deutſchland, wo ſein Anſehen bereits erſchüttert war, wurde man ſeiner Herrſchaft bald überdrüſſig. Er verſank nämlich, als Markgraf Heinrich geſtorben und der Erzkanzler Liutward, der alle Rathſchläge gegeben hatte, vom Hofe verdrängt war, völlig in Blödſinn, oder vielmehr ſein Blödſinn wurde offenkundiger als vorher. Dies bewog endlich im Herbſte 887 die deutſchen Stände, welche Karl nach Tribur zu einem Reichstage entboten hatte, ſich vielmehr zu Forchheim in der Nähe von Bamberg zu verſammeln, wo ſie den Kaiſer für regierungsunfähig erklärten und die Krone ſeinem Neffen Arnulf anboten, der zugleich aus karolingiſchem Blute entſproſſen und kräftig genug war, um die bereits zerfallende Einheit der Nation zu erhalten; man ſetzte ſich über das Bedenken, daß er ein unehelicher Sohn Karlmann's war, um ſeiner Tüchtigkeit willen hinaus. Karl ſtarb wenige Wochen nachher in einem kleinen Ort an der oberen Donau und wurde auf der Inſel Reichenau im Bodenſee begraben (Januar 888). Sagenhafte Berichte knüpfen ſich an ſeinen Ausgang; man erzählt, er ſei nach ſeiner Abſetzung in die äußerſte Dürftigkeit gerathen und habe ſeinen Neffen und Nachfolger wie ein Bettler um den täglichen Lebensunterhalt anflehen müſſen; dies ſcheint aber erdichtet zu ſein, um den Ausgang ſeiner Geſchichte dadurch tragiſcher zu machen, daß der Sprößling eines ſo glänzenden Geſchlechts, der zugleich König dreier Reiche und Kaiſer des Weſtens war, von aller Welt verlaſſen in Noth und Elend geſtorben ſei. Wenigſtens könnte ſeine Abſetzung nicht als die Urſache ſeines Mangels angeſehen werden, da er für ſeine Leute, die ihn alle verließen, nicht mehr zu ſorgen hatte, im Beſitze eines ſeiner Höfe blieb und etwa einen Monat nach ſeinem Sturze ſtarb.

Karl's Ende ſchien eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, indem das Reich damals in eine Reihe beſonderer Staaten zerfiel. Arnulf wurde von den Deutſchen und Lotharingern als König anerkannt, Odo von Paris (Eude) in Compiegne zum König von Frankreich erwählt und geſalbt. Berengar I. von Friaul ließ ſich zum König von Italien krönen, und während Boſo's Sohn, Ludwig der Blinde, unter der Vormundſchaft ſeiner klugen Mutter, einer Tochter des Kaiſers Ludwig II., in Niederburgund, d. h. vom Jura-Gebirge bis an die Rhone herrſchte, ließ ſich Rudolf I. aus dem Hauſe der Welfen, Enkel eines Bruders der Kaiſerin Judith, in dem zwiſchen dem Jura und Tyrol gelegenen Lande, das ſeitdem Hochburgund oder das transjuraniſche Burgund genannt wurde und in welchem er ſchon ſeit zwölf Jahren Herzog oder Statthalter geweſen

war, zum König ausrufen. Arnulf hätte zwar das ganze Reich in Anspruch nehmen können, er würde es aber schwerlich behauptet haben und gab daher mit weiser Mäßigung einen Theil desselben auf. Er war zufrieden, als Odo und Ludwig ihm den Worten nach einen Vorrang einräumten und erkannte sie an. In Italien und in dem transjuranischen Burgund dagegen mußte er seine Oberherrschaft mit den Waffen geltend machen. Gegen den Beherrscher des letzteren Landes richtete er wenig aus, da sich derselbe in die Berge zurückzog, wo er vor den Truppen des deutschen Königs sicher war; dieser konnte also nur in den ebeneren Theilen des Landes sein Ansehen aufrecht erhalten. Nach Italien unternahm Arnulf erst dann einen Zug, als er seine furchtbarsten Feinde auf eine Zeit lang zur Ruhe gebracht hatte. Diese Feinde waren die Normannen und die Mähren.

Die Normannen, an welche sich aus Armuth, Raub- und Kampflust eine Menge Gesindel angeschlossen hatte, waren damals in ungeheurer Zahl über die Niederlande hergefallen und richteten nicht allein schreckliche Verheerungen an, sondern vernichteten auch ein deutsches Heer, welches sie unter dem Erzbischof von Mainz und anderen Anführern bei Maastricht angegriffen hatte. Arnulf bot die Alemannen und die West- oder Rhein-Franken gegen sie auf; die Ersteren weigerten sich aber, ihm so weit über ihre Grenzen hinaus zu folgen, und er mußte sich daher mit den Letzteren und mit dem Gefolge seiner Freunde begnügen. Die Normannen hatten sich bei Löwen an der Dyle verschanzt und die sumpfige Umgebung ihres Lagers durch Gruben noch unsicherer gemacht. Hier spotteten sie des heranziehenden Königs, der mit seinem fast nur aus Reitern bestehenden Heere unter solchen Umständen nichts gegen sie ausrichten konnte; Arnulf bewog aber die Seinen, abzusitzen, erstürmte dann das feindliche Lager, und richtete beinahe die ganze in demselben vereinigte Menge zu Grunde (891); die eroberten Feldzeichen sandte er nach Regensburg. Es geschah dies um die Zeit, als Alfred der Große seinen Angelsachsen eine mehrjährige Ruhe vor den Dänen geschafft hatte.

Unglücklicher Weise rief Arnulf selbst, nachdem er die nordischen Barbaren aus Deutschland zurückgeschlagen hatte, einen anderen Feind des gesitteten Zustands, die Magyaren (Madscharen), ins Land. Er wandte sich nämlich nach der Besiegung der Ersteren gegen die Slaven in Böhmen und Mähren und glaubte dieselben am besten mit Hülfe der wilden Magyaren zur Ruhe zwingen zu können. Er zog aber dadurch seinem Volke ein größeres Unglück zu, als die Normannen je bringen konnten, weil die Magyaren nachher Deutschland von seiner schwächsten Seite her angriffen, während die Normannen gerade auf die stärkste trafen. Die Magyaren oder Ungarn, ein Zweig des

finnischen Völkerstammes, waren rohe und wilde Nomaden, wie es deren noch jetzt an der Wolga gibt und wie selbst die europäischen Kosaken durch ähnliche Sitten und Verfassung es zum Theil noch sind und vormals noch mehr waren. Sie kamen aus Asien und gelangten auf ihren Zügen erst spät an den Terek und von da in die Gegenden zwischen Don und Dniepr, welche die Bulgaren, als sie im Süden der Donau bessere Wohnsitze suchten, verlassen hatten. Nach der Beschreibung, die uns ein Zeitgenosse Arnulf's von ihnen hinterlassen hat, zogen sie, wie die scythischen Nomaden-Stämme des Alterthums, mit bedeckten Wagen umher, auf welchen sie ihre Weiber und Kinder von einem Orte zum andern schafften; diese Wagen gebrauchten sie zugleich als Wohnungen. Sie waren in Felle gekleidet, schoren sich das Haar, von welchem sie nur einige Zöpfe stehen ließen, und schnitten sich Narben ins Gesicht, lebten von Milch und von dem rohen Fleisch der Fische und Jagdthiere, und zeichneten sich in ihren Kriegen durch Wildheit, aber auch durch ihre Gewandtheit im Rosselenken und Pfeilschießen aus; die Berichte, wie sie mit verstellter Flucht und plötzlichem Standhalten den Feind in Verwirrung brachten, erinnern an ähnliche Züge, die bei anderen asiatischen Reitervölkern vorkommen. Um das Jahr 834 wurden sie durch das türkische Volk der Petschenegen oder Petschenären, welche ebenfalls als rohe Nomaden umherschweiften, überwunden und zum Theil nach Bessarabien und in die Moldau und Walachei gedrängt. Hier kamen sie den Griechen und Deutschen näher und der Kaiser Basilius I. bediente sich ihrer im Kampfe gegen die Bulgaren. Arnulf hatte eigentlich nicht die Magyaren, sondern den Bulgaren-Khan Simeon zum Kriege gegen die Mähren bewegen wollen; seine an diesen abgeschickten Gesandten fanden aber die Magyaren zu einem solchen Raubzuge bereitwilliger, als die Bulgaren. In zahlreichen Haufen brachen sie nach Mähren auf; Arnulf bekämpfte mit ihrer Hülfe den mächtigen Slaven-Fürsten Swatopluk oder Zwentibold und zwang denselben, sich gegen ihn zu einem Tribut zu verpflichten; doch erst Swatopluk's Tod, der im Jahre 894 erfolgte, brach den Widerstand und sicherte die deutsche Ostgrenze nach dem mährischen Reiche zu. Das letztere ging im nächsten Jahrzehnt seinem Verfall entgegen; die Czechen lösten sich ab, ebenso die gegenwärtig von den Slowaken bewohnten östlichen Landestheile. Die Kirche kam unter die Leitung von Bischöfen, die dem deutsch-römischen Reich und dem lateinischen Cultus angehörten; der Gottesdienst in einer dem Volk verständlichen Sprache, den Cyrillus und Methodius für die Slawen begründet und mit ausdauernder Treue gepflegt hatten, mußte vor der lateinischen Liturgie zurücktreten.

Die Magyaren wollten hierauf wieder in ihr Land zurückkehren,

sie fanden dasselbe aber von Petschenegen und Bulgaren besetzt und wandten sich nach Galizien hin. Bald nachher, als Arnulf gestorben war, drangen sie unter ihrem Führer Arpad, Almus' Sohn (nach welchem sie sich noch jetzt gern Arpadsöhne nennen) in Pannonien oder Ungarn ein, wo die fränkischen Grafen ihnen keinen Widerstand leisten konnten, weil man ihnen aus Deutschland keine Unterstützung schickte. Die Magyaren setzten sich daher an der Theiß fest und als 894 das große mährische Reich unter die Söhne Zwentibold's getheilt ward, dehnten sie ihre Herrschaft östlich über Siebenbürgen und westlich bis zur Gran und March aus. Seit dieser Zeit suchten sie nicht nur die deutschen Völker mit ihren Raubzügen heim und wütheten bis über die Elbe, den Rhein und die Maas, ja sogar bis über die Rhone und Loire hinaus wie reißende Thiere, sondern sie streiften auch in die von Slaven bewohnten Länder, welche zwischen Ungarn und Italien liegen, ja bis tief in dieses Land hinein. Wenn die Geistlichen sie mit den Völkern Gog und Magog verglichen, von welchen Jeremias weissagt, so brachten sie dem deutschen Volk die Hunnen wieder in Erinnerung, da sie gleich diesen aus Pannonien eindrangen, ihnen auch in der Kampfweise und in der wilden Zerstörungssucht ähnlich waren. Nicht mit Unrecht hat ein Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts den König Arnulf aufs heftigste getadelt, daß er, um sich durch völlige Besiegung der Mähren die Unterwerfung von Italien und die Erlangung der Kaiserwürde möglich zu machen, ein wildes Raubvolk zu Hülfe gerufen und dadurch ein neues Verderben über die Völker des fränkischen Reiches gebracht habe.

Italien war, als sich Berengar I. von Friaul 888 zum König aufgeworfen hatte, eine Zeit lang ruhig geblieben, weil Guido von Spoleto sich damals nach Frankreich begab, wo er an Karl's des Dicken Stelle König zu werden hoffte. Sobald jedoch Guido diese Hoffnung vereitelt sah, eilte er, durch seine französischen Anhänger verstärkt, (zu Ende des Jahres 888) nach Italien zurück und trat als Nebenbuhler Berengar's auf. Der Letztere ward von Guido mehrmals geschlagen und mußte Arnulf um Hülfe bitten. Dieser verfuhr sehr vorsichtig. Er schickte zwar seinem Verwandten Berengar seinen natürlichen Sohn, Swatopluk oder Zwentibold, den einst in Friedenstagen der gleichnamige Mährenfürst als Pathe aus der Taufe gehoben hatte, mit einem Heere zu Hülfe; dagegen lehnte er alle weiteren Anträge der Italiener und des Papstes ab, weil er nicht mit beiden Prätendenten zugleich streiten wollte. Swatopluk war ein roher Barbar, er soll sich von Guido durch Geld haben gewinnen lassen; wenn dies aber vielleicht auch nicht wahr ist, so muß doch sein Betragen jedenfalls sehr zweideutig gewesen sein, da Berengar noch einmal seine Zuflucht

zu Arnulf nahm. Indessen ließ sich der Letztere auch jetzt noch nicht bewegen, nach Italien zu ziehen. Guido setzte daher nicht allein durch, daß er 891 von dem ihm günstigen Papste Stephan V. zum römischen Kaiser gekrönt ward, sondern er zwang auch dieselben Bischöfe, welche drei Jahre früher seinen Gegner in Pavia feierlich als König von Italien anerkannt hatten, ihm zu huldigen. Stephan's Nachfolger, Formosus, sah sich sogar, als Arnulf immer noch nicht in Italien erschien, zu dem bis dahin unerhörten Schritte genöthigt, dem unmündigen Sohne Guido's, Lambert, als Mitregenten seines Vaters die Kaiserkrone zu ertheilen (892). Nun behielt Guido zwei Jahre lang im oberen und mittleren Italien die Oberhand und Berengar mußte sich in seinen Burgen halten. In Unteritalien hatten aber unterdessen nicht nur die Griechen, sondern auch die Araber ihre Besitzungen erweitert. Der Papst war also auch von dieser Seite her hart bedrängt und seine Lage ward von Tag zu Tag schwieriger, zumal da auch der Streit mit der griechischen Kirche von neuem ausgebrochen war.

Endlich erschien Arnulf, nachdem er die Mähren gedemüthigt hatte, in Oberitalien (894); er hatte aber damals wahrscheinlich keine andere Absicht, als seinen Hauptfeind, Rudolf von Hochburgund, den er von Norden her vergebens angegriffen hatte, vom Süden her am Ticino herauf zu bekriegen. Dies gelang nicht ganz. Er mußte, als er bis Piacenza gekommen war, wieder über die Alpen zurückkehren, weil das ungewohnte Klima, die Unmäßigkeit der deutschen Truppen und besonders die ungesunde Luft am Po einen großen Theil seines Heeres hinraffte; auch sein Sohn Swatopluk, den er ins Hochgebirge geschickt hatte, konnte nichts ausrichten, weil Rudolf sich hinter seine Gletscher barg. Der einzige Vortheil, welchen Arnulf von diesem Zuge hatte, bestand darin, daß er sich durch die Besetzung oder Schleifung einiger festen Städte einen neuen Zug nach Italien erleichterte. Bald nach dem Abzuge der Deutschen starb Guido, und Arnulf rückte darauf zum zweiten Male in Italien ein (895). Diesmal hatte er die entschiedene Absicht, sich des Landes zu bemächtigen, und er zeigte sie gleich anfangs so deutlich, daß selbst Berengar von ihm abfiel und mit Guido's Schwager, dem Markgrafen Adelbert von Tuscien, einen Bund gegen ihn schloß. Dadurch ward dann das Schicksal von Italien noch unglücklicher, als es an und für sich schon war; ja, dieses Land kam sogar in eine noch weit traurigere Lage, als Frankreich und die deutschen Grenzländer, deren Zustand doch gewiß nicht zu beneiden war. Im Norden der Alpen paßte die Gesetzlosigkeit doch wenigstens zu dem rauhen Klima und zu der herrschenden Rohheit; Italien dagegen, besonders die nördliche Hälfte desselben, hatte einer langen Ruhe genossen

und ſank unter ſeinem milden Himmel überhaupt nie ſo tief, als die übrigen Theile des ehemaligen römiſchen Reichs. Als Arnulf zum zweiten Mal in Italien erſchien, hatten die Griechen, welche damals von allen Völkern der Erde allein eines ſicheren Friedens und trotz ihrer ſchlechten Staatsverfaſſung einer leidlichen Regierung genoſſen, ihre Anſprüche im äußerſten Süden der Halbinſel wieder geltend gemacht, gleichſam als wenn ſie ſich dort für den Verluſt von Sicilien entſchädigen wollten. Sie hatten kurz vorher unter ihren Feldherren Nikephorus Phokas und Symbatius den Arabern vielen Schaden gethan und nicht allein die Küſten von Calabrien wieder beſetzt, ſondern auch Salerno, Amalfi und Capua zu einem Bündniß mit ihrem Kaiſer gezwungen und im Jahre 891 auch Benevent erobert. Doch war ihnen das Letztere bald nachher von Guido wieder entriſſen worden. In Neapel hatte ſich der Biſchof der Stadt, Athanaſius, zugleich zum Herzog aufgeworfen und mit den räuberiſchen Arabern eng verbündet. Mit dieſen ging er gemeinſchaftlich auf Raub aus und verwüſtete die Gegenden um Rom. In Rom ſelbſt ſtritt Formoſus ſeit ſeiner Erwählung mit dem Gegenpapſte Sergius. In Oberitalien endlich behauptete Guido's Wittwe, Angeltrud, die Kaiſerwürde für ihren noch ſehr jungen Sohn Lambert mit den Waffen. Jetzt erſchienen auch noch die derben Deutſchen, durch welche Italien ſchon in der Hinſicht unſäglich leiden mußte, daß es dieſen wilden Söhnen des Nordens die Fülle und Kraft der Nahrungsmittel, an die ſie gewöhnt waren, nicht geben konnte, und dagegen Genüſſe darbot, die ſie zu Hauſe nicht gekannt hatten. Noch weit mehr aber machte die herrſchende Rohheit der Zeit und der Mangel aller Aufſicht und Unterordnung Arnulf's Truppen zu einer Geiſel des Landes. Wie ſchauderhaft der moraliſche Charakter und der Zuſtand jener Zeit war, davon können wir, erzogen und gebildet, wie wir ſind, und an die behagliche Ruhe der Cultur, ſo wie an die damit verbundene Schwäche gewöhnt, uns durchaus keine Vorſtellung machen. Von Recht und Gerechtigkeit war mit wenigen Ausnahmen keine Rede, nur die Gewalt herrſchte, und die rohen Begierden machten ſich um ſo mehr geltend, je weniger die natürliche Kraft der Menſchen geſchwächt war. Sogar das geiſtliche Recht reichte nicht weit. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß in einer ſolchen Zeit, in der man ohne kräftige Individualität nicht beſtehen konnte, ſich Einzelne in eben dem Grade außerordentlich edel und fromm, ja groß und erhaben zeigten, in welchem die Maſſe der Gemeinheit und Rohheit hingegeben war.

In Oberitalien fand Arnulf nur wenigen Widerſtand, deſto mehr aber in Rom, wo Angeltrud an der Spitze einer mächtigen Partei Alles zur Vertheidigung aufbot und wo der Papſt Formoſus von

seinen Gegnern hart bedrängt wurde. Der Kaiser mußte, um in Rom eindringen zu können, die Thore aufbrechen und einen Theil der Mauern niederreißen lassen; er konnte die Stadt erst dann besetzen, als Angeltrud nebst vielen Gegnern des Papstes abgezogen war. Er verfuhr nach seinem Einzuge aufs strengste: Einige von seiner Gegenpartei wurden enthauptet und die beiden vornehmsten Senatoren gefangen nach Baiern geschickt. Dann ließ er sich von Formosus zum Kaiser krönen. Wie der Papst dies thun und die einige Jahre vorher von ihm selbst vollzogene Krönung Lambert's als nichtig ansehen konnte, ist nicht recht zu begreifen. Die Italiener sahen sich um so mehr berechtigt, die Krönung Arnulf's als eine leere Ceremonie anzusehen, als Arnulf bald nachher durch einen Krankheitsanfall genöthigt ward, in die ihm zuträglichere Luft von Deutschland zurückzueilen (896), und Berengar mit Lambert in Verbindung trat, um mit dessen Hülfe sein Herzogthum Friaul, welches Arnulf besetzt hatte, wieder zu erobern. Durch diese Verbindung gelangte Lambert nach dem Abzuge der Deutschen in den ungestörten Besitz der von seinem Vater geschaffenen Macht; denn Berengar begnügte sich mit seinem Herzogthum und mit dem Königstitel.

Es war ein Glück für Deutschland, daß Arnulf nach seiner Heimkehr die Hoffnung, Italien zu besitzen, aufgab. Er schloß mit den Griechen und mit den slavischen Völkern Frieden und hielt in verschiedenen Städten des Reichs Versammlungen, um Gerechtigkeit zu üben und Gesetze zu geben, ward aber leider bald kränklich und dadurch außer Stand gesetzt, die nöthige Ordnung zu erhalten. Seine Kränklichkeit und sein schon nach wenigen Jahren erfolgter Tod waren ein großes Unglück für das Reich, weil die inneren Verhältnisse desselben einen kräftigen und rastlos thätigen Regenten erforderten. In Deutschland war nämlich die seit Karl dem Großen verschwundene Einrichtung, daß große Districte oder auch ganze Volksstämme unter einem einzigen Grafen oder Herzog standen, mit wenigen Ausnahmen immer noch nicht wieder eingeführt, sondern die Verwaltung der königlichen Güter und Rechte, so wie das Gerichtswesen und die Heerbannpflicht wurden durch Beamte geleitet, welche blos für die einzelnen Gaue und für eine bestimmte Zeit ernannt und bevollmächtigt waren. Dies machte nicht nur ein rüstiges Reichsoberhaupt, sondern auch die persönliche Gegenwart desselben und seine stete Aufsicht oder doch seinen steten Verkehr mit jenen Beamten nöthig; denn der Adelstolz war in Verbindung mit dem Familiengeist sehr mächtig, und den raubsüchtigen Großen lag das Beispiel Frankreichs, wo die Grafen wirkliche Herren geworden waren, nahe vor Augen. Arnulf starb im Jahre 899. Obgleich bei seiner Corpulenz und langwierigen Kränk-

lichkeit sein Tod natürlich schien, so redete man an seinem Hofe doch von Vergiftung, weil die abscheuliche Kunst der Giftmischerei sich damals von Italien her auch im südlichen Deutschland verbreitete.

So sehr auch die Deutschen das Bedürfniß einer festen männlichen Regierung fühlten, so wählten sie doch den erst sechs Jahre alten rechtmäßigen Sohn Arnulf's, Ludwig das Kind, weil der Erzbischof Hatto von Mainz den Grundsatz, daß man bei der Wahl eines Königs dem Blute folgen müsse, als deutsche Sitte geltend machte. Zwar hinterließ Arnulf zwei erwachsene natürliche Söhne, von denen der eine, Swatopluk, einige Jahre früher zum König von Lothringen bestimmt worden war; allein beide waren von unbändiger Natur, wie denn Swatopluk sich seither nur durch Raub, Mord und Gewaltthätigkeiten ausgezeichnet hatte. Den Erzbischof von Trier soll er thätlich mißhandelt haben; mit den lothringischen Großen, namentlich den Grafen des Bliesgaues, lag er in beständiger Fehde, und fand ein Jahr nach Arnulf's Tod in einer blutigen Schlacht an der Maas seinen Untergang. Statt des unmündigen Königs Ludwig leiteten der Erzbischof Hatto von Mainz und der alte Graf oder Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen die Regierung; sie stießen aber auf großen Widerstand, nicht allein weil Beide dabei für sich selbst sorgten, sondern auch weil von Arnulf's Zeit an sich in Deutschland eine Erscheinung erneuerte, die es doppelt schwierig machte, mit getheilter Gewalt und getheiltem Willen das Reich wohl zu verwalten. Es entstanden nämlich, hauptsächlich in Folge der durch die Angriffe der Normannen und Slaven nöthig gewordenen kräftigen Beschützung der Grenzländer, nach und nach mächtigere Grafen und Herzöge, welche ihr Amt in ein erbliches Besitzthum zu verwandeln strebten, während zu gleicher Zeit auch die meisten Bischöfe, die mit jenen durch Verwandtschaft enge zusammenhingen, ihre weltliche Macht im Interesse ihrer Familie zu gebrauchen und auf jede Weise zu erweitern suchten. Solche größere Fürsten hatten sich namentlich im Lande der Friesen, in Sachsen und in Thüringen erhoben; in Baiern waltete zu Anfang des 10. Jahrhunderts Markgraf Liutpold, dem auch noch Kärnthen übertragen wurde, nicht nur mit der Macht eines Herzogs, sondern nahm auch den erloschenen Titel wieder an und vererbte ihn auf seinen Sohn Arnulf. In Sachsen hatte sich durch eine Geschlechtsfolge von ausgezeichneten Männern das Haus der Liudolfinger zur ersten Stellung erhoben. Als Stifter derselben kann Ekbert betrachtet werden, einer der ersten sächsischen Edelinge, die mit Karl dem Großen ihren Frieden machten; er vertheidigte die nördliche Reichsgrenze gegen die Dänen und wurde mit einer Verwandten des karolingischen Hauses, Ida, vermählt. Sein Sohn Liudolf, nach welchem dieser Fürstenstamm

zuweilen benannt wird, hatte bereits in Sachsen solches Ansehen, daß man zweifeln konnte, ob er Graf oder Herzog zu nennen sei. Er machte mit seiner Gemahlin Oda eine Wallfahrt nach Rom und stiftete später, den mitgebrachten Reliquien zu Ehren, das berühmte Kloster Gandersheim im Braunschweigischen, dessen erste Aebtissin seine Tochter Hathumod war; Gandersheim gehörte über ein Jahrhundert lang zu den Lieblingsschöpfungen des Hauses. Liudolf's älterer Sohn war Bruno, dem eine Sage die Gründung von Bruns wic, d. i. Braunschweig (angeblich im Jahre 861), zuschreibt; der jüngere war Otto der Erlauchte, Ahnherr des sächsischen Kaiserhauses.

Für die Geschichte dieser Zeit waren zunächst zwei Fürstenhäuser wichtig. Das erste begründeten die vier Söhne des fränkischen Grafen Werner, von welchen der eine, Rudolf, als Bischof von Würzburg besonders angesehen und mächtig war, während man das Haus nach einem anderen Bruder, Konrad, als das konradinische (später als das salische) zu bezeichnen pflegt. Neben ihnen war ebenfalls in Franken mächtig die nach ihrer Hauptburg benannte Familie der Babenberger oder die drei Söhne jenes fränkisch-thüringischen Markgrafen Heinrich, welcher unter Karl dem Dicken den größten Einfluß auf die Regierung gehabt hatte. Zwischen diesen beiden Familien war schon unter Arnulf über den Besitz der Macht in Hessen und Franken ein heftiger Streit ausgebrochen, welcher den an Ludwig's Statt herrschenden Männern die Regierung um so mehr erschwerte, da der Eine von ihnen, Otto, mit den Babenbergern nahe verwandt war. Unter Arnulf waren die Söhne Werner's im Nachtheil geblieben. Drei Jahre nach Arnulf's Tode aber gewann Rudolf eine entscheidende Schlacht, in welcher zwar einer von seinen Brüdern, Eberhard, fiel, aber auch ein Babenberger getödtet und ein zweiter gefangen genommen ward. Den Letzteren ließen seine Gegner gleich nachher hinrichten. Der dritte Babenberger, Adalbert, setzte jedoch den Kampf fort, verjagte Rudolf aus seinem Bisthum, entriß den Söhnen Eberhard's ihre königlichen Lehensgüter, besiegte und tödtete nachher den oben genannten Bruder Rudolf's, Konrad, dessen gleichnamiger Sohn später König von Deutschland ward, und übte in Franken und Hessen die grausamsten Verheerungen. Jetzt erst, nachdem die Fehde bereits sieben Jahre gedauert hatte, suchte man das Ansehen des Reiches aufrecht zu erhalten. Adalbert ward auf eine Reichsversammlung in Tribur geladen und als er nicht erschien, zog der König in Begleitung Hatto's gegen ihn zu Felde. Er warf sich in seine Burg Theres am Main, wurde aber zur Uebergabe gezwungen und als Empörer enthauptet (905). Dieses Verfahren gegen einen Grafen war damals noch so auffallend und unerhört, daß man ein altes Ge-

ſchichtchen auf Hatto übertrug, damit man, wie er im Leben ſeines Stolzes wegen von Allen gehaßt wurde, auch noch ſein Andenken durch den Schein hinterliſtiger Treuloſigkeit brandmarke. Hatto ſoll nämlich den Babenberger unter dem eidlichen Verſprechen, ihn unbeſchädigt in ſeine Burg zurückzuführen, dazu bewogen haben, daß er ſich zu dem jungen König verfüge, um deſſen Verzeihung zu gewinnen. Als nun Adalbert zu dieſem Zwecke in Begleitung Hatto's vom Hauſe wegritt, ſoll dieſer ihn unter dem Vorwande, ein Frühſtück einzunehmen, zur Umkehr beredet und dann, als ſie wirklich im Lager des Königs ankamen, verhaftet haben; ſein Schwur, habe er erklärt, ſei gelöſt, indem er den Gegner unbeſchädigt, zum Frühſtück nämlich, in ſeine Burg gebracht habe. Adalbert's Güter und Lehen wurden eingezogen und an andere Große vertheilt. Die Hauptmacht des rheiniſchen Frankens kam nach der Unterdrückung der Babenberger in die Hände der konradiniſchen Grafen. Mit Hülfe der Letzteren unterdrückte Hatto, welcher überhaupt allein einige Ordnung im Reiche hielt, gleich nachher auch mehrere lothringiſche Große, die ſchon unter Arnulf auf ähnliche Weiſe wie Adalbert gehauſt, den Biſchof von Toul zur Verzweiflung gebracht, und ungeachtet der entehrenden Strafe, zu welcher ſie von Arnulf verurtheilt worden waren, ihre Räubereien und Verheerungen fortgeſetzt hatten.

Dieſe Fehden und Räubereien einzelner Großen waren großentheils Schuld an dem Elende des Reiches. Eine lebhafte Schilderung desſelben findet ſich in einem noch erhaltenen poetiſchen Sendſchreiben in lateiniſcher Sprache, das der Biſchof Salomo von Conſtanz, einer der einflußreichſten und klügſten Staatsmänner der Zeit, an den Biſchof Dado von Verdun richtete und das mit den Worten ſchließt: „Sehr haben wir zu fürchten, daß die Worte Salomo's an uns in Erfüllung gehen: Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!“ Aber zu der Zerrüttung und Auflöſung im Innern kamen noch die Verheerungen fremder Raubſchaaren; denn die Magyaren brachen nicht nur mehrere Male nach einander in Böhmen und Baiern ein, ſondern ſie drangen auch bis nach Thüringen, Sachſen und Schwaben vor, wütheten überall mit Mord, Brand und Raub, und warfen in drei Schlachten drei deutſche Heere nieder. Die furchtbarſte derſelben, in welcher Liutpold von Baiern den Heldentod ſtarb, fand im Jahre 907 am nördlichen Donauufer jenſeits der March nicht weit von Preßburg ſtatt; Ludwig, damals im 14. Jahre ſtehend, war entweder zugegen oder doch nahe anweſend. Die weite Ebene war der ungariſchen Reiterei allzu günſtig; die Niederlage wirkte wahrhaft betäubend auf die deutſche Chriſtenheit. Unter ſolchen Leiden eines durch innere Zwietracht und durch äußere Feinde erſchütterten Reiches ſtarb König Ludwig, noch

ehe er hatte zeigen können, ob er tüchtig sei, die Regierung zu führen (911). Mit ihm ging der Stamm der Karolinger in Deutschland unter; doch gehörten noch seine beiden nächsten Nachfolger von mütterlicher Seite her der karolingischen Familie an und wurden besonders aus diesem Grunde von den deutschen Fürsten zu Königen gewählt.*)

6. Die letzten Karolinger in Italien und Frankreich.

In Italien behauptete sich der Kaiser Lambert bis zu seinem frühen Tode im Besitze der Lombardei und einiger angrenzenden Landstriche. Inzwischen ereigneten sich am Hauptsitze der abendländischen Christenheit Parteikämpfe, von wahrhaft gräuelhaften Vorgängen begleitet, welche die wilde Leidenschaftlichkeit italienischer Naturen enthüllen. Papst Formosus,**) der zuerst Lambert und sodann Arnulf gekrönt hatte, starb 896; acht Monate nach seinem Tode ließ sein zweiter Nachfolger, Stephan VI., die verweste Leiche ausgraben, vor eine Synode bringen, wie einen Angeklagten zum Tode verurtheilen und in den Tiberstrom schleppen; aber bald nachdem Stephan selbst eingekerkert und ermordet worden war, fischte man die Leiche wieder auf und begrub sie zum zweiten Mal. Oberitalien erfreute sich indeß einer mehrjährigen ungewohnten Ruhe, bis der junge Kaiser auf einer Jagd in der Ebene von Marengo durch einen Sturz vom Pferde den Tod fand (898). Nun kam Berengar I. wieder aus seinem Erblande hervor, um sich des erledigten Königreichs zu bemächtigen. Ihm wider-

*) Die Reihenfolge der Karolinger seit Karl dem Großen, insofern sie deutsche Herrscher waren, ist folgende: Ludwig der Fromme bis 840; Ludwig der Deutsche bis 876; Karl der Dicke (erst mit seinen Brüdern Ludwig dem Jüngeren und Karlmann, seit 882 allein) bis 887; Arnulf bis 899; Ludwig das Kind bis 911. Diese Reihe ist mit Recht für den Kaisersaal in Frankfurt angenommen worden. In Bezug auf das römische Kaiserthum jedoch gestaltet sich die Folge also: Karl I. der Große 800 bis 814; Ludwig I. der Fromme bis 840; Lothar I. (Mitkaiser seit 823) bis 855; Ludwig II., Lothar's Sohn, bis 875; Karl II. der Kahle bis 877. (Von da vier Jahre lang kein Kaiser.) Karl III. der Dicke 881 bis 887. (Wiederum vier Jahre lang kein Kaiser; hierauf 891 bis 894 Guido sammt seinem Sohne Lambert.) Arnulf, 895 bis 899. (In Italien behauptet sich Lambert bis zu seinem Tode, 898; sodann 901 Ludwig (III.) der Blinde, behält den Titel bis an seinen Tod 924.) Ludwig III. das Kind; nimmt, ohne Krönung durch den Papst, den Kaisertitel an (908 bis 911).

**) Er scheint den Namen Formosus schon als Bischof von Portus geführt zu haben; sonst nehmen Viele an, daß die Sitte, bei der Erhebung zum päpstlichen Stuhl den Namen eines Heiligen der Kirche zu wählen, mit Sergius II. (844) begonnen habe, der sich dabei auf Petrus bezog, welcher früher Simon genannt worden; auch wird angeführt, daß mancher profane Personenname lächerlich und selbst anstößig klingen könne, wie denn jener Sergius selbst Osporci geheißen. Einer der wenigen Päpste, welche den früher geführten (vielleicht bischöflichen) Namen beibehielten, war Hadrian VI.

setzten sich aber viele Große, an deren Spitze sein eigener Schwiegersohn, der Markgraf Adalbert von Ivrea, stand. Diese riefen den König der Provence oder des sogenannten cisjuranischen Burgund, Ludwig, Sohn des Boso und der Irmengard, herbei. Berengar trieb denselben zwar zurück und nöthigte ihn zu dem Versprechen, nicht wiederzukehren; er hatte darüber aber die östlichen Grenzen seines Reiches entblößt, so daß von dorther die Magyaren verheerend eindrangen. Von diesen erlitt Berengar eine schwere Niederlage, und da er sich gerade zur nämlichen Zeit mit dem mächtigen Markgrafen Adalbert von Tuscien entzweite, so büßte er bei dem wankelmüthigen Sinne der Italiener auch den über Ludwig errungenen Vortheil wieder ein. Dieser kehrte 901 nach Italien zurück und ward vom Papste sogar zum römischen Kaiser gekrönt. Er erhielt aber durch den neuen Titel unter den Italienern nicht mehr Macht, als er in seinem väterlichen Reiche gehabt hatte, wo Lothar's II. Enkel, Hugo, und der Erzbischof von Arles die eigentlichen Regenten waren. Während Ludwig's Abwesenheit vermehrten diese beiden Großen ihre Gewalt noch mehr. Nachdem sich Ludwig in Italien einige Jahre nur durch Ertheilung von Diplomen bemerklich gemacht hatte, benutzte er endlich eine Krankheit Berengar's, um die Stadt Verona zu besetzen. Er erreichte seinen Zweck, überließ sich aber einer thörichten Sicherheit, wurde in Folge davon durch Berengar überfallen, geblendet und nach der Provence zurückgeschickt (905). Hier ward ihm von Hugo, der sich zuerst Graf und Markgraf, dann Herzog nannte und, wie es scheint, mit Ludwig's Bewilligung das Reich verwaltete, nicht mehr als der Titel des Herrschers gelassen, und sein Sohn büßte, wie wir später sehen werden, auch diesen ein.

Berengar war nach Ludwig's Vertreibung zum zweiten Male alleiniger Beherrscher von Italien; doch führte er im Grunde nur den Namen eines Königs. Sein Ansehen war und blieb sehr gering, da Ober- und Mittelitalien in der Gewalt mehrerer kleinen räuberischen Tyrannen war, so daß selbst diejenigen Städte, welche bisher ihre alten Rechte behauptet hatten, sich nur mit Mühe gegen gänzliche Unterdrückung wehrten und deshalb unter ihre Bürger viele der ritterlichen Gutsbesitzer aufnahmen, die nachher ihre Peiniger wurden. Während sich auf diese Weise jeder, der grausam, treulos, reich und tapfer war, in der nördlichen Hälfte von Italien zum Herrscher aufwarf, war das Schicksal von Rom, in Folge einer verkehrten Einrichtung der Papstwahl, den schlechtesten Menschen preisgegeben; in Unteritalien aber hausten die Griechen und ihre aus Halbwilden zusammengesetzten Heere, und sowohl dort als im Norden wütheten die Mohammedaner gegen die unglücklichen Bewohner der Halbinsel. An

der Erwählung des Papstes nahmen nicht nur die Geistlichen, sondern auch der Adel und das Volk von Rom Theil; da aber die Ersteren durch Verwandtschaft, das Volk und der niedere Adel durch Clientel und empfangene oder gehoffte Wohlthaten an einige vornehmere Familien geknüpft waren, so regierten eigentlich diese allein in Rom. Sie waren stets unter einander uneinig und erhielten dadurch die Stadt selbst in einem Zustande fortwährender Spannung und Unruhe. Durch die Mohammedaner wurde damals nicht nur Rom, sondern auch ein großer Theil des übrigen Italiens sehr bedrängt. Sie hatten sich an drei Punkten der Halbinsel festgesetzt: in dem am adriatischen Meere gelegenen Gebirge Gargano, an dem in den Golf von Gaëta mündenden Flusse Garigliano und in der Nähe der jetzt von französischem Gebiet umschlossenen Stadt Monaco. Von dem ersteren Punkte aus plünderten sie das adriatische Meer und Italiens Ostseite, vom Garigliano her suchten sie die Umgegend von Rom mit ihren Raubzügen heim, von Monaco aber und von dem nahe bei Tropez gelegenen Fraxinetum (Garde Fraynet) aus machten sie das Genuesische, die westlichen Alpenpässe und die Provence unsicher und bedrohten die von Westen her nach Rom ziehenden Wallfahrer. Berengar konnte gegen diese Räuber, welche hauptsächlich zur See mächtig waren, keine Hülfe gewähren; es mochte daher wohl eine Wohlthat für die Römer sein, was für die Christenheit eine Schande war, daß im Jahre 914 der Erzbischof von Ravenna, Johann X., durch solche Künste auf den päpstlichen Stuhl gebracht wurde, welche bei der Erlangung einer geistlichen Würde ebenso schändlich sind, als sie im Verkehr der Menschen und in den Welthändeln ihren großen und wichtigen Gebrauch haben. Johann verdankte nämlich seine Erhebung einer der drei leichtfertigen Frauen, welche damals in Italien eine Rolle spielten, die dadurch bezeichnet wird, daß man ihrer Herrschaft in Rom den derben Namen der Metzenregierung gegeben hat. Diese Frauen waren Theodora und ihre beiden Töchter, Marozia und Theodora die Jüngere, welche die Mutter zu kühnen, schlauen und verständigen, aber auch herrschsüchtigen und sittenlosen Weibern erzogen hatte. Theodora war nach Angabe des Liutprand von Cremona, der freilich zu schlimmer Nachrede sehr geneigt ist, die Geliebte Johann's gewesen und hatte dann einen römischen Senator geheirathet. Von ihren Töchtern war die eine, Marozia, mit dem Markgrafen Alberich von Camerino, die andere mit einem angesehenen Römer vermählt. Da Alberich nicht nur die größten Güter besaß, sondern auch zugleich römischer Patricier und in Mittelitalien sehr mächtig war, so hatte er, nach den bei der Papstwahl obwaltenden Verhältnissen, einen überwiegenden Einfluß auf dieselbe und lenkte

überhaupt ziemlich unabhängig die Dinge in Rom. Mit seiner Hülfe hielt es der älteren Theodora, welche kühner als irgend ein Mann war, nicht schwer, ihrem Freund zur päpstlichen Würde zu verhelfen. Sie schützte ihn nachher auch in dieser Stelle, die er, allen dabei vorgefallenen kanonischen Unregelmäßigkeiten zum Trotz, in Besitz genommen hatte. So schlecht übrigens auch Johann X. in moralischer Hinsicht gewesen sein mag, so machte er sich doch um sein Vaterland dadurch sehr verdient, daß er die am Garigliano angesiedelten Moslemen vertrieb. Er wußte zu diesem Zwecke die Kräfte Italiens zu vereinigen. Er zog Berengar an sich, und ertheilte ihm die Kaiserwürde (916),*) wogegen dieser ihm seine Truppen lieh; mit den longobardischen Herzögen in Benevent und anderen Städten stand Johann schon länger in naher Verbindung; über die Macht von Mittelitalien gebot seine Theodora; die Griechen aber gewann er leicht, da er als ein Mann, der von jeher die geistlichen Pflichten den weltlichen nachgesetzt hatte, die Zänkereien seiner Vorfahren mit den Kaisern von Constantinopel ganz fallen ließ. Er selbst stellte sich mit Alberich an die Spitze der vereinigten Truppen und verjagte die Mohammedaner aus ihrem Raubnest am Garigliano (916). Man hat ihm später aus dem Umstande, daß er persönlich mit zu Felde gezogen war, ein Verbrechen gemacht, obgleich schon Johann VIII., der erste Papst, der dies that, hierin dem Beispiel der Bischöfe Deutschlands, Frankreichs und der Lombardei gefolgt war; es fehlte auch in der Folgezeit nicht an kriegerischen Päpsten.

Berengar gewann durch den erhaltenen Kaisertitel an wahrer Macht nichts. Er sah sich im Gegentheil genöthigt, Magyaren in seine Dienste zu nehmen oder herbeizurufen, und ward durch die Rohheit und Grausamkeit derselben um das Wohlwollen seiner Unterthanen gebracht, das er wegen seiner vielen Schenkungen, sowie wegen seines frommen Sinnes und anderer vortrefflichen Eigenschaften wohl verdient hätte. Außerdem zog er sich den Haß der Großen zu, gegen deren Uebermacht er die kleinen Vasallen zu schützen suchte. Jene bildeten eine Verschwörung gegen ihn und sein eigener Schwiegersohn, der Markgraf Adalbert von Ivrea, sowie sein Enkel, Adalbert's Sohn Berengar II., traten derselben bei. Die Verschworenen beschlossen, den verhaßten Oberherrn zu stürzen und an seine Stelle den König Rudolf II. von Hochburgund als König von Italien einzusetzen. Daß man einen Fremden dazu ausersah, hatte seine guten Gründe.

*) Seine Krönung ist in einem noch erhaltenen Lobgedicht (Berengarii Panegyricus) geschildert, das classische Belesenheit verräth und zu den besseren Erzeugnissen dieser Art gehört.

Man konnte nämlich unter einem solchen weit leichter im Trüben fischen und den Namen des Königs mißbrauchen, als unter einem im Lande geborenen und erzogenen Gebieter, und hätte überdies, was die kargen Italiener stets in Anschlag brachten, den Letzteren ernähren müssen, weil er beständig im Lande geblieben wäre. Rudolf ward beim Kampf um die italienische Krone von seinem Schwiegervater Burkard unterstützt, welcher bei der Erneuerung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben an die Spitze desselben gestellt worden war und sich dadurch gewissermaaßen eine königliche Macht verschafft hatte. Sein erster Versuch, in Italien einzudringen, scheiterte an der Tapferkeit der ungarischen Truppen Berengar's. Dieser suchte darauf seine treulosen Barone durch Großmuth zu gewinnen, ward aber dafür von ihnen verlacht und verrathen. Gleich nachher erschien Rudolf zum zweiten Male, besiegte seinen Gegner in einer entscheidenden Schlacht und ward durch den Erzbischof Lambert von Mailand, der die Verschwörung gegen Berengar hatte bilden helfen, zum König von Italien gekrönt (923). Berengar zog sich in seine Erbstaaten zurück, um zu warten, bis Rudolf, der nicht lange von Burgund abwesend sein durfte, dahin zurückgekehrt und die erste Hitze seiner Anhänger verraucht sei; er wurde aber schon im folgenden Jahre von einem seiner Vertrauten, den er erst kurz vorher reichlich beschenkt hatte, hinterlistiger Weise ermordet. Es geschah dies um dieselbe Zeit, als die Ungarn Oberitalien auf entsetzliche Weise verheerten und namentlich die Königsstadt Pavia mit Feuer und Schwert fast vernichteten; es sollen über 40 Kirchen verbrannt und sämmtliche Einwohner bis auf wenige hundert getödtet worden sein. Mit Berengar kann man den italienischen Stamm der Karolinger als erloschen ansehen; denn sein Enkel Berengar II., welcher später ebenfalls als König von Italien auftrat, gründete seine Ansprüche nicht auf Abstammung.

Während in Italien und Deutschland das Geschlecht der Karolinger unterging, schien es in Frankreich wieder neu aufzuleben; aber die Kraft des Stammes und der Wurzel war dahin und die Säfte, welche diesen hätten nähren sollen, flossen anderen Stämmen zu. Als Karl dem Dicken die Zügel der Regierung entschlüpften, wählten die von den Normannen bedrängten Großen nicht den einzigen noch übrigen französischen Karolinger, Karl den Einfältigen, welcher damals erst acht Jahre alt war, sondern den Grafen Odo von Paris, der diese Stadt aufs tapferste vertheidigt hatte und der durch großen Landbesitz einflußreich war; unter den ihm zuertheilten Würden war die eines Laienabtes zum heiligen Martin von Tours besonders werthvoll, sowohl wegen des Reichthums dieser Pfründe,

als wegen des hohen Ansehens, das die Abtei genoß *) (888). Odo erfocht gleich nachher noch einen Sieg über die Normannen und brachte nach demselben einige Große, die ihn nicht anerkannt hatten, zum Gehorsam, herrschte aber doch nur über einen kleinen Theil von Frankreich und konnte besonders in der Bretagne das alte Recht der französischen Könige ebenso wenig geltend machen, als seine Vorgänger. Seine Hauptsorge war, den deutschen König Arnulf zu gewinnen; auch gelang es ihm, ein freundliches Verhältniß mit demselben herzustellen, und dies hatte wenigstens den einen Vortheil, daß der Beherrscher eines großen Theils von Aquitanien, Graf Rainulf von Poitou, welcher für Karl den Einfältigen Partei genommen hatte, sich mit Odo aussöhnte. Odo kämpfte darauf mit abwechselndem Glücke gegen die Normänner. Bald aber schlossen mehrere der mächtigsten Großen unter der Leitung des Erzbischofs Fulko von Rheims eine Verbindung gegen ihn; sie riefen den Markgrafen Guido von Spoleto aus Italien herbei, der wirklich zu Langres gesalbt wurde, aber bald einsah, daß er sich in einen ungleichen Kampf eingelassen habe. Er kehrte nach Italien zurück, wo er später die Kaiserkrone gewann. In der Folge erklärte sich eine mächtige Partei für Karl den Einfältigen und derselbe Fulko von Rheims salbte ihn in einer feierlichen Versammlung (893). In einem Schreiben, welches der Erzbischof damals an Arnulf schickte, wird derselbe Grundsatz, der die Deutschen bei der Wahl Ludwig's des Kindes leitete, als altes germanisches Recht aufgestellt und aus deutschen Jahrbüchern erwiesen. Beide Parteien suchten Arnulf's Beistand, dieser erklärte sich aber weder für die eine, noch für die andere. In dem mehrjährigen Kampfe, der sich hierauf zwischen ihnen entspann, trieb Odo seine Gegner zuletzt so sehr in die Enge, daß Karl der Einfältige sogar auf den unglücklichen Einfall kam, sich den Normannen in die Arme zu werfen. Daran hinderten ihn jedoch seine Freunde; sie vermochten ihn, sich lieber an seinen Gegner Odo selbst zu wenden. Dieser nahm ihn freundlich auf, gab ihm ein Stück Land, und bewies sich auch gegen seine Anhänger großmüthig. Ueberhaupt steht Odo in diesen rohen Zeiten als ein Beispiel von ächter Religiosität und von Großmuth gegen besiegte Feinde fast einzig da. Auch hätte er allein durch seine Tapferkeit und christliche Tugend dem zerrütteten Reiche Ruhe, gesetzliche Ordnung und Religionsübung wiedergeben können, wenn ihm ein längeres Leben

*) Die Einrichtung der Laienäbte gehört wesentlich dem 9. Jahrhundert an; der abba comes oder abbas miles war meist ein weltlicher Großer, der die Einkünfte bezog und als Schirmherr auftrat, die geistlichen Verrichtungen jedoch durch Andere besorgen ließ.

zu Theil geworden wäre; er ſtarb aber ſchon im zehnten Jahre ſeiner Regierung (898).

Nach Odo's Tode brachte es Fulko, der ſich Karl's des Einfältigen wie ein Vater annahm, ohne große Mühe dahin, daß dieſer von allen Herren des Reiches als König anerkannt wurde. Der junge Regent beſaß aber weder Verſtand, Erfahrung und kräftigen Willen, noch auch Schätze und Güter, mit denen er Freunde hätte gewinnen und ein zahlreiches Gefolge unterhalten können. Es war alſo natürlich, daß ſeit ſeiner Regierung die Grafen und Herzöge ſich völlig als Eigenthümer der Länder betrachteten, die ihren Vätern nur zur Verwaltung übergeben worden waren; ſie traten um ſo ſelbſtſtändiger auf, als die meiſten von ihnen auch mit der königlichen Familie nahe verwandt waren. So leitete z. B. Heribert I., Graf von Vermandois in der Champagne, ſein Geſchlecht von Karl's des Großen Enkel Bernhard her; der Graf Robert von Paris, Odo's Bruder, war der Sohn einer Tochter Ludwig's des Frommen, und Ludwig der Blinde von der Provence ſtammte durch ſeine Mutter, eine Tochter des Kaiſers Ludwig II., von Ludwig's des Frommen Sohn Lothar ab. Auch wurden die franzöſiſchen Großen im Streben nach Macht und Selbſtſtändigkeit durch die Umſtände weit mehr begünſtigt, als die deutſchen, die doch ſonſt mit ihnen in gleichem Verhältniſſe ſtanden; denn in Deutſchland ſetzte die beſtimmte Scheidung der einzelnen Stämme gewiſſe Schranken, die in Frankreich nicht beſtanden, und die alte Verfaſſung, nach welcher alle Begüterten eine Stimme hatten, konnte in dem erſteren Lande wegen der öfteren allgemeinen Reichstage und der Landtage der einzelnen Provinzen nicht ſo leicht untergraben und umgewandelt werden, als in Frankreich. Unter den Großen von Frankreich ragten zu Karl's des Einfältigen Zeit beſonders die Grafen Balduin von Flandern, Robert von Paris (auch wohl Herzog von Francien genannt) und Heribert von Vermandois durch Macht und Anſehen hervor. Sie waren weit mächtiger als der König, ſuchten die wenigen Güter, welche dieſem zur Vergebung noch geblieben waren, an ſich zu reißen und ſtritten um den Beſitz der reichen Abteien, die man oft Einem, dem ſie nicht zukamen, wegnahm, um ſie einem Anderen zu ertheilen, dem ſie ebenſo wenig gebührten. Die einzige ſichere Stütze, welche Karl hatte, war Fulko; dieſer ward aber 900 auf Anſtiften des beleidigten Grafen Balduin ermordet und der König war und blieb ſeitdem der Willkür ſeiner Vaſallen preisgegeben. Er wagte nicht einmal Fulko's Mörder zu beſtrafen; denn dieſe lachten im Vertrauen auf Balduin's Macht ſowohl der Strafe des Königs, als des Bannfluches, den der Papſt und die Biſchöfe gegen ſie ſchleuderten. Ja, der Angeſehenſte unter ihnen wurde durch dieſen Bannfluch nicht

einmal dazu gebracht, daß er die That als eine Sünde anerkannte, und setzte den schrecklichen Worten desselben die kalte Erklärung entgegen, er habe durch das Geschehene nicht die mindeste Schuld auf sich geladen, weil er es aus treuer Ergebenheit gegen seinen Lehnsherrn Balduin gethan habe. So sehr ist es den Menschen eigen, sich alle Pflichten nicht in einer nothwendigen, durch das Gewissen unmittelbar gegebenen, sondern in einer zufälligen, äußeren und aus Gewohnheit fließenden Ordnung zu denken! Uebrigens kann dieser Bannfluch als ein Muster der Art und Weise dienen, wie damals die Kirche das von ihr verwaltete göttliche Recht zu handhaben und anzuwenden pflegte, zumal da gerade in jenen Tagen solche Bannsprüche sehr häufig waren. „Weil die Mörder" — so lautete der Fluch, den die Bischöfe in einer feierlichen Versammlung erließen — „eine Frevelthat begangen haben, welche früher in der Christenheit unerhört war, so stoßen wir sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und vermöge der Gewalt, welche Gott durch Petrus, den Ersten der Apostel, den Bischöfen übertragen hat, aus dem Schooß der heiligen Kirche, unserer Mutter, aus, und verdammen sie mit ewigem Bannfluche, daß sie nie Verkehr und Gemeinschaft mit Christen haben sollen. Verflucht seien sie in der Stadt und auf dem Felde! Verflucht seien ihre Scheunen und alle ihre übrige Habe! Verflucht die Frucht ihres Leibes wie die Frucht ihrer Felder, die Heerden ihrer Kühe und die Schaaren ihrer Lämmer! Verflucht sei ihr Ausgang und ihr Eingang! Verflucht seien sie in ihrem Hause und ohne Stätte auf dem Felde! Sie treffe der Fluch, den der Herr durch Moses über sein Volk aussprach, wenn es seine Gebote verletzte! Sie treffe der Fluch Maranatha, d. h. sie sollen bei der Wiederkunft des Herrn untergehen! Ueber sie sollen alle Verwünschungen kommen, welche die heiligen Gesetze der Kirche und die Beschlüsse der apostolischen Männer wider die Mörder und alle die, welche gegen die Kirche freveln, ausgesprochen haben! Denn Frevler gegen die Kirche sind diejenigen, die an einen Diener Gottes die Hand anzulegen gewagt haben. Sie treffe zu ihrem ewigen Untergang der gerechte Spruch göttlicher Strafe! Kein Christ gewähre ihnen daher das Wort des Grußes! Kein Geistlicher erkühne sich jemals, ihre Beichte anzuhören oder ihnen die heilige Communion zu geben! Nach ihrem Tode sollen sie wie der Esel bestattet und mit dem Gesicht zur Erde auf den Mist geworfen werden, damit sie den jetzigen und künftigen Geschlechtern ein Beispiel der Schande und Verfluchung seien! Und wie jetzt diese Fackeln, aus unseren Händen geschleudert, erlöschen, so werde ihre Leuchte auf ewige Zeit ausgelöscht!"

Die Lage des ohnmächtigen Königs Karl ward etwas besser, als

beim Aussterben der deutschen Karolinger (911) die Lothringer unter ihrem Herzog Rainer (Reginar), von Deutschland abfielen und sich dem Beherrscher von Frankreich als einem Sprößlinge des karolingischen Herrscherhauses unterwarfen. Der Name Lothringen umfaßte damals nur noch einen kleinen Theil des früheren lotharingischen Reiches. Er war schon 855, bei Lothar's I. Tode, auf den dem Sohne desselben, Lothar II., zugefallenen Antheil, d. h. auf das zwischen der Maas, der Nordsee und dem Rhein gelegene Land außer Speier, Worms und Mainz, beschränkt worden. Bei den häufigen Veränderungen der folgenden Zeiten verengerte sich der Begriff des Wortes Lothringen nach und nach immer mehr, und beim Untergange der deutschen Karolinger hörte das Land auch auf, ein Königreich zu heißen, und erhielt den Namen eines Herzogthums. 30 Jahre später, zur Zeit des deutschen Königs Otto I., ward es in die beiden Herzogthümer Ober- und Nieder-Lothringen getrennt, von welchen das erstere die Gegenden um die Mosel, das andere aber die an der Maas und nach dem Meere hin gelegenen Striche umfaßte. Auf dem ersteren blieb später der Name Lothringen allein haften.

Karl der Einfältige gewann durch den Uebertritt des Herzogs von Lothringen nicht an Macht, sondern nur an Ansehen; im Grunde blieb er nach wie vor der Sklave seiner Vasallen. Diese geboten über den größten Theil des Reiches. Die Provence und andere Gegenden des Südostens standen unter Ludwig dem Blinden. Von der Dordogne an bis zum Mittelmeer und zu den Pyrenäen herrschte dessen Schwiegersohn, Wilhelm der Fromme, als Markgraf von Gothien, Herzog von Aquitanien und Graf von Auvergne.*) Von Aquitanien (welcher Name später in die Form Guyenne überging) war damals noch das Baskenland (Vasconia, Gascogne) getrennt. Herzog Wilhelm bewahrte einen Schein von Unterwürfigkeit und von Achtung für den Schatten der Königswürde; aber er that es nur, weil er so weit vom Sitze des Königs entfernt war. Dagegen wandten sich die in der

*) Dieser Fürst war ein mächtiger Beschützer der ernsten und strengen kirchlichen Richtung, die sich damals gegen die Sittenverderbniß der Welt- und Klostergeistlichkeit zu erheben begann. Auf seine Veranlassung ließ sich der Abt Berno, aus vornehmem Geschlecht, zu Cluniacum (Clugny, im jetzigen Departement Saône und Loire) nieder und gründete dort (910) eine Abtei, in welcher die erneuerte Regel des heiligen Benedict Geltung gewann. Das Ereigniß gewann weltgeschichtliche Bedeutung; denn von Clugny ging die begeisterte Auffassung der Kirche aus, nach welcher diese, sittlich gereinigt und von der weltlichen Macht unabhängig, die leitende Seele der Christenheit werden sollte. Diese Auffassung, auf welcher der Idealismus des Mittelalters beruht, wurde, vorzugsweise von Clugny gepflegt, zuerst in Südfrankreich und Oberitalien volksthümlich, und übte später ihren zwingenden Einfluß auch auf die Großen und Mächtigen.

Nähe des Letzteren wohnenden Grafen und Herzöge von Paris, Poitiers, Anjou und Bretagne nur dann an den König, wenn sie über Anmaaßungen und über den Raub von Kirchengut Brief und Siegel erhalten wollten. Außer diesen Herren herrschte der mächtige Herzog des zu Frankreich gehörenden Landes Burgund, Richard, im Herzen des Reiches, der Graf von Flandern an der Nordgrenze, Heribert von Vermandois in der Champagne und der schlaue und tapfere Rainer von Lothringen im Osten. Dem Könige selbst war also nur sehr wenig übrig geblieben. Wenn man dabei bedenkt, daß jeder Herzog und Graf nur sein eigenes Land schützte und daß der König nicht im Stande war, die räuberischen Normannen abzuhalten, so wird man leicht sehen, daß es früher oder später durchaus nothwendig wurde, einen der mächtigeren Vasallen zum Beherrscher des ganzen Reiches zu erheben, weil nur diese über eine gewisse Zahl von Streitern gebieten konnten, die Karolinger dagegen die nöthige Hülfe stets erbetteln mußten.

Zu den vielen mächtigen Vasallenthümern kam im Jahre 911 noch ein neues Herzogthum, dessen Fürsten dem Könige von Anfang an noch weniger unterwürfig waren, als die anderen Großen. Karl trat nämlich damals, wie oben erzählt worden, den unter Rolf's Führung eingebrochenen Normannen durch einen förmlichen Vertrag einen Strich Landes am Meere ab, damit diese künftig ihre Landsleute von der Küste abwehrten. Vielleicht leitete ihn dabei auch die Hoffnung, von Rolf und seinen Schaaren Hülfstruppen gegen seine eigenen Großen zu erhalten. Auf diese Weise entstand 911 das Herzogthum der Normandie, durch dessen Gründung zwar den normännischen Verheerungen, die in England noch über ein Jahrhundert lang fortdauerten, in Frankreich gesteuert wurde, das aber andererseits auch dem Königthum eine neue große Gefahr brachte und schon bei seiner Entstehung die Schwäche der königlichen Macht aufs traurigste zu erkennen gab. Rolf hatte nämlich mit seinen Schaaren lange Zeit in Frankreich geraubt, bis er endlich durch den Herzog Richard von Burgund und den Grafen Robert von Paris in zwei Schlachten mit großem Verluste geschlagen wurde. Als er sich hierauf in das königliche Gebiet an der unteren Seine warf und dort schreckliche Verwüstungen anrichtete, sah sich Karl außer Stand, ihn zu vertreiben und bot, durch die Klagen seiner Unterthanen genöthigt, dem Barbaren die Hand seiner Tochter Gisela und ein Stück Land an der Küste an, doch unter der Bedingung, daß Rolf und seine Schaaren sich taufen ließen. Rolf ging darauf ein, nahm aber Flandern, welches Karl ihm zuerst geben wollte, nicht an, weil es voller Sümpfe war und erst hätte erobert werden müssen. Es ward ihm daher das zwischen der Eure und dem Herzogthum Bretagne gelegene Land abgetreten, welches als

Hauptlandungsplatz der Normannen schon seit hundert Jahren ganz wüste lag und für Rolf den Vortheil hatte, daß er seine Herrschaft nach der angrenzenden Bretagne hin leicht erweitern konnte. Er trat mit den Seinen zum Christenthum über, erhielt in der Taufe den Namen Robert, trennte sich von seiner heidnischen Gemahlin und heirathete Gisela (912). Wie wenig die Huldigung, die er seinem Schwiegervater leistete, von ihm und seinen Nachfolgern als Verpflichtung zum Gehorsam angesehen wurde, und wie verständig er seine neue Colonie einrichtete, ist bereits früher auseinandergesetzt worden.

Karl der Einfältige gerieth mit den Großen seines Reiches bald in einen offenen Krieg, wozu sein Vertrauter, Hagano und Rainer's von Lothringen Sohn, Giselbert, die Veranlassung gaben. Hagano, der seit Fulko's Tod beim Könige Alles galt, gehörte weder dem Grafen- noch auch selbst dem Herren-Stande an, besaß aber Karl's Vertrauen gerade aus dem Grunde, weil er seine Stellung blos der Gnade desselben verdankte und ihm die Anmaaßungen der Großen im rechten Lichte zeigte. Diese waren über Hagano's Einfluß sehr aufgebracht und beklagten sich vielleicht nicht mit Unrecht über den Stolz des Günstlings. Ihre Unzufriedenheit diente dem lothringischen Herzog Giselbert als ein Mittel zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Absichten. Giselbert's Vater war unter den französischen Großen der Einzige gewesen, der seine herzogliche Gewalt nicht auf ein von seinen Ahnen ererbtes Recht gründen konnte; er verdankte daher seine Güter und sein Ansehen eigentlich nur dem Könige Karl. Diesen Umstand hatte Karl, als Rainer 916 gestorben war, auf Hagano's Anrathen benutzt, um sich, nachdem er alle anderen Besitzungen verloren, im Lande Lothringen, wo er sich überdies meistens aufhielt, eine neue Macht zu verschaffen. Er hatte nämlich dem jungen Giselbert zwar die Gewalt, die dessen Vater in Lothringen besessen hatte, übertragen, verlangte dagegen aber die Herausgabe der königlichen Lehensgüter des Landes, weil er sich mit diesen andere Familien zu Freunden machen wollte. Giselbert weigerte sich dessen, ward darauf von Karl aus dem Lande gejagt, und nahm seine Zuflucht zu dem mächtigen Herzog von Sachsen, welcher später (919) König von Deutschland wurde. Dieser brachte es durch seine Verwendung dahin, daß Giselbert wieder nach Lothringen zurückkehren durfte; er ging jedoch auf Giselbert's Ermunterung, Lothringen wieder zu Deutschland zu ziehen, nicht ein, unterstützte ihn auch nicht, als gleich nachher zwischen dem lothringischen Herzog und seinem Lehensherrn ein neuer Streit ausbrach. Ja, Heinrich hielt mit Karl dem Einfältigen in der Nähe von Bonn eine Zusammenkunft, bei welcher er dem französischen König den Besitz von Lothringen zugestand und dafür die förmliche Anerkennung seiner

ostfränkischen Königswürde erhielt.*) Giselbert suchte nun dem französischen König unter seinen Großen offene Feindschaft zu erwecken und hatte dabei leichtes Spiel, da Robert von Paris nach der Königskrone strebte und alle anderen Vasallen gegen den stolzen Hagano heftig erbittert waren. Man kam überein, Karl den Einfältigen zu vertreiben, und zum Unglücke desselben starb gerade zu dieser Zeit der rechtlichste unter den Großen, Richard von Burgund, dessen Sohn Rudolf Robert's Tochter zur Gemahlin hatte. Karl wurde mit leichter Mühe vertrieben und Robert, 24 Jahre nach dem Tode seines Bruders Odo, zum König erwählt und in Rheims gesalbt (922). Der gestürzte König fand bei den ihrer Treue wegen sonst nicht gerade berühmten Lothringern Hülfe, vielleicht weil es ihre Lehensgüter galt. Von ihnen unterstützt, zog er rasch gegen Soissons, wo Robert und sein Sohn, Hugo der Große oder der Weiße, gelagert waren. Es kam zu einem hitzigen Treffen, Robert fiel, sein Sohn aber erfocht in Verbindung mit Graf Heribert von Vermandois den Sieg (923). Die Verbündeten wählten darauf Rudolf von Burgund zum König, während Karl den Herzog der Normandie vergebens um Hülfe bat und sich durch diesen Schritt noch mehr verhaßt machte.

Der neue König, Rudolf oder Raoul, der freilich anfangs weder von dem Herzog der Normandie, noch von den Lothringern und den Herren jenseits der Loire anerkannt wurde, suchte durch königliche Vergabungsbriefe seine Anhänger an sich zu fesseln, während Karl, sobald er nichts mehr zu geben hatte, von allen seinen Leuten verlassen wurde. Es erhoben und befestigten sich alsdann auf den Trümmern des sinkenden karolingischen Hauses neue Herren, deren Nachkommen jedoch die errungenen Güter fast auf die nämliche Weise, wie sie erworben worden waren, wieder verloren. Heribert, der Gierigste von Allen, erhielt von Rudolf die Stadt Peronne und viele geistliche und weltliche Güter, weil er den unglücklichen Karl mit niederträchtigem Verrath nach St. Quentin lockte und in Haft nahm; Wilhelm von Aquitanien ließ sich die Anerkennung Rudolf's durch die Schenkung königlicher Güter abkaufen; Hugo der Große, des Königs Schwager, bekam die Grafschaft von le Mans; das Volk aber ward, wie immer, geäfft und — schwieg. Inzwischen erschien König Heinrich der Sachse, bald nachdem er mit den Ungarn einen Waffenstillstand abgeschlossen, mit Heeresmacht in Lothringen und brachte

*) Die Zusammenkunft fand auf einem Schiffe statt, welches mitten im Rhein vor Anker lag, während auf beiden Ufern die Heere lagerten. Die Sitte, auf Brücken, Schiffen oder Flußinseln, mit geringem Geleit in festgesetzter Anzahl, doch meist unter den Augen größerer Schaaren Zwiesprach zu halten, stammt aus den ältesten Zeiten und erhielt sich das ganze Mittelalter hindurch, ja bis in die Neuzeit.

dieses Land glücklich wieder an das deutsche Reich; er vermählte seine Tochter Gerberga mit Giselbert und gewann somit diesen unruhigen und gefährlichen Fürsten; zugleich setzte er den Frankenherzog Eberhard, Bruder seines Vorgängers Konrad's I., zum Pfalzgrafen von Lothringen ein. Karl's Unglück war mit seinem Sturze nicht erschöpft; er mußte von seinem Leidensbecher auch noch die Hefe trinken. Vier Jahre lang hielt ihn der gottlose Heribert in einem Thurme bei Chateau Thierry in harter Haft; im vierten mußte er der Rache seines Peinigers zum Werkzeuge dienen. Als sich nämlich Rudolf zuletzt weigerte, die unersättliche Habsucht Heribert's fortwährend zu befriedigen, ließ dieser den Gefangenen frei und rief die Normannen gegen jenen zu Hülfe. Hugo der Große aber, der nach dem Tode seines kinderlosen Schwagers Rudolf die Krone zu erben gedachte, brachte schnell eine Aussöhnung Heribert's mit Rudolf zu Stande und Karl ward von Ersterem aufs neue eingesperrt. Der unglückliche Mann blieb bis zu seinem Tode gefangen. Er starb 929 und hinterließ einen Sohn, Ludwig, mit dem seine Mutter, eine Schwester des angelsächsischen Königs Athelstan, nach England geflohen war. Heribert zerfiel bald wieder mit Rudolf und Hugo und bekriegte sie mehrere Jahre lang. Er verband sich zuletzt mit Giselbert und erhielt von ihm die Zusage einer kräftigen Hülfe. Rudolf und Hugo schlossen zwar, noch ehe die Deutschen ins Land gekommen waren, einen Waffenstillstand mit ihm (934); dieser konnte aber nicht lange dauern, da Heribert, von dessen Töchtern die eine an den Herzog Wilhelm I. Langschwert von der Normandie, die andere an Arnulf von Flandern vermählt war, durch seine Verbindungen eine allzu große Macht erlangt hatte. Als sich Hugo der Hoffnung auf die Nachfolge beraubt sah, zog er, sobald Rudolf 936 gestorben war, Karl's des Einfältigen Sohn aus England herbei und ließ ihn zum Könige ausrufen. Doch soll er dabei auch die Absicht gehabt haben, Rudolf's Bruder, Hugo den Schwarzen, welcher das Herzogthum Burgund geerbt hatte, um dasselbe zu bringen. Mit Hülfe des Normannen-Herzogs, den der englische König zu gewinnen gewußt hatte, ward der Karolinger Ludwig IV. von England nach Frankreich zurückgeführt und zum Könige gekrönt (936); man bezeichnet ihn meist mit dem Beinamen d'Outremer (Ultramarinus), d. h. der über das Meer herüber Gekommene.

Hugo der Große warf sich zum Vormund des jungen Königs auf. Er griff sogleich den Herzog Hugo von Burgund an, entriß ihm einen Theil seines Gebietes und ward bald nachher durch seine Vermählung mit Hedwig, der Schwester des deutschen Königs Otto I., noch mächtiger; er nannte sich in Urkunden den „Nächsten nach dem König", auch „Herzog von Gottes Gnaden". Dessen ungeachtet wußte sich

Ludwig IV., ein von Natur kräftiger und thätiger Mann, bald von Hugo's Vormundschaft frei zu machen. Er erklärte sich ein Jahr nach seiner Krönung für volljährig und gelangte in einem Reiche, wo seiner Familie kaum einige Fußbreit Land übrig geblieben waren, schon nach wenigen Jahren zu einem Ansehen, wie es sein Vater niemals gehabt hatte. Natürlich hatte er dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hugo und Heribert, seither durch ihr verschiedenes Interesse von einander getrennt, vereinigten sich jetzt zu gemeinschaftlichem Kampfe. Zu ihren Bundesgenossen gehörte sonderbarer Weise auch Wilhelm I. von der Normandie, während wir Arnulf von Flandern unter ihren Gegnern finden. Auch der unruhige Giselbert, welcher mit dem deutschen König Otto I. zerfiel, schloß sich an Ludwig an und machte ihm Hoffnung, daß Lothringen dem französischen Reiche wieder zugewendet werden könnte; Ludwig erhielt aber dadurch an Otto I. einen neuen und recht furchtbaren Feind. Dagegen unterstützte ihn der König von England, wenn gleich nicht nachdrücklich, mit einer Flotte. Von den französischen Großen nahmen Hugo der Schwarze von Burgund, Graf Raimund Pons von Toulouse, der sich Herzog von Aquitanien nannte, und Graf Wilhelm von Poitiers, welchem Ludwig dafür nach Raimund's Tode den herzoglichen Titel desselben ertheilte, am entschiedensten Partei für den König, sowie denn überhaupt jenseits der Loire Recht und Rechtmäßigkeit, wenigstens der Form nach, gewahrt wurden, während sich Hugo, Heribert, Giselbert und die anderen Herren der diesseitigen Länder nicht im mindesten darum kümmerten. Doch war es nicht die Unterstützung jener Vasallen, was dem Könige Ludwig zum Sieg über seine Gegner verhalf und ihn unter den widrigsten Umständen zu großem Ansehen emporhob, sondern sein persönlicher Muth und die Fähigkeit, seine Sachen selbst zu leiten. Lothringen den Deutschen zu entreißen war nicht möglich; Ludwig gab daher, als Giselbert gestorben war, diesen Gedanken auf, nahm Giselbert's Wittwe Gerberga, eine Schwester Königs Otto I., zur Gemahlin, und wandelte auf diese Weise einen seiner gefährlichsten Gegner in einen Freund um. Dieser söhnte ihn bald mit seinem andern Schwager, Hugo dem Großen, aus, welcher sich damals nur mit Mühe der einbrechenden heidnischen Normannen erwehrte und darüber die Lust verlor, seinem Könige zu befehlen. Endlich starb auch Heribert (943) und sein Land ward unter seine vier Söhne vertheilt. Ludwig's Macht wuchs durch diese Verhältnisse und durch seine persönliche Tüchtigkeit immer mehr, so daß er nicht nur von den aquitanischen Großen, sondern auch von den Fürsten der Bretagne und von dem Herzog der Normandie als Oberherr angesehen, ja sogar in Vienne, der Residenz des Königs der Provence, welcher sein Lehen trug, mit hohen Ehren

empfangen ward. Eine einzige widerrechtliche Handlung verwickelte ihn aber aufs neue in Händel, aus denen er sich ohne Beeinträchtigung seiner Ehre und seines königlichen Ansehens nicht ziehen konnte. Als nämlich der Herzog der Normandie, Wilhelm I., mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes Richard starb, suchte Ludwig die ihm zukommende vormundschaftliche Verwaltung des Herzogthums zu selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen und dem Kinde sein Erbe zu entziehen. Er reizte dadurch die kriegerischen Normannen gegen sich und gerieth, als auch Hugo sich mit Heribert's Söhnen wieder gegen ihn vereinigte und sogar König Otto I. in diesen Bund gezogen wurde, in große Gefahr. Er selbst ward, wie bereits früher dargestellt worden ist, von den Normannen hinterlistiger Weise gefangen und nicht eher freigegeben, als bis er die Forderungen derselben befriedigt und ihnen einen seiner Söhne als Geisel überliefert hatte. Bei seiner Freilassung ward er in Hugo's Hände übergeben, und dieser war treulos genug, die Gelegenheit zu benutzen, um durch List und Trug zu erhalten, was er vergebens mit den Waffen gesucht hatte. Er hielt den König ein Jahr lang in Haft, ungeachtet sowohl Otto, als der englische König Edmund sich desselben annahmen, und gab ihn erst dann wieder frei, als ihm die Stadt Laon, der wichtigste Ort, welchen Ludwig von seinen Familiengütern zurückerhalten hatte, überlassen worden war (946).

Dieser Verlust war zu bedeutend; Ludwig's Gemahlin bewog daher ihren Bruder Otto, dem einen Schwager gegen den andern beizustehen. So ungeheuer aber auch Otto's Heer, so groß die von ihm angerichteten Verwüstungen waren, der Hauptzweck des Zuges, die Wiedereroberung von Laon, ward bei der festen Lage dieser Stadt nicht erreicht; der deutsche König erlitt, als er vor Rouen zog, bedeutenden Verlust und wagte nachher nicht einmal einen Angriff. Nur den einen Vortheil hatte Otto's Hülfe, daß der Erzbischof Artald von Rheims, welchen Hugo abgesetzt hatte, wieder in sein Bisthum zurückgeführt wurde, wodurch Ludwig eine neue Stütze erhielt. Laon nahm später Ludwig selbst durch Ueberfall; doch blieb eine nahe dabei gelegene Burg in den Händen der Feinde, so daß man sich kaum vor den Mauern der Stadt zeigen durfte. Der französische König erschien im Jahre 948 vor einer fast nur aus Deutschen bestehenden Kirchenversammlung, welche Otto der Große nach Ingelheim geladen hatte, um bei derselben Schutz und Recht zu suchen; er erbot sich vor derselben, seine gute Sache durch Zweikampf oder Eidschwur zu bekräftigen. Dieser auffallende Schritt brachte ihm jedoch nur geringen Vortheil; Hugo, der mächtige Vasall, verachtete den Kirchenbann, welchen diese Versammlung ihm androhte und eine spätere, zu Trier abgehaltene Synode

wirklich verkündigte. Einige Jahre vor seinem Ende söhnte sich Ludwig aus Rücksicht auf seine eigene Familie mit dem gewaltthätigen Hugo aus und vertraute die Seinigen denselben Händen an, welche ihn selbst vorher gefesselt hatten. So weit war es mit dem Geschlechte Karl's des Großen gekommen, daß selbst einer der erfahrensten, thätigsten und geschicktesten Sprößlinge desselben, der noch dazu mit dem mächtigen Stamme der sächsischen Kaiser, die den deutschen Namen bald bis zu dem fernsten Ende der bekannten Welt furchtbar machten, durch Bande des Bluts verbunden war, bei seinen Feinden Schutz für seine Familie suchen mußte! Ludwig selbst empfahl dem herrschsüchtigen Hugo seinen Sohn Lothar und seine Gemahlin Gerberga, und diese warfen sich gleich nach des Königs Tode (954) in die Arme des übermächtigen Vasallen, entweder um gegen die Gewaltthätigkeiten Anderer geschützt zu sein, oder um den leeren und lästigen Königstitel zu retten.

Der kaum 14jährige König Lothar wurde so sehr als ein bloßes Werkzeug Hugo's angesehen, daß aus Haß gegen den Letzteren nicht einmal einer der getreuesten Anhänger Ludwig's, Wilhelm von Aquitanien, ihn anerkannte. Hugo suchte auch aus diesem Umstande Nutzen zu ziehen; er ließ sich von dem jungen Könige Wilhelm's Herzogthum zusprechen und wollte dann gewaltsam von demselben Besitz nehmen, konnte aber ungeachtet eines gewonnenen Treffens seinen Zweck nicht erreichen. Ebenso wenig war er seinen Landsleuten eine Schutzwehr gegen die damals in Frankreich einbrechenden Magyaren, obgleich er zwei bedeutende Herzogthümer, Francien oder Frankreich (d. i. Paris und die umliegenden Gegenden) und Burgund, besaß und ein drittes in Anspruch nahm. Diese Räuberhorden drangen über Lothringen mehrmals verheerend ein und streiften bis in das Innere von Burgund. Zu derselben Zeit wütheten die Franzosen selbst gegen einander nicht weniger grausam, als die Magyaren. Die königliche Familie, welche außer der Stadt Laon kaum einen Fuß breit Land mehr besaß, wäre in die traurigste Lage gekommen, wenn nicht Gerberga durch ihren jüngeren Bruder, den klugen und gelehrten Erzbischof Bruno von Köln, welchem damals Otto I. die herzogliche Würde über ganz Lothringen gab, ihre von Giselbert erhaltenen Güter wieder erhalten hätte. Mit den Einkünften dieser Güter und mit Bruno's Unterstützung konnte Lothar wenigstens selbstständig in Laon residiren. Als Hugo 956 starb, erkannten dessen Söhne der Form nach den jungen König als ihren Oberherrn an, ließen sich mit dem Erbe ihres Vaters von ihm belehnen und leisteten ihm die Huldigung. Von diesen drei Söhnen Hugo's erbte der älteste, Hugo, welcher den später

berühmt gewordenen Beinamen Capet*) führte, das Herzogthum Francien, der zweite, Odo, erhielt Burgund, in deſſen Beſitz ihm bei ſeinem Tode der jüngſte, Heinrich, folgte. Das Volk gewöhnte ſich nach und nach an die Herrſchaft der Grafen und Herzöge, und man würde die Könige ganz vergeſſen haben, wenn nicht die öffentlichen Gerichte und ihre in den Sitten und Gebräuchen der Nation tief gegründeten Formen Diplome nöthig gemacht hätten, welche wenigſtens noch an das Daſein eines Oberhauptes erinnerten. Doch ward das Anſuchen um Diplome bereits ſeltener. Sogar die geiſtlichen Pfründen wurden faſt überall nur zur Belohnung von weltlichen, ja meiſt von kriegeriſchen Dienſten ertheilt, und während wir zu Karl's des Kahlen Zeiten bei den Schenkungen und Vermächtniſſen von wirklich frommen Zwecken und von verſtändigen Bedingungen hören, findet ſich gegen das Ende der karolingiſchen Herrſchaft keine Spur mehr davon.

Auch von der Verwandtſchaft mit den mächtigen deutſchen Königen, Otto dem Erſten und dem Zweiten, konnte Lothar nicht den gehofften Nutzen ziehen, weil des Erſteren Bruder Bruno, der Lothar's Hauptſtütze hatte ſein ſollen, in den Söhnen Hugo's des Großen ebenfalls Neffen erkannte. Dieſe vermählten die eine ihrer Schweſtern mit dem Normannen-Herzog Richard I., die andere mit Friedrich von Bar, welchem Bruno Ober-Lothringen als eigenes Herzogthum verlieh. Dazu kam noch, daß in Nieder-Lothringen Unruhen entſtanden, die einen Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland herbeiführten. Bruno hatte nämlich zwei Grafen des Landes, Lambert und Rainer, vertrieben; dieſe waren nach Frankreich geflohen und hatten ſich, der Eine mit einer Nichte Lothar's, der Andere mit Hugo Capet's Tochter vermählt. Als Bruno und Otto I. geſtorben waren, eroberten ſie mit franzöſiſcher Hülfe ihr väterliches Erbe wieder, griffen die benachbarten Grafſchaften an und ſuchten ganz Lothringen an Frankreich zu bringen. Nachdem ſie das Land mehrere Jahre lang bekriegt hatten und wegen ihrer Verbindung mit Frankreich nicht zur Ruhe gebracht werden konnten, half ſich Otto II. damit, daß er dem Schwieger-

*) Der Name Capet wird am wahrſcheinlichſten zurückgeführt auf cappatus, der mit der cappa Verſehene, d. h. der Laienabt an der Kirche des heil. Martin zu Tours. Die cappa iſt der kurze Ueberwurf des Heiligen, der in der Abtei aufbewahrt wurde und an den ſich die bekannte Legende knüpft, wie der fromme Kriegsmann Martinus ſeinen Mantel mit einem Bettler theilte. — Das Wort Capelle iſt urſprünglich Verkleinerungsform für dieſelbe cappa; es bezeichnete ſodann die Nebenkirche, in welcher jener kurze Mantel aufbewahrt wurde, weiterhin jede Nebenkirche; im Mittelalter wurde es gleichbedeutend mit der aus Geiſtlichen beſtehenden fürſtlichen Kanzlei, ſpäter mit dem zur Aufführung kirchlicher Tonwerke beſtimmten Muſikcorps. — Der Name Odo lautet im Franzöſiſchen Eude, während Otto meiſt mit Othon wiedergegeben wird.

vater des Einen von ihnen, Lothar's Bruder Karl, der als Sohn der Gerberga ihm selbst nahe verwandt war, Nieder-Lothringen als ein deutsches Lehen anbot. Da Karl in Frankreich nichts besaß und wie alle Karolinger von der Gnade der Großen abhing, so nahm er mit Freuden ein Anerbieten an, durch welches er nicht nur für sich selbst ein ganzes Land erhielt, sondern auch nach der damals schon herrschenden Sitte hoffen durfte, dasselbe auf seine Nachkommen vererben zu können. Zu seinem Unglück übersah er jedoch dabei, wie empfindlich er durch seinen dem deutschen König geleisteten Vasallen-Eid den Nationalstolz der Franzosen kränkte. Diese verziehen auch damals schon einen solchen Schritt nicht, und schlossen nachher den Herzog Karl als einen Mann, der die Ehre und den Vortheil seiner Nation seinen eigenen Interessen aufgeopfert habe, von der Nachfolge im Reiche aus. Je mehr Karl sich gegen sein Vaterland vergangen zu haben schien, um so lebhafter erwachte, gleich nachdem er dem König Otto gehuldigt hatte, der Nationalsinn der Franzosen; sie schlossen sich mit Freuden an ihren König an, als dieser nicht nur Rache an seinem Bruder zu nehmen suchte, sondern auch ganz Lothringen für die französische Krone in Anspruch nahm. Lothar, dem keine Eigenschaft des Regenten und des Feldherrn fehlte, führte den Krieg mit Glück; er besetzte das ganze Land und nahm sogar im Juni 978 durch einen raschen Ueberfall die Residenz Aachen ein; Otto II. und seine Gemahlin entgingen der Gefangenschaft nur durch rasche Flucht. Lothar ließ den auf dem Schlosse in Aachen aufgestellten Adler nach Frankreich hin wenden, wodurch sinnbildlich angezeigt werden sollte, daß der alte Wohnsitz der Kaiser von dorther Befehle zu empfangen habe. Das königliche Ansehen war jedoch damals in Deutschland zu groß, als daß nicht auf die erste Aufforderung alle Vasallen und Herren herbeigeströmt wären, um die Schmach, die ihr Oberherr erlitten, zu rächen. Otto kehrte an der Spitze von 60,000 Mann nach Lothringen zurück, trieb den französischen König aus dem Lande und suchte ihn dann in seinem eigenen Reiche auf. Er nahm Laon, Soissons und andere Orte, wo jener sich aufzuhalten pflegte, mit leichter Mühe und erschien vor Paris; er konnte jedoch die Stadt nicht erobern und begnügte sich damit, auf dem Montmartre (mons martyrum) ein schallendes Halleluja anstimmen zu lassen (978). Unglücklicher Weise dachte er zu spät an die Rückkehr, weil er ganz übersah, daß, während ihn selbst ein Theil der Seinen ihrer Gewohnheit gemäß im Winter verließ, die Franzosen sich um Lothar und Hugo Capet sammelten, und daß Gegenden, in denen das Volk gereizt ist, schwer zu durchziehen sind. Hätte er dies bedacht, so würde er damals einen seiner rühmlichsten Züge vollendet haben. Er blieb aber bis zum December in Frank-

reich und bereitete dann seinen Feinden einen Triumph. Zum Rückzuge genöthigt, verfehlte er gleich anfangs eine Furth in der Aisne und verlor beim Uebersetzen über den Fluß viele Leute; dann ward er von den Franzosen an der Maas eingeholt und büßte in einem unglücklichen Treffen einen großen Theil seines Heeres ein, obwohl damals auch von den Feinden viele ums Leben kamen. Zwei Jahre später (980) hielten Lothar und Otto eine Zusammenkunft in Chiers und schlossen einen Frieden, dessen Artikel nicht genau bekannt sind. Jedenfalls überließ der französische König Lothringen den Deutschen, und sein Bruder Karl blieb Otto's Vasall und Herzog in dem unteren Theile des Landes. Die französischen Großen waren mit diesem Frieden unzufrieden, theils weil Lothar nach ihrer Ansicht zu viel nachgegeben hatte, theils weil sie noch andere geheime Verabredungen zwischen ihm und dem deutschen König argwohnten. Uebrigens erneuerte Lothar zwar nach Otto's Tode seine Ansprüche an Lothringen und besetzte Lüttich und Verdun; die Macht des deutschen Kaiserstammes blieb aber auch damals in Lothringen überwiegend und Lothar mußte die eroberten Städte bald wieder zurückgeben.

Während Lothar's Unternehmungen in Lothringen für seine Ehre wenigstens nicht nachtheilig waren, hatte ihm dagegen ein anderer Krieg, durch welchen er seine Macht auf Kosten des Normannen-Herzogs Richard I. zu erweitern trachtete, nur Demüthigungen zugezogen. Er suchte den Herzog zuerst hinterlistig gefangen zu nehmen, und als dies mißlungen war, bekriegte er ihn, unterstützt von Hugo Capet und anderen Großen (963). Richard rief in seiner Bedrängniß die heidnischen Dänen unter Harald Blauzahn zu Hülfe und plagte mit diesen die benachbarten Grafen und Herren so schrecklich, daß Lothar und seine Verbündeten um Frieden bitten und sich dabei, um die wilden Barbaren los zu werden, die lästigsten Bedingungen gefallen lassen mußten.

Lothar starb im Jahre 986, und sein Sohn, Ludwig der Faule, welcher ohne Widerspruch als König anerkannt wurde, folgte ihm schon 15 Monate später im Tode; er hatte fast nur über die Stadt Laon und über ihre nächste Umgebung wirklich zu gebieten. Nun war nur noch ein einziger Sprößling des karolingischen Stammes, Lothar's Bruder Karl, nebst einem Sohne übrig; Karl hatte aber als Vasall des deutschen Königs schon längst den Unwillen der Nation gegen sich erweckt und Hugo Capet benutzte dies, um die Krone an seine Familie zu bringen. Noch ehe Karl aus Lothringen eintreffen konnte, versammelte Hugo seine Vasallen und Anhänger; er brachte sie dazu, ihn zum Könige auszurufen, und ließ sich zu Rheims krönen (987); doch

galt er neben den anderen Großen zuerst als der Erste unter Gleichen (primus inter pares, Pairs). Diesseits der Loire, wo in Burgund sein Bruder herrschte, in anderen Gegenden aber seine Verwandten oder solche, denen er furchtbar war, die Obergewalt hatten, unterwarf man sich ihm sogleich fast allgemein. Die im Westen herrschenden Herzöge und Grafen dagegen hatten von den letzten Karolingern, denen sie der äußeren Form nach die größte Ehre bezeugten, alle Rechte eigentlicher Landesherren erhalten: das Münzrecht, die Lehenertheilung und die höchste Gerichtsbarkeit; sie weigerten sich daher, eine neue Dynastie anzuerkennen, die von der Königswürde leicht mehr als den bloßen Namen in Anspruch nehmen konnte. Sie wurden erst nach einiger Zeit und zum Theil sogar nur mit den Waffen bezwungen. In Deutschland waltete damals für den unmündigen Otto III. die Kaiserin Theophano, die sich dem neuen Königthum gegenüber mit gemessener Würde benahm. Karl hatte unterdessen nicht gesäumt, mit seinen lothringischen Vasallen nach Frankreich zu kommen und das Erbe seiner Familie in Anspruch zu nehmen. Er wurde dabei von dem Herzog Arnulf von Flandern und einigen anderen Freunden seines Hauses unterstützt und war so glücklich, Laon, den letzten Rest seines Familien-Besitzthums, zu erobern. Zu seinem Unglück starb aber der tapfere Arnulf noch vor dem Beginn des Krieges und Karl selbst schadete sich durch sein Verfahren gegen Lothar's Wittwe Emma, eine Tochter der Kaiserin Adelheid aus ihrer ersten Ehe mit dem König von Italien. Diese war ihm aus vielen Ursachen verhaßt und ward von ihm als Gefangene behandelt, weil man sie der Herrschsucht und eines unordentlichen Wandels beschuldigte und ihr sogar nachsagte, sie habe ihren Gemahl vergiftet. Durch ihre Verfolgung machte sich Karl viele Geistliche, besonders den Vertrauten und Geheimschreiber der Emma, den berühmten Abt Gerbert, mit seinen Gönnern zu Feinden. So kam es denn, daß der Erzbischof Adalbero von Rheims, obgleich Karl diese Stadt besetzt hatte, ihm die Salbung verweigerte, welche ihn bei der mangelnden rechtmäßigen Wahl allein zum König hätte machen können. Zwar starb Adalbero, und Arnulf, welchem Hugo Capet, nachdem er Rheims wieder erobert, das Erzbisthum gegeben hatte, trat auf Karl's Seite und spielte ihm durch einen unwürdigen Kunstgriff die Stadt aufs neue in die Hände; aber Karl ward gleich nachher in Laon belagert und durch den niederträchtigen Verrath eines anderen Adalbero, des Bischofs von Laon, am Palmsonntag 989 seinem Gegner überliefert. Er ward mit seiner Gemahlin in einen Thurm gesperrt und bis zu seinem Tode (991) gefangen gehalten. Sein Sohn Otto, dem er vor seinem Abzuge nach Frankreich Nieder-Lothringen

übergeben hatte, starb im Jahre 1005; seine beiden anderen Söhne aber, die ihm in der Gefangenschaft geboren worden waren, suchten in Deutschland eine Zuflucht und endeten dort in Dunkelheit.*)

7. Die ersten Capetinger.

An die Stelle des erloschenen Geschlechts der Karolinger trat mit Hugo Capet ein anderes Herrscherhaus, welches den Namen des capetingischen erhalten hat. Auch unter dieser neuen Dynastie blieb Frankreich noch längere Zeit in mehrere, blos dem Namen nach abhängige und zusammengehörende Vasallenthümer getrennt und griff mit seinen kleinen Fehden und seinen schwachen Königen nur wenig in den Gang der Weltbegebenheiten ein. Die Geschichte Frankreichs unter den ersten Capetingern bedarf deshalb auch keiner ausführlichen Behandlung, zumal da alles dasjenige, was in Hinsicht auf neu gesammelte Kraft von den Franzosen jener Zeit zu sagen ist, besser mit der Darstellung der folgenden Periode verbunden wird.

Hugo Capet war auf nichts so sehr bedacht, als auf Mittel, die Krone bei seinem Hause zu erhalten. Er ließ daher schon 988 seinen Sohn, Robert I., zu seinem Nachfolger ernennen, und obgleich er sich gegen Kirchen und Klöster, deren Besitzungen im Falle der Noth dem Staate wieder zu Nutzen kamen, sehr großmüthig erwies, so war er doch klug genug, sich nicht mit seinen Erbgütern Vasallen und Freunde zu machen. Uebrigens ward seine Thätigkeit vorzugsweise durch die Angelegenheiten des Erzbisthums Rheims in Anspruch genommen. Er versammelte bald nach Karl's Gefangennehmung eine kleine Zahl Bischöfe und Aebte zu einem Concil, ließ durch sie den untreu gewordenen Arnulf absetzen und den berühmten Gerbert an dessen Stelle erwählen (991). Der Papst verwarf die Absetzung wie die Neuwahl, weil er, auf die untergeschobenen Vorschriften des pseudoisidorischen Kirchenrechts gestützt, in solchen Processen die Entscheidung für sich allein in Anspruch nahm; man setzte aber seiner Forderung die Beschlüsse solcher Concile entgegen, deren Acten kein Betrüger verfälscht hatte, und Hugo ließ den Bischof Arnulf in engem Gewahrsam halten. So lange Hugo lebte, behielt Gerbert die erzbischöfliche Würde; der Papst und alle Strenggläubigen sahen diesen aber als unrechtmäßigen Besitzer derselben an, seine Geistlichen und Laien lebten deshalb in Zweifel und Besorgniß, und das Bisthum ward, so oft Hugo anderwärts beschäftigt war, eine Beute räuberischer Nachbarn. Gerbert selbst stellte daher zuletzt, um die Gläubigen zu beruhi-

*) Als im Jahre 1588 der Herzog von Guise die Absicht hatte, der Familie Bourbon gegenüber als thronberechtigt aufzutreten, berief er sich auf seine vorgebliche Abstammung von Karl von Lothringen, dem letzten Karolinger.

gen, seine Amtsverrichtungen ein, und Hugo's frommer Sohn und Nachfolger, Robert I., gab gleich nach seinem Regierungsantritt (997) den Forderungen des Papstes nach.

Robert war von Gerbert erzogen worden und dieser hatte ihm nicht nur sein gutes Latein und seine Kenntnisse in der Mathematik und Mechanik, sondern auch seine politischen Grundsätze und eine große Frömmigkeit eingeprägt. Robert verließ gleichwohl in der Angelegenheit des Bisthums Rheims den von seinem Vater eingeschlagenen Weg und setzte Arnulf wieder als Erzbischof ein. Da die französischen Bischöfe sich in dieser Sache mit großer Festigkeit und vielem Verstande benommen hatten und ungeachtet ihrer Ehrerbietung für den römischen Stuhl auf keinem der Concile erschienen waren, welche der Papst zur Beilegung dieses Streites auf deutschem Boden hatte halten lassen, so trug Robert's Nachgiebigkeit sehr viel zur Erhaltung und Befestigung des päpstlichen Ansehens bei. Auch in einem anderen Zwiste fügte sich der fromme König aus Achtung für den vornehmsten Apostel, dessen Stellvertreter nach seiner Meinung der Bischof von Rom war, zuletzt in den Willen des Papstes und vermehrte dadurch, ohne es zu wollen, die Ansprüche desselben. Er hatte sich nämlich mit Bertha, der Wittwe des Grafen Odo von Champagne, vermählt, obgleich er mit ihr nicht nur dem Blute nach, sondern als Pathe eines ihrer Söhne auch geistlich verwandt war. Der Papst Gregor V. erklärte diese Ehe für ungültig und belegte Robert, als er sich dessenungeachtet nicht von Bertha trennte, mit dem Banne (998). Nichts desto weniger blieb der König seiner Gemahlin lange treu und vertheidigte sie gegen den Papst und gegen die französische Geistlichkeit mit größerer Standhaftigkeit, als er früher die Letztere gegen den Ersteren vertheidigt hatte. Er trotzte dem Bannfluche und der ihm auferlegten Kirchenstrafe, bis Bertha eine Mißgeburt zur Welt brachte. Dieses Unglück erfüllte sein frommes Gemüth so sehr mit Angst, daß er sich endlich von ihr trennte. Die Nachrichten über sein Verhalten während der Zeit des Bannes sind jedoch sehr abweichend und unsicher. Nicht einmal das Jahr, in welchem er Bertha entließ, kann mit Bestimmtheit angegeben werden. Der bußfertige Sinn des Zeitalters gab sich in diesen Tagen auf das Lebhafteste kund, indem die Christenheit mit Beängstigung dem Jahr 1000 nach Christo entgegensah; nach einer abergläubigen Auffassung gewisser Bibelstellen sollte nämlich in dem genannten Jahre der Untergang der Welt bevorstehen, und König Robert betheiligte sich daher an frommen Uebungen noch eifriger als die meisten seiner Unterthanen. Unglücklicher Weise ging Robert nach seiner Scheidung eine neue Ehe ein, die ihm und seinen Söhnen viele Verlegenheiten bereitete. Er vermählte sich mit Constantia, der

Tochter eines aquitanischen Grafen, welche in demselben Grade stolz, herrschsüchtig und geizig war, als Robert sich durch Frömmigkeit, Herzensgüte und eine übergroße, beinahe tadelnswerthe Freigebigkeit auszeichnete. Sie beherrschte den König nicht nur ganz und gar, sondern es bildete sich auch bei dem großen Gegensatze ihrer Naturen ein so übeles Verhältniß zwischen ihr und ihrem Gemahl, daß dieser, ungeachtet seines frommen Sinnes, sogar eine Zeit lang offen in doppelter Ehe lebte und vom Papste die Erlaubniß zur Wiedervereinigung mit Bertha zu erhalten suchte. Auch seine Unterthanen waren mit dem Charakter der neuen Königin unzufrieden, da diese sowohl durch ihre Sitten, als durch die von ihr aus Aquitanien mitgebrachten Begleiter Alles von sich abstieß.

Sein Ansehen im Reiche befestigte Robert durch enges Anschließen an die Normannen. Die richterliche Gewalt eines Königs aber, die ihn allein wieder von den Schwachen gesucht und dadurch von den Mächtigen gefürchtet machen konnte, übte er je nach den Umständen bald mit großer Strenge, bald nur als kluger Vermittler. Seine Gerechtigkeit und verständige Billigkeit machte seinen Schutz wünschenswerth und ward in Folge davon ihm selbst wieder nützlich. Dadurch allein gelang es ihm z. B., das Herzogthum Burgund einem seiner Söhne zu verschaffen. Dieses fiel nämlich 1002 durch den Tod eines kinderlosen Herzogs der Krone anheim; die Burgunder wollten aber von einer Verschmelzung mit den Bewohnern von Francien nichts wissen. Vergebens suchte sie Robert mit Hülfe des Normannen-Herzogs Richard II. mehrere Jahre lang unter seinen Willen zu beugen; er gab daher zuletzt den Gedanken auf, Burgund den Besitzungen der Krone einzuverleiben, ließ es als besonderes Herzogthum fortbestehen und verlieh es seinem Sohne Heinrich. Als nachher Heinrich zum Mitregenten und Nachfolger des Königs ernannt wurde, mußte er Burgund seinem jüngeren Bruder Robert abtreten; dieser blieb im Besitze desselben und ward der Stammvater der älteren herzoglichen Linie von Burgund, welche bis 1361 bestand. In manchen Theilen des Reiches vermochte der König, ungeachtet seiner besonnenen Strenge, sein Ansehen nicht aufrecht zu erhalten. Dies war besonders in Champagne, Chartres und Tours der Fall, wo der Graf Odo der Jüngere, Bertha's Sohn erster Ehe, sich durch keine Gewalt zum Gehorsam bringen ließ. Ebenso wenig konnte Robert den tollen Grafen Fulko Nerra von Anjou bändigen, welcher bald gegen seine Verwandten und Freunde mit Raub und Mord wüthete, bald wieder barfuß und in Ketten nach dem heiligen Grabe wallfahrtete und auf einer der drei Pilgerreisen, die er dahin unternahm, aus Andacht ein Stück von dem Steine des Grabes abgebissen haben soll.

Robert war ebenso sehr, wie sein Vater, bemüht, bei seinem Hause die Krone eines Reiches zu erhalten, das ein Wahlreich geworden war, durch langen Gebrauch aber wieder ein Erbreich werden sollte. Er ließ, so ungern sich auch die Franzosen dazu verstanden, noch bei seinen Lebzeiten seinen ältesten Sohn, Hugo, einen sehr hoffnungsvollen Prinzen, zum Nachfolger erwählen (1017). Dies ward für Robert wie für Hugo eine Quelle des Unglücks, weil Constantia aus Geiz und aus thörichter Vorliebe für ihren jüngsten Sohn, Robert, verhinderte, daß dem jungen Thronfolger ein standesmäßiges Einkommen angewiesen wurde. Hugo fing daher in Verbindung mit anderen jungen Leuten ein Leben an, wie es damals viele Ritter führten, d. h. er zog unstät umher, setzte sich mit der ganzen Welt in Kriegszustand und raubte jedem, der sich nicht vertheidigen konnte, das Seinige. Als er sich endlich wieder mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, starb er bald nachher zur Betrübniß Aller in der Blüthe seiner Jahre (1025). Robert ernannte darauf mit Zustimmung der Großen seinen zweiten Sohn, Heinrich, zum Nachfolger und ließ ihn zu Rheims krönen und salben; Constantia erregte aber aufs neue Hader und Zwietracht, so daß sich Heinrich bald in dem nämlichen Falle befand, wie vorher sein Bruder Hugo. Selbst der von der Mutter begünstigte jüngste Sohn, Robert, ward von ihr in die gleiche Lage gebracht und verband sich zuletzt mit Heinrich gegen seinen Vater. König Robert, der auch der Fromme genannt wird, starb 1031 nach einer Regierung von 44 Jahren. Die capetingischen Herrscher wurden überhaupt in ihrem Bestreben, dem Königshause festen Bestand zu verleihen, zum größeren Theil durch lange Regierungsdauer begünstigt, da ihre Söhne den gesicherten Thron in reifem Mannesalter bestiegen. In Deutschland war dies weit weniger der Fall; ja gerade einige der fähigsten Herrscher starben in jungen Jahren mit Hinterlassung unmündiger Nachfolger, wodurch das Reich allen Uebeln vormundschaftlicher Kämpfe preisgegeben war.

Wie Constantia die letzten Jahre ihres Gemahls getrübt hatte, so bereitete sie nach seinem Tode auch ihrem Sohne, Heinrich I., die größten Gefahren. Sie suchte von den königlichen Gütern so viel als nur immer möglich an sich zu reißen, hetzte die Großen gegen Heinrich auf und trieb ihn so sehr in die Enge, daß er zum Normannen-Herzog Robert II. (dem Teufel) fliehen mußte und sich blos durch die kräftige Unterstützung desselben auf dem Throne behaupten konnte. Zum Glück starb Constantia schon ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls. Heinrich vergalt seinem Erretter den geleisteten Dienst sehr schlecht und wurde dafür, wie bereits früher berichtet worden ist, vom Sohne desselben, Wilhelm dem Eroberer, hart gestraft. Dies war nicht der einzige

Schlag, welchen Wilhelm dem undankbaren König versetzte. Er schadete ihm und zugleich seinen Nachfolgern unsäglich, indem er England eroberte und mit der Normandie vereinigte. Dadurch wurden die normännischen Herzöge weit furchtbarer, als früher irgend ein Nachbar oder Vasall der französischen Könige gewesen war. Das Ansehen des Beherrschers von Frankreich ward bald nachher auf den Raum eines mäßigen Herzogthums und auf die Anerkennung einer blos formellen Obergewalt beschränkt. Dies würde in noch größerem Umfange der Fall gewesen sein, ja, das Königthum wäre vielleicht sogar ganz untergegangen, wenn nicht alle capetingischen Könige Verstand, Thätigkeit und persönlichen Muth besessen und dadurch ihre oberherrliche Gewalt endlich wieder geltend gemacht hätten. Sie schlugen sich tapfer mit den kleinen Vasallen herum, handhabten die Gerechtigkeit auch gegen die Angehörigen ihrer eigenen Familie mit rücksichtsloser Strenge und entzweiten zu anderen Zeiten die unruhigen Köpfe unter einander, damit sie selbst als Vermittler geachtet und gesucht würden.

Heinrich vermählte sich mit Anna, der Tochter des russischen Großfürsten Jaroslav I. Diese Verbindung mit weit entfernten Barbaren würde bei dem Mangel an Verkehr noch auffallender sein, wenn wir nicht wüßten, daß Anna große Schätze mitbrachte, die der arme König sehr nöthig hatte. Uebrigens war die Heirath eines französischen Königs durchaus nicht bloße Privatsache, da wenigstens in den Angelegenheiten der königlichen Hausgüter die Königinnen ebenso wie die Prinzen, wenn auch nur der Form wegen, ihre Zustimmung geben mußten, um einen Beschluß rechtskräftig zu machen.

Heinrich ließ, wie sein Vater und Großvater, seinen ältesten Sohn schon bei seinen Lebzeiten zum König salben und krönen; doch that er dies wahrscheinlich erst, als er sein Ende nahe fühlte. Er starb ein Jahr nachher (1060). Sein Nachfolger, Philipp I., war damals noch ein Kind; es trat daher dem Gebrauche gemäß die Mutter desselben, Anna, an die Spitze der Regierung. Sie übergab diese dem Grafen Balduin V. von Flandern, der sie edel, tapfer und verständig führte. Erst nach Balduin's Tode (1066) übernahm der König, nun 14jährig, selbst die Regierung. Sein jüngerer Bruder erhielt später durch Vermählung mit der Erbtochter der Grafen von Vermandois diese Herrschaft, und zeichnete sich im ersten Kreuzzuge aus.

8. Italien von Berengar's I. Tod bis auf Otto den Großen.

Rudolf II. von Hochburgund ward nach dem Tode Berengar's I. (924) allgemein als König der Lombarden anerkannt, hatte aber bald das Schicksal seines Vorgängers. Derselbe Erzbischof Lambert von Mailand, der ihn herbeigerufen und gekrönt hatte, bewog schon nach

einem Jahre den Beherrscher des cisjuranischen Burgund, Hugo, nach Italien zu kommen und die Krone an sich zu reißen. Der Letztere wurde dabei wahrscheinlich auch von seinen beiden Stiefbrüdern, Guido und Lambert, den Söhnen des mächtigen tuscischen Fürsten Adalbert, unterstützt. Kaum war er in Italien erschienen, als Rudolf, von Allen verlassen, sich nach Hochburgund zurückziehen mußte. Zwar kehrte der Letztere unmittelbar nachher in Begleitung seines Schwiegervaters, Burkard von Schwaben, wieder zurück; dieser ward aber in Oberitalien erschlagen, worauf dann Rudolf für immer aus dem Lande wich (926). Auch als ihn später die wankelmüthigen Italiener aufs neue herbeiriefen, war er klug genug, sich nicht locken zu lassen, und überließ seinem Feinde den leeren Titel eines Königs gegen wirkliche Vortheile. Hugo erkannte nämlich, nachdem er die italienischen Großen mit Gewalt unter seinen Scepter gebeugt hatte, in Rudolf seinen einzigen gefährlichen Gegner und suchte sich desselben auf Unkosten von Ludwig's des Blinden Sohn, Karl Constantin, zu entledigen. Er schloß mit ihm einen Vertrag, durch welchen Rudolf allen Ansprüchen auf Italien entsagte und dagegen die Provence oder das cisjuranische Burgund erhielt. Auf diese Weise wurden 933 die beiden burgundischen Königreiche mit einander vereinigt; Karl Constantin blieb auf den Besitz der Stadt Vienne beschränkt, mußte aber nicht blos die capetingischen Könige, sondern auch Rudolf als Oberherrn anerkennen.

Wie klug der burgundische König gehandelt hatte, beweist das Schicksal Hugo's und seines Nachfolgers. Hugo hatte sich kaum des Thrones versichert, als er sein Auge auf die Kaiserwürde warf und deshalb mit der berüchtigten Marozia in Verbindung trat. Diese Frau, welche im Besitze der Engelsburg zu Rom und dadurch Gebieterin der Stadt selbst war, mißbrauchte schon seit längerer Zeit ihre durch Frevel und Schlauheit erworbene Gewalt auf die schmählichste Weise und sprach, gleich jedem ihrer Angehörigen, allem Edlen und Besseren Hohn. Ueberhaupt hatten damals in Italien die Lehren und Gebote der Religion ihre Kraft, die Sitten ihre Reinheit, das Laster seine Schande verloren; ja, wenn Tugend und Religion nicht außer dem Kreise der Dinge lägen, welche die Menschen vernichten können, so müßten sie damals in Italien vernichtet worden sein. Man kann zwar nicht allen Erzählungen aus dieser traurigen Zeit Glauben schenken; weil sie zum Theil von Männern berichtet werden, deren verdorbene Phantasie nur am Abenteuerlichen und Schlechten Gefallen findet, und in deren Augen daher die Geschichte ein Roman, alle Fürsten Tyrannen, alle Weiber Buhlerinnen sind; aber gerade die Frechheit, mit welcher diese Dinge erzählt werden, kann mehr als alles An-

dere den entarteten Zustand der herrschenden Klasse in Italien beweisen. Nach einer Schilderung, die uns der Bischof Ratherius von Verona gibt, verbrachten die vornehmen Weltgeistlichen ihre Tage mit der Falkenjagd, mit üppigen Gelagen und galanten Abenteuern. Wie schauderhaft mitunter das Klosterleben entartete, erkennen wir aus den Berichten über das Treiben der Mönche zu Farfa im Sabinerlande; sie ermordeten ihren Abt, nahmen sich Frauen und bezogen Landhäuser in der Umgegend; ja einer der Brüder verheirathete seine Tochter an den Juden Azo und stattete denselben mit Besitzthümern des Klosters aus. Marozia, welche in zweiter Ehe mit Hugo's Stiefbruder, Guido, vermählt war, hatte den Papst Johann X., als dieser sich nicht in ihren Willen fügen wollte, ins Gefängniß geworfen und zu Tode geängstigt (928). Nachdem auch die beiden nächsten Nachfolger desselben kurz nach einander, wie es scheint auf ähnliche Weise, aus der Welt gegangen waren, brachte Marozia ihren Sohn erster Ehe unter dem Namen Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl (931), während der Andere, Alberich der Jüngere, in Verbindung mit ihr die weltliche Regierung in Rom führte. Jetzt zog sie auch Hugo an sich und nahm ihn, da Guido einige Jahre zuvor gestorben war, sogar zum Gemahl; sie mußte aber gleich nachher erleben, daß derselbe von ihrem Sohne Alberich, der sich um seine Mutter nicht im geringsten bekümmerte, wieder aus Rom vertrieben ward. Auch Hugo bewies sich durch Verbrechen der Familie, in die er gekommen war, würdig. Er ließ z. B. seinen Stiefbruder Lambert, der seit Adalbert's Tode über Tuscien herrschte, gefangen nehmen und blenden, setzte dann seinen rechten Bruder, Boso, an dessen Stelle und warf bald nachher auch diesen ins Gefängniß. Da Hugo die Könige von Burgund mit Recht am meisten fürchtete, so heirathete er nach Rudolf's Tode dessen Wittwe und gewann ihre Tochter, die schöne und hochgebildete Adelheid, zur Braut für seinen Sohn Lothar, den er schon früher zu seinem Mitregenten erklärt hatte. Daß vorher seine Verbindung mit Marozia, die vielleicht nie rechtsbeständig geschlossen war, aufgehoben worden sei, wird nirgends erwähnt. Marozia selbst wurde nebst ihrem Sohne, dem Papst Johann XI., von ihrem Sohne erster Ehe, Alberich, ins Gefängniß geworfen. Diesen hatte Hugo vergebens angegriffen und aus Rom zu vertreiben gesucht. Dagegen nöthigte er den Enkel und Erben des ersten Berengar, Berengar II. von Ivrea, der mit einer Tochter des gestürzten Boso vermählt war, Italien zu verlassen und bei dem deutschen Könige Otto I. Zuflucht zu suchen.

An eine ordentliche und gesetzmäßige Regierung war in Italien, wo man schon seit langer Zeit keinen Vereinigungspunkt mehr kannte,

nicht zu denken, und ein König war dort gewissermaaßen zur Tyrannei gezwungen. Hugo trieb diese aber doch zu weit und bereitete sich daher selbst seinen Untergang, zumal da er alle Bisthümer ohne Rücksicht auf Würdigkeit mit seinen Verwandten besetzte und dadurch auch die Geistlichen erbitterte, welche allein noch öffentliche Versammlungen halten konnten und mochten. Dabei bewies er sich auch im Kriege untüchtig und versäumte namentlich eine Gelegenheit, die räuberischen Mohammedaner aus ihren Schlupfwinkeln an der ligurischen Küste zu vertreiben. Die Großen und insbesondere die Bischöfe lehnten sich zuletzt gegen ihn auf und traten mit Berengar, den damals auch Otto der Große unterstützte, in Verbindung. Hugo sah sich bald dahin gebracht, daß er, um der drohenden Gefahr auszuweichen, alle Forderungen der Geistlichen zugestehen und seinem Gegner Berengar die Rückkehr nach Italien gestatten mußte. Dadurch ward seine Macht für immer gebrochen; Berengar erhielt bald alle Gewalt, während Hugo und sein Sohn nur den königlichen Namen trugen, und es war endlich den Unzufriedenen nicht schwer, sich des lästigen Oberhauptes ganz zu entledigen. Sie zwangen Hugo im Jahre 946, mit seinen Schätzen nach der Provence zurückzukehren. Sein nicht unbeliebter Sohn Lothar blieb zwar in Italien zurück, ja er wurde von einer Versammlung, welche zu Mailand in der Ambrosiuskirche stattfand, feierlich als König bestätigt und vermählte sich bald nach Hugo's Tode wirklich mit seiner Braut Adelheid von Burgund; er starb aber schon vier Jahre nachher (950) ganz plötzlich, und Berengar wurde entweder unmittelbar nachher oder vielleicht gar schon einige Tage vor Lothar's Tode zum König erwählt. Dieser Umstand erregte den Verdacht, daß Berengar den Tod seines Vorgängers beschleunigt habe, und sein späteres Verfahren schien denselben nur zu bestätigen. Auch Lothar's Wittwe, Adelheid, hielt sich von der Wahrheit der Beschuldigung überzeugt. Berengar wünschte dieselbe wegen ihres bedeutenden und unabhängigen Witthums, zu welchem sogar die Hauptstadt Pavia gehörte, seinem Sohne Adalbert zu vermählen. Adelheid haßte aber den König und seine ganze Familie, und schlug diesen Antrag standhaft aus. Ja, sie trug ihren Haß gegen Berengar und seine Gemahlin Willa sogar offen zur Schau, und diese wurden dadurch wohl noch mehr, als durch die vereitelte Hoffnung, ein großes Besitzthum an ihre Familie zu bringen, zu einer harten Verfolgung der jungen Königin bewogen. Sie bemächtigten sich derselben und suchten sie durch die unwürdigste Behandlung zur Vermählung mit Adalbert zu zwingen. Das Benehmen der Willa war dabei besonders gehässig, wie denn dieselbe von dem Geschichtschreiber Liutprand, welcher freilich ein überaus reizbarer Mann und ihr persönlicher Feind war, als

eine furchtbare Frau, eine „zweite Jesabel" geschildert wird. Adelheid blieb ihrem Vorsatze treu und wurde zuletzt in einen einsamen Thurm am Gardasee eingeschlossen, entkam aber nachher durch Hülfe eines Geistlichen. Sie hielt sich auf ihrer Flucht einige Tage in einem Sumpfe versteckt, wo sie ein armer Fischer dürftig ernährte, bis es endlich gelang, sie zu einem zuverlässigen Freunde ihrer Familie, dem Grafen Azzo, zu bringen, der sie in seine ungemein feste Burg Canossa*) führte. Da ihr dortiger Aufenthalt auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte und wirklich auch nicht verborgen blieb, so wandte sie sich durch einige Freunde an den deutschen König Otto den Großen, um wie es heißt durch das Anerbieten ihrer Hand und durch die damit verbundene Aussicht auf den Besitz der italienischen Krone dessen Hülfe zu erhalten (951). Sie erreichte ihren Zweck und gab dadurch die Veranlassung, daß die römische Kaiserwürde zum Unglück für Deutschland aufs neue von den deutschen Königen in Anspruch genommen wurde. Uebrigens ist die Flucht der Adelheid und ihre Verbindung mit Otto in den Chroniken auf romanhafte Art ausgeschmückt worden; diese abenteuerlichen Darstellungen gehören aber höchstwahrscheinlich insgesammt zu den Erfindungen, durch welche die Chronikschreiber jener Zeiten ihren Berichten dasselbe Interesse zu geben suchten, das Herodot, obgleich er dabei wahr blieb, seiner Geschichtserzählung durch Märchen zu verleihen wußte.

9. Das deutsche Reich vom Ende der karolingischen Zeit bis auf die Wiederherstellung der Verbindung mit Griechenland.

In Deutschland war zu der Zeit, als mit Ludwig dem Kinde der karolingische Stamm ausstarb, die Verwaltung von zwiefacher Art. Die meisten Gegenden standen unter sogenannten Kammerboten oder königlichen Bevollmächtigten, welche nur für eine gewisse Zeit und in einem kleineren Bezirke die Gerichte leiteten, das Heerwesen in Ordnung hielten und die Güter des Königs beaufsichtigten. In einigen Ländern dagegen war die Verwaltung mächtigen Männern, die man vorzugsweise Herzöge nannte, anvertraut, und diese hatten schon damals begonnen, die ihnen übertragene Macht in ihren Familien erblich zu machen. Uebrigens beruhte die Eintheilung nach Grafschaften und Herzogthümern zum Theil auf dem Unterschiede der Mundarten, durch welchen die Völker damals noch mehr als jetzt von einander getrennt wurden. Die mächtigsten Herzogthümer waren Franken und Sachsen; denn jenes begriff auch Hessen und einen Theil der Rhein-

*) Canossa, die „weiße Burg", liegt unweit Reggio in der jetzigen Provinz Reggio-Emilia des Königreichs Italien, dem ehemaligen Herzogthum Modena.

Gegenden in sich, dieses aber war vom Lande Meißen an über die ganze Nordgrenze des Reiches ausgedehnt worden, weil dort die Nachbarschaft der Normänner und Slaven eine zusammenhängende und kräftige Schutzwehr nöthig machte. Franken stand unter Konrad I., dem Sohne des in der Babenberger Fehde erschlagenen gleichnamigen Grafen; Herzog von Sachsen aber war jener Liudolfinger Otto der Erlauchte, der neben Hatto von Mainz unter Ludwig dem Kinde die Reichsregierung geführt hatte. Auch in Baiern herrschte ein Fürst, den man Herzog nannte; dieser aber, Arnulf der Böse, war vorerst von geringerem Einfluß, weil ihm die benachbarten Ungarn zu viel zu schaffen machten. Das Land der Alemannen oder Schwaben, in welchem es sehr bedeutende königliche Güter gab, zerfiel in mehrere Grafschaften, und von den Verwaltern derselben waren gerade die mächtigsten, die Brüder Berthold und Erchanger, nur Kammerboten. Es konnte also, nachdem Ludwig das Kind gestorben war (911), bei der Erwählung eines neuen Königs nur von dem Franken Konrad und von dem Sachsen Otto die Rede sein, zumal da Beide auch mit dem ausgestorbenen Mannesstamm der Karolinger am nächsten verwandt waren. Von der Nothwendigkeit aber, daß ein König eingesetzt werden müsse, war besonders die Geistlichkeit durchdrungen, welcher die Reichseinheit am Herzen lag. Auf einer Versammlung in Forchheim wurde Konrad gewählt, für welchen sich auch der bejahrte Otto erklärte.

Der neue König hatte eine schwierige Stellung. Er konnte die königliche Gewalt keineswegs im ganzen Reiche geltend machen und war überhaupt nur dann mächtig, wenn er, wie oft geschah, als Krieger an der Spitze seiner Franken das Schwert führte oder wenn er den geistlichen Herren Diplome ertheilte. Lothringen ward ihm gleich anfangs entzogen, da sich der sonst schwache Karolinger, welcher damals in Frankreich herrschte, dieses Landes bemächtigte. Otto der Sachse behielt aber eine so große Gewalt in Händen, daß der neue König darüber eifersüchtig werden mußte; auch fühlten die Sachsen von allen deutschen Stämmen ihr Volksthum am meisten, und bildeten, unter einem Haupte vereinigt, eine geschlossene, nicht zu überwältigende Macht. Konrad versuchte sich, als Otto 912 gestorben war, vergebens gegen dessen Sohn, Heinrich I.; die Sachsen hielten fest an ihrem jungen Herzog und Konrad mußte, nachdem er bei einem Angriff auf Heinrich zurückgeschlagen worden war, ihn nicht nur als Beherrscher des ganzen sächsischen Landes anerkennen, sondern ihm sogar auch den Besitz der eigentlichen Lehensgüter in Sachsen und in Thüringen zugestehen. Auch gegenüber den Schwaben konnte Konrad sein königliches Ansehen auf die Dauer nicht geltend machen, obgleich er die gefährlichen Bewegungen, welche unter ihnen entstanden, unterdrückte.

Diese Bewegungen wurden durch einen seiner Freunde, den Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen, Salomo, hervorgerufen. Salomo war, wie oben bemerkt, ein sehr gewandter und gebildeter Mann, von dem wir noch Gedichte übrig haben; er befand sich beständig in der Umgebung des Königs, wußte diesen aufs beste zu unterhalten und durch seine Scherze zu belustigen, und versah als Kanzler alle Geschäfte des Erzkapellans. Konrad ließ sich von diesem Manne so sehr einnehmen, daß er ihm, ohne mit den schwäbischen Grafen Rücksprache zu nehmen, Kammergüter und Rechte überwies, welche eigentlich diese hätten verwalten sollen, und Salomo ward als Abt des wichtigen Klosters St. Gallen, als Bischof und als Minister bald außerordentlich mächtig. Dadurch, sowie durch seinen Stolz und Aufwand erbitterte er die beiden angesehenen Grafen in Schwaben, Erchanger und Berthold, welche früher schon einmal einen heftigen Zwist mit ihm gehabt hatten. Diese nahmen den übermüthigen Bischof unversehens gefangen, mißhandelten ihn auf eine unwürdige Weise und brachten ihn gefesselt auf eines ihrer Schlösser. Salomo war jedoch dem König eine unentbehrliche Person, und da überdies kurz vorher zwei andere Bischöfe auf ähnliche Weise überfallen und der eine geblendet, der andere ermordet worden waren, so machte die Sache das größte Aufsehen; Konrad konnte daher nicht ruhig zusehen, obgleich die beiden Grafen ihm verschwägert waren. Er hielt zwei Synoden wegen dieser Angelegenheit, begnügte sich aber vorerst damit, den Grafen Erchanger, welchen einer von des Bischofs Vasallen gefangen hatte, mit der Verbannung zu bestrafen (914). Erchanger kehrte nicht lange nachher ohne Erlaubniß des Königs nach Schwaben zurück und nannte sich sogar einen Herzog von Alemannien. Jetzt sammelte Konrad seine Getreuen, führte sie nebst dem Anhange Salomo's, welcher nicht gering war, gegen die beiden Brüder, nahm diese gefangen, und ließ sie durch eine Versammlung der Großen und Geistlichen als Majestätsverbrecher verurtheilen und dann hinrichten (917). Nichtsdestoweniger empörte sich kurz nachher einer ihrer Freunde und Genossen, Burkard I.; dieser wurde von den schwäbischen Großen sogar zu ihrem Herzoge ernannt, ohne daß man bestimmt weiß, ob Konrad damit zufrieden war oder nicht. Burkard hob den schwäbischen Volksstamm aufs neue empor, und zwar theils durch die Strenge, mit der er die herzoglichen Rechte wahrte, theils durch seine glücklichen Kriege mit Hochburgund, dessen Beherrscher, Rudolf II., sich zuletzt mit ihm aussöhnte und seine Tochter zur Gemahlin nahm. Burkard starb, wie bereits angegeben ist, auf einem der Kriegszüge, welche er in Verbindung mit Rudolf nach Italien unternahm. Auch

Arnulf von Baiern, ein Stiefsohn Konrad's, lehnte sich gegen diesen auf; er ward aber von ihm aus dem Lande getrieben und floh zu den Ungarn, die dann bald bis nach Basel hin schreckliche Verheerungen anrichteten.

Konrad befand sich am Ende seines Lebens in einer so bedrängten Lage, daß er außer dem Lande seiner Franken überall im Grunde nur dem Namen nach als König angesehen wurde. Die Sachsen, gegen die er gleich anfangs in einem Kriege den Kürzeren gezogen hatte, gehorchten ihm kaum der bloßen Form nach. Die Baiern glaubten sich wegen der Vertreibung ihres Herzogs von den Franken unterdrückt. Die Alemannen waren offenbar ebenfalls gegen diese erbittert, da sie zu ihrem Herzoge einen Mann erwählt hatten, der sich vorher als Genosse Erchanger's und Berthold's recht thätig bewiesen hatte. Konrad konnte daher sterbend seinem Bruder Eberhard keinen weiseren Rath geben, als daß er die Königswürde, die er doch nicht hätte behaupten können, dem mächtigen Herzog der Sachsen von freien Stücken anbiete, und sich dadurch bei ihm als dem künftigen Reichsoberhaupt ein Verdienst erwerbe. Eberhard folgte der Aufforderung seines Bruders, überbrachte gleich nach dem Tode desselben (918) dem Herzog Heinrich die Reichs-Insignien und setzte sich mit ihm in ein freundliches Verhältniß.

Heinrich I. nahm ein halbes Jahr nachher (919) auf einer Versammlung seiner Sachsen den Königstitel an, nachdem Eberhard ihm auch die Zustimmung der Franken überbracht hatte. Er ist von den Geschichtschreibern wegen seiner Demuth und Bescheidenheit gepriesen worden, weil er, als ihm der Erzbischof von Mainz die gebräuchliche Salbung anbot, dieselbe ablehnte; wie wenig aber dieses Lob begründet ist, kann man schon daraus abnehmen, daß er selbst früher kein Bedenken getragen hatte, gegen den gesalbten König Konrad Krieg zu führen. Es verhält sich damit gerade so, wie mit dem Preise des Edelmuths, welcher dem Letzteren von Manchen deshalb zugetheilt worden ist, weil er bei der Bestimmung über seine Nachfolge nicht auf den Glanz seiner Familie, sondern auf die Wohlfahrt des Reiches Rücksicht genommen habe. In dem einen, wie in dem anderen Falle zeigt es sich recht deutlich, daß man in der Geschichte gegen alles allgemeine Lobpreisen oder Tadeln mißtrauisch sein muß; Beides hat in der Regel keinen anderen Grund, als daß zu allen Zeiten die Mehrzahl der Schriftsteller nur nach Gemüthserregung strebt und auf schöne Redensarten bedacht ist. Uebrigens hat man dem König Heinrich I. den Beinamen des Finklers oder Vogelstellers gegeben, weil er, als Eberhard mit den königlichen Abzeichen zu ihm kam, gerade mit Vogel-

fang beschäftigt gewesen sein soll; doch erwähnt keiner von den älteren Geschichtschreibern dieser Benennung. *)

Die wichtigste Seite von Heinrich's I. Erhebung ist der Umstand, daß damals die Königswürde von den Franken, welche sie bisher allein besessen hatten, auf die Sachsen übertragen wurde. Man wird diesen Uebergang begreiflich finden, wenn man an die Vorzüge denkt, welche die Letzteren vor den Ersteren voraus hatten. Die sächsische Nation war über den weitesten Raum ausgebreitet; denn sie hatte den ganzen Landstrich von der Nordsee und der Eider an bis an das Fichtelgebirge und an die Wetterau, sowie vom Rhein bis zur Elbe inne.**) Ferner besaßen zwar die Franken und die Alemannen mehr Kenntnisse und Bildung, bei den Sachsen dagegen war mehr Einheit und ungeschwächte Kraft zu finden. Auch die Verfassung stand bei den Letzteren noch fest und ungekränkt da. Zu diesem Allen kam endlich noch, daß in Sachsen allein eine einzige Familie seit sehr vielen Jahren an der Spitze der Verwaltung stand, und daß diese sich ebenso sehr durch ihre gewissermaaßen erblich gewordene Tapferkeit, als durch die Ausdehnung ihrer Besitzungen auszeichnete. Da nun Heinrich der anerkannte Vertreter dieses Stammes war, der mit ihm zuerst eine Stellung in der Weltgeschichte einnimmt, so bleibt für ihn noch Lobes genug übrig. Klarheit in den gestellten Zwecken und gesunde Thatkraft in der Durchführung zeichnen ihn aus. Von dem Königthum in Deutschland hatte er denjenigen Begriff, der bis auf den heutigen Tag dem Wesen unseres Volkes zumeist entspricht; dasselbe sollte den Kreis ziehen, innerhalb dessen die Stämme sich frei bewegen. In die Regierung Karl's des Großen mischte sich ein romanisches und ein reflectirt antikes Element ein; mit der Waltung Heinrich's des Sachsen gewinnt das deutsche Geschichtsleben auf längere Zeiten den Charakter der Frische und Volksthümlichkeit, ungetrübt von Zwang und Grübelei; einen Charakter, der alle Stände und namentlich auch auf erfreuliche Weise die Geistlichkeit durchdringt.

Uebrigens waren, da man bei Heinrich's Erwählung blos die Sachsen

*) Der Ort, wo der „Finkelherd" gestanden, wird noch heute bei Quedlinburg gezeigt, nicht weit von dem Geburtshause Klopstock's, der in seiner Jugend ein Epos auf Heinrich I. zu dichten gedachte.

**) Ungeübte können nicht genug darauf achten, daß die Benennung Sachsen erst im 15. Jahrhundert (seit 1422) auf Meißen überging und daß man sie in den früheren Zeiten vorzugsweise auf die Lande vom Harz bis an die Elbmündung und an die friesische Küste zu beziehen hat; den Kern bildet Westphalen und das Land der Cherusker, deren Volksname (Schwertmänner) wahrscheinlich mit dem der Sahsen oder Sachsen gleichbedeutend ist. Bei ihnen herrschte die niederdeutsche Mundart; die Sprachgrenze zog sich etwa vom Harz bis an die Mündung der Ruhr; Hessen und Thüringen vermittelten den Uebergang zum Hochdeutschen.

und Franken zugezogen hatte, die Schwaben und Baiern damit natürlich nicht zufrieden. Doch suchten beide vergebens ihren Willen gegen die anderen Stämme geltend zu machen. Der Herzog Burkard I. von Schwaben wurde, als er Widerspruch erhob, sogleich von Heinrich angegriffen und, wiewohl freilich erst nach einem Jahre, zur Anerkennung des neuen Oberherrn gezwungen. Arnulf von Baiern, der bei Konrad's Tode aus Ungarn zurückgekehrt war, ward eine Zeit lang bekriegt und dann durch einen Vergleich zur Unterwerfung gebracht; Heinrich gewährte ihm gute Bedingungen, weil er den Frieden im Inneren zu erhalten wünschte, um sowohl den Verheerungen der Ungarn zu steuern, als auch sein Sachsen-Land, das ihm vor allem am Herzen lag, nach der Grenze hin zu sichern und zu erweitern. Ehe er noch hoffen durfte, diese Absichten zu verwirklichen, gab ihm der unglückliche Zustand von Frankreich Gelegenheit, in Lothringen die Macht eines deutschen Königs zu zeigen, obgleich dies nicht ohne Kampf mit den Franzosen geschehen konnte. Er trat, wie bereits früher berichtet worden ist, mit dem Herzog Giselbert von Lothringen in Verbindung, erschien mit seinen Sachsen oft in diesem Lande, setzte sich aber auch hier bestimmte Schranken, und hatte, obgleich er als Lehnsherr von Nieder-Lothringen anerkannt wurde, von der gemachten Eroberung doch keinen Vortheil, außer daß die Verbindung Lothringens mit dem deutschen Reich nun gesichert war.

Von glücklicheren Folgen, als die Unternehmungen in Lothringen, waren die Anstalten, welche Heinrich an der entgegengesetzten Grenze des Reiches gegen die Normannen, die Slaven und die Ungarn traf. Am wichtigsten sind seine Kriege mit den Letzteren, weil sie auch auf den inneren Zustand der deutschen Nation einen bedeutenden Einfluß ausübten. Die Ungarn oder Magyaren, deren Oberanführer seit Arpad's Tode (907) dessen Sohn Zultan war, suchten damals nicht mehr blos Baiern, Schwaben, Italien und Burgund heim, sondern sie zogen auch in die nördlichen Länder des Reiches. Sie streiften bis nach Lothringen, und nachdem sie 908 in Verbindung mit einem slavischen Volk den damaligen Herzog von Thüringen erschlagen hatten, drangen sie sogar in das Land der Sachsen ein. Der Hauptgrund, warum sie diese verheerenden Raubzüge eine lange Reihe von Jahren ungestraft fortsetzen konnten, war die ihnen eigenthümliche Bewaffnung und Kampfweise, durch welche sie den germanischen Völkern überlegen waren; selbst Heinrich, so tapfer und geschickt er auch war, erlitt in Folge davon einst eine Niederlage von ihnen und verdankte damals seine Rettung nur dem Umstande, daß er sich in eine nahe gelegene Feste zurückziehen konnte. Die Ungarn waren nämlich fast insgesammt beritten, während die Hauptmacht germanischer Heere im Fußvolk

bestand. Außerdem hatten die Deutschen schwere Streitäxte oder Hämmer, die Ersteren dagegen leichte Bogen und Pfeile als Hauptwaffe. Endlich waren die Ungarn als berittene Nomaden sehr rasch in ihren Bewegungen, durchstreiften und plünderten mit Leichtigkeit eine ganze Gegend und fanden das Land überall offen, da es, wenigstens im Osten und im Inneren des deutschen Reiches, keine befestigte oder mit Mauern umgebene Städte, sondern nur hier und da eine Burg gab. Heinrich erwarb sich um seine Nation das Verdienst, daß er diese verschiedenen Umstände, auf denen die Ueberlegenheit der Ungarn beruhte, erkannte und zweckmäßige Maaßregeln ergriff, um ihnen gehörig zu begegnen. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm die dazu nöthige Ruhe und Zeit. Es gerieth nämlich einer der ungarischen Anführer in sächsische Gefangenschaft und Heinrich verstand sich zur Freigebung desselben nur unter der Bedingung eines neunjährigen Waffenstillstandes, den er freilich seinerseits durch die Verpflichtung zu einem jährlichen Geschenke theuer genug erkaufen mußte (924).

Diese Zeit der Ruhe benutzte Heinrich, um sein Kriegsvolk durch Uebungen und durch bessere Bewaffnung für den Kampf mit den Ungarn geschickter zu machen und um hier und da einzelne Ortschaften zu befestigen, damit man, wenn die beweglichen ungarischen Räuber die Gegenden durchstreiften, Zufluchtsorte und Sammelplätze habe. Endlich suchte er noch durch Demüthigung der slavischen Nachbarn die nordöstlichen Grenzen so zu sichern, daß er auch von dorther Truppen aufbieten und gegen den Hauptfeind führen konnte. Von diesen Maaßregeln waren die beiden ersteren nicht nur durch ihren Einfluß auf den Kampf mit den Ungarn sehr wichtig, sondern sie hatten auch für das ganze Mittelalter sehr bedeutende Folgen; man macht sich aber gewöhnlich eine verkehrte Vorstellung davon. Namentlich wird das, was Heinrich in Betreff der Anlegung von festen Plätzen that, in der Regel falsch angesehen; denn man denkt sich, er sei dabei etwa so zu Werke gegangen, wie vor 150 Jahren Peter der Große in Rußland Städte schuf. Das wäre damals in Deutschland durchaus unmöglich gewesen, weil dort an eine Kraft und Einheit der Staatsgewalt, wie sie in despotischen Reichen besteht, nicht zu denken war, und weil ein systematisches Verfahren ganz und gar nicht im Charakter jener Zeiten lag.*) Heinrich selbst dachte nicht daran, Städte zu

*) Die wichtigste Stelle bei Widukind, I, 35: „Er wählte unter den ländlichen Kriegern jeden neunten Mann aus und ließ ihn in Burgen wohnen, damit er hier für seine acht Genossen Wohnungen errichte und von aller Frucht den dritten Theil empfange und bewahre; die übrigen Acht aber sollten säen und ernten und die Frucht sammeln für den Neunten und dieselbe an ihrem Platze aufbewahren. Auch gebot er, daß die Gerichtstage und alle übrigen Versammlungen und Festgelage in den

gründen, obgleich sein Verfahren allerdings die Entstehung mancher Stadt zur Folge hatte; er hielt vielmehr seine Sachsen im östlichen Theile des Landes blos zur Anlage von Ortschaften an, welche mit Mauern umgeben wurden, während die Leute früher nur in offenen Orten oder in einzeln stehenden Häusern gewohnt hatten. Hervorzuheben ist die Befestigung von Merseburg, wo eine Schaar von kühnen Wegelagerern angesiedelt wurde, so daß sie nunmehr eine nützliche Schutzwacht gegen die Slaven bildete. Keineswegs aber sind die Einrichtungen und Rechte, durch welche die Städte des Mittelalters eine so große Bedeutung erlangt haben, von Heinrich's Maaßregeln gegen die Ungarn herzuleiten, sondern es verhält sich damit folgendermaaßen. Die von ihm befestigten Plätze kamen später meistentheils unter den Schutz von Bischöfen oder Aebten, welche nicht nur Freistätten aus denselben machten, sondern auch durch die Könige verordnen ließen, daß daselbst nicht, wie in den Burgen der mächtigen Herren, Gefangene festgehalten werden durften, sondern daß innerhalb der Mauern der Städte jedermann Recht und Gerechtigkeit finden solle. Ebenso wußten die Geistlichen den unter ihrer Obhut stehenden Städten nach und nach noch manche andere Vortheile zu verschaffen, und so entstanden ganz allmählich die Einrichtungen und Freiheiten der deutschen Städte des Mittelalters. Bedeutend in ihren Folgen waren auch die Veränderungen, welche Heinrich mit der Ausrüstung und Kriegsübung seiner Sachsen vornahm; denn sie stehen mit der Bewaffnung und Kampfweise aller christlichen Völker der folgenden Zeiten in einem wirklichen Zusammenhang. Er schuf eine neue Reiterei und suchte sein Kriegsvolk durch Uebungen und durch veränderte Bewaffnung zum Gefechte mit leichten Truppen geschickter zu machen, weil in diesen die eigentliche Kraft der Ungarn, sowie der Slaven bestand. Auch diese Maaßregeln können im Einzelnen nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; gewiß ist aber, daß zu Heinrich's Zeit die dem nachherigen Mittelalter eigenthümliche Art der Bewaffnung und des Kampfes ihren Anfang nahm, und daß damals das Ritterwesen, zu welchem schon zu Karl Martell's Zeit und noch mehr unter Karl dem Großen der erste Schritt gethan worden war, sich zu bilden begann. Seitdem trat der alte Heerbann, der auf dem Verbande der Gemeinfreien und auf dem Allodbesitze beruhte, vor dem Lehens-Aufgebot und dem Reiterdienste zurück. Uebrigens hat man auch in dieser Hinsicht zuviel von Heinrich's Maaßregeln herzuleiten gesucht; besonders haben spätere Dichter und Chronikschreiber in den Uebungen,

---

Burgen abgehalten würden, mit deren Bau man sich Tag und Nacht beschäftigte." (Uebersetzung von R. Schottin.)

durch die er seine Reiter an einen planmäßigen Kampf gewöhnte, fälschlich den Ursprung der Turniere zu finden geglaubt.

Seine während des Waffenstillstands unternommenen Züge gegen die Slaven verschafften ihm nicht blos den dabei zunächst beabsichtigten Vortheil, sondern sie gaben auch Gelegenheit, daß jenseits der Elbe von der Grenze der jetzigen Mark Brandenburg an bis nach Mähren hin deutsche Stämme und deutsche Sitten sich verbreiteten. Er unterwarf sich in den Jahren 927 bis 930 die Daleminzier, die Böhmen und andere slavische Völker, gründete auch in ihrem Lande feste Plätze, siedelte daselbst deutsche Colonisten an, und errichtete zur besseren Behauptung des Eroberten und zur Beschützung der benachbarten deutschen Länder die beiden Markgrafschaften Meißen und Nordsachsen oder die jetzige Altmark. Er eroberte im Winter 928 auf 29 Brennabor oder Brandenburg, die Hauptstadt der Heveller (Havel-Anwohner) und veranstaltete sodann einen Kriegszug gegen die aufständischen Slaven und Wenden, welche von zwei sächsischen Grafen in der Schlacht bei Lenzen am östlichen Ufer der Elbe furchtbar geschlagen wurden. Dennoch wollte im Brandenburgischen die Ausbreitung der deutschen Sitte und Herrschaft damals noch nicht gelingen; daran mochte die Art, wie man das Christenthum dort pflanzen wollte, die Nachbarschaft der Räuber-Colonie von Jomsburg und die Nähe des Hauptsitzes eines berühmten slavischen Götzen*) gleichen Antheil haben. Uebrigens suchte Heinrich das Reich ebenso im Norden gegen die Dänen, wie im Osten gegen die Slaven zu schützen. Er stellte nach Vertreibung der Ungarn die dänische Mark (Schleswig) wieder her, und wenn das, was er in jenen Gegenden für das Christenthum that, auch keine bedeutenden Folgen hatte, so schaffte er doch durch seinen Kriegszug den deutschen Ansiedlern in Holstein Ruhe und hinderte den Dänenkönig Gorm den Alten, sich in seine Streitigkeiten mit den mecklenburgischen Slaven zu mischen.

Als nach dem Ablauf des Waffenstillstandes (933) die Ungarn den jährlichen Tribut von neuem forderten, verweigerte ihn Heinrich. Sie brachen hierauf in großen Schaaren ein; im Lande der Daleminzier soll man ihren Abgesandten statt der geforderten Geldsumme

*) Des Radigast bei Rethra im Lande der Liutizen, dem heutigen Mecklenburg-Strelitz; Thietmar von Merseburg nennt die Stadt Riedegost und berichtet, daß sie die Form eines Dreiecks gehabt habe und daß vor demjenigen Thore, welches nach dem Meere führte, ein Tempel mit Götzenbildern gestanden. Noch angesehener und ausgebreiteter war der Cultus des Swantewit zu Arkona auf der Insel Rügen; sein Bild war vierköpfig, mit einer Fahne und einem Trinkhorn versehen; seine zahlreiche Priesterschaft wurde besonders wegen ihrer Weissagekunst verehrt. Daneben wird noch der dreiköpfige Gott Trieglaff oder Triglawa viel genannt.

zum Hohne einen Hund vorgeworfen haben; ein sagenhafter Zug, an dem man so viel Gefallen fand, daß man ihn später dem König Heinrich selbst zuschrieb. Nun drangen sie verheerend durch Thüringen in das sächsische Grenzgebiet ein; Heinrich zog ihnen entgegen, brachte ihnen in der Gegend von Merseburg bei dem Dorfe Riade eine blutige Niederlage bei und trieb sie mit solchem Verluste zurück, daß sie sich seitdem nicht mehr an die Sachsen wagten. Dagegen blieben freilich Baiern und Schwaben ihren Anfällen immer noch preisgegeben, da jede Völkerschaft des Reiches ihr eigenes Land schützen mußte.

Heinrich hatte vier Söhne und zwei Töchter. Sein ältester Sohn, Thankmar, stammte aus seiner ersten Ehe mit Hathburg, der Tochter eines thüringischen Grafen; diese Jugendverbindung war auf Verlangen der Kirche gelöst worden. Die drei anderen Söhne aber, Otto I., Heinrich und Bruno, und die beiden Töchter, Gerberga, die Gemahlin des Herzogs Giselbert von Lothringen, und Hedwig, die Gemahlin Hugo's des Großen von Francien, waren Kinder der Mathilde, der Tochter eines westphälischen Grafen, dessen Geschlecht sich auf den berühmten Wittekind zurückführte; den sächsischen Chronisten gilt diese deutsche Königin in ihrem langen schicksalreichen Leben als Musterbild einer frommen fürstlichen Frau. Obgleich Thankmar der älteste Sohn war, so hielt ihn Heinrich doch nicht zur Nachfolge im Reiche geeignet; er schloß ihn sogar von dem Antheile an den Erbgütern der Familie aus. Dagegen bestimmte er Otto I. zu seinem Nachfolger auf dem königlichen Throne, obgleich Mathilde aus Vorliebe für ihren zweiten Sohn diesem die Krone zuzuwenden suchte. Der vierte Sohn, Bruno, war zum geistlichen Stande bestimmt worden und ward später Erzbischof von Köln. Heinrich versammelte kurz vor seinem Tode die Großen des Reiches in Erfurt, um sie zu bewegen, Otto zu ihrem König zu ernennen. Als er 936 gestorben war, ward dieser wirklich gewählt; er stand im 24. Jahre und war vermählt mit Editha, einer Schwester des Königs Athelstan von England.

Otto der Erste oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Otto der Große überhob sich nicht, wie sein Vater, der Krönung und Salbung; er ließ dieselbe vielmehr auf eine außerordentlich feierliche Weise in Aachen vornehmen. Der Erzbischof von Mainz verrichtete diese Ceremonie, und diejenigen vier Herzöge des Reiches, welche nächst dem Oberhaupte der Sachsen die angesehensten Fürsten von Deutschland waren, Eberhard von Franken, Hermann von Schwaben, Burkard's I. Nachfolger, Arnulf von Baiern und Giselbert von Lothringen, verwalteten die bei Otto's Krönung zum ersten Male vorkommenden Hofämter der Bewirthung und Bedienung des Königs,

welche von der Zeit an im Gebrauche geblieben sind; der Herzog von Lothringen, zu dessen Gebiet Aachen gehörte, war Kämmerer; Schwaben hatte das Amt des Schenken, Franken des Truchsessen; Baiern, das nachher Jahrhunderte lang kein Erzamt inne hatte, übte die Marschallswürde aus. Heinrich war eher ein mächtiger Oberherzog, als ein thatsächlich waltender König der deutschen Völker gewesen; Otto dagegen strebte das letztere zu sein. Er suchte den Glanz des Reiches wieder zu heben, trug selbst, gleich den Königen der älteren Zeit, Gericht und Hof, die Zeichen der Oberherrschaft, in alle Theile des Reichs, und machte sich dadurch ein unruhiges Leben. Er behielt aus diesem Grunde auch sein Herzogthum Sachsen nicht, sondern stellte zuerst für die Dauer seiner Abwesenheit einen angesehenen und tapferen Sachsen, Hermann, den Sohn Billung's, der den Liudolfingen verwandt war, an die Spitze des sächsischen Kriegswesens und übergab ihm später das Herzogthum selbst, das nachher lange in Hermann's Familie erblich blieb.

Otto's Regierung war nicht nur nach außen hin eine kriegerische, sondern er hatte auch im Inneren des Reiches ernste Kämpfe zu bestehen. Der erste derselben war ein Krieg mit seinem Bruder Thankmar. Dieser konnte nämlich zwar, obgleich er der ältere Bruder war, auf den Thron keinen gesetzlichen Anspruch machen, schon weil das deutsche Reich ein Wahlreich geworden war; allein Otto gab, als 937 ein mütterlicher Anverwandter Thankmar's starb, aus unbekannten Gründen die von diesem verwaltete Grafschaft nicht ihm, sondern einem andern, freilich sehr thatkräftigen und schlauen Manne, dem Grafen Gero. War dies vielleicht auch blos eine Unfreundlichkeit gegen einen Bruder zu nennen, so mußte dagegen das von ihm bald nachher in Baiern und Franken befolgte Verfahren bei den Großen, welche die Reichsgüter inne hatten, Mißtrauen gegen seine Absichten erwecken. In Baiern gab er nämlich, als Arnulf starb, ganz willkürlich das Herzogthum nicht den Söhnen Arnulf's, sondern ihrem Oheim Berthold. In Franken kränkte er den Herzog Eberhard, als derselbe einige Sachsen hart bestrafte, weil sie die Pflichten, die sie für erhaltene Güter gegen ihn übernommen, versäumt und sich in des Königs Dienst begeben hatten. Otto legte dafür dem Herzog Eberhard eine Geldbuße auf und verurtheilte die Anhänger desselben zu der zwar hergebrachten, aber immer doch schimpflichen Strafe, einen Hund nach dem königlichen Hoflager in Magdeburg zu tragen. Entrüstet darüber schloß sich Eberhard an den unzufriedenen Thankmar an, verabredete mit ihm einen gleichzeitigen Aufstand in Sachsen und Franken und bemächtigte sich sogleich der Person Heinrich's. Das ganze Unternehmen ward aber durch einen Zwist unter den Verbündeten gleich

anfangs vereitelt und Thankmar selbst in der Eresburg hart bedrängt; er flüchtete in die Kirche, wurde aber am Altar mit einem Speerwurf, der ihn durch das offene Fenster traf, getödtet. Eberhard gab hierauf den gefangenen Heinrich frei und söhnte sich durch Vermittelung des Erzbischofs von Mainz scheinbar mit dem Könige aus, erregte aber bald einen neuen und noch gefährlicheren Aufstand. Er hatte nämlich, wie es scheint, den zweiten Bruder Heinrich während seiner Gefangenschaft dadurch von Otto abzuziehen gewußt, daß er ihn in der Meinung bestärkte, er habe ein besseres Anrecht an die Krone, weil ihn die Mutter nicht als Herzogin, sondern als Königin geboren habe. Heinrich verschwor sich insgeheim mit Eberhard und zog kurze Zeit nach seiner Freilassung gegen seinen Bruder ins Feld. Obgleich er einen großen Theil der Sachsen für sich hatte, so half ihm dies doch nichts; denn die Sachsen konnten ihn nicht kräftig genug unterstützen, weil sie genau beobachtet und durch unruhige Nachbarn stets in Bewegung gehalten wurden. Er warf sich deshalb in die Arme seines Schwagers, des lothringischen Herzogs Giselbert, welcher in die angetragene Verbindung mit Heinrich und Eberhard gern eingegangen war, weil er lieber den schwachen König Ludwig d'Outremer von Frankreich, als den kräftigen Otto von Deutschland zum Lehensherrn haben wollte. Auch der französische König brach, von Giselbert aufgefordert, gegen Otto in den Elsaß ein. Das deutsche Reich war also zugleich von innen und außen bedroht, zumal da einerseits auch die Slaven an der Ostgrenze sich erhoben hatten und andererseits die Bischöfe Friedrich von Mainz und Rothad von Straßburg bald zu den Empörern übertraten. Nur ein fester und, wo es galt, durchgreifend strenger Mann, wie Otto, konnte unter solchen Umständen die Zügel der Regierung festhalten. Doch standen ihm dabei nicht unbedeutende Kräfte zu Gebote. Außer den rheinischen Truppen, von welchen ihn ein Theil unter jenen Bischöfen verließ, waren Berthold von Baiern, Hermann von Schwaben, dessen Bruder Udo und der Burggraf Konrad Kurzbold von Worms dem Könige zu Hülfe gezogen und Hermann Billung von Sachsen hielt die Slaven zurück. Indessen trug Otto, ungeachtet dieser Unterstützungen, zuletzt mehr durch eine glückliche Fügung der Umstände, als durch die Entscheidung der Waffen den Sieg davon. König Ludwig von Frankreich ward durch die Nachricht, daß der Bischof von Laon diese Stadt dem Erbfeinde seines Hauses, Heribert von Vermandois, übergeben wolle, zur Heimkehr bewogen, und die beiden Herzöge Giselbert und Eberhard, die mit ihren Truppen am Niederrhein standen, erlagen ihrer eigenen Unvorsichtigkeit und der Schnelligkeit der Gegner. Sie wurden nämlich durch Udo und Konrad Kurzbold (beide waren mit Eber-

hard verwandt) in demselben Augenblicke überrascht, als sie bei Andernach den einen Theil ihrer Truppen über den Rhein gesetzt hatten und mit dem andern noch auf dem rechten Ufer standen. Eberhard ward von den Feinden getödtet, und Giselbert ertrank fliehend im Rhein (939). Dieser Schlag entmuthigte alle noch übrigen Gegner des Königs, so daß sich dieselben von freien Stücken unterwarfen und seine Gnade suchten. Die beiden abtrünnigen Bischöfe wurden in klösterliche Haft gebracht; Heinrich erhielt Verzeihung; auch den jungen Sohn Giselbert's ließ Otto die Schuld des Vaters nicht büßen, er ertheilte ihm vielmehr das Herzogthum Lothringen, nachdem er ihm einen Vormund gesetzt hatte; in Franken dagegen wies er dem Grafen Konrad Kurzbold und seinen anderen Bundesgenossen die meisten Güter Eberhard's zu; noch mehr begünstigte er einen anderen fränkischen Grafen, den tapferen und beliebten Konrad den Rothen, dem er bald nachher seine Tochter Luitgard zur Gemahlin gab. Er selbst drang 940 in Frankreich ein, um König Ludwig zu bestrafen, war aber dabei nicht gerade sehr glücklich. Uebrigens kam er gleich nachher mit Ludwig, welcher seine Schwester Gerberga, die Wittwe Gifelbert's, heirathete, in ein freundliches Verhältniß, und nahm sogar später, wie bereits angegeben ist, an dessen Streitigkeiten mit den Großen des französischen Reiches thätigen Antheil.

Otto's Bruder Heinrich fiel im Jahre 941 noch einmal von ihm ab und ließ sich mit dem Erzbischof von Mainz und sächsischen Großen, welche über den Einfluß der Schwaben und Franken am Hofe, zum Theil auch mit dem Markgrafen Gero unzufrieden waren, in eine Verschwörung ein. Die Sache wurde jedoch entdeckt und Heinrich ergriff die Flucht. Er erhielt auf Verwendung seiner Mutter Mathilde nochmals Gnade, nachdem er fußfällig des Königs Gnade angefleht hatte.*) Otto gab ihm sogar, als 947 Berthold von Baiern starb, das Herzogthum desselben, sowohl weil Mathilde ihn sehr angelegen darum gebeten hatte, als auch weil er dadurch den Besitz dieses Landes an seine Familie bringen konnte; Berthold hatte keine Kinder hinterlassen und Heinrich war mit einer Tochter des früheren Herzogs, Arnulf des Bösen, vermählt. Heinrich blieb seit der Zeit seines Bruders treuer Genosse. Dagegen zerfiel er mit seiner Mutter, deren Lieblingssohn er war, und vergalt der guten Frau, der er doch das Herzogthum Baiern zum Theil verdankte, ihre Bemühungen wenig.

*) Die Versöhnung fand wahrscheinlich beim Weihnachtsfest 941 in der Domkirche zu Frankfurt am Main (Salvatorkirche) statt; sie ist von Roswitha in ihrem lateinischen Epos über die Thaten Otto's, und noch origineller in einem anderen Gedicht besungen, das aus der nächsten Zeit zu stammen scheint und abwechselnd aus lateinischen und althochdeutschen Zeilen besteht.

Mathilde verwandte nämlich die reichen Einkünfte ihres Witthums größtentheils für Klöster und Arme und trieb dabei vielleicht ihre Freigebigkeit zu weit. Deswegen suchte nicht nur Otto ihren Schenkungen Einhalt zu thun, sondern auch Heinrich setzte ihr Schranken und verfuhr dabei rücksichtslos, rauh und hart. Uebrigens brachte Otto bald nachher auch das Herzogthum Schwaben an sein Haus; denn er vermählte seinen ältesten Sohn Ludolf mit der Tochter des schwäbischen Herzogs Hermann, welcher keine Söhne hatte, und machte ihn, als dieser 948 starb, zu dessen Nachfolger. Lothringen hatte er schon einige Jahre vorher, beim Tode des jungen Sohnes Giselbert's, seinem Schwiegersohne Konrad dem Rothen übergeben, welcher bisher, — doch ohne die Herzogswürde zu tragen — unter des Königs Oberhoheit in Franken gewaltet hatte. Auf diese Weise verschaffte Otto seiner Familie eine außerordentliche Macht; denn von den fünf Herzogthümern des Reichs waren vier in den Händen derselben, und das fünfte, Sachsen, hatte ein Mann erhalten, der ohne Familienanhang war und ganz von Otto abhing. Sogar das Königreich Burgund hatte dieser dadurch an sich zu ziehen gesucht, daß er sich beim Tode Rudolf's II. (937) zum Vormund des unmündigen Königs Konrad aufwarf.

Das Letztere mochte vielleicht dazu beitragen, daß die burgundische Partei in Italien sich an Otto wandte, um ihm zugleich die Hand der Adelheid und das unselige lombardische Reich anzubieten; denn Adelheid war eine Schwester Konrad's. Otto ging auf den gemachten Antrag ein und zog 951, ohne die Verhältnisse seines Reiches zu berücksichtigen, nach Italien. Wir können diesen Schritt nur dann begreiflich finden, wenn die Schilderung wahr ist, die uns ein zuverlässiger Mann von Otto macht. Der sächsische Chronist Widukind von Corvei, der um das Jahr 970 schrieb, sagt von Otto: „Er war sehr fromm, freigebig und, wenn er nicht die Strenge eines Königs zeigen mußte, immer heiter. Er schlief sehr wenig, im Schlafe aber redete er beständig, so daß man ihn für wachend hätte halten sollen. Er besaß eine bewundernswürdige Fassungskraft des Verstandes; denn obgleich er bis zum Tode seiner ersten Gemahlin (947) keine Schulbildung erhalten hatte, so lernte er doch nachher soviel, daß er jedes Buch nicht allein lesen, sondern auch vollkommen verstehen konnte. Er sprach sowohl Lateinisch als Slavisch; doch verschmähte er es, seltene Fälle ausgenommen, sich dieser Sprachen zu bedienen. Dem Vergnügen der Jagd ergab er sich häufig, auch die Freuden der Tafel liebte er und die Reitkunst übte er zuweilen, jedoch mit königlichem Ernste. Sein äußeres Aussehen war der Würde eines Königs angemessen: er hatte graues Haar, glanzvolle, blitzende Augen und ein röthliches An-

gesicht; den Bart trug er länger, als von Alters her bei den Deutschen Brauch war. Sein Gang war bald rasch, bald langsam, seine Kleidung aber die vaterländische; denn niemals bediente er sich einer fremden." Auf einen Mann von solcher Beschaffenheit des Körpers und der Seele mußten wohl Ruhmbegierde und augenblickliche Entschlüsse mächtiger wirken, als die kalte Ueberlegung; wäre dies nicht gewesen, er hätte schwerlich sein von Franzosen, Lothringern, Dänen, Slaven und Ungarn bedrohtes Reich verlassen, um einem Schatten von Herrschaft in einem Lande nachzujagen, welches durch unwegsame Gebirge von seiner Heimath geschieden war. Ehe er selbst aufbrach, schickte er seinen Sohn Ludolf voraus, um die Alpenpässe zu besetzen, die nach Tyrol und Graubündten hin damals nicht mehr zum burgundischen Reiche, sondern zum Alemannen-Lande gehörten. Ohne bedeutenden Widerstand zu finden, drang er dann selbst in Italien ein. In Pavia vermählte er sich mit Adelheid. Von hier schickte er den Erzbischof Friedrich von Mainz, der wieder mit ihm ausgesöhnt war, nach Rom, um mit dem Papste zu unterhandeln. Dieser wünschte jedoch wohl nichts weniger als den deutschen König in Rom zu sehen; wenigstens reiste der Letztere nicht dahin, sondern kehrte schon im Februar 952 nach Deutschland zurück.

Die Vermählung mit Adelheid hatte für Otto selbst unglückliche Folgen; er gerieth dadurch mit seinem Sohne Ludolf und seinem Schwiegersohne Konrad in einen Zwist, der bald in Empörung und offenen Kampf ausartete. Der Erstere, welchem Otto früher unvorsichtiger Weise die Nachfolge im Reiche zugesichert hatte, sah seinen Vater nicht ohne Eifersucht eine neue Gemahlin, ein neues Land und voraussichtlich auch eine neue Würde gewinnen, welches Alles einzeln nach den sonderbaren Vorurtheilen jener Zeit die Rechte des jungen Mannes schmälern konnte. Konrad ward in Folge der Vermählung Otto's mit Adelheid zwiefach gekränkt. Der König hatte ihn in Italien zurückgelassen, um Berengar zur Herausgabe von Adelheidens Gütern zu zwingen, und Konrad brachte diesen durch Ueberredung bald dahin, daß er sich entschloß, sein Reich von Otto zu Lehen zu nehmen. Als jedoch Berengar in Begleitung seines Sohnes nach Deutschland kam, konnte Adelheid nicht umhin, eine kleinliche Rache an ihm zu nehmen, und Otto war schwach genug, sich von ihr mißbrauchen zu lassen. Die beiden stolzen Italiener mußten drei Tage warten, bis sie vor den König gelassen wurden, obgleich Konrad ihnen eine anständige Behandlung versprochen hatte. Dadurch beleidigte Otto natürlich den Letzteren, dem er bis dahin so sehr gewogen gewesen war. Zu gleicher Zeit kränkte er ihn noch auf eine andere Weise. Er riß nämlich, als ihm Berengar und sein Sohn huldigten, die Marken Verona und Aquileja von dem lombardischen Reiche los, um die dortigen Pässe

frei zu haben, und fügte sie zum baierischen Herzogthum seines Bruders Heinrich, weil dieser sich bei Adelheid eingeschmeichelt hatte. Konrad mußte darüber entrüstet sein, da Heinrich mit ihm entzweit war und ihm das östliche Franken zu entziehen suchte. Er verbündete sich daher mit Ludolf, der sich ebenfalls beeinträchtigt glaubte, und Beide bildeten dann (953) mit anderen Unzufriedenen eine furchtbare Verschwörung gegen Otto. Es gab deren eine bedeutende Anzahl, da Otto und seine beiden Brüder fast alle Würden und Länder des Reiches an sich gebracht hatten. Von den Letzteren hatte der Eine, Heinrich, Baiern, Oestreich und zwei italienische Grenzprovinzen inne; der Andere aber, Bruno, war Abt des reichen Klosters Lorch und Erzkanzler des Reiches, und Otto machte ihn gerade um die Zeit, als Ludolf und Konrad sich empörten, zum Erzbischof von Köln. Otto selbst war nicht nur König von Deutschland, sondern seine Gemahlin Adelheid weckte auch den Gedanken an die Kaiserwürde in ihm und suchte ihn zugleich zu bewegen, sich die Herrschaft des reichen lombardischen Landes und vielleicht sogar den Besitz des burgundischen Königreiches anzueignen. Dagegen waren auch die Verschworenen sehr mächtig. Ludolf war Herzog von Schwaben, Konrad war mächtig in Franken und hatte das Herzogthum Lothringen inne; Beide waren also im Westen des Reiches ebenso mächtig, als Heinrich im Süden und Osten. Ihr Anhang mehrte sich von Tag zu Tag. Auch der treulose Erzbischof Friedrich von Mainz, der angesehenste Geistliche des Reiches, trat ihrem Bunde bei. Ja, sogar die Sachsen, die dem König allein helfen konnten, wurden wankend gemacht; denn als Otto nach dem Ausbruch der Empörung sächsische Truppen zu sich beschied, ließen sich dieselben unterwegs verführen. Alles dies diente jedoch nur dazu, um Otto's Tüchtigkeit als Herrscher in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Er traf die besten Maaßregeln. Er selbst begab sich, nachdem er die Stadt Mainz vergebens drei Monate lang belagert hatte, nach Sachsen, um dort Truppen zu sammeln; seinen eben so tapferen und klugen als gelehrten Bruder Bruno ließ er mit mehr als königlicher Macht zur Bewachung des ganzen Landstrichs von der Mosel und dem Niederrhein an bis zum Meere zurück, damit Konrad keine Hülfe aus Lothringen ziehen könne. Als Otto vor Regensburg gezogen war, wo die Anhänger des früheren Herrscherhauses sich behaupteten, griffen seine Gegner zu Mitteln, die uns recht deutlich zeigen, wie sehr in diesen rohen Zeiten die Völker dadurch zu leiden hatten, daß ihre Führer noch nicht gewöhnt waren, die wilde Leidenschaft jener feineren Einsicht in ihren Vortheil, die man Staatsklugheit nennt, unterzuordnen, sondern gleich dem großen Haufen blos den augenblicklichen Gefühlen folgten. Ludolf und Konrad hatten nämlich nicht nur ohne

Bedenken die Waffen gegen ihren Vater und Schwiegervater erhoben, sondern sie riefen auch die räuberischen Magyaren ins Reich und führten sie bis in das Innere von Lothringen. Ludolf hatte den Sohn des früheren baierischen Herzogs Arnulf, der von Heinrich als sein Stellvertreter in Baiern zurückgelassen worden war, zur Empörung bewogen und opferte also seinen Oheim dem Sohne des ärgsten Feindes seiner Familie auf. Man wird den Charakter der damaligen Zeit noch klarer erkennen, wenn man erfährt, daß der Erzbischof von Salzburg sich an die Spitze der furchtbaren magyarischen Räuber stellte und daß Heinrich dafür nachher nicht nur diesem die Augen ausstechen, sondern zugleich auch den Patriarchen von Aquileja, welcher ganz unschuldig war, verstümmeln ließ. Dazwischen fehlt es nicht an milderen Zügen. Ludolf, dem während des Krieges ein Sohn geboren wurde, gab demselben den Namen seines Vaters Otto. Liutberga, die Tochter des Königs und Gemahlin Konrad's des Rothen, starb kummervoll; sie wurde in Mainz begraben und eine silberne Spindel über ihrer Ruhestatt angebracht. Uebrigens scheiterten alle Anstrengungen der Verschworenen an den Maaßregeln, welche Otto getroffen hatte. Konrad und Ludolf unterwarfen sich daher mit ihren Anhängern freiwillig dem König (954); nur Arnulf's Sohn hatte sich nicht ergeben, sondern war mit den Waffen in der Hand gefallen. Otto verzieh zwar den Empörern, nahm ihnen aber ihre Herzogthümer, weil er im Süden und Westen Ruhe haben wollte, um große Unternehmungen an der Nord- und Ostgrenze des Reiches machen zu können. Schwaben erhielt Burkard II., ein Sohn des ersten Burkard und vermählt mit der Tochter Heinrich's von Baiern, der begabten und hochsinnigen Hadwig, welche später als Freundin der gelehrten Mönche von St. Gallen eine Art von litterarischem Ruhm gewann. Lothringen wurde in zwei Theile, Ober- und Nieder-Lothringen, getrennt und das erstere dem Grafen Friedrich von Bar gegeben, welcher Otto's und Bruno's Nichte, die Tochter Hugo's des Großen, geheirathet hatte, während das letztere noch eine Zeit lang von Bruno verwaltet und dann einem anderen Schwestersohne Otto's, dem letzten französischen Könige aus dem Hause der Karolinger, Karl, ertheilt ward.

Kaum war der gefährliche innere Krieg beendigt, als die Magyaren von neuem in die südlichen Theile des Reiches einbrachen, während zu gleicher Zeit das Land Sachsen von den erbitterten Stämmen der Slaven angegriffen wurde. Dürften wir der in solchen Dingen sehr unsicheren Sage Glauben schenken, so würde die Zahl der Ungarn, welche damals in Baiern und Schwaben erschienen, nicht weniger als hunderttausend betragen haben. Diese bildeten drei Schaaren, deren jede einen besonderen Anführer hatte; sie bedrängten Augsburg, wo

jedoch der treffliche Bischof Ulrich sie durch mannhaften Widerstand so lange beschäftigte, bis Otto von der sächsischen Grenze herangerückt war. Nun lieferte ihnen der König auf dem Lechfeld bei Augsburg am Laurentiustage (10. August) 955 eine große Schlacht. Er war so glücklich gewesen, die endlich einmal unter sich einträchtigen Deutschen zu einem gemeinschaftlichen Zuge und zu einem Hauptschlage vereinigen zu können. Die Baiern, deren Land von den Barbaren überschwemmt war, bildeten, wie es sich gebührte, die vordersten und dichtesten Reihen, obgleich ihr Herzog, Heinrich, todtkrank war und bald nachher starb. Konrad der Rothe und Otto selbst hielten an der Spitze der Franken und Sachsen die Mitte; dem königlichen Gefolge wurde die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael vorangetragen. Burkard von Schwaben deckte mit seinem Volke und mit 1000 Böhmen das Gepäck. Der Sieg wurde dadurch erleichtert, daß die Ungarn, anstatt die Deutschen mit gesammter Macht anzugreifen, den einen ihrer Haufen hatten abziehen lassen, um bis nach Fulda hin zu plündern. Doch auch so blieben die leichten ungarischen Reiter den schwerfälligen Deutschen überlegen, und wären sie mehr als bloße Räuber gewesen, so würden sie gewiß den Sieg davongetragen haben. Sie hüteten sich übrigens, die Deutschen von vorn anzugreifen; sie umritten dieselben vielmehr, zerstreuten die Böhmen, plünderten das Gepäck und warfen die hintersten Reihen. Zweimal wankte, wie es in solchen Schlachten bei der aus unerwartetem Angriff entstehenden Verwirrung zu geschehen pflegt, das Schicksal des Kampfes; aber das eine Mal rettete Konrad, das andere Mal Otto die Ehre der Deutschen. Endlich wurden die Ungarn zur Flucht gezwungen. Sie erlitten eine schreckliche Niederlage; denn die Deutschen metzelten Alles nieder und schonten sogar ihre eigenen Städte, in welche jene sich flüchteten, nicht, sondern verbrannten sie mit den darin befindlichen Barbaren. Die beiden Anführer der Ungarn wurden, als sie in die Hände ihrer Feinde fielen, mit vielen ihrer Leute aufgeknüpft; der dritte ließ dafür aus Rachgier seine Gefangenen niedersäbeln. Nach allem, was wir von der Wuth der Deutschen erfahren, dürften wir dem eigenen Geschichtschreiber der Ungarn, Keza, welcher einige Jahrhunderte später lebte, vielleicht Glauben schenken, wenn er versichert, es seien von den 60,000 Männern jener beiden Heerhaufen nur sieben, und zwar mit abgeschnittenen Ohren, nach ihrer Heimath entkommen: ein wirklicher Vertilgungskampf, der aber gegen Menschen, die zu Raubthieren geworden waren, nothwendig erscheinen mochte. Auch der dritte Heerführer der Barbaren, welcher mit einiger Beute nach Ungarn zurückkam, würde gewiß das gleiche Loos gehabt haben, wenn Otto nicht schnell gegen die Slaven hätte aufbrechen müssen. Auf Seite der Deutschen

waren ebenfalls Viele geblieben; unter diesen befand sich auch Konrad, der durch seinen Heldentod die frühere Schuld büßte. So theuer aber auch der Sieg auf dem Lechfeld erkauft wurde, so verschaffte er den deutschen Völkern doch für immer Ruhe vor den Magyaren; diese richteten seit der Zeit, durch die erlittene Niederlage erschreckt, ihre Waffen ostwärts gegen die Griechen.

Ebenso rühmlich, wie der siegreiche Kampf mit den Magyaren, waren Otto's Unternehmungen gegen die Slaven und Dänen. Von den verschiedenen Völkern, aus denen die Ersten bestanden, machten damals besonders die Böhmen große Anstrengungen, um die deutsche Oberherrschaft von sich abzuwenden, und da sie zu Otto's Zeit nicht nur bleibend zum Christenthum übergeführt, sondern auch für immer an Deutschland geknüpft wurden, so ist es passend, hier die frühere Geschichte dieses Volkes mit wenigen Worten anzudeuten. Die Sage der Böhmen hat aus dem slavischen Namen des Volkes, Tschechen, einen gemeinschaftlichen Stammvater, Tschech, gebildet, der die Seinigen in das von den Germanen verlassene Land Böhmen geführt habe. Nachher soll sich das Volk durch innere Zwietracht aufgelöst haben, bis Krok, ein Wahrsager, der sich zum Herrscher aufwarf, die Einheit und Ordnung wieder herstellte. Ihm folgte seine Tochter, Libussa, welche ebenfalls die Wahrsagekunst verstand, in der Regierung nach. Als diese von den Aeltesten des Volkes gedrängt wurde, sich zu verheirathen, erklärte sie, den Mann zum Gemahle nehmen zu wollen, welchen die von ihr ausgeschickten Boten hinter dem Pfluge gehend finden würden. Auf diese Weise ward ein Bauer, Premysl oder Primislav, Libussa's Gemahl, König der Böhmen und Ordner ihres Staates; Libussa gründete nun auf dem Hradzin ein Schloß, welchem sie den Namen Prag (Schwelle) gab, der sodann auf die Stadt überging. Nach dem Tode der Libussa widersetzten sich die Weiber seiner Herrschaft und es brach der (durchweg fabelhafte) sogenannte böhmische Mägdekrieg aus, welcher sieben Jahre lang zwischen beiden Geschlechtern aufs grausamste geführt wurde und mit der Besiegung der Weiber endigte. Die Herrschaft aber erbte auf Primislav's Nachkommen fort, die bis auf die Zeit Kaiser Albrecht's I. regierten. Die ersten nicht mythischen, sondern einigermaaßen geschichtlichen Nachrichten bestehen in den Mittheilungen, welche deutsche Chronikschreiber in ihren Berichten über die slavischen Kriege der Karolinger, sowie byzantinische Schriftsteller bei Gelegenheit der ersten Berührungen ihres Volkes mit slavischen Grenzvölkern gegeben haben. Danach wäre die erste Spur des Christenthums unter den Slaven in der Zeit der letzten deutschen Karolinger zu finden. Es heißt nämlich, der Böhmen-Fürst Borziwoy habe, als er einst Zwentibold, den Be-

herrscher des großen mährischen Reiches, um Hülfe bat, bei diesem den griechischen Mönch Methodius angetroffen und sich nebst seiner Gattin, Ludmilla, von demselben taufen lassen (um 870). Die neue Lehre breitete sich unter Borziwoy und seinem Sohne Spithignew nur wenig aus, und auch die Abhängigkeit, in welche die böhmischen Herzöge von den letzten Karolingern gebracht worden waren, mußte oft durch Kriegszüge wieder hergestellt werden. Spithignew's Neffe Wenzel ist wie seine Großmutter Ludmilla von der Sage verherrlicht und von der Kirche unter die Heiligen aufgenommen worden; die böhmische Krone wird nach ihm benannt. Die Reliquien des Sanct Veit (Vitus) ließ er in der Domkirche zu Prag beisetzen. Im Jahre 935 ward Wenzel, welchen Heinrich I. kurz vor seinem letzten Ungarn-Kriege von neuem zur Tributleistung gezwungen hatte, durch seinen Bruder, Boleslav I., gestürzt und ermordet; dieser fiel hierauf vom deutschen Könige ab, brach in das benachbarte Sachsen ein und bedrängte dasselbe so lange, bis Otto den wackeren Hermann Billung an die Spitze der Sachsen stellte. Hermann trieb endlich die Böhmen völlig zurück und Boleslav wurde gefangen genommen, sein Land aber eine Zeit lang seinem Sohne, Boleslav II. oder dem Frommen, überlassen, welcher ebenso berühmt durch seinen Eifer für das Christenthum war, als jener durch seine Wuth gegen dasselbe. Unter ihm wurde (973) das Bisthum Prag gegründet, wodurch Böhmen kirchlich von Deutschland ziemlich unabhängig wurde, wenn auch der neue Sitz unter dem Erzbisthum Mainz stehen sollte.

Auch die übrigen slavischen Völker an der Ostgrenze benutzten unter Otto's Regierung jede Gelegenheit zu Raubzügen und Eroberungen, welche die Verhältnisse des deutschen Reiches ihnen darboten. Otto selbst zog mehrmals gegen sie. Am meisten aber zeichnete sich in diesen langwierigen und blutigen Kämpfen der Sachse Gero aus, einer der tapfersten und erfahrensten Krieger seines Stammes. Ihm verdankte man namentlich die bleibende Eroberung des Landes Ostsachsen oder der heutigen Lausitz, in welcher er dann von Otto als Markgraf eingesetzt wurde. Gero zeigte sich übrigens bei seinen Unternehmungen nicht blos tapfer und kriegserfahren, sondern er nahm auch, gleich dem Spartaner Lysander, wenn die Löwenhaut nicht ausreichte, den Fuchspelz zu Hülfe und verband kalte Grausamkeit mit arger Hinterlist. Er soll z. B. einmal gegen 30 vornehme Slaven, die ihm gefährlich schienen, zu einem Gastmahl geladen haben, wobei er sie betrunken machte und ermorden ließ. Es gelang ihm zuletzt noch, den Polenherzog zur Anerkennung der deutschen Lehenshoheit zu bringen. Aber der frühe Tod seiner Söhne, vielleicht auch die Erinnerung an grausame Thaten erregte in ihm eine ernste, bußfertige Stimmung;

er legte seine Würde nieder, gründete das Frauenstift Gernrode (Geronisroth) am Fuße des Harzes und pilgerte nach Rom, wo er einzig frommen Uebungen lebte. Nach seinem 965 erfolgten Tode wurde er in Gernrode beigesetzt; das Andenken an seine mächtige Erscheinung lebte in Lied und Sage fort. Das Gebiet, wo er gewaltet hatte, zerfiel in drei Marken: die Nordmark oder Altmark, deren Graf den Vorrang hatte, die ostsächsische und die thüringische Mark. Uebrigens hatten Otto's und seiner Großen Unternehmungen zuletzt den Erfolg, daß die Slaven der Ostgrenze, trotz ihrer langen und hartnäckigen Gegenwehr, zur Unterwerfung und zu einer Art von Christenthum gebracht wurden. Freilich konnte der ihnen aufgedrungene Glaube keine Wurzeln fassen, so lang sie mit ihren heidnischen Brüdern auf der anderen Seite ihres Landes enge zusammenhingen; doch theilte Otto das eroberte Land in Bisthümer und machte die Hauptsitze derselben zu Festungen, deren Vertheidigung den neuen und alten Christen als Religionspflicht anempfohlen wurde. Diese neuen slavischen Bisthümer waren Merseburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Havelberg. Otto stellte dieselben unter das Erzbisthum, welches er zu Magdeburg stiftete, damit die neuen Pflanzungen des Christenthums, welche einerseits bis über die Lausitz hinaus und andererseits an der Elbe, Havel und Spree her bis tief nach Mecklenburg hinein angelegt waren, besser beobachtet und geleitet werden könnten. Außer den slavischen Völkern bekriegte Otto im Norden seines Reiches auch die Dänen, deren Beherrscher, Harald Blauzahn, weder die Tributpflichtigkeit gegen den deutschen König anerkennen, noch das Christenthum in seinem Lande dulden wollte. Otto zwang ihn zu Beidem; ja, Harald mußte sich sogar selbst taufen lassen, und wenn wir den Berichten der Sage Gehör schenken wollten, so wäre der deutsche König damals siegend und verheerend bis in das Innere von Jütland vorgedrungen.*) Diese großen und glücklichen Unternehmungen gegen Dänen und Slaven machten Otto's Namen im Norden und Osten so berühmt, daß die damalige Beherrscherin der Russen, Olga, sich an ihn gewendet und ihn um Zusendung von Lehrern des Christenthums gebeten haben soll. Doch verhielt es sich mit dieser Botschaft wahrscheinlich ebenso, wie mit den vorgeblichen Gesandtschaften aus Japan und ähnlichen

*) Wie die Sage sich immer gern an sinnbildliche Handlungen anschließt, so heißt es auch hier, Otto habe von einer Landspitze aus seinen Speer in die See geschleudert und die nächste Wasserstrecke heiße seitdem Ottensund oder Ottensand. Das Jahr, in welchem dies geschehen sein soll, ist schwer festzustellen; der Ort aber ist nicht an der Nordspitze von Jütland, sondern auf einem Vorsprunge der Südküste des Lymfjord zu suchen, welcher Fjord damals noch gegen die Nordsee hin offen war.

Ländern, welche in neuerer Zeit manchmal in Europa gesehen worden sind; jedenfalls ward, wie sich von selbst versteht, nichts aus der Sache.

Mitten in den rühmlichen Kämpfen, welche Otto gegen Slaven und Dänen unternahm, ließ er sich unglücklicher Weise bewegen, das seit Arnulf's Zeit vergessene römisch-deutsche Kaiserthum wieder herzustellen. Die Vernichtung des lombardischen Reiches durch Karl den Großen hatte den Papst auf den Gedanken geleitet, das römische Kaiserthum zu erneuern und dem mächtigen Könige der Franken mit dem kaiserlichen Titel die Herrschaft von Italien zu übertragen. Arnulf, der letzte Karolinger, welcher diese Würde bekleidete, hatte die Italiener wohlweislich ihrem Schicksal überlassen; von seiner Zeit an waren daher verschiedene italienische und burgundische Fürsten auf kurze Zeit in den Besitz des Kaisertitels und der Oberherrschaft gelangt. Otto selbst hatte auf seinem ersten Zuge nach Italien nicht einmal den Namen eines Königs von Italien angenommen, sondern sich mit der Besetzung der sehr bedeutenden Privatgüter seiner Gemahlin Adelheid und mit der Huldigung des Königs Berengar II. und seines Sohnes Adalbert begnügt. Berengar demüthigte aber gleich nachher die Großen des Landes und legte Festungen an, um sie besser im Zaume halten zu können. Dies bewog die ohnehin stets nach Veränderung begierigen Großen, den Gemahl der Adelheid nach Italien einzuladen, weil sie durch ihn und seine Deutschen von Berengar's Herrschaft frei zu werden hofften. Besonders waren es die Bischöfe und der Papst, welche dem König Otto diesen Wunsch durch Abgeordnete zu erkennen gaben. Otto folgte ihrer Aufforderung, und schickte zuerst seinen Sohn Ludolf nach Italien (956); doch zog dieser vielleicht auch von freien Stücken und gleichsam auf Abenteuer in das zerrissene Land, wo er dann schon im folgenden Jahre starb. Die Verwirrung Italiens war damals um so größer, weil seit dem Beginne des Jahres 956 die einzige Gewalt, welche der Tyrannei eine feste Schranke setzen konnte, die geistliche, sich in den Händen eines Jünglings befand, der nichts weniger als den Namen eines Geistlichen verdiente. Dies war der Papst Johann XII., ein Sohn des jüngeren Alberich und Enkel der berüchtigten Marozia. Er stand bei seiner Erhebung erst im 18. Lebensjahre und gehörte zu jenen Päpsten, welche unter dem schmählichen Einfluß verworfener Weiber die ihnen anvertraute geistliche Gewalt so sehr herabwürdigten, daß man die Herrschaft der römischen Bischöfe jener Zeiten mit dem Namen des Metzen-Regiments belegt und sogar die Fabel von einer Päpstin Johanna erfunden hat, die im Jahre 855 als Mann verkleidet auf den päpstlichen Stuhl gelangt sei. Die Rücksicht auf Anstalt und Schicklichkeit verbietet, die einzelnen Züge aus Johann's Leben anzugeben, die uns von den

Chronikschreibern überliefert worden sind; wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß dieser Papst, der bei Tische den alten Göttern Spenden brachte und dem Teufel zutrank, sich auch sonst mit schamloser Frechheit Alles erlaubte, und daß er ein noch ärgerer Tyrann war, als Berengar, der sich doch wenigstens nicht durch schändliche Lüste und unerhörte Frevel entehrte.

Otto übertrug, als er den Zug nach Italien antrat, die Leitung der Reichsgeschäfte dem Namen nach seiner Mutter Mathilde und übergab ihr auch seinen erst sechs Jahre alten Sohn Otto II., den er noch vor seiner Abreise zu seinem Nachfolger ausrufen und in Aachen krönen ließ (961); mit der eigentlichen Waltung hatte er seinen edlen Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln, und seinen Nebensohn, den Erzbischof Wilhelm von Mainz, beauftragt. Da Otto die Alpenpässe in seiner Gewalt hatte und an der Spitze eines tüchtigen Heeres in Italien erschien, so konnte Berengar keinen Kampf mit ihm wagen. Er zog sich daher in seine Festen zurück; der deutsche König zog ohne Widerstand in die Städte ein, empfing die lombardische Krone und feierte dann in Pavia, der eigentlichen Hauptstadt des Königreiches Italien, die Weihnachten. Zu Anfang des folgenden Jahres (962) zog er nach Rom und ließ sich daselbst von dem Papste Johann XII. zum römischen Kaiser salben, ohne sich um das weltkundige Aergerniß, das derselbe den Christen gab, zu bekümmern. Man sagt uns nirgends, daß der neue Kaiser vom Papste einen besseren Wandel gefordert habe; wohl aber ließ er sich von ihm das Versprechen geben, keine Gemeinschaft mit Berengar zu haben. Dieser saß unthätig in seiner Feste und wartete ruhig, bis Otto's Vasallen nach Ablauf ihrer Dienstzeit oder nach der Erschöpfung ihres Geldvorraths gewohnter Weise in die Heimath zurückgekehrt sein würden, um dann das einstweilen aufgegebene Land wieder in Besitz zu nehmen. Die Deutschen lernten damals an seinem Beispiel, wie man hinter dicken Mauern der Gerechtigkeit Trotz bieten könne, und viele von ihren Vasallen-Fürsten zeigten nachher nur zu bald, wie gut sie aus der gewonnenen Erfahrung Nutzen zu ziehen wußten.

Während Otto von einem Orte zum anderen zog, um die einzelnen Festungen Berengar's zu bezwingen, boten einige italienische Großen, der Fremden überdrüssig, dem flüchtigen Sohne des Letzteren, Adalbert, die Krone unter der Bedingung an, daß sich sein Vater zur Niederlegung derselben verstehe. Auch der Papst schloß sich an Adalbert an und nahm ihn in Rom auf. Sobald Otto dies erfuhr, eilte er nach Rom, um den Papst für seine Treulosigkeit zu bestrafen; jetzt trat er daher auch als Vertheidiger der kirchlichen Zucht und Ordnung gegen denselben Mann auf, dessen Wandel er noch kurz vorher, als er die

Kaiserkrone von ihm annahm, mit der päpstlichen Würde vereinbar gefunden hatte. Er hörte die Klagen über das sittenlose Leben des Papstes an und hielt eine Synode, durch welche er denselben absetzen und einen rechtschaffenen Mann unter dem Namen Leo VIII. an seine Stelle wählen ließ (963). Unglücklicher Weise fehlten dem Letzteren einige Eigenschaften, die das geistliche Recht verlangte, und dies war um so schlimmer, da Viele bei Johann's ausschweifendem Leben besser ihre Rechnung fanden, als bei Leo's strenger Aufsicht. Johann's Partei war daher stark genug, um noch während der Anwesenheit Otto's in Rom einen Aufstand des Volkes zu erregen; doch unterdrückte der Kaiser die Bewegung durch die Schwerter seiner Deutschen, welche ohne Unterschied sowohl Aufrührer als ruhige Bürger niederhieben. Obgleich dieses Mittel nichts weniger als festes Vertrauen begründen konnte, so ließ Otto doch, als er gleich nachher von neuem gegen Berengar zog, auf Bitten Leo's den Römern die Geiseln, welche er ausgehoben hatte, zurückgeben. Johann konnte daher, als er nach Rom zurückkehrte, den Gegenpapst leicht vertreiben, und fand ungeachtet seiner Lasterhaftigkeit Geistliche genug, die ihm behülflich waren, in einer Synode und also auf eine scheinbar rechtmäßige Weise alles das für nichtig zu erklären, was vorher gegen ihn beschlossen worden war. Er nahm hierauf grausame Rache an seinen Gegnern, ja er ließ sogar zwei der angesehensten Römer, die an der früheren Synode Theil genommen hatten, zu Tode quälen, und wenn er den in Rom zurückgebliebenen Bischof Otger von Speier blos geiseln und nicht ebenfalls tödten ließ, so geschah dies nur deshalb, weil er glaubte, daß sich Otto um seinen deutschen Bischof mehr bekümmern würde, als um jene beiden Römer. Otto war aber zu eifersüchtig auf sein Ansehen, um dies Alles ruhig hinzunehmen, zumal da er kurz vorher Berengar gefangen genommen hatte. Er setzte sich sogleich gegen Rom in Marsch. Noch ehe er dort ankam, war Johann eines plötzlichen Todes gestorben (964); die Römer erkannten gleichwohl den vertriebenen Papst Leo, der zu Otto geflohen war, nicht an, sondern wählten einen neuen, Benedict V. Der erbitterte Kaiser schloß daher Rom so enge ein, daß die Noth in der Stadt bald aufs Höchste stieg. Die Römer mußten sich ihm ergeben und Leo ward wieder eingesetzt, Benedict aber, nachdem er zu des Kaisers Füßen seine Reue bekannt hatte, nach Hamburg verbannt, wo er bald nachher starb. Auch Berengar wurde mit seiner Gemahlin Willa nach Deutschland geführt und endete sein Leben zwei Jahre später in Bamberg. Sein Sohn Adalbert hatte sich nach Corsika geflüchtet. Nachdem Otto auf diese Weise in Italien Alles rühmlich beendigt hatte, kehrte er (964) nach Deutschland zurück.

Von dem Wunsche beseelt, seine alte Mutter Mathilde noch ein-

mal zu sehen, begab sich der Kaiser zuerst nach Köln. Hier versammelte er seine ganze Familie, die jetzt in vollkommener Eintracht lebte, um sich und sah seinen Bruder Bruno zum letzten Male, da derselbe bald nachher starb. Von dieser glänzenden Versammlung in Köln reiste er nach Nordhausen, wo seine Mutter ein Kloster gestiftet hatte, um mit ihr allein acht Tage ungestört zuzubringen. Bei Gelegenheit dieser letzten Zusammenkunft mit seiner Mutter zeigt sich Otto's edle Natur und sein echt deutscher Charakter auf recht sichtbare Weise, sowie er überhaupt in seinem ganzen Verhältnisse zu dieser Frau Beides nie verleugnete. Er hatte sie z. B. nach dem Tode seines Vaters ungestört im Besitze der ihr angewiesenen Güter gelassen, bis sie einen Mißbrauch davon zu machen schien; kaum hatte er sie aber im Genusse derselben eingeschränkt, als er sich ein Gewissen daraus machte und ihr Alles wieder zurückgab. Ueber seine letzte Zusammenkunft mit Mathilde hat sich ein ausführlicher Bericht erhalten. Wenn man in demselben liest, welch ein herrliches Gefühl Otto beim Scheiden zeigte, so muß man wohl glauben, daß er ein edles Herz gehabt habe und daß die Härte und Grausamkeit, die er oft bewies, aus der Ueberzeugung geflossen sei, eiserne Naturen könnten nur mit eisernem Stabe geleitet werden. Man wird daher auch bei diesem Augenblicke seines Lebens lieber verweilen, als bei seinen Heldenthaten und weit aussehenden Eroberungsplänen. Als am letzten Tage Mutter und Sohn zusammen die Messe gehört hatten, redete Mathilde den Kaiser also an: „Verliere doch ja keines der Worte aus dem Gedächtnisse, mit denen ich diese Stätte deiner Liebe und Treue empfohlen habe. Hier habe ich glücklich gelebt und mit Gottes Schutz zweimal die Gefahren der Niederkunft überstanden. Hier habe ich deinen Bruder Heinrich geboren, den ich wegen des väterlichen Namens so sehr liebte, hier deine Schwester Gerberga. Was soll ich viele Worte reden? Dieser letzte Anblick deiner Mutter sei stets eine Schutzrede für mein Kloster!" Mit bewegtem Herzen versprach der Kaiser seiner Mutter, alle ihre Bitten zu erfüllen. Hierauf verließen sie zusammen die Kirche; vor der Thüre blieben sie stehen und umarmten sich unter Küssen und Thränen. Auch alle Anwesenden weinten bei diesem Anblick. Als sich Otto endlich von seiner Mutter losgerissen hatte, begleitete diese ihn mit den Augen, bis er zu Pferde gestiegen war. Dann kehrte sie in die Kirche zurück, begab sich zu der Stelle, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte, fiel auf die Knie nieder und küßte weinend die Fußtapfen des hinwegziehenden Sohnes. Als dies Einige vom Gefolge desselben, welche noch zurückgeblieben waren, sahen, gingen sie tief bewegt hinaus und sagten es dem Kaiser. Dieser aber sprang sogleich vom Pferde und eilte schluchzend in die Kirche zurück, wo er die

Mutter noch an derselben Stelle fand und unter Thränen laut beten hörte. Da warf er sich ihr zu Füßen und rief: „O ehrwürdige Gebieterin, durch welchen Dienst kann ich dir diese Thränen vergelten?“ Dann sprachen sie weinend noch einige wenige Worte. Endlich sagte die ehrwürdige Königin: „Was nützt es uns, länger zu zögern? Wir müssen, wenn auch ungern, uns trennen, und durch deinen Anblick wird mein Schmerz nicht vermindert, sondern vermehrt. Ziehe jetzt hin im Frieden Christi! Du wirst wohl mein Antlitz in diesem sterblichen Leibe nicht mehr sehen. Ich habe alles, was mir am Herzen lag, deiner Liebe empfohlen. Lasse mir nur den Trost zurück, daß du diese Stätte beständig im Andenken behältst.“ Hierauf reiste der Kaiser ab.*)

Otto hatte Italien wohl nur, um seine Mutter zu sehen und neue Truppen zu holen, verlassen; neue Verwirrungen, durch welche dieses unglückliche Land heimgesucht ward, nöthigten ihn, bald wieder dahin zurückzukehren. Die unruhigen Lombarden hatten Adalbert in ihr Land gerufen, der mit seinen Brüdern Kuno und Wido (Guido) erschien, um dem Kaiser die Pässe, welche Deutschland mit Italien verbanden, zu verlegen, und Johann XIII., welcher nach Leo's Tode unter dem Einfluß deutschgesinnter Bischöfe (965) zum Papste gewählt worden war, hatte vor den römischen Großen aus Rom fliehen müssen. Die Lombarden waren zwar gleich anfangs durch Burkard von Schwaben, welcher den einen von Berengar's Söhnen in der Schlacht tödtete und den andern zur Flucht nach Constantinopel nöthigte, wieder unterworfen worden; dagegen waren aber die Römer noch nicht bestraft und zum Gehorsam zurückgeführt, und da Otto besonders die Herrschaft über Rom und über das untere Italien ins Auge gefaßt hatte, so mußte er durchaus dahin eilen (966). Er zog gerades Weges auf Rom los und suchte gleich nach seiner Ankunft in dieser Stadt den unruhigen Sinn ihrer Einwohner durch Grausamkeit zu ersticken. Er war überhaupt gewohnt, bei Empörungen die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen, und wenn irgendwo, so war in Italien durchgreifender Ernst nöthig; denn hier waren Zucht und Sittlichkeit tief gesunken und selbst die Geistlichkeit in so hohem Grade entartet, daß z. B. sogar ganze Klöster sich gegen ihre Feinde des Dolches bedienten und eines lästigen Abtes durch Gift entledigten. Otto ließ daher in Rom ein strenges Gericht über die Schuldigen ergehen und bestrafte unter Andern nicht weniger als dreizehn römische Große mit dem Strange. Doch bewies er sich zugleich großmüthig

*) Diese schöne Darstellung ist dem jüngeren „Leben der Königin Mathildis“ entnommen, welches zur Zeit Kaiser Heinrich's II., ihres Urenkels, abgefaßt ist; sie behält für die Kenntniß des Jahrhunderts ihren Werth, mag man auch mit Jaffé die Schrift als ein Erzeugniß „höfischer Historiographie“ betrachten.

gegen den Papst; denn er setzte ihn nicht blos wieder auf den päpstlichen Stuhl ein, sondern suchte auch diesem das verlorene Ansehen außerhalb Roms dadurch wieder zu verschaffen, daß er ihm einige früher entrissene Besitzungen zurückgab.

Von dieser Zeit an verfolgte Otto weit aussehende, glänzende Pläne. Er wollte nicht nur ganz Italien unterwerfen, die Ruhe daselbst fest begründen und die eingedrungenen Mohammedaner beschränken, sondern er faßte auch den Entschluß, vermittelst des Papstes und der Griechen den eitlen Glanz des Kaiserthums in möglichst hohem Grade um sein Haus zu verbreiten. Aus diesem Grunde knüpfte er mit dem Beherrscher des byzantinischen Reiches eine Verbindung an und warb für seinen jungen Sohn, Otto II., den er mit großem Gepränge nach Italien führen und vom Papste zum Kaiser krönen ließ (967), um eine griechische Prinzessin. Doch leitete ihn dabei außer der Eitelkeit, von einem Kaiser als Kaiser anerkannt zu werden, wohl auch der Wunsch, das damals für den Handel so sehr wichtige Unteritalien ganz zu besitzen. Auf diese Weise ward durch Otto den Großen zwischen der deutschen Nation und den unzuverlässigen Griechen ein Verkehr hergestellt, der seit Basilius dem Macedonier ganz aufgehört hatte. Das wackere Sachsenvolk, welchem Otto seine Pläne und den Glanz, der nun aus Süden und Osten über sie strömen sollte, in einem besonderen Schreiben kund that, vernahm die Botschaft mit lautem Jubel; denn es ahnte nicht, daß aus Italien und Griechenland, wie aus der Büchse der Pandora, unsägliche Uebel über die deutschen Völker kommen würden. Die neue Verbindung hatte nämlich zwar den äußeren Nutzen, daß sie einen Handelsverkehr zwischen Deutschland und Griechenland hervorrief; sie wirkte aber dagegen um so verderblicher auf den Geist und die Sitten der Deutschen. Sie gab die Veranlassung, daß die Deutschen zu der Umständlichkeit und Weitläufigkeit im Verhandeln, die in ihrem Charakter und in ihren Verwaltungsformen gegründet waren, späterhin auch noch armseligen Prunk und ängstliche Hofsitten annahmen, obgleich Beides ihrem Wesen ganz fremd war. Auch auf die deutsche Geistesbildung übten die glänzenden Pläne, die Otto seit seinem dritten Zuge nach Italien verfolgte, einen bedeutenden Einfluß aus; denn in Folge des Verhältnisses, in welches Otto und seine Nachfolger zu diesem Lande und zum byzantinischen Reiche kamen, drang seit der Zeit Römisches und Griechisches umfassender als zuvor in unsere Litteratur und Kunstübung ein. Endlich trug Otto durch den nämlichen Schritt nicht wenig zur Befestigung jenes weiblichen Einflusses im Staate bei, der in der Natur der Deutschen gegründet war und schon von Tacitus als ein

Haupt-Charakterzug unserer Nation angegeben wird. Unter ihm, wie unter seinem Sohne und Enkel, spielten die Frauen der königlichen Familie, seine Mutter Mathilde, seine Gemahlin Adelheid, die Gemahlin seines Sohnes, Theophano oder Theophania, seine Tochter Mathilde und seine Nichte Gerberga eine sehr bedeutende Rolle; und da von diesen Frauen eine (Adelheid) eine Italienerin, eine andere (Theophania) eine Griechin war, so konnten die fremden Sitten und Gewohnheiten, welche damals dem echt deutschen Wesen Eintrag thaten, um so leichter in den königlichen Hof und von diesem aus in die Nation eindringen.

10. Das byzantinische Reich von Basilius dem Macedonier bis zur Zeit Otto's des Großen.

Um Otto's und seiner Nachkommen Pläne und die Verhältnisse der Deutschen zu Italien richtig zu verstehen, ist es nöthig, hier die Geschichte der in Constantinopel regierenden Kaiser einzuschieben, weil diese seit Otto's I. Zeit mit den deutschen Königen in eine sehr nahe Berührung kamen. Dies ist um so mehr nöthig, da die Schicksale und Verhältnisse des griechischen Reiches und seiner Bewohner auch in anderer Hinsicht einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Dinge überhaupt ausübten. Die Griechen wurden nämlich damals den Bewohnern des Abendlandes immer mehr entfremdet; das Ansehen, welches den römischen Päpsten und dem von ihnen begünstigten lateinischen Cultus eingeräumt ward, erbitterte den griechischen Patriarchen und das Volk, und die seit dem 10. Jahrhundert in zwei Theile getrennte Christenheit betrachtete sich nicht mehr als eine und dieselbe Gemeinde. Dies bahnte nicht nur den Mohammedanern den Weg bis zu den Hauptsitzen des Christenthums, sondern es trug auch nicht wenig zur Vermehrung des Ansehens der Päpste bei. Die Letzteren würden, wenn die Verbindung zwischen dem Westen und Osten fortgedauert hätte, gewiß nicht ihre später so groß gewordene Macht erlangt oder behauptet haben, weil dann die gebildete und schlaue griechische Geistlichkeit und ihr Kaiser, der sich vor dem römischen Bannstrahl nicht zu fürchten brauchte, die Wagschalen mehr gleich gehalten haben würden. Die Päpste erkannten dies vielleicht selbst und waren daher nicht gerade eifrig um die Herstellung und Erhaltung der Einigkeit bemüht, so gern sie auch griechische Flotten gehabt hätten, um die arabischen Seeräuber von Italien abzuwehren.

Basilius der Macedonier ward, obgleich er auf eine nicht eben rühmliche Weise zum Besitze des byzantinischen Thrones gelangt war, ein Wohlthäter seines Volkes. Er vernichtete den Staat der

Paulicianischen Ketzersecte,*) machte seinen Namen bei den Arabern, wie bei den barbarischen Völkern im Norden gefürchtet, entriß den Ersteren die dalmatische Küste wieder und behauptete die griechische Schutzherrschaft über Venedig und Ragusa. Mehr als alles dies aber gereicht ihm sein Verfahren im Inneren des Reiches zur Ehre. Er wußte durch große Sparsamkeit dem Bedürfnisse des Staates zu genügen, ohne die Unterthanen zu bedrücken, und sorgte doch zugleich dadurch, daß er mehr als irgend ein anderer Kaiser baute, für die arbeitende Klasse und für die Künste. Auch sein Versuch, die überlieferte und mit sich selbst, wie mit den Verhältnissen in Widerspruch gerathene römische Rechtsgelehrsamkeit neu zu begründen, zeigt einen denkenden, der Krone würdigen Regenten, obgleich die Sache nur als eine schöne Idee anzusehen ist, die im griechischen Reiche schwerlich mehr ausführbar war. Uebrigens erkennt man die unglückliche Lage eines griechischen Kaisers recht deutlich daran, daß selbst ein so milder und gerechter Fürst zweimal von sehr gefährlichen Verschwörungen bedroht wurde. Merkwürdig aber ist dabei die offene und durchaus rechtliche Art, wie Basilius bei der Untersuchung und Bestrafung derselben verfuhr, da man im griechischen Reiche bei solchen Verbrechen sonst über alle Formen hinwegging.

Basilius starb im Jahre 886. Sein Sohn, Leo VI. mit dem Beinamen des Weisen, hatte kaum den Thron bestiegen, als der Streit mit dem Oberhaupte der griechischen Kirche von neuem begann. Leo ließ nämlich sogleich den Geistlichen Santabarenus, der unter Basil's Regierung eine Kabale gegen ihn angesponnen hatte, zur Rechenschaft ziehen und verwickelte auch den Patriarchen Photius in diesen Proceß. Die Untersuchung gegen beide Geistliche endete jedoch zum Nachtheil des Kaisers; denn diese abgefeimt schlauen Männer wußten sich, auf ihr geistliches Recht gestützt, so gut aus der Sache zu ziehen, daß der Kaiser als Verfolger, sie selbst aber als Verfolgte erschienen. Leo ließ, als er auf gesetzliche Weise seinen Zweck nicht erreichen konnte, Santabarenus blenden und in die Verbannung abführen; gegen den Patriarchen aber bewog er die Geistlichkeit zu einem abscheulichen Spruche. Obgleich nämlich Photius des Vergehens, wegen dessen er damals vor Gericht stand, keineswegs schuldig war, so verurtheilten ihn doch die Geistlichen zur Absetzung; ja, sie tauchten sogar die Feder, mit welcher sie die

*) Die Paulicianer als Religionsgemeinde wie auch als tüchtige Krieger blieben noch längere Zeit in den Balkanthälern und an der unteren Donau seßhaft; ihre Ansichten, soweit sie auf sittliche Auffassung des Christenthums gingen und gegen den äußerlichen Kirchendienst gerichtet waren, verbreiteten sich zu den slavischen Stämmen, ja auf Handelswegen bis nach Südfrankreich und waren auf die Reformbewegungen des Mittelalters nicht ohne Einfluß.

gegen ihn ausgesprochene Verdammungs-Acte unterzeichnet hatten, in denselben Abendmahlskelch, der nach ihrer Lehre ein Kelch der Sühne, kein Werkzeug der Verdammniß sein sollte. Wer schaudert nicht über den Zustand eines Landes, in welchem Religion und Moral durch die Diener der Kirche selbst öffentlich mit Füßen getreten wurden, und die Absetzung eines Geistlichen die größte Reichsangelegenheit war? Uebrigens starb Photius wenige Jahre nachher in einem Kloster.

Der Kaiser Leo gerieth später seiner Ausschweifungen in der Liebe wegen in einen gefährlichen Zwist mit den Häuptern der Geistlichkeit; doch lag der eigentliche Grund davon nicht sowohl in seinen moralischen Vergehungen, als vielmehr in seiner fortgesetzten Verletzung der Menschensatzungen, welche bei den Griechen den Namen der Religion trugen. Ueberhaupt war die Schwäche, mit der er den Reizungen der Sinnlichkeit Gehör schenkte und ohne Rücksicht auf öffentliches Aergerniß seinen vielen Liebschaften nachhing, der Hauptfehler dieses Kaisers. Außerdem fehlte es ihm nicht nur an den einem byzantinischen Kaiser nöthigen kriegerischen Talenten, sondern er gab sich auch zu viel mit Bücherschreiben ab, so daß er darüber manche wichtige Dinge Jahre lang vernachlässigte. Ungeachtet aller dieser Fehler stand es indessen unter ihm nicht durchaus schlecht mit dem Reiche, weil er sparsam und friedfertig war und dadurch, sowie durch sein sorgsames und emsiges Studium, manches Gute hervorrief. Seine Schriften, unter denen ein Werk über die Taktik am berühmtesten geworden ist, waren freilich unnütz und zum Theil sogar dem Gegenstande wie der Behandlungsweise nach für einen Kaiser lächerlich; allein man erkennt doch aus dem Zustande der Wissenschaft und aus der Sprache der nächsten Zeit, daß Leo durch seine Aufmerksamkeit auf geistige Dinge manche gute Anregung gab. Ebenso verhält es sich mit dem, was er für die Gesetzgebung und für die Rechtswissenschaft that. Er vollendete die von seinem Vater begonnene Sammlung der alten römischen Gesetze und ließ einen Inbegriff derselben, so weit sie zu seiner Zeit bei den Gerichten des Reiches noch gültig waren, in griechischer Sprache abfassen. Dies war, obgleich es keinen großen praktischen Nutzen hatte, nicht nur an und für sich selbst rühmlich, sondern der Kaiser wirkte dadurch auch sehr wohlthätig auf den Geist seiner Unterthanen ein, welche damals schon durch viele Slaven und andere Stämme, die sich hie und da im Lande angesiedelt hatten, ungriechisch geworden waren. Die neu veranstaltete Bearbeitung der Gesetze oder, wie sie von den Juristen genannt wird, seine Basiliken, galten nämlich zwar, gleich seinen neuen Verordnungen, nur bis zu seinem Tode, und sind auch vom Standpunkte der Gesetzgebung aus betrachtet ohne besonderen Werth; ja, sie gewähren sogar für die Erklärung der römischen Ge-

setze keinen Nutzen, weil Leo bei dem Aufsuchen der Gründe weder den Einfluß der historischen Entwickelung, noch auch den Geist der großen Männer, von welchen die Gesetze ausgegangen sind, ahnete. Nichtsdestoweniger hatten aber seine Bemühungen den Erfolg, daß dadurch das Rechtsstudium, das vor Basilius ganz darnieder gelegen hatte, von neuem geweckt wurde; und wenn er auch das Alte, das er verbessern wollte, durch seine Aenderungen eher verschlimmerte, so schadete er doch dadurch nicht dem Reiche, sondern vielmehr nur sich selbst.

Ueberhaupt waren seine Absichten und Pläne nie durchaus schlecht; seine unordentliche Leidenschaft aber und seine zu weit gehende Liebhaberei an gelehrten Beschäftigungen hinderten ihn, über die Ausführung zu wachen. Aus diesem Grunde hatten auch fast alle seine auswärtigen Unternehmungen einen schimpflichen Ausgang. Nur in Italien wurden die Waffen der Griechen vom Schicksal begünstigt: die Herzöge von Benevent mußten auf einige Jahre griechische Besatzung in ihre Stadt aufnehmen und auch Venedig erkannte aufs neue das Schutzrecht des byzantinischen Kaisers an. Einen Beweis seiner Einsicht in die wahre Staatsklugheit gab Leo dadurch, daß er eine Colonie nach Unteritalien führen ließ, um die durch ewige Kriege verwüsteten Länder wieder nutzbar zu machen. In Sicilien dagegen machten die Aglabiten gerade zu Leo's Zeit reißende Fortschritte. Ebenso unglücklich waren Leo's Truppen und Flotten im Kampfe mit den Bulgaren, mit den Russen und mit den arabischen Seeräubern, welche in allen Theilen des Mittelmeers umherschwärmten. Die Bulgaren waren damals nicht mehr von dem wilden, kriegerischen Geiste ihrer Vorfahren beseelt, sondern sie hatten sich dem Handel ergeben und waren durch diesen milder und weichlicher geworden. Sie betrieben nämlich den Verkehr des Südens und Ostens mit dem fernen Norden, der durch ihr Land ging. Auch war dieser Handel die Ursache ihrer Streitigkeiten mit Leo; denn der Kaiser verlegte, um eine neu gestiftete griechische Handelsgesellschaft zu unterstützen, ohne Rücksicht auf die geschlossenen Verträge den Markt der Bulgaren von Constantinopel, dem Hauptsitze des Welthandels jener Zeit, nach Thessalonich, wo die Einkäufe schwieriger und die Zollbedrückungen größer waren. Der bulgarische König Simeon machte hierauf wiederholt verheerende Einfälle in das griechische Gebiet (888). Leo rief zwar die raubgierigen Magyaren gegen die Bulgaren herbei (wie einige Jahre später König Arnulf sich ihrer gegen Swatopluk von Mähren bediente); er sah sich aber dessen ungeachtet bald genöthigt, einen Frieden zu schließen, dessen Bedingungen die Feinde vorschrieben.

Auch der Beherrscher des russischen Reiches, zu dessen Sitz nicht lange vorher Kiew gemacht worden war, Oleg, soll einen Kriegs-

zug gegen Leo unternommen und sogar auf Constantinopel selbst einen Angriff gemacht haben, den der griechische Kaiser mit großen Summen abkaufte; man kann jedoch den russischen Annalen, die sich darüber sehr ausführlich verbreiten, nicht ganz trauen. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so geht doch soviel aus jenen Angaben hervor, daß eine sehr lebhafte Handelsverbindung zwischen den Russen und Griechen bestand und daß die Letzteren schwach genug waren, sich von einem Feinde, den sie hätten vernichten sollen, schimpfliche Verpflichtungen auflegen zu lassen. Was übrigens dieses neu auftretende Volk der Russen betrifft, so ist die besondere Geschichte desselben im Mittelalter für die allgemeine Geschichte von keiner großen Bedeutung, weil es anfangs nur sehr wenig Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte hatte. Gewiß scheint zu sein, daß den slavischen Elementen des im neunten Jahrhundert zum ersten Mal erwähnten Volks der Russen skandinavische beigemischt waren; wenigstens hängt die Entstehung des russischen Reichs mit den bekannten Raubfahrten jener skandinavischen Abenteurer zusammen, welche ebenso in das östliche, wie in das westliche Europa eindrangen und dort den Namen Waräger führten. Diese kühnen Kriegsmänner eroberten um das Jahr 860 das zwischen der Düna, der Oka und dem weißen Meer gelegene Land und vereinigten sich mit den slavischen Bewohnern desselben zu einem mächtigen Volke, das sich den Namen Russen gab. Sie breiteten sich dann an dem Dniepr herab auch nach Süden hin aus, von wo sie das griechische Reich und dessen Hauptstadt bedrohten. Auf diese Weise waren anfangs zwei russische Staaten entstanden, von welchen der eine in Nowgorod, der andere in Kiew seinen Mittelpunkt hatte. Der erste Großfürst oder Beherrscher von Nowgorod war Rurik, einer der Hauptanführer der eingedrungenen Waräger, dessen Regierungszeit man in die Jahre 862 bis 879 zu verlegen pflegt.*) Rurik hinterließ einen minderjährigen Sohn, Igor, an dessen Stelle Oleg als vormundschaftlicher Regent die Leitung des Volkes übernahm und bis zu seinem Tode (912) behielt. Oleg unterwarf auch den zweiten russischen Staat, verlegte den Sitz der Regierung nach Kiew (892), soll 907 den erwähnten Zug gegen Constantinopel gemacht haben,

*) Nach dem Berichte Nestor's, des ältesten russischen Chronisten, hatten die slavischen Völker um den Peipus- und Ilmensee vorher die skandinavischen Waräger zurückgetrieben; als aber nun bei ihnen Anarchie entstand, luden sie freiwillig einen warägischen Stamm ein, ihre Führung zu übernehmen; so kam Rurik mit zwei Brüdern um 862 in das Land. Von ihm wird das russische Herrscherhaus abgeleitet, das bis 1598 regierte. Im Jahre 1862 beging man in Rußland die tausendjährige Feier des Reichsbestandes. Nowgorod Wjeliki (Groß-Nowgorod), nahe der Mündung des Wolchow in den Ilmensee, heißt in alten Sagen Holmgard, bei den Deutschen des späteren Mittelalters Groß-Naugard.

und schloß, was weniger zweifelhaft ist, als dieser Zug, kurz vor Leo's Tode einen Handelsvertrag mit den Griechen. Sein Mündel und Nachfolger, Igor, herrschte bis 945 und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Swätoslaw, an dessen Stelle bis zum Jahre 964 Igor's Gemahlin, Olga, regierte, deren bereits in der Geschichte des deutschen Königs Otto I. gedacht worden ist. Der Kaiser Constantin VII. Porphyrogenitus, der ein sehr fleißiger Schriftsteller war, berichtet genau, wie diese Großfürstin von Kiew in Constantinopel erschien und nebst ihren Begleitern und einer Anzahl von russischen Kaufherren feierlich die Taufe empfing (955); doch vermochte sie nach ihrer Heimkehr ihren Sohn nicht zur Annahme des Christenthums zu bewegen.

Wichtiger, als die Berührungen Leo's mit den Russen, waren seine Händel mit den arabischen Seeräubern, weil diese auf alle Verhältnisse des Reiches Einfluß hatten. Leo vernachlässigte auf eine unbegreifliche Weise das Seewesen, das er bei der Lage seines Reiches, bei der großen Zahl von Inseln und holzreichen Gegenden desselben und bei seiner Verbindung mit Dalmatien und Venedig doch so leicht hätte aufrecht erhalten können. Die Seeräuber wurden daher im östlichen Theile des Mittelmeeres immer mächtiger, und obgleich der Kaiser einige Male Flotten gegen sie ausschickte, so richteten diese doch nichts aus. Die Feinde besetzten Lemnos und mehrere andere Inseln, von welchen aus sie dann ihre Räubereien noch besser betreiben konnten; sie drangen bis vor Constantinopel, plünderten den Hellespont und das Marmara-Meer und bemächtigten sich endlich sogar der Stadt Thessalonich, die an Reichthum und Glanz im europäischen Theile des Reiches nur der Hauptstadt selbst nachstand (904). Die Barbaren hausten in der eroberten Stadt aufs grausamste, metzelten alle Einwohner, welche nicht als Sklaven zu gebrauchen waren, nieder und würden Thessalonich dem Erdboden gleichgemacht haben, wenn nicht ein griechischer Feldherr durch eine Summe von 150 Pfund Gold die Stadt losgekauft hätte.

Während die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches im schlimmsten Zustande waren, mehrten sich an Leo's Hofe die Kabalen so sehr, daß man darüber ganze Bücher schreiben könnte; denn die Gunst des Kaisers ward ebenso leicht verscherzt, als er sie leicht gewährte. Besonders zeichnete sich einer seiner Günstlinge, Samonas, durch Verschmitztheit und Ränkesucht aus; diese Kabalen scheinen uns aber hier keiner Erwähnung werth. Wir übergehen auch die öfteren Verschwörungen gegen den Kaiser, nicht blos weil sie geringe historische Wichtigkeit haben, sondern auch weil sie in der byzantinischen Geschichte etwas Alltägliches waren. Auch der Liebschaften und Ehegeschichten Leo's würden wir nicht gedenken, wenn er nicht durch dieselben mit

seinen Geistlichen in Streit gerathen wäre und in Folge davon versucht hätte, die Verbindung der griechischen Kirche mit der römischen wieder herzustellen. Die älteren griechischen Gesetze erlaubten zwar, nach dem Tode der ersten Frau eine zweite und sogar eine dritte Ehe einzugehen, allein der herrschenden Ansicht nach war dies eine Sünde, die Kirche bestrafte es mit einer langen Ausschließung vom Abendmahl, und Leo selbst hatte zuerst auch durch ein bürgerliches Gesetz die dritte Heirath verboten. Nichtsdestoweniger heirathete er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Geliebte, mit welcher er schon bei Lebzeiten seiner Gemahlin öffentlich Umgang gepflogen hatte; ja, er schloß später nach einander noch mit einer dritten und vierten eine förmliche Ehe. Schon bei seiner zweiten Heirath hatte er sich gefallen lassen müssen, daß der Geistliche, der die Trauung vollzogen hatte, abgesetzt wurde. Als er aber eine vierte Ehe schließen wollte, suchte dies der Patriarch Nikolaus mit allen geistlichen Waffen zu verhindern. Der Kaiser konnte nicht allein die kirchliche Einsegnung dieser Ehe auf keine Weise erlangen, sondern er mußte sich auch entehrenden Kirchenstrafen unterwerfen. Nichtsdestoweniger lebte er mit seiner Geliebten, Zoë, wie mit einer rechtmäßigen Gemahlin, und Samonas, der in allen Ränken eines orientalischen Hofes erfahren war und damals in Leo's Gunst kam, wußte ihm aus der Verlegenheit zu helfen, indem er die Sache zugleich sehr geschickt benutzte, um sich selbst immer mehr emporzuarbeiten. Auf seinen Rath knüpfte Leo Unterhandlungen mit dem römischen Papste an, der nach den Grundsätzen seiner Kirche eine solche Ehe nicht unerlaubt fand, sondern vielmehr förmlich anerkannte. Mit Hülfe desselben Samonas setzte Leo endlich den Patriarchen ab und erhob einen anderen Geistlichen an seine Stelle. Der neue Patriarch nahm den Kaiser wieder in die Kirchengemeinschaft auf und krönte sogar den Sohn, welchen Zoë ihm geboren hatte, Constantin VII., als Mitregenten (911). Die Sache schien für das Reich die wichtige Folge zu haben, daß die Verbindung der abendländischen und morgenländischen Kirche wieder hergestellt werden und das Oberhaupt der ersteren aufs neue einen Einfluß in Constantinopel erhalten würde; allein es ging gerade umgekehrt. Nikolaus war ein eifriger Anhänger der Grundsätze des Photius; sein Sturz war also auch ein Angriff auf diese und mußte die griechische Welt nur noch mehr gegen den römischen Papst aufreizen. Ueberdies fühlte der schwache und grübelnde Kaiser auf dem Sterbebette Gewissensangst, setzte den vertriebenen Patriarchen wieder ein und rief dadurch aufs neue Zwietracht zwischen den beiden Kirchen hervor. Nikolaus verdammte und verfluchte nämlich gleich nach Leo's Tode das Verfahren seines Vorgängers und forderte den Papst Johann X. auf, dasselbe zu thun; so schlecht aber

dieser auch als Mensch sein mochte, so viel er sich auch in der Eigenschaft eines Herrn von Rom hätte erlauben dürfen, so konnte er doch als Papst, umgeben von dem Rathe der ersten Geistlichen und von den größten Gelehrten seiner Zeit, sich zu einem solchen Schritt unmöglich entschließen. Er widerstand daher dem dringenden Verlangen des Patriarchen, und die Verbindung zwischen den beiden Hauptkirchen des Christenthums wurde von neuem zerrissen.

Leo starb im Jahre 912. Er hatte zwar seinen Sohn Constantin zum Mitregenten ernannt, konnte aber unmöglich seinen Bruder Alexander, der von seinem Vater ihm selbst zur Seite gesetzt worden war, von der Nachfolge ausschließen, da Constantin erst sieben Jahre alt war. Alexander bestieg daher bei Leo's Tode den Thron. Er hatte sich von jeher durch nichts als durch gemeine Ausschweifungen und durch freche Verhöhnung des Volksglaubens ausgezeichnet und gab als Kaiser bald aller Welt zu erkennen, daß ein ruhiger und pedantischer Mann, wie Leo, mit allen Fehlern weichlicher Seelen für den griechischen Staat ein weit besserer Herrscher sei, als ein Religionsspötter und Freund roher Lustbarkeiten. Er überließ die Regierung seinen elenden Lieblingen, die sie schlecht genug führten, so daß Bulgaren und Araber ungestraft im Lande raubten. Zum Glück starb er schon nach einem Jahre (913). Ihm folgte ohne Widerspruch der junge Constantin VII., welcher, gleich anderen während der Herrschaft ihrer Väter geborenen griechischen Kaisern, in der Geschichte den Beinamen Porphyrogenitus (d. i. der in Purpur Geborene) führte.*) Man setzte ihm eine vormundschaftliche Regentschaft zur Seite, unter deren Mitgliedern der Patriarch Nikolaus und ein Rechtsgelehrter die vornehmsten waren, und traf sogleich die nöthigen Maaßregeln, um seine Mutter Zoë von ihm entfernt zu halten. Der junge Kaiser bestand bald nachher auf der Rückkehr seiner Mutter, und Nikolaus, der ihr Feind gewesen war und blieb, mußte ihr seinen Platz einräumen. Zoë brachte ihre Brüder und andere Leute ohne Fähigkeit und Verdienst mit sich und die Generale, die schon seit langer Zeit die Hauptrolle im Reiche gespielt hatten, sahen mit Unwillen Weiber, Höflinge und Rechtsgelehrte an der Spitze der Regierung. Der Patriarch Nikolaus schürte das

*) Nach der zumeist gültigen Annahme heißt Porphyrogenitus der in der Porphyra (dem Purpursaal im Palaste zu Constantinopel) geborene; doch liegt die obige Auslegung im Sinne der Zeit, indem hierdurch, den vielen Söhnen von Wahlkönigen gegenüber, ein Vorzug desjenigen ausgesprochen wird, der schon durch die Geburt königlich war. So wirbt Otto I. für seinen Sohn um eine in Purpur gewickelte Prinzessin, und Heinrich, Otto's Bruder, schreibt sich gerade als der Jüngere einen Vorrang zu, weil bei seiner Geburt der Vater bereits König war.

Feuer tüchtig an und zwei der vornehmsten von jenen Kriegsbefehlshabern, Constantin Dukas und Romanus Lekapenus, versuchten nach einander, der schimpflichen Herrschaft ein Ende zu machen. Der Erstere nahm seine Maaßregeln zu schlecht, scheiterte daher in seinem Unternehmen und stürzte alle seine Anhänger mit sich in das Verderben. Der Andere dagegen erreichte durch geschickte Benutzung der Umstände seinen Zweck. Doch ist der Hergang der Sache nicht ganz klar, weil uns der Faden der Ariadne fehlt, um durch das Labyrinth der byzantinischen Hofränke, welche ebenso versteckt, boshaft und verworren waren, als die eines asiatischen Serails, hindurchdringen zu können. Genug, Romanus, welcher die Flotte des schwarzen Meeres befehligte, ward 919 in Folge einer Hofkabale bewogen, nach Constantinopel zu reisen, trat hier als Schützer des Kaisers auf, vermählte seine Tochter Helena mit demselben und riß unter dem schon von Leo erfundenen Titel Kaiservater die Regierung an sich. Seine Gegner wurden überwältigt und grausam bestraft, des Kaisers Mutter aber sammt ihren Anhängern verbannt. Dann ließ Romanus zuerst sich selbst und hierauf auch seine drei älteren Söhne, Christophorus, Stephan und Constantin zu Kaisern ausrufen, bewachte seinen Schwiegersohn wie einen Gefangenen im Palaste, nahm die erste Stelle in der Gesammtregierung ein und verdrängte den Kaiser, dem er die zweite überließ, nur deshalb nicht ganz, weil häufige, immer grausam bestrafte Verschwörungen ihm zeigten, wie sehr die Nation sich schon wieder an die Erbfolge gewöhnt hatte.

Während das Reich durch Hofränke und innere Zwiste in Verwirrung gerathen war und die Beherrscher desselben mit den Khalifen durch läppischen Prunk wetteiferten, zog der Bulgaren-König Simeon den größten Vortheil aus dieser Lage der Dinge. Er brach den Frieden, den er nach Zurücktreibung der Ungarn geschlossen hatte, und beraubte nicht nur die Gegenden von Constantinopel und Adrianopel, sondern drang auch unter entsetzlichen Verheerungen in die entfernteren Theile des eigentlichen Griechenlands, die doch so leicht zu decken gewesen wären. Vergebens verband man sich mit den Petschenären (Pazinaken oder Petschenegen), welche damals ihren Wohnsitz bis in die Moldau vorgeschoben hatten, und bewog sie, sich über die Donau in die Bulgarei übersetzen zu lassen; Eifersucht und Zwietracht der griechischen Generale verhinderten die Ausführung des Beschlossenen, die Petschenären kehrten wieder um, ja die Bulgaren rieben gleich nachher ein griechisches Heer fast völlig auf und streiften von neuem bis an die Thore von Constantinopel. Auch nachdem Romanus Kaiser geworden war, behielten die Bulgaren einen großen Theil des Landes im Besitz und erschienen oft in der Nähe der Hauptstadt; denn Romanus

hatte von seiner niederen Geburt und Erziehung her nicht, wie Leo der Isaurier, Kraft und Thätigkeit mitgebracht, sondern einen schimpflichen Aberglauben, der, mit den verdorbensten Sitten vereinbart, ebenso sehr dem kräftigen Handeln, als der wahren Religiosität Eintrag thut. Er beschäftigte sich mit dem Bau von Kirchen und Hospitälern, ging fast blos mit Welt- und Kloster-Geistlichen um, spendete ihnen, sowie Züchtlingen und anderem Gesindel, reichliche Almosen und ließ sich von groben Mönchen demüthig die ärgsten Grobheiten sagen, erschien aber als Kaiser nicht mehr an der Spitze des Heeres, in welchem er doch von Jugend auf gedient hatte, und gebrauchte mit einer einzigen Ausnahme seine geschicktesten Generale aus Argwohn entweder gar nicht oder entfernte sie unter dem Vorwande von Verschwörungen. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß die Bulgaren ihre Verwüstungen ungestört fortsetzten, während doch gleich nachher das kleine Volk der Kroaten sie ohne viele Mühe und Kunst besiegte. Die Niederträchtigkeit der Regenten machte, wie dies zu gehen pflegt, auch das Volk niederträchtiger und feiger. Generale und Admirale flohen wie um die Wette, gaben die Vertheidiger bedeutender Städte der Wuth der Räuber preis und ließen die Werften und Gebäude rund um Constantinopel gleichgültig niederbrennen; dabei erzählen die Schriftsteller alles dies mit einer Ruhe und Kälte, als wenn ihre Nation dadurch nicht den mindesten Schimpf auf sich geladen habe. Endlich ward sogar ein Palast vor Constantinopel und bald darauf noch ein anderer verbrannt, eines der Hauptthore enge umlagert und die Stadt mit der Erstürmung bedroht. Dies hätte doch endlich den Kaiser Romanus an die Spitze der Seinen bringen sollen; — aber nein. Er thut nichts zu ihrer Rettung, sondern geht, mit dem Gewande der heiligen Jungfrau wie mit einem schützenden Panzer bekleidet, zum Bulgaren-König hinaus und erbettelt einen Frieden. Damit man aber sehe, daß alle diese Schmach an den leitenden Personen, nicht an der Schwäche der Heere lag, so werfe man einen Blick auf die Unternehmungen gegen die Araber. In dem nämlichen Jahre, in welchem Constantinopel von den Bulgaren am ärgsten bedrängt ward, erlitten die Feinde vor Thessalonich eine schwere Niederlage von den Griechen; schon vorher waren die Truppen des Kaisers siegreich bis nach Mesopotamien vorgedrungen; Johann Kurkuas endlich, der einzige tüchtige Feldherr, welchen der argwöhnische Kaiser an der Spitze eines Heeres ließ, war mehr als zwei Jahrzehnte hindurch der Schrecken der Araber und entriß ihnen große Landstriche am Euphrat und Tigris. Doch gab der überfromme Romanus diese Eroberungen wieder heraus und nahm als Entschädigung einige Reliquien an, die allerdings unter ihresgleichen vom höchsten Werth waren, nämlich einen Brief des

Königs Abgarus von Edessa an den Heiland nebst Christi Antwort, dazu ein Bildniß Christi, das in ein Tuch abgedrückt war.*)

Im Jahre 927 starb der furchtbare Bulgaren-König Simeon, und da damals auch die Herrschaft des Romanus durch Unterdrückung vieler Empörungen fest gegründet worden war, so trat von dieser Zeit an eine bessere Ordnung der Dinge ein. Die Bulgaren baten, von ihren Nachbarn mit Krieg bedroht, um Frieden und erhielten ihn. Die Ungarn, welche 934 in das Reich einbrachen, wurden zwar durch Geld zur Rückkehr bewogen, sie waren aber doch wenigstens vorher durch die Waffen geschreckt worden. Auch ein neuer Angriff der Russen unter Igor ward auf so rühmliche Weise zurückgeschlagen, daß wir schon aus diesem einzigen Ereignisse lernen könnten, wie viel innere Kraft ein gebildetes Volk sogar bei einer schlechten Regierung stets behält. Igor erschien 941 mit unzähligen kleinen Fahrzeugen am Eingange des Bosporus und seine Schaaren hausten überall, wo sie landeten, mit kannibalischer Wuth gegen die Einwohner; die griechischen Generale Kurkuas, Theophanes und Bardas Phokas vernichteten aber, namentlich mit Hülfe des griechischen Feuers, fast alle russischen Schiffe sammt ihrer Bemannung. Dies machte die Barbaren vorsichtiger, es ward später ein Friedens- und Handelsvertrag mit ihnen geschlossen, sie räumten das für die Griechen und ihre Hauptstadt so wichtige Taurien ganz und gar und huldigten sogar der christlichen Religion, welche seit der Zeit bedeutende Fortschritte unter den Russen machte. In Italien traten eines Theils die longobardischen Fürsten, welche im jetzigen Neapolitanischen herrschten, in nähere Verbindung mit dem griechischen Reiche, weil sie sich gern mit der eitelen Ehre des Patricíats bekleiden ließen, ohne zu bedenken, daß schon dies eine Abhängigkeit begründe; anderes Theils schloß sich König Hugo an die byzantinische Regierung enger an, verlobte 944 seine Tochter Bertha mit dem erst fünfjährigen Sohne Constantin's, einem Enkel des Romanus, und schickte sie nach Constantinopel, wo sie jedoch schon nach wenigen Jahren starb. Die fränkischen Begleiter Bertha's bildeten dort bei der Mutter ihres Bräutigams, Helena, einen Theil des Gefolges und waren derselben sehr nützlich, da der älteste von ihren drei Brüdern, Christophorus, welcher schon vor vielen Jahren der Schwiegervater des Bulgaren-Fürsten Petrus geworden war, eine Schaar Bulgaren um sich gesammelt und dadurch sich und seinen Brüdern ein größeres Gewicht verschafft hatte; Constantin ward von diesen sogar auf die letzte Stelle unter den fünf

*) Die Abbildung wird im Bilderstreit mehrfach erwähnt; die Echtheit des Briefwechsels findet noch jetzt hie und da Vertheidiger.

Kaisern herabgedrängt. Ihm selbst war das gleichgültig; er war zufrieden, wenn er ungestört Buchstaben malen, Bücher sammeln, Auszüge aus denselben machen und ähnliche Beschäftigungen treiben konnte; seine ehrgeizige Gemahlin aber ärgerte sich nicht wenig, daß sie bei allen öffentlichen Aufzügen demüthig zuletzt gehen mußte, und arbeitete ihren Brüdern bei dem Vater entgegen. Dieser ließ sich durch die Gewandtheit der Helena und durch die ruhige Natur ihres Gemahls bewegen, ihrem Sohne den ersten Rang zu ertheilen. Dadurch wurden die herrschsüchtigen Söhne des Romanus beleidigt, vielleicht lebte ihnen aber auch der alte Mann zu lange; genug, sie ließen ihn (944) plötzlich aufheben und nach einer kleinen Insel bringen, wo er einige Jahre später starb. Constantin würde das Schicksal seines Schwiegervaters getheilt haben, wenn ihn nicht die Zuneigung des Volkes und die fränkischen Begleiter der Bertha geschützt hätten. Er ward gleich nachher, hauptsächlich wohl durch das Zureden seiner Gemahlin, dreister und führte absichtlich einen Rangstreit mit seinen Schwägern herbei, bei welchem er dieselben übermannen und gefangen nehmen ließ. Sie wurden auf zwei verschiedene Inseln gebracht, von wo sie nicht wieder zurückkehrten, und Constantin regierte jetzt endlich allein (945).

Er hat nicht blos eine große Zahl von gelehrten, meist aus älteren Schriften zusammengetragenen Werken geschrieben, sondern er war auch ein Mann, der, durch Unglück und Studium gebildet, das Beste wollte und oft auch erreichte. Er sorgte unablässig für Wissenschaft, Kunst und Betriebsamkeit und hat das Verdienst, daß ein großer Theil des Lichtes, das seit Otto's des Großen Zeit im Abendlande zu leuchten begann, von ihm angezündet war, da er manche der Gelehrten bildete, welche entweder mit seiner Enkelin, der Gemahlin Otto's II., nach Deutschland kamen oder später dahin berufen wurden Dies ist die glänzende Außenseite von Constantin's Wesen und Regierung; sie bedeckte aber ein mangelhaftes Innere. Unter dem Schimmer der Gelehrsamkeit verbarg sich ein kleinlicher Geist und eine große Charakterschwäche. Constantin liebte die Freuden der Tafel und des Weines, ließ sich leicht zum Jähzorn und zur Härte hinreißen, war zu nichts weniger als zum Herrscher erzogen und übersah als bloßer Pedant oft das Große, um das Kleine nicht zu versäumen. Doch trat er in freundliche Verbindung mit entfernten Völkern und Fürsten, die ihm gegen seine nahen Feinde Nutzen gewähren konnten. Wenn auch sein Verkehr mit dem mächtigen Beherrscher von Spanien, Abderrahman III., weniger den Vortheil, als den Glanz beider Fürsten zum Zweck hatte, so gewährte dagegen seine Verbindung mit den Russen dem Reiche einen wirklichen Nutzen, und bei seinem Verhältnisse zu

Otto dem Großen und zu Berengar II. war wenigstens die größere Ehre auf Seiten des griechischen Kaisers. Die Großfürstin Olga von Rußland suchte, um ein benachbartes Volk züchtigen zu können, Frieden mit den Griechen, und ließ sich 957 in Constantinopel taufen; mag dies nun vielleicht auch nicht aufrichtig gemeint gewesen sein, so entsprang doch daraus eine freundliche Verbindung ihres Volkes mit den Griechen, welche wenigstens für den Handel von Constantinopel sehr vortheilhaft war. Im südlichen Italien wie in Asien waren damals die Verhältnisse den Griechen sehr günstig, weil hier wie dort die Herrschaft schwankte und steter Streit um dieselbe war; Constantin's Truppen errangen daher nach beiden Seiten hin bedeutende Vortheile. Dies war für Otto den Großen ein Grund mehr, seinen Sohn mit einer griechischen Prinzessin zu vermählen, da er hoffen konnte, mit derselben auch die Abtretung der griechischen Rechte auf Italien zu erlangen. Constantin hätte vielleicht auch kein Bedenken getragen, dem mächtigen deutschen Fürsten die Hand seiner Enkelin zu geben; aber er war längst nicht mehr, als diese Werbung erging.

Sein junger Sohn, Romanus II., der das Reich erbte (959), dachte nur an Zerstreuungen. Die Regierungsgeschäfte leiteten seine Gemahlin Theophano, eine Frau von niedriger Herkunft, aber von kräftiger Natur, und der ränkevolle Höfling Josephus. Unter ihm erhoben sich die beiden Söhne des Bardas Phokas, der unter Constantin General des Ostens gewesen war, Nikephorus Phokas und Leo Phokas, durch ihre glücklichen Kriege mit den Mohammedanern zu großem Ansehen und verschafften den griechischen Waffen einen solchen Ruhm, daß man in Rücksicht ihrer Thaten die Regierung des jüngeren Romanus die rühmlichste seit Leo dem Isaurier nennen könnte. Sie eroberten 961 dem Reiche die wichtige Insel Kreta wieder, zerstörten den dort angelegten Seeräuberstaat, und erfochten eine Reihe von Siegen über die Hamadaniden in Mesopotamien und Syrien. Aleppo und 60 andere Städte wurden durch Nikephorus und Leo Phokas eingenommen und die Schatzkammer des Reichs mit den ungeheuren Schätzen gefüllt, welche die beiden Brüder in Syrien und auf Kreta erbeutet hatten.

Als Romanus im März des Jahres 963 starb, übernahm Theophano die vormundschaftliche Regierung im Namen ihrer beiden Söhne, Basilius II. und Constantin VII.; außer diesen hatte sie zwei Töchter, Theophano und Anna (Heliodora), welche beide später durch Vermählung mit mächtigen Fürsten auch auf die Geschichte der Völker und auf die Ausbreitung der griechischen Cultur großen Einfluß gewannen. Ihre Mutter, die Kaiserin Theophano, erhielt zunächst den Einfluß nicht, den sie sich wünschte, da Josephus und die

wieder zu Ansehen gelangte Aristokratie des Senats ihr entgegen arbeiteten. Sie suchte daher ihren Zweck durch den General Nikephorus zu erreichen, mit dem sie sogar schon vor ihres Gemahles Tod in Verbindung getreten sein soll. Vergebens widersetzte sich Josephus ihrem Bestreben, Nikephorus zur Würde eines Generals des Ostens, der bedeutendsten Stelle des Reiches, erheben zu lassen; der Patriarch Polyeuktes, ein Feind des regierenden Kaiserhauses, unterstützte die Bemühungen der Theophano und Nikephorus ward schon einen Monat nach Romanus' Tod in jene Stelle eingesetzt. Er eilte in die Hauptstadt, feierte daselbst einen Triumph, kehrte aber sogleich wieder in den Osten zurück, um sich mit Hülfe seiner Soldaten den Thron selbst zu erobern. Er gewann Tzimiskes, den größten General seiner Zeit, und ward von dem Heere schon im Juli 963 zum Kaiser ausgerufen. Man konnte ihm daher in Constantinopel, wo er im August ankam, die Krönung nicht versagen. Er vermählte sich mit der verwittweten Kaiserin, erhob seinen alten Vater zum Cäsar und umgab sich überhaupt mit seinen Verwandten. Auch als Kaiser wußte er den kriegerischen Ruhm zu behaupten, den er und sein Bruder schon seit längerer Zeit errungen hatten. Mit fast ununterbrochenem Glück fochten seine Truppen gegen die Mohammedaner in Asien. In Sicilien mißglückte zwar eine Unternehmung, welche sein Admiral Niketas machte; allein Nikephorus stand bei den Fatimiden, zu deren Reich die Insel damals gehörte und gegen welche seine Vorgänger sich zur Tributzahlung herabgelassen hatten, in solcher Achtung, daß diese stolzen Fürsten ihm die gemachten Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickten. Die Bulgaren endlich, welche das herkömmliche Ehrengeschenk von ihm verlangten, wies er mit harten Worten zurück, und erkaufte dann, um Barbaren durch Barbaren zu bekämpfen, den russischen Fürsten Swätoslav, den Sohn der Olga, durch Geld, daß er gegen sie ins Feld zog. Von einem Kaiser, der so unternehmend und kräftig war, wird es uns nicht wundern, daß er auch dem deutschen Könige Otto einen würdigen Ernst entgegensetzte.

SBN 614491

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Aus der Vorrede des Verfaſſers 3
Anmerkung des Bearbeiters 13

Geſchichte des Mittelalters.

I. Die erſten Zeiten des Mittelalters vom Untergang des weſtrömiſchen Kaiſerthums bis zur Trennung des fränkiſchen Reiches unter den Karolingern 15

I. Geſchichte der Völker und Staaten des Oſtens.

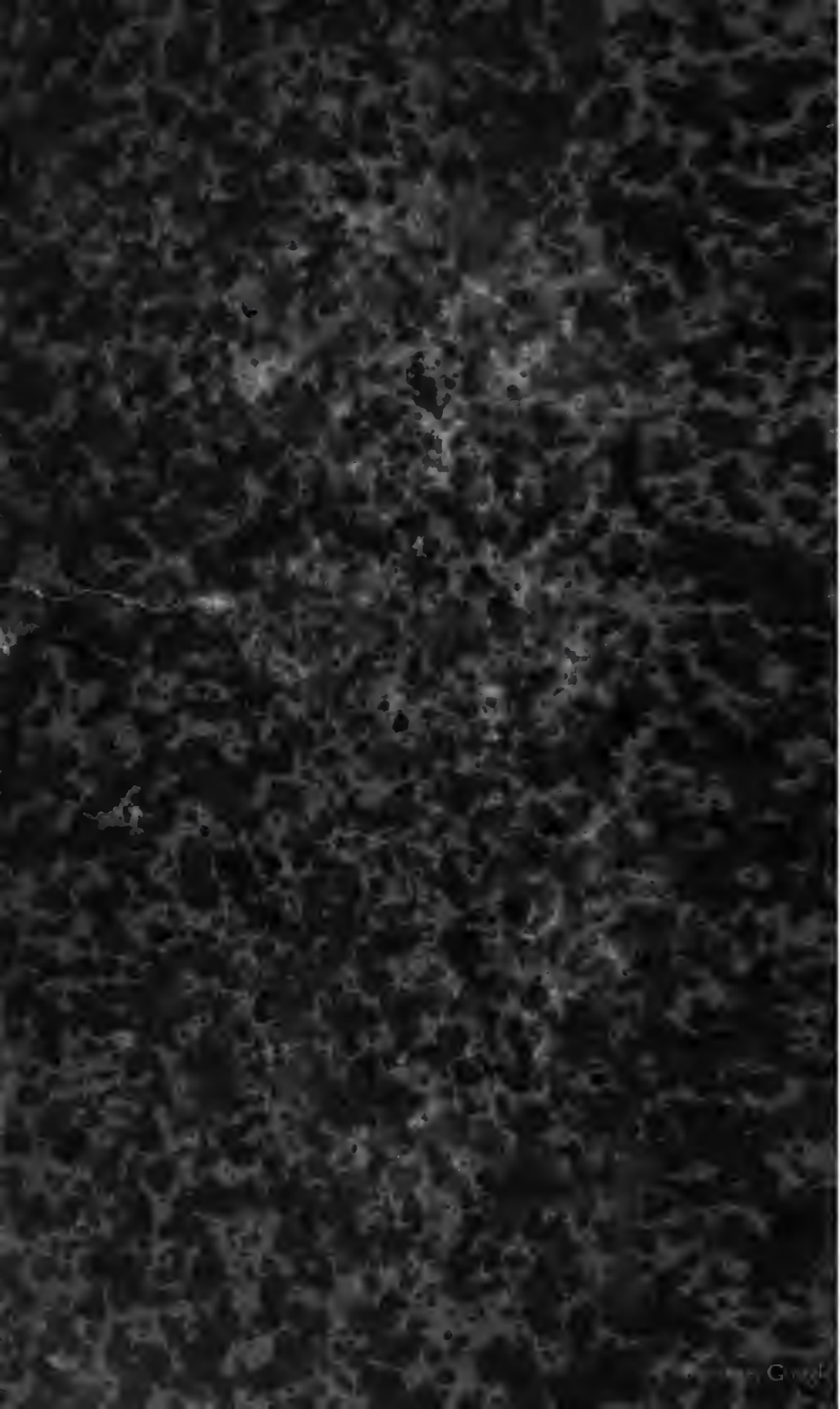
1. Das byzantiniſche und das neuperſiſche Reich bis zum Untergange des Letzteren 17
2. Geſchichte der Araber vor Mohammed's Zeit . . . 34
3. Mohammed 38
4. Geſchichte der Araber unter den vier erſten Khalifen . . 53
5. Geſchichte des arabiſchen Reiches von Ali's Tod bis zur Eroberung von Spanien 74
6. Geſchichte der Weſtgothen in Frankreich und Spanien . . 85
7. Geſchichte der Araber von der Eroberung Spaniens bis zum Sturze der Ommejaden 98
8. Die Ommejaden in Spanien und die Entſtehung der neuen chriſtlichen Reiche daſelbſt 113
9. Ueberblick der Geſchichte der mohammedaniſchen Reiche in Afrika bis zum 11. Jahrhundert 137
10. Geſchichte der Abbaſiden bis gegen das Ende des 9. Jahrhunderts 150
11. Geſchichte der Abbaſiden und der bedeutenderen Dynaſtieen im Oſten des mohammedaniſchen Reiches bis zum Emirat der Buiden 164
12. Geſchichte der mohammedaniſchen Dynaſtieen in Aſien von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts . . 178

13. Andeutungen über Bildung und Litteratur der Blüthezeit der mohammedanischen Reiche.
1. Aeltere Zeit bis auf die Abbasiden 192
2. Zeiten der Abbasiden und der Ghasnawiden . . 200
3. Fernster Osten und fernster Westen in der Blüthezeit der arabischen Cultur 207

II. Geschichte der nordischen Völker in der ersten Zeit des Mittelalters.
1. Die Urzeit der skandinavischen Völker 217
2. Geschichte der britischen Inseln bis auf Sven den Glücklichen . 242
3. Geschichte der Angelsachsen und Skandinavier von Sven Gabelbart bis auf Wilhelm den Eroberer 273
4. Geschichte der Normannen in Frankreich bis auf ihre Eroberung Englands 287
5. Bildung und Litteratur des Nordens von Europa in ihrem Uebergang zu der christlichen des Mittelalters.
1. Einleitende Bemerkung 299
2. Heroische Poesie der schottischen, britischen und skandinavischen Urzeit 303
3. Angelsächsische Litteratur 305

III. Geschichte Italiens und der Franken in den ersten Zeiten des Mittelalters.
1. Die Franken bis auf Chlodwig's I. Tod 316
2. Die Franken von Chlodwig's I. Tod bis auf Pipin von Landen 324
3. Die Franken von Dagobert I. bis auf die völlige Verdrängung der Merowinger 342
4. Italien vom Einbruche der Longobarden bis auf Pipin den Kleinen und Geschichte des Letzteren seit der Annahme des königlichen Titels 359

II. Die Zeit von Karl dem Großen bis zum Beginn der Kreuzzüge 377

I. Von Karl dem Großen bis zur Zeit der salischen Kaiser.
1. Karl der Große 379
2. Ludwig der Fromme und seine Söhne bis zum Vertrag von Verdun 416
3. Die Karolinger vom Vertrag von Verdun bis auf Ludwig's des Deutschen Tod 435
4. Das byzantinische Reich zur Zeit der bilderstürmenden Kaiser 447
5. Geschichte der karolingischen Staaten vom Tode Ludwig's des Deutschen bis auf Ludwig das Kind 463

6. Die letzten Karolinger in Italien und Frankreich . . 480
7. Die ersten Capetinger 500
8. Italien vor Berengar's I. Tod bis auf Otto den Großen . 504
9. Das deutsche Reich vom Ende der karolingischen Zeit bis auf die Wiederherstellung der Verbindung mit Griechenland . 508
10. Das byzantinische Reich von Basilius dem Macedonier bis zur Zeit Otto's des Großen 535